Eberhard, Matthias

Kanzel-Vorträge des Bischofs von Trier, Dr. Matthias Eberhard
Herausgegeben von Aegidius Ditscheid

Bd.: 4

Freiburg i. B. 1895

Eberhard

# Kanzel-Vorträge

## des Bischofs von Trier,

## Dr. Matthias Eberhard.

Herausgegeben von

**Dr. Aegidius Ditscheid,**
Domkapitular zu Trier.

Dritte Auflage.

**Vierter Band:**

Fest- und Gelegenheitspredigten. I.

**Freiburg im Breisgau.**
Herder'sche Verlagshandlung.
1895.
Zweigniederlassungen in Wien, Straßburg, München und St. Louis, Mo.

# Kanzel-Vorträge

des Bischofs von Trier,

Dr. Matthias Eberhard.

Herausgegeben von


**Dr. Aegidius Ditscheid,**

Domkapitular zu Trier.


Dritte Auflage.

**Vierter Band:**

**Fest- und Gelegenheitspredigten. I.**


**Freiburg im Breisgau.**

Herder'sche Verlagshandlung.

1895.

Zweigniederlassungen in Wien, Straßburg, München und St. Louis, Mo.

# Fest- und Gelegenheitspredigten

## des Bischofs von Trier,

## Dr. Matthias Eberhard.

Herausgegeben von

**Dr. Aegidius Ditscheid,**
Domkapitular zu Trier.

Erster Theil.

Dritte Auflage.

**Freiburg im Breisgau.**
Herder'sche Verlagshandlung.
1895.
Zweigniederlassungen in Wien, Straßburg, München und St. Louis, Mo.

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

# Vorwort zur ersten Auflage.

Der vorliegende Band enthält den ersten Theil der Fest= und Gelegenheitspredigten des hochseligen Bischofs von Trier, Dr. Matthias Eberhard. Die Festpredigten fallen in die Zeit von Allerheiligen bis Christi Himmelfahrt einschließlich.

Näheres über diese Predigten zu sagen, ist wohl nicht nöthig, seitdem der hochselige Verfasser durch seine Fastenvorträge und durch seine Homilien über die Bücher Mosis als ausgezeichneter Kanzelredner allenthalben gerühmt wird.

Trier, im November 1878.

**Der Herausgeber.**

# Inhaltsverzeichniß.

## Festpredigten.

## Gelegenheitspredigten.

# Allerheiligen.

## Erste Predigt.

(1868.)

### Seligkeit der Heiligen im Himmel in der Erinnerung ihres ehemaligen Erdenwallens.

„Es grüßen euch alle Heiligen."
2 Kor. 13, 12.

Geliebte Festgenossen! Mitbürger der Heiligen! Hausgenossen Gottes! Es ist ein Brief mit frohen Meldungen für euch angekommen zu dieser Stunde. Seine Adresse lautet deutlich: An alle Anwesenden in der altehrwürdigen Domkirche zu Trier, unsere lieben Nachkommen, Kinder, Verwandte und Freunde. Gesiegelt ist der Brief mit Christi erlösendem Blut. Das Siegelbild ist eine Siegeskrone und ein Palmzweig aus dem Lande, wo die unverwelklichen Palmen grünen. Des Briefes Datum lautet nicht auf einen Tag und Monat auf diesem Planeten, sondern es heißt: Gegeben in der Ewigkeit. Des Briefes Worte sind eine Geistersprache. Der Brief kommt von den seligen Gestaden, wo hell und klar der volle Strom der Wahrheit und der Freude fließt, aus den lichten, jubeldurchschallten Triumphbogen des himmlischen Jerusalem. Er ist ausgestellt im Namen aller Heiligen, und ich bin so glücklich, sein Bote, sein Träger an euch zu sein und habe ihn euch jetzt verlesen. Denn dieser Brief, den ich meine, geliebte Festgenossen, ist eingefaßt und eingeschlossen im heiligen Evangelium; er tritt am heutigen Feste aus demselben hervor, und wir sollen aus dem Evangelium die Geistersprache der Verklärten vernehmen. Sind die Worte auch aus Christi Mund gekommen, so weht heute in ihnen doch der Athem seiner Heiligen; in Christi heiligen Seligsprechungen tönen aus dem heiligen Jenseits die frohen Meldungen aller verklärten Menschengeister, die uns von ihrem unaussprechlichen Glück erzählen. Die Heiligen schicken uns so gewissermaßen ihre Botschaft im heutigen Evangelium; hinter jeder der acht Selig-

keiten sagen sie heute: So sind wir selig. Ist ja die Welt des Jenseits nicht mit undurchdringlichen, ehernen Schranken von uns getrennt, wie zahllose Beispiele zeigen. Die Tafeln der zehn Gebote waren ja geradezu von geheimnißvoller Hand aus den Wolken beschrieben, — im eigentlichsten, buchstäblichsten Sinne ein Brief, eine Botschaft aus der unsichtbaren Welt. Moses und Elias erschienen auf der Höhe des Tabor; und von dem ältesten und fernsten aller Verstorbenen, von dem frommen Hirten Abel, sagt ja der hl. Paulus: „Der verstorbene Abel redet noch."[1]

So läßt die Kirche heute alle Heiligen zu uns reden in dem wunderbar schönen Evangelium der acht Seligkeiten, von welchem in unsern Tagen der eiserne Fürst der Schlachten, als er es eines Tages auf St. Helena vorlas, so gerührt und ergriffen wurde, daß er ausrief: „Es sei das schönste Blatt, das je auf Erden geschrieben worden." Dieses Blatt ist der Brief der Heiligen. In diesem Evangelium winken sie uns grüßend zu, alle, welche der Herr mit seinem Munde selig gepriesen und heilig gesprochen: „alle Heiligen grüßen euch." Sie lassen euch sagen, daß ihnen nichts mangle, daß es ihnen wohl ergehe, daß unaussprechliches Glück ihr Antheil sei. Weil das Glück so ganz überschwänglich ist, darum drücken sie es in mannigfaltigen Wendungen aus und sagen euch: „Wir sind arm im Geiste gewesen: nun ist unser das Himmelreich; wir sind die von Gott Getrösteten; der Hunger und Durst unserer Seelen ist auf immer gestillt; wir haben ewige Barmherzigkeit erlangt; wir schauen Gott; wir sind Gottes Kinder; wir sind die ehedem Verfolgten: nun ist unser Lohn groß im Himmel." Immer wieder, achtmal wieder: „Wir sind selig."

„So frohlocket im Herrn, ihr Gerechten; den Rechtschaffenen ziemet Lobgesang"[2], so haben wir euch heute in der heiligen Messe zugerufen und wiederholen es jetzt. So habt ihr denn die hohen Zinnen erstiegen, nach welchen alle Menschen ringen und laufen; so habt ihr das lichte Ziel glücklich erreicht, nach dessen Gewinn, bewußt oder unbewußt, alle vernünftigen Creaturen ruhelos seufzen und dürsten. Denn allen Menschen ist das Verlangen eingeboren, glückselig zu werden. Und wenn ich euch frage, ob ihr glückselig werden wollt, — ob auch euer Mund schweigt, so vernehme ich doch den einstimmigen Ruf eurer Herzen: Glücklich, glücklich wünschen wir zu werden, und nichts anderes wollen wir. Gott genehmigt diesen Wunsch. Mit dem Glück im Paradiese ließ er die Geschichte der Menschheit beginnen: das ist das erste Blatt unserer heiligen Geschichte; und auf dem letzten Blatte der Heiligen Schrift, der Geheimen Offenbarung Johannis, steht wieder das Wort „Selig".

---

[1] Hebr. 11, 4. [2] Ps. 32, 1.

„Selig, die ihre Kleider im Blute des Lammes gewaschen.“[1] „Selig“ ist das erste Wort, mit welchem das Buch der Psalmen anfängt, „selig“ das erste Wort, welches von den Lippen Jesu Christi in der Bergpredigt kommt; Jesus thut den Mund auf und spricht, und sein erstes Wort ist „selig“. Ueberall ertönt dieses Wort. Denn dieses große Wort drückt das tiefste Bedürfen der Menschenseele aus.

Freilich jagen viele Menschen, die meisten — der Heiland versichert es —, nur verderblichen Trugbildern von Glück und Seligkeit nach. Ihr wißt, was der Heiland von dem breiten Wege und den vielen, welche auf ihm wandeln, sagt, während auf dem richtigen, engen Pfade nur wenige gehen. Alle, welche auf dem breiten Wege sich drängen, jagen nach Glück und Seligkeit und finden das Verderben. Nach manchen Erscheinungen unserer Tage könnte man wohl das Bild, welches der Herr gebraucht, noch steigern: nicht ein breiter Weg ist es, auf welchem viele wandeln, sondern ein breiter Strom, welcher gen Mitternacht läuft und zahllose Menschen mit sich fortreißt. Aber zu unserem großen, unaussprechlichen Troste sind es doch sehr große Scharen, welche in den Himmel kommen. Es gibt angesehene Gottesgelehrte, welche mit Grund die Meinung verfechten, daß die meisten Kinder unserer heiligen Kirche gerettet und selig werden, wenn auch durch das läuternde Feuer hindurch. Zuverlässiger als diese Meinung, ein festes göttliches Wort und aller Annahme würdig ist, was der hl. Johannes in der heutigen festlichen Epistel uns sagt. Johannes, der Adler unter den Evangelisten, der entzückte Seher, der Kanzler des Himmels, sah die seligen Geister. Er fing an, sie zu zählen, und zählte viele Tausend. Da entsank ihm doch zum Weiterzählen die Kraft und der Muth; denn die Scharen wurden immer größer. Er sah noch eine große Schar, welche niemand zählen konnte, aus allen Völkern und Stämmen und Nationen und Sprachen. „Sie standen vor dem Throne und vor dem Lamme, angethan mit weißen Kleidern und hatten Palmen in den Händen.“[2]

Hier mahne ich euch, daß ihr heute, am Feste aller Heiligen, nicht an der engherzigen Vorstellung festhaltet, welche manche Christen sich von einem Heiligen machen. Sie denken bei diesem Worte nur an Wüsten und Einöden, an die rauhe Außenseite, an unerschwingliche Abtödtungen, an Wunder und außerordentliche Zeichen, als ob das nothwendig wäre, um heilig zu werden. Sie denken nur an jene verklärten Freunde Gottes, welche, um mich so auszudrücken, einige Kopfeslängen über die großen Scharen der Freunde Gottes hinausragen und von der Kirche auf dieser Erde heilig gesprochen sind. Aber welche Wunder hat denn z. B. der arme Lazarus gethan, dessen Elend auf einem Blatte des Evangeliums

---

[1] Offb. 22, 14. [2] Ebd. 20, 12.

gezeichnet wird? Und doch, — wie wendet sich das Blatt! — ihm, dem nur die Hunde Gesellschaft leisteten, werden die Engel willige Diener; denn sie sehen um sein armes, krankes Haupt den Glanz der Heiligkeit strahlen, und er wird von ihnen emporgetragen. Der Schächer zur Rechten des gekreuzigten Herrn, was hat er denn für Wunder gethan? Doch vom Throne des Kreuzes herab wird er selig gesprochen. Alle guten Christen gehen mit den großen Heiligen zum selben Ziele, aber nicht alle halten mit ihnen gleichen Schritt. Viele sind nur bestimmt und auserwählt, eine Mittelgröße zu erreichen, Mittelgut unter Gottes Schätzen zu sein. So würden wir staunen und vor freudiger Bewunderung die Hände zusammenschlagen, wenn wir all die Namen wüßten von denen, welche heute aus Himmelshöhen uns grüßen. Wir würden staunen, nicht wegen der Fremdartigkeit der Namen, sondern wegen der großen Bekanntheit derselben. Auf diesen Straßen sind manche gegangen, in unsern Häusern und Zimmern haben solche gelebt, welche heute die frohe Botschaft mitbestellt haben, und welche aus der Verklärung uns zurufen: Wir wissen, wie schwer und schlimm es auf Erden ist; betrachtet aber unsere Seligkeit, daß ihr nicht ermüdet.

Lasset uns ihr Glück betrachten. Es soll ja unser eigenes werden; die Heiligen rufen uns. Dreifach ist, wie der hl. Bernardus lehrt[1], die Freude der Heiligen. „Wie groß", ruft er aus, „ist die Glückseligkeit der Heiligen! Wie unermeßlich ihre Freude! Sie schöpfen ja eine dreifache Freude: eine aus der Erinnerung des vergangenen Lebens, eine aus dem Genusse ihres gegenwärtigen Lebens, eine aus der sichern Erwartung der zukünftigen Vollendung, wenn die Leiber auferstehen." Aus Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft strömt ihnen Freude zu in ihre selige Ewigkeit: ein Meer der Freude. Eine alte fromme Erzählung sagt, der größte aller Kirchenlehrer, der hl. Augustinus, habe einst in einsamem Nachdenken und Betrachten seinen Geist in dieses Meer der Seligkeit versenkt und ihre ganze Größe und Weite zu begreifen getrachtet; da habe ein Engel ihm gesagt: „So wenig man das Weltmeer mit einer Muschel ausschöpfen kann, so wenig kann man mit irdischem Verstande die Größe der himmlischen Seligkeit und ihre Fülle erfassen." Wir wollen darum bescheiden und demüthig aus dem Meere der Seligkeit nur einige Tropfen, wie in einer kleinen Schale, schöpfen. Wir wollen nicht das Höchste betrachten — die Anschauung Gottes, sondern nur das, was uns noch am nächsten steht: die Seligkeit der Heiligen aus der Erinnerung ihres vergangenen Erdenlebens. Ihre Vergangenheit, das Wallen und Pilgern auf der Erde: — das ist ja unser gegenwärtiges Los; das liegt uns nahe. Es werden immer von neuem Lichtstrahlen auf unsere eigene Pilgerbahn fallen. Helfe uns der Herr, welcher selbst am Ziele des Wallens

---

[1] Serm. II in fest. Omn. Sanct. (ed. Venet.) III, 267.

der Lohn und die Krone der Heiligen ist, und die Fürbitte ihrer Königin, einen großen und bleibenden Eindruck in Geist und Gemüth von dem seligen Lande aufzunehmen, wohin keine Rosse tragen, keine Schiffe steuern, wo aber das Vaterland unserer Seele ist, und wo, wenn diese irdische Hülle aufgelöst wird, eine ewige Wohnung bereit steht.

Die alten Heiden, denen das Reich der abgeschiedenen Seelen ein ganz unbekanntes Land war, redeten und fabelten viel von einem Flusse, zu dem die Seelen, wenn sie den Leib verlassen, auf der Wanderung zum Schattenreiche kämen; sie nannten ihn den Fluß Lethe, d. i. den Fluß der Vergessenheit. Wenn die Seelen aus dessen Wassern trinken, so werde — meinten sie — alle Erinnerung und aller Eindruck des vergangenen Lebens aus dem Gedächtnisse der Seelen bis auf die letzten Spuren ausgelöscht. Das ist nichts als das willkürliche Spiel der Phantasie, welche ein unbekanntes, geheimnißvolles Reich mit ihren Gestalten bevölkert. Wenn wir Christen über den Zustand der Hingeschiedenen Aufschluß begehren, so haben wir, soviel uns nothwendig ist, ein sicheres Licht, das uns über dem dunkeln Orte leuchtet; wir wenden uns dann nicht an die Phantasie der Dichter, an die ahnende, irrende und fabelnde Heidenwelt, sondern wir fragen bei dem Fürsten des Lebens, der die Schlüssel des Todes und der Unterwelt hat, bei seiner heiligen Offenbarung und bei der Kirche, ihrer treuen Hüterin und unfehlbaren Auslegerin, an. Da erhalten wir den Aufschluß, werden unterrichtet, daß kein Fluß der Vergessenheit und keine Schranke solcher Art die Zeit und Ewigkeit scheidet und den Zusammenhang zwischen beiden zerreißt; daß die Seelen, wenn auch des Körpers entkleidet, wach, mit voller Kraft des Gedächtnisses, mit den hellen Erinnerungen der diesseitigen Welt ihr Leben in der Ewigkeit antreten und fortsetzen. Ja selbst im Elende der Verdammniß behält die Seele ihre natürlichen Kräfte, wieviel mehr im seligen Reiche. Und da die Seele von den zerstreuenden Reizen und Einflüssen der Sinnenwelt verlassen ist, ist sie noch um so mehr bei sich selbst, und die Bilder und Eindrücke der vergangenen Zeit steigen um so lebendiger vor ihr auf. Wie oft geschieht es uns schon hienieden im Leibe, daß in ganz stillen, einsamen Stunden Personen oder Geschehnisse, die wir längst vergessen, plötzlich wieder im Gedächtniß auferstehen und sich lebhaft vor die Seele stellen, ähnlich wie auf ganz stillem Meere oft die Trümmer längst gestrandeter und verlorener Schiffe zum Vorscheine kommen! Dazu kommt, daß nach den Worten der Heiligen Schrift und der Unterweisung der heiligen Väter und Lehrer auch erinnernde Stimmen von außen an die abgeschiedenen Seelen tönen, je nach dem Lose derselben in der Ewigkeit entweder die vorwurfsvollen, gräßlichen Erinnerungen des Teufels, welcher der „Ankläger der Menschen“ genannt wird, oder die süßen Erinnerungen des heiligen Schutzengels. Wenn die

gefallenen Engel Ankläger sind, so werden um so mehr die guten Engel Tröster sein, da Gottes Barmherzigkeit sich größer zeigt als seine Gerechtigkeit. Dem reichen Prasser wird von Abraham als Vorwurf und Anklage gesagt: „Erinnere dich." Der Prasser bittet, abzuwehren, daß seine Brüder nicht an den gleichen Ort kommen. Das will er abwehren, nicht allein aus natürlicher Liebe zu den Verwandten, wovon allerdings noch eine Spur in dem Elende der Verdammniß sein mag, sondern hauptsächlich, weil ihr Erscheinen und Verkehren gräßliche Erinnerungen und Vorwürfe bringen würde. Schließet daraus, wie im Himmel im Gegentheil das Zusammenkommen mit andern, uns bekannten Seelen die Seligkeit nicht unwesentlich erhöhen wird. Ueber alles aber ist es ein von Gott ausgehendes höheres, kräftiges, übernatürliches Licht, welches die Tiefen der Seele durchleuchtet, die Verborgenheit der Finsternisse erhellt und die Vergangenheit des Lebens, die ganze Bahn der Pilgerschaft in treuester Beleuchtung sehen läßt.

Welche Erhabenheit, welch großartige, unantastbare Majestät hat die Vergangenheit! Der gegenwärtige Augenblick ist unser, und wir können ihn zum Fluch oder Segen, zum Heil oder Unheil für uns wenden. Die Zukunft kommt dem einen zögernd, dem andern eilig herangezogen und wird nach und nach ihre Augenblicke den Menschen zur freien Verwendung bieten: aber was vergangen ist, das wird nie versinken, nie verändert werden, das steht unveränderlich da, das ist jedem freien Willen in Ewigkeit benommen und in Nothwendigkeit übergegangen — praeterita in necessitatem quamdam transeunt — und in Ewigkeit steht es unwandelbar da. Der allmächtige Gott selbst kann, was geschehen ist, nicht mehr ungeschehen machen. Welche Macht hat die Vergangenheit! Sie entfernt sich nicht vom Menschen und wird nie versinken. Kein Wunsch, kein Händeringen, keine Thränen machen sie versinken; sie geht nicht unter und kommt nicht wieder. So steht die Vergangenheit des Lebens da; durch das Gedächtniß und tausendfältige Erinnerungen, durch das Gewissen in der Brust des Menschen, durch Gottes Licht und Gericht bleibt sie vor den Seelen stehen; sie wird uns noch heller, von der Ewigkeit aus angesehen. Sie steht schon in diesem Leben vor dem Sünder wie ein Vorwurf, eine Anklage und ragt in seine Freude und Lust hinein, daß er sich entsetzt; sie zerfleischt ihm das Herz mit ihren Krallen. Sie ist die Trösterin der leidenden Unschuld in diesem Leben, wie der hl. Paulus ausruft: „Das ist unser Trost, das Zeugniß unseres Gewissens" [1]; sie macht die verdiente Ruhe süß und den Feierabend kühl und labend.

O geliebte Christen! Die Augenblicke gleiten uns durch die Hände; die Tage, Jahre schichten sich zu einem Berge der Vergangenheit aufeinander. Benutzen wir die gegenwärtigen Stunden, bevor sie in die un-

[1] 2 Kor. 1, 12.

wandelbare Vergangenheit gehen, damit die Vergangenheit vorwurfsfrei sei und nicht unsere Feindin und Anklägerin, sondern unsere Freundin und Trösterin werde. Ergreifen wir die Gelegenheiten; reden wir, wenn wir Gutes thun können, nie von ungelegener Zeit. Welch ein Trost ist eine vorwurfsfreie Jugend, ein gottgefällig geführter Ehestand, die bewahrte Reinheit der Seele!

Eine unerschöpfliche Quelle der Freuden ist den Heiligen das Erinnern und Gedenken an ihr vergangenes Leben. In liebevollem, seligem Gedenken betrachten sie diese Erde von ihrem Himmelsglanze aus, und es fließt ihnen Freude und Wonne in den Himmel zu. Ihr wundert euch? Wie, denkt ihr, von dieser armen Erde, von diesem dunkeln Thale der Thränen soll Freude in den Himmel fließen? von dieser Stätte der Unterdrückung und Verfolgung der Gerechten und Heiligen? Sagt nicht das heutige Evangelium, daß die Freunde Gottes hier wenig zu erwarten haben, daß sie die Armen sind, wenigstens im Geiste, daß sie die Sanftmüthigen und Friedfertigen sind und daher nachgeben und zu kurz kommen, daß sie die Reinheit des Herzens pflegen und darum sich viel versagen und sich viel überwinden müssen? Sagt nicht das heutige Evangelium, daß die wahren Jünger Christi gehaßt, geschmäht und verfolgt werden? Ja, Geliebte, das alles sagt das Evangelium, das sagt es heute und wie oft sonst; aber was sagt es damit? Es sagt uns damit, daß die Erde nicht der Ort ist, wo die Heiligen gekrönt werden, sondern der Ort, wo die Heiligen gebildet werden. Es muß nach Gottes Gerechtigkeit zur Ausgleichung eine bessere Welt geben. Der Himmel kann die vollendeten Heiligen empfangen und belohnen, aber nur die Erde kann Heilige machen. Das ist der große Vorzug der Erde. Es gibt keine Auserwählten im Himmel, welche nicht gerecht geworden, nicht Heilige gewesen sind auf dieser Erde. Das ist Gottes Ordnung und Gesetz, welches wir anbeten müssen und von welchem wir uns selbst nicht ausnehmen können. „Das ist der Wille Gottes, unsere Heiligung“[1]; und das ist der einzige Wille Gottes über uns. Es ist nicht Gottes Wille, daß wir reich, geehrt werden; aber das ist unsere gemeinsame Verpflichtung, wer wir auch seien, hier auf dieser Erde uns zu heiligen; und wenn wir selbst nur den letzten Platz im Himmel einnehmen wollen, so müssen wir diese Verpflichtung erfüllen. Wir heiligen uns aber nur auf dieser Erde, weil sie die harte, strenge Stätte, die Stätte der Uebung und der Prüfung, weil sie voll Dornen ist. Denn es gilt der alte Spruch: „Zuerst Dörner, dann Körner.“ Nehmet das Beispiel aus dem heutigen Evangelium! „Selig sind die Sanftmüthigen“, spricht der göttliche Mund Jesu Christi. Es ist der Ruf an unsere Seelen; also müssen wir Sanftmuth erwerben. Diese

[1] 1 Theſſ. 4, 3.

Tugend erwirbt man aber nicht durch Wissen und Lesen in Büchern, sondern durch Leben und Uebung. Wie könnte man aber Sanftmuth lernen und üben, wo keine Gelegenheit dazu gegeben ist! Wo kein Widerspruch, keine Beschwerung, kein Haß, da kann Sanftmuth nicht gezeigt, nicht angelernt werden. Der Himmel ist keine Schule dafür, die Tugend der Sanftmuth ist bei den Seligen nur als Neigung da, welche sie sich anderswo angeeignet haben. Wo anders aber haben sie dieselbe gelernt, als auf dieser Erde! Wie zahllos waren dazu die Anlässe! Und wieder spricht der Mund des Herrn: „Selig sind die Barmherzigen.“ Wo aber ringsumher kein Elend ist, wo nichts fehlt und nichts fehlen wird, wo alle ein Genügen, ja die selige Fülle und gar keinen Wunsch mehr übrig haben, wo man gar nichts mehr geben kann, wo nichts zu geben, nichts zu vergeben und nichts zu verzeihen ist, wie kann da Barmherzigkeit gelernt und erzeigt werden? Hier aber, auf dieser Erde, von welcher der Heiland gesagt: „Arme werdet ihr immer bei euch haben“ [1], hier auf dieser Erde, wo es so trüb und traurig ist, wo die Sonne am Tage soviel namenloses Elend bescheint, wo in den verschwiegenen Nächten so viele Thränen geweint werden, — hier ist das weite Feld der Barmherzigkeit, um welches die Heiligen euch beneiden würden, wenn sie des Neides fähig wären. Und da die Stimme der Armen und Kranken nur eine schwache ist, so lasset mich denselben auf einen Augenblick meine Stimme leihen. Der Winter klopft an der Thüre, geliebte Christen! Heftiger werden die Winde, kälter die Regengüsse, länger die Finsterniß; es beginnt die arbeitlose, bedürfnißreiche Zeit, die Zeit der Noth und Krankheiten. Ihr seht: das Evangelium stellt die himmlische Seligkeit und das Elend der Erde nebeneinander. Wir brauchen unsere Gedanken nicht zu theilen; wir können in einem Blicke die Hütten der Armut und den glänzenden Palast der Seligkeit, das dürftige Lager der verlassenen Kranken und die Ruhestätten der Heiligen vereinigen, von welchen der Psalm singt: „Die Heiligen frohlocken in ihrer Herrlichkeit; sie freuen sich auf ihren Ruhestätten.“ [2] Wer die Hütten des Elendes verschmäht, wird in die glänzende Stadt Gottes nicht eingehen. Wir haben Vereine, welche diese Hütten aufsuchen und in die Häuser eintreten, für die Armen in den Hütten zu bitten; lasset uns geben, soviel wir können. Wer die leise Stimme und das bewegte Seufzen der Darbenden nicht in sein Herz einläßt, der wird die süßen Saitenspiele und die entzückenden Harmonien des Himmels nicht vernehmen. Die Hand, nach der Erde geöffnet, zu geben, und die Hand, nach dem Himmel geöffnet, zu empfangen, gehören zusammen. Der Winter kommt; es wird uns kalt werden, wir werden frieren; aber behalten wir unter allen Umständen ein warmes Herz. Der Heiland rechnet

---

[1] Matth. 26, 11. [2] Ps. 149, 5.

es unter die schrecklichen Zeichen des Verderbens und Unterganges der Christenheit, wenn die Liebe in vielen Herzen erkaltet.

Diese Erde ist die von Gott für alle geöffnete hohe Schule des Himmels, aus welcher wir erst mit dem Tode entlassen werden. Die Jugend muß frühe hinein, und die Alten haben noch genug zu thun, das Alphabet der Tugenden zu lernen. Wir müssen viel schwitzen und in mannigfacher Art Lehrgeld bezahlen. Aber für unser Mühen und Zahlen können wir auch was Rechtes lernen. Wem bleibt nicht lebendig vor der Seele die Schule seiner Kindheit, die Stätte der Bildung seiner frühen Jugend, besonders wenn der Mensch sich hier eine Ehrenbahn eröffnet oder Prämien davongetragen und die Palme sich erworben hat! Was kann dem Menschen aber für eine größere Ehrenbahn sich eröffnen als der Weg zum Himmel! Der Preis der ewigen Belohnung, auf Erden erworben, wird im Himmel nur gereicht; die Palmen in den Händen der Heiligen sind auf Erden gewachsen. Diese Erde ist die Schule der Tugend; auf Erden allein werden Heilige gebildet. So schwebt diese Erdenzeit, dieses Erdenwallen ewig vor dem Auge der Heiligen. Da begrüßen sie die Anfänge und die Fortschritte ihres Tugendlebens. Sie gedenken der Menschen, welche ihnen liebevoll fördernd darin zur Seite gestanden. Wie werthvoll, wie mächtig ist oft ein bedeutendes Wort, welches zur rechten Zeit, besonders in der Jugendzeit, dem irrenden oder schwankenden, rathlosen Menschen gesagt wird! Die selige Umwandlung vieler großer Heiligen beginnt oft mit einem Worte. Wie viele von uns bewahren solche Worte! Oft vermögen diejenigen, deren eigentlicher Beruf es ist, mit großen Unterweisungen und allen Anstrengungen weniger auf andere einzuwirken als ein einziges Begegnen, ein „zufälliges" geselliges Verkehren.

Wenn den Heiligen aber diese Erde und die Wege und Mittel ihrer Heiligung in dem Erdenwallen vorschweben, dann begrüßen sie gewiß mit der allerinnigsten Freude die unvergleichliche, wunderbare Heilsanstalt, welche der Sohn Gottes auf dieser Erde für alle Menschen aufgerichtet und in seinem Blute geweiht hat, die heilige katholische Kirche. Sie ist die große Mutter der Heiligen. Wir bekennen von ihr im apostolischen Glaubensbekenntniß: „Ich glaube eine heilige katholische Kirche." Heilig aber heißt unsere Kirche, nicht allein weil Christus, ihr Stifter, heilig ist, sondern auch weil sie viele Heilige gebildet hat. Eine heilige Kirche! O wie glänzt und strahlt unsere Kirche mit diesem Titel der „heiligen"! Er ist ihr höchster Ruhm, und je heller ein Auge ist, desto mehr wird es von der Heiligkeit und den heiligenden Kräften der Kirche angezogen. Die Seraphim besingen nicht die Allmacht, nicht die Allwissenheit, sondern die Heiligkeit Gottes. Was würde es uns nützen, daß die Kirche alle Stürme der Zeit überdauert, die ganze Erde siegreich erfüllt, wenn sie nicht wirksame Kräfte der Heiligung für den Menschen in ihrem Schoße

trüge, Kräfte, welche ins Innerste der Seele dringen und im stande sind, den Menschen zu erfassen, über sich selbst zu erheben, das Böse vom Guten zu lösen und, wie die Heilige Schrift sagt, ein neues, reines Herz in ihm zu schaffen! Eine heilige Kirche! Sie trägt geduldig und langmüthig die Sünder, denn das Gericht ist ihr nicht übergeben. Wie oft sie auch Irrthümer verdammt, einen Menschen hat sie noch nie verdammt; das wäre ein Eingriff in das Majestätsrecht Gottes. Sie ist auf die Erde gesetzt, wo das Leben immer zwischen Heil und Verderben schwankt, wo vor dem Tode niemand selig zu preisen, wo aber auch bis zum letzten Athemzuge des Sterbenden die Hoffnung des Heiles nicht aufzugeben ist. Darum hat die Kirche eine unerschöpfliche Geduld. Aber bei diesem geduldigen Nachgeben wird die Kirche nie das Böse billigen, nie das Licht Finsterniß, die Finsterniß Licht nennen. Wer zur heiligen Kirche gehört und böse handelt, der thut nicht nach der Lehre und Anleitung der Kirche, sondern wider die Kirche, trotz der Kirche; und wenn er ein Diener der Kirche ist, so verurtheilt er sich selbst mit seiner Lehre, welche heilig bleibt; er kann dich mit seiner Lehre und seinen Sacramenten dennoch selig machen. Gott kann auch durch einen unwerthen, nichtswürdigen Dornstrauch reden, wie er bei Moses gethan; das Brod, welches der Rabe dem Propheten Elias am Bache Karith brachte, war ebenso wohlschmeckend und nahrhaft, wie wenn eine schneeweiße Taube es gebracht hätte. Wenn die Wasser durch die Kanäle rein und lauter zufließen, warum soll man Aergerniß nehmen, daß die leitenden Röhren oder Rinnen aus geringem, zerbrechlichem Thone sind? Wenn die Arznei heilkräftig ist, was schadet es, wenn der Arzt selbst krank oder sonst mißgestaltet ist?

Das war die Weisheit der Heiligen. In den traurigsten Zeiten erkannten sie in der Kirche die heilige, und keine Schwächen und Sünden der Menschen, keine Aergernisse, kein theilweiser Verfall konnte sie irre machen und ihre Herzen von der Liebe und Treue gegen die Kirche scheiden. Und weil sie stets mit unbeirrter Treue an der Kirche hingen und die Ströme des Segens aufnahmen, welche durch die Kirche in die Menschheit sich ergießen, wurden sie selbst in trüben Zeiten der Aergernisse auch die lebendigen Beweise von der Heiligkeit der Kirche, die Beweise ihrer schöpferischen Kraft, die Erneuerer der guten Sitten, der Trost, die Freude, die Ehrenkrone, der Sternenkranz um das Haupt der Kirche in ihrem Zeitalter; sie versöhnen uns mit den schlimmen Zeiten, zeigen uns die himmlischen Reize und die unsterbliche Schönheit der Braut Christi.

Niemand kann mit seinen Erinnerungen in die Kindheit zurückkehren, ohne dem Bilde der Eltern zu begegnen; dem hochbetagten Greise ist es die süßeste Erinnerung, wenn er in seiner Jugend die Ehre und die Freude seiner Eltern gewesen ist. Wie muß es die Heiligen freuen und entzücken, daß sie die Ehre und die Freude der heiligen Kirche geworden sind, die

sie mit innigster Bewegung des Herzens ihre Mutter genannt, und welche noch auf dieser Erde pilgert! Sollen wir nicht einst das Glück haben, diese Freude zu theilen? Das werden wir aber nicht, wenn wir hienieden der Kirche vornehm fremd gegenüberstehen, oder wenn wir nur Kunst-Katholiken, ästhetische Katholiken oder politische Katholiken sind, welche wohl etwa um die äußere Weltstellung der Kirche sich interessiren, aber nicht um die Stellung ihres Herzens und Wandels zur Kirche, oder welche für die Kunst in der Kirche, für Kirchenbau, für die Fragen, ob gotisch oder romanisch, für Bilder, gemalte Fenster, Musik schwärmen, und dabei aus dem Auge verlieren, daß das wahre Ziel der Kirche ist, gute, gerechte, heilige Menschen zu bilden, den Tempelbau Gottes in den Seelen aufzurichten, die Menschen zu den edelsten Bildern Gottes zu gestalten und die Seelen transparent zu machen für das Licht aus einer höhern Welt.

Wo das Licht ist, muß es sich in Werken zeigen. Durch den Mund der Feinde unserer heiligen Religion sagt der Lügengeist: die Hoffnung auf den Himmel trenne den Menschen von der Erde und raube ihm die Zeit, auf der Erde thätig zu sein. Was aber der Heilige Geist sagt, das verkündigt uns Johannes in seiner geheimen Offenbarung: „Selig sind die Todten, welche im Herrn sterben; von nun an, spricht der Geist, werden sie ausruhen von ihren Mühen, denn ihre Werke folgen ihnen nach.“ [1] Nur demjenigen thut sich die Perlenpforte auf, der mit dem Gefolge guter Werke eintreten kann. „Sie ruhen aus, denn ihre Werke folgen nach.“ So ruht der treue Arbeiter aus, der in schwüler Hitze sich abmühte; so ruht der Schnitter aus, indem er sein Haupt auf die Garbe legt. Wie süß ist der Feierabend und seine Ruhe nach gethaner Arbeit! Unvergleichlich süßer ist die Wonne der Heiligen; der Friede eines heiligen, ewigen Feierabends ist ausgegossen über die Ruhe der Heiligen. O wie leuchten und glänzen da die stillen guten Werke auf! Hier auf Erden wurden sie oft unter Thränen geübt, waren verborgen und verachtet vor den Menschen; ja die wahren Freunde Gottes achten ihre eigenen Werke oft gar gering, ja für nichts; sie wissen sehr oft nicht und zweifeln sehr, ob das, was sie gethan, vollkommen gut gemacht ist und ob es Gott gefällt; es betrübt sie oft der Zweifel, ob die Werke im Gnadenzustande gethan sind, ob sie also übernatürliches Verdienst haben und Himmelslohn erhalten; — der Mensch weiß ja hienieden nicht mit sicherer Gewißheit, ob er der Liebe oder des Hasses würdig ist; — sie trauern oft, weil sie an ihrem Wirken und Thun allerlei Mängel bemerken. Die Liebe hat ja ein scharfes Auge. Sie sehen oft gar keinen Erfolg und keine Frucht auf Erden, und das macht sie bedenklich; sie denken an all das, was sie noch zu thun haben, und haben vor lauter

[1] Offb. 14, 13.

Sorge nicht einmal Zeit, an das Vergangene zu denken. Sie wollen auch nicht daran denken und thun wohl daran. Denn, wie unser liebenswürdiger seliger Suso sagt, es verderben viele Menschen ihre Werke dadurch, daß sie, bevor das Werk gethan, zaghaft werden, im Werke selbst zerstreut und zerfahren und nicht mit Herz und Hand ganz dabei sind, nach gethanem Werke aber zu viel daran denken und selbstgefällig darin sich spiegeln. Der Heiland ermahnt ja selbst, unsere linke Hand solle nicht wissen, was die rechte thut[1]. Das gilt von diesem Leben in vollem Maße. Im Himmel ist es ganz anders. Da ist nicht zu fürchten die Versuchung des Ehrgeizes und der Eitelkeit; da ist nicht zu besorgen, wie hienieden immer, daß die Menschen der eigenen Kraft das zuschreiben, was der göttlichen Gnade gebührt; da ist es den Seligen klar, was Gott gethan, wie die Gnade und ihre Freiheit zusammengewirkt; die verschlungenen Fäden von Gnade und Freiheit liegen klar vor den selig hellen Augen, und die Seligen jubeln, daß sie der Gnade gefolgt sind.

So können denn alle ihre Werke aufglänzen, welche zugleich Werke der göttlichen Gnade sind, und die Seligen können sich aller Freude über ihren Glanz und ihre Schönheit hingeben. Sie sehen diese Werke nicht nur, wie sie an sich so verdienstlich sind, sondern auch, wie sie es in ihren Folgen sind. Den nächsten Eindruck nehmen sie an ihrer eigenen Seele wahr. O liebe Christen! Niemand thut ein gutes Werk nur in die Welt hinaus; es wirkt auch verschönernd auf seine eigene Seele zurück, wie andererseits die Seele wieder in das Werk gelegt ist. So folgen den Heiligen ihre Werke in ihrer eigenen Seele in die Ewigkeit nach, und indem sie dorthin gehen, bleiben sie zugleich auf der Erde zurück. Die Werke der Heiligen sind leuchtende Spuren und Fußstapfen und reizen edle und heldenmüthige Seelen mächtig zur Nachfolge. In dem großen Kampfe, welchen Gottes Geist auf dieser Welt mit dem bösen Geiste führt, sind die Beispiele auf beiden Seiten eine Waffe. Gott bekämpft Beispiele mit Beispielen. „Andere haben es gekonnt“: das ist die Losung, das ermuntert den Menschen in dem irdischen Kreise seines Lebens. Wenn man einem Menschen, der über ein körperliches Leiden trauert, sagen kann: Dieser, jener hat dasselbe Leiden gehabt und hat doch gearbeitet und gewirkt und ist alt geworden, dem Leiden zum Trotze, — wie tröstet, wie erhebt das den Leidenden! Menschen von kleiner Statur sagen sich gerne vor, daß Alexander der Große, Gregor von Tours, Gregor VII. und viele andere auch klein gewesen und doch geistig große Männer geworden seien und so gezeigt hätten, daß Geistesgröße nicht mit der Elle oder dem Maße der Garde gemessen werde. So ist es überall im Leben: jeder erhebt sich und wächst empor an Menschen, die gleiche oder doch ähnliche Verhältnisse durchmachten.

---

[1] Matth. 6, 3.

Und je eifriger, je zahlreicher die Menschen sich an den zurückgelassenen Beispielen der Heiligen erheben, in ihre Fußstapfen eintreten, desto höher wächst die Freude der Heiligen an ihren Werken. Vergessen die Menschen die Beispiele der Heiligen, so mindert sich diese Freude. Denn bemerket: die wesentliche Freude der Heiligen, welche in der Anschauung Gottes besteht, bleibt in Ewigkeit die gleiche; aber die zufällige Freude der Heiligen kann größer und kleiner werden. Wir können also die Freude der Heiligen mehren; es wird unser größter Segen sein.

Aber eines werdet ihr einwenden, — die Sünden der Heiligen; werden denn die begangenen Sünden nicht die Seelen der Heiligen betrüben und als häßliche Flecken ihr frohes Erinnern verdunkeln? Auch das nicht. Höret, wie! „Denen, die Gott lieben, gereicht alles zum Guten", spricht der Apostel [1]. Höret! „Alles", sagt er; und der hl. Augustinus setzt treffend hinzu: „Alles — auch ihre Sünden." Die Schuld ist ja ausgewaschen durch Christi Blut und durch ihre aufrichtigen Thränen, sei es ein äußeres oder inneres Weinen. Durch die Sünden sind sie demüthig und vorsichtig geworden, sie zittern in süßer Freude bei dem Gedanken an den Abgrund, an welchem sie zuweilen schwebten; sie preisen Gottes Erbarmung, welche sie gnädig bewahrte. — Jedes Menschenleben hat seine eigenen Geschicke, Führungen und Fügungen, seine eigene Geschichte, und wenn die Seligen alle ihre Lebensgeschichte sich mittheilen, wird jede von der andern verschieden sein. Gottes Fügung und Gnade schafft lauter Originalbilder. Und wenn das Leben der Auserwählten in höherem Lichte angeschaut wird, dann tritt, was uns unklar und verworren erscheint, in helles Licht. Da zeigen sich offenbar Gottes Friedensgedanken über seiner Erde, aus welchen Absichten er das gefügt und zugelassen hat, was uns so räthselhaft ist. Das erkennen die Seligen nicht nur in Bezug auf ihr eigenes Leben, sondern auch auf das Leben ihrer großen seligen Gemeinde, und je mehr dieselbe im Zeitlaufe wächst, desto mehr enthüllt sich ihnen Gottes Plan mit der Menschheit in seiner ganzen Schöne, bis endlich die Zahl der Auserwählten voll und so das Ziel und Ende aller Wege Gottes erreicht ist. Dann wird Gott in seinen Führungen vor der ganzen Menschheit gerechtfertigt werden. Wie sind die einzelnen Werke Gottes in der Natur so schön! Als Gott das Licht erschaffen, sah er, daß es gut war, und so in allen Theilen. Als aber das Ganze der Schöpfung vor ihm stand, da leuchtete erst die vollendete Schönheit hervor. Darum heißt es: „Gott sah alles, was er gemacht hatte, und es war sehr gut." [2] Wie gut, wie schön wird erst das Reich der Erlösung in seiner Vollendung sein! Was die Heiligen davon sehen, sehen sie in Gott selbst, den sie anschauen, den sie besitzen, in dem sie selig sind. Ihr Erinnern und

---

[1] Röm. 8, 28. [2] 1 Mos. 1, 31.

Gedenken ist die Theilnahme an Gottes untrüglichem Erinnern; es ist ein Schauen der Vergangenheit, ähnlich wie Gott sie schaut.

Uns, Geliebte, soll die Freude nicht ferne bleiben, die wir jetzt nur ahnen. Noch stehen wir im Laufe der Erdenzeit. Wenn sie aber in diesem Augenblicke für uns aufhörte, unter welchen Heiligen würden wir Platz nehmen? Unter den heiligen Martyrern? Diejenigen, welche sich für ihren Glauben die Haut nicht ritzen ließen, denen ein Fast- oder Abstinenztag üble Launen bringt, denen das Wort: Kreuzigung der bösen Begierden, Selbstverläugnung, Abtödtung ein Mißton in den Ohren ist? Unter den heiligen Bekennern? Diejenigen, welche ihren Glauben weder bekennen noch kennen, welche vom Christenthum wenig gelernt und das Wenige vergessen haben, die Autorität der Kirche verachten und vor der Welt affectiren und sich bemühen, als Katholiken viel schlechter zu scheinen, als sie sind? Unter den heiligen Jungfrauen? Mit diesen unerlaubten Freiheiten, mit diesen anzüglichen, lüsternen Worten, mit diesen Greueln, die nur dürftig äußere Rücksichten umschleiern oder die gar schamlos sich über alle Rücksichten hinwegsetzen? Geliebte! Die Jahre eilen; nur die rinnenden Augenblicke sind unser; die Vergangenheit des Lebens schichtet sich immer höher auf; lasset uns die Zeit weise erkaufen. Wir brauchen nicht mit manchen Heiligen in der Luft zu schweben: wir sollen aber auch nicht im Erdenschmutz kriechen. Wir brauchen lange nicht alles zu thun, was die Heiligen thaten; wir dürfen aber auch nicht das Gegentheil thun, wenn wir selig werden sollen. Amen.

---

## Zweite Predigt.

(1869.)

### Die Armut im Geiste.

„Hilf, o Herr, denn die Heiligen sind verschwunden.“ Ps. 11, 2.

Unter einem Himmel ohne Sonnenglanz, unter trübem Schneegewölk ist heute die wonnevolle Feier aller lieben Heiligen verlaufen; indessen noch eine andere Wolke schwebt mir den ganzen Tag über vor der Seele und läßt sich nicht verscheuchen. Die heutige Epistel nämlich schildert mit Farben, so hell und heiter, so warm und glühend, wie nur die menschliche Sprache sie aufbieten kann, die tausend und tausend Heiligen aus allen Zeiten, welche der hl. Johannes, der apostolische Adler, in wunderbarer Entzückung geschaut hat. Obwohl all die Tausende von einem gleich strahlend weißen Kleide, einer und derselben Herrlichkeit umwallt

waren, so bemerkte der heilige Seher im Lichte Gottes doch deutlich, daß sie ihrer irdischen Herkunft nach aus allen Nationen und Völkerschaften stammten. Das ist gewiß sehr erfreulich und erhebend, daß kein Volk ausgeschlossen ist, daß jedes Land seine Vertreter im Glanze des Himmels hat oder doch gewiß vor dem Ende der Zeiten noch bekommt. Allein, wenn ich könnte, wenn ich dürfte, ich hätte an diesem feierlichen Abende, vor dem gänzlichen Scheiden des freudenreichen Festes an Johannes, den heiligen Schreiber unserer Epistel, doch noch eine kühne Frage zu richten. Johannes spricht über Länder und Völker, ich würde ihn über die verschiedenen Zeiten fragen; ich würde ihn namentlich über die Zeit fragen, welche euch und mich am meisten angeht, weil sie allein die unserige ist, über die gegenwärtige Zeit; ich würde ihn fragen, ob er damals, als er die Heiligen aller Zeiten sah, auch recht viele aus der Zeit, in der wir jetzt leben, zum voraus gesehen habe, so etwa aus dem Jahre 1869 nach Christus und den Jahren, welche um dieses herumstreifen; ob er aus dem gegenwärtigen Trier, der Stadt und Diöcese, viele Heilige zum voraus im Lichte Gottes gesehen, ob er auch uns unter den Heiligen gesehen und erkannt hat. Denn bemerket es wohl, in Bezug auf die Fruchtbarkeit an Heiligen sind die Zeiten sehr ungleich. Der hl. Johannes hat, wie die Epistel sagt, 144000 Heilige allein aus den Stämmen Israels im Himmel gesehen, und doch fand in ebendemselben Volke Israel der Sänger des elften Psalmes sich in einer so heiligenarmen Zeit, daß er wehklagend, händeringend ausrief: „Hilf, o Herr, denn die Heiligen sind **verschwunden.**“[1] Bei dieser großen Verschiedenheit der Zeiten, — wie ist es um diese Spanne Zeit, in welcher wir hienieden nach Gottes Rathschluß unsern Pilgerlauf vollenden?

Auf diese Frage über die Zeiten schweigt der hl. Johannes; nachdem er über die Völker so laut gesprochen, hebt er hier den dunkeln Schleier nicht. So fehlt uns hier denn eine apostolische, untrügliche Antwort. Ganz ohne Antwort möchte ich aber nicht bleiben und will mich lieber mit einer unvollkommenen bescheiden. Da der heilige Seher schweigt, wende ich mich mit der Frage an euch, geliebte Christen! Wundert ihr euch? Gewiß ist es ein großer Unterschied, ob Johannes, der Apostel und Seher, antwortet oder ihr, — aber die Wendung an euch ist doch wohlbegründet. Sind wir arme Menschen im Staube hienieden auch nicht Seher des Himmels wie Johannes, so sind wir aber doch Seher auf Erden, sollen es wenigstens sein, ernste, denkende und nachdenkende Seher auf Erden. Wie der Heiland gesagt hat: „Wer Ohren hat, zu hören, der höre“[2], so gilt auch: Wer Augen hat, zu sehen, der sehe. Wir müssen uns doch selbst sehen und das Leben um uns her.

---

[1] Ps. 11, 2. [2] Marc. 4, 23.

Nun kann aber kein Seher des Himmels Heilige im Lichte dort oben sehen, welche nicht auf dieser Erde heilig geworden wären. Hier, geliebte Christen, auf dieser Erde ist aller Heiligkeit Anfang, Fortgang und Vollendung. Das ist der Vorzug dieser Erde vor dem Himmel: die Erde allein bildet Heilige, der Himmel empfängt sie von der Erde; die Erde allein vollendet Heilige, der Himmel kann die Vollendeten nur krönen. Wer also richtig auf Erden sieht, der sieht damit gewissermaßen in den Himmel hinein und kann die wunderbaren Gesichte des hl. Johannes, die heutige Epistel in gewissem Sinne um ein wichtiges Stück ergänzen.

So richte ich denn an euch die Frage: Wie viele Heilige soll es in unsern Tagen wohl geben? Wie viele z. B. zunächst bei uns? Nicht im alten Trier, in dem Trier, welches längst in den Särgen schläft, nicht in dem Trier der Kirchhöfe, der Vergangenheit. Ohne Frage hat das ehemalige Trier zu der leuchtenden Kolonie, zu der triumphirenden Auswanderung, welche aus dem trüben Aegypten dieser Erde in die selige Freiheit der Kinder Gottes hinaufgezogen ist, sein großes Contingent gestellt. Gewiß, „wir sind Kinder der Heiligen"; den Titel können wir uns unbestreitbar und vorzüglich beilegen; heilig waren unsere Voreltern auf dem Boden, welchen sie mit guten Werken geziert und mit ihrem Blute geweiht haben. Kinder der Heiligen sind wir. Denn aus andern Gegenden und Ländern sind große Heilige gekommen, um die Väter unserer Kirche, unsere geistigen Väter, unsere Väter in Christo zu werden. Von Rom kamen unsere ersten Bischöfe: Eucharius, Valerius und Maternus; aus dem fernen Aquitanien kamen Maximinus, Paulinus und Nicetius; aus dem Morgenlande kam Agritius, aus dem Schwabenlande Wolfgangus; die heilige Kaiserin Helena ist die „Pflegerin, Mutter und Amme" der trierischen Kirche gewesen. Gewiß, wir sind Kinder der Heiligen. Das ist alles wahr und schön; aber Kinder der Heiligen sind darum selbst noch nicht heilig. Die Heiligkeit ist kein Mobiliarstück, welches ohne weiteres an die gesetzlichen Erben fällt. Was nützen uns die Eltern mit dem klaren Auge, wenn wir blind sind? Was helfen die Väter mit festem Gange, wenn wir schwanken und „schlaffe, schlotternde Kniee" haben? Wir sind Kinder der Heiligen; ein schöner Titel. Was hilft aber der Titel ohne die Mittel, was kann uns retten, wenn wir entartete Kinder sind, wenn wir die große Erbschaft einer heiligen Vergangenheit verschmähen? Also frage ich wieder: Wie viele Heilige sind heute zu finden?

In alter Zeit ging zu Athen einmal der Philosoph Diogenes bei hellem Tage mit brennender Laterne über die öffentlichen Plätze und durch die Straßen, schaute, suchte, spähte überallhin, daß man ihn verwundert fragte, was er suche. Seine Antwort war kurz und trocken: „Ich suche Menschen." Wahre, echte, edle, des Namens würdige Menschen

meinte er, nicht bloß Figuren von Menschen. Vielleicht denken mehrere, an manchen Orten könne man die Gerechten, die gottliebenden, gottgetreuen, ausharrenden Menschen, die wahren, echten Heiligen wohl auch mit der Laterne suchen. Ich berufe mich auf die Priester, welche den Psalmspruch: „Hilf, o Herr, denn die Heiligen sind verschwunden“, oftmals in ihren heiligen Tageszeiten zu beten haben, ob sie nicht denken: Der Spruch zeichnet recht unsere Tage, und dieses Gebet thut noth. Ich berufe mich auf die Christen alle, auf das, was sie unter sich sagen, was sie klagen bei dem Anblicke so vieler Aergernisse und sittlichen Elendes.

Wenn dies nun der Zustand der Christenheit in unsern Tagen ist, wem fällt er zur Last, wer trägt die Schuld davon? Hier sind viele mit der Antwort nicht verlegen. Es ist eine große Sünderin, eine Verbrecherin und Verderberin, die muß alles auf sich nehmen. Das ist die Zeit, die schlimme Zeit, die böse Zeit, die verderbte Zeit, und wie die unschmeichelhaften Beiwörter alle heißen, mit denen die Zeit belegt wird. Als der gerechte Gott den Stammvater Adam seines Ungehorsams wegen zur Rechenschaft zog, versuchte der plumpe Unhold sogleich alle Schuld auf Eva, seine Lebensgefährtin, zu wälzen. „Das Weib, welches du mir gegeben hast, hat mir von dem Baume gegeben, und ich aß.“ [1] Das war gewiß nicht ritterlich, männlich, sondern sehr feige. Jetzt ist es eine andere Gefährtin unseres irdischen Lebens, welche Gott uns gegeben hat und welcher wir den Scheidebrief nicht geben können, solange wir hienieden leben, die wohl gleich Eva auch verlocken und verleiten kann, der aber mit schreiendem Unrechte alle Schuld aufgebürdet werden soll: die Zeit. Die Zeit ist der Sündenbock, der mit allen Missethaten beladen wird.

„Wir tragen den Schatz der Gnade und der Tugend in zerbrechlichen Gefäßen“, sagt der Apostel [2]; und jeder Tölpel, jeder Unhold, jeder leichtsinnige und boshafte Mensch, welcher das Gefäß zerbricht, trägt wehklagend der Zeit die Scherben auf den Rücken. „Die Zeit“, sagt Ludwig von Granada, „ist der lange, weite Mantel, welchen feige Menschen um alle ihre Gebrechen schlagen.“ So aber haben die Heiligen, deren Gedächtniß wir heute feiern und die unsere himmlischen Vorbilder sind, nie gedacht. Es gab schon sehr schlimme Zeiten, und in denselben dennoch viele Gerechte und große Heilige. Als dem hl. Theodorus die Glieder mit Zangen abgerissen wurden, das war gewiß eine böse Zeit, aber er blieb standhaft und rief aus: „Ich will den Herrn preisen in jeder Zeit.“ Das ist die richtige Losung der Heiligen: In jeder Zeit und — trotz jeder Zeit. Der hl. Johannes Chrysostomus sagt: „Die guten wie die schlechten Zeiten nützen den Guten und schaden

[1] 1 Mos. 3, 12. [2] 2 Kor. 4, 7.

den Bösen.“ Das gehörte vorzüglich zur Weisheit und Wissenschaft der Heiligen, ihre Zeit und deren Verhältnisse mit der Gnade Gottes zu verbinden. Man pflegt zu sagen: „Jeder Mensch ist ein Kind seiner Zeit.“ Das hat gewiß seine Wahrheit; aber wenn der Mensch, das Kind seiner Zeit, der zugleich ein Kind der Ewigkeit ist und in beiden Welten wandelt, nicht kindisch, sondern weise ist, so muß ihm gerade auch seine Zeit dienen und helfen, die Stufen nach oben zu ersteigen, die Himmelsleiter hinanzuklimmen. Denn wenn auch in traurigen Zeiten die Heiligen verschwinden, die Himmelsleiter ist nie verschwunden. Die wahrhaftige Himmelsleiter aber, welche aus der dunkeln Erdenzeit in die Seligkeit führt, wo ist sie? Der Heiland hat in dem festlichen Evangelium, welches ich euch verlesen habe, sie vor aller Augen aufgestellt. Acht Sprossen oder Stufen führen hinauf; man nennt sie gewöhnlich die acht Seligkeiten; aber die acht Seligkeiten gehen aus und endigen in eine endlose Himmelsseligkeit. Je mehr Menschen in einer Zeit auf diesen Stufen stehen, desto mehr Heilige gibt es in der Zeit; je mehr Menschen in den Versuchungen auf denselben ausharren, desto mehr Seelen werden gekrönt; und wer nur einmal auf der ersten, der untersten Stufe entschieden und beharrlich Fuß gefaßt hat und nicht zurückschreitet, der kommt gewiß weiter. Darum heißt es da schon: „Selig“. Denn die Stufen hangen wie Glieder einer Kette zusammen, ja gehen auseinander hervor. Die erste, die unterste Sprosse ist, „arm im Geiste sein“. Soll es aber in unserer Zeit schwerer als sonst sein, arm im Geiste zu sein? Nein, nein; für den, welcher guten Willen hat, ist es nicht schwerer, vielmehr leichter als in vielen vorangegangenen Zeiten; unsere Zeit führt den ernst nachdenkenden Christen ganz besonders dazu hinan und unterstützt ihn hinaufzukommen. Will ich, indem ich dies sage, unsere Zeit vor andern Zeiten preisen? Mit nichten. Ich preise sie nicht; dafür ist sie nicht gut genug. Eine Zeit kann ja auch durch die vollständige Entfaltung und das Uebermaß des Bösen dem ernsten Menschen zum Heile dienen, durch das volle Aufbrechen der Wunden ihm seine Armut, sein Elend, sein Nichts vor Augen stellen und so ihn auch innerlich im *Geiste* mit Gottes Gnade arm machen. So war die Zeit, in welcher Gott die Völker für die Menschwerdung seines Sohnes, für die Stiftung seiner heiligen Kirche, für die Predigt der heiligen Apostel erwartete. Der gesegnete Augenblick, in welchem dem verlorenen Sohn seine ferne Heimat als ein lang verlorenes Glück wieder auftauchte, wo die Sehnsucht ihn zur Pforte des Vaterhauses trug, stieg ja aus der dunkelsten Zeit, aus dem tiefsten Elende empor.

Was heißt: *Wahrhaft arm im Geiste sein? Wie kann unsere stolze Zeit uns helfen, arm im Geiste zu werden?* Um diese Punkte wendet sich unsere Betrachtung.

I.

Merkwürdig ist es in den wechselvollen Zeiten, welche das Reich Gottes hienieden durchläuft, zu sehen, wie in wunderbaren Gesichten der Heiligen das Bild der Himmelsleiter so oft erscheint; im Wesentlichen immer dasselbe Bild, die gleiche Erscheinung, in den Umständen aber immer anders. Es war ein tröstendes Bild für den Patriarchen Jakob, als er, ein armer Flüchtling, ohne andere Habe als sein Kleid und seinen Wanderstab, ganz einsam mit seinem Heimweh und seinem Sündenschmerz, auf freiem Felde von der Nacht ereilt, nur den harten Boden zur Lagerstätte und einen Stein zum Ruhekissen für sein Haupt hatte, aber auf einmal in wunderbarem Gesichte die Himmelsleiter in stiller Pracht, den Fuß im Erdendunkel, die höchsten Sprossen im Sternenlichte, vor sich aufrecht stehen und auf allen Sprossen die Schwingen der Engel durch die dunkle Nacht leuchten sah. Das bedeutete wohl: „Selig sind die Armen; selig sind die Trauernden.“ Es war ein lehrreiches Bild, als im Jahre 205 nach Christi Geburt, mitten in der blutigen Martyrerzeit, in dem Kerker, in welchem die hl. Perpetua mit andern Christen eingeschlossen war, die Himmelsleiter wieder erschien. Sie glänzte in dem dunkeln Verließe wie lauteres Gold, aber sie war sehr eng und schmal und auf ihren Sprossen waren spitze Haken und schneidende Instrumente, so daß man nicht ohne Verwundung hinauf konnte, und am Fuße der Leiter lag ein grimmiger Drache, auf welchen man treten mußte, um die rettende Leiter auch nur zu gewinnen. Das mochte wohl groß und deutlich heißen: „Selig, die Verfolgung leiden; selig, die in der Verfolgung ausharren.“ Ein mahnendes, warnungsvolles Bild war die Wiedererscheinung der Himmelsleiter vor dem hl. Romualdus im Jahre 1009, als sich die Zeiten ganz geändert hatten, als der Kirche die Reichthümer und Ehren der Welt in vollem Strome zuflossen und dadurch viel Sinnenleben, viel Weltsinn und Versumpfung in die Kirche kam. Romualdus sah Menschen, welche aus den Ungerechtigkeiten und Sünden in die Einsamkeit geflohen waren, die Sprossen leicht, fröhlich hinansteigen. Das hieß wohl: „Selig, die hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit.“ Es war eine froh ermunternde Doppelerscheinung, als im 13. Jahrhundert unserer Zeitrechnung der selige Bruder Leo, der unzertrennliche Gefährte und innige Freund des hl. Franciscus von Assisi, die Himmelsleiter in zweifacher Gestalt erschaute, die eine blutroth, die andere in unbefleckter Weiße glänzend, beide gleich hoch, beide in den Himmel ragend. Die rothe bedeutete das Marterthum, die weiße die Unschuld, die bewahrte oder durch ernste Buße wiedererworbene Unschuld. Das hieß wohl: „Selig, die reinen Herzens sind.“

Wie bedeutungsvoll und glänzend aber auch in seinen wechselnden Gestalten das immer wiederkehrende wunderbare Bild der Himmelsleiter

war, es ist doch immer nur ein wesenloses Bild gewesen, welches bald erbleichte und verschwand, eine vor das Seelenauge hingemalte Leiter; und auf einer gemalten Leiter, wie sehr sie auch das Auge entzückt, kann man nicht wirklich aufsteigen. Eine wahrhafte, wirklich feste und treue, ewig geltende Himmelsleiter, deren Sprossen niemals brechen, wenn auch Tausende sie benutzen, auf welcher alle Heiligen hinaufgestiegen sind, unendlich werthvoller als alle, auch die wundervollsten Bilder eine Leiter, welche aller jener Bilder hohes Original, Erklärung und Erfüllung ist, hat der Heiland gebaut und allen Menschen im heutigen Evangelium aufgestellt und läßt sie durch seine Kirche stets aufrecht halten. Wer das Schauen der Heiligen hätte, — wie sähe er die Sprossen glänzen!

Wie jede Leiter, wenn man sicher steigen soll, nicht in der Luft schwebt, sondern unten auf der Erde ruht und von unten das Emporsteigen beginnt, so ist es auch mit unserer wahren Himmelsleiter der Fall. Sie wird in der Tiefe niedergesetzt, und wir müssen zuvörderst von einer erträumten und erlogenen Höhe herabsteigen, um die unterste Sprosse zu gewinnen. Die unterste Sprosse müssen wir gewinnen; wir können sie nicht überspringen, Christi Leiter hat keine überzähligen Sprossen. Die unterste Sprosse ist erbaut mit dem göttlichen Worte: „Selig die Armen im Geiste.“ Um sicher Fuß zu fassen, müssen wir das bedeutende Wort richtig erfassen und verstehen. Was sagt der Heiland mit diesem Worte? Spricht er von der äußern Armut, von der Armut an Habe und irdischen Schätzen, an Geld und Glücksgütern? Ja, dann gäbe es in unserer Zeit sehr viele Heilige. Aber der Heiland fügt gewiß absichtsvoll hinzu: im Geiste. „Selig sind die Armen im Geiste.“ Wohl kann die äußere Armut dem Menschen helfen, daß er leichter arm im Geiste wird, wenn er nämlich auch mit der Neigung seiner Seele die ihm auferlegte Armut annimmt und ergeben und gern trägt. Wohl wird umgekehrt der Reichthum den Menschen leicht hindern, im Geiste arm zu werden, wenn er nämlich mit dem Geiste an seinem Reichthum haftet und klebt, als ob das irdische Gut ein Stück von ihm selbst wäre, und als ob er sich nicht drein finden und schicken könnte, wenn das Stück von seinem Herzen abgelöst würde, wenn er es je verlieren sollte.

Wiederum, was will der Heiland mit den Worten sagen: „Arm im Geiste“? Versteht er darunter etwa den Mangel an Unterricht, an Geistesbildung, an Kräften und Talenten des Geistes? Preist das Evangelium die Dummheit selig? Es wäre ein Frevel, das zu denken. Die größten Geister sind in der Versammlung der Heiligen vertreten; in den Heiligen feiern Geistesgaben, Gelehrsamkeit und Wissenschaft ihre höchste Verklärung. Der Heiland sagt nicht: arm an Geist, sondern: arm im Geist. Die arm an Geist sind, sind oft am wenigsten arm im Geiste; namentlich sind die Unwissendsten in Dingen der Religion oft die dreistesten, vor-

lautesten, absprechendsten Menschen; die Ungebildetsten sind oft die Eingebildetsten. Daher sagt schon das Sprichwort nicht: „Je dummer, desto heiliger", sondern: „Je dummer, desto frecher."

So fragen wir wiederum: Wer ist nach Christi Sinn arm im Geiste? Der heilige Lehrer Thomas von Aquin legt das Wort aus, indem er sagt: „Arm im Geiste ist derjenige Mensch, welcher es ein- für allemal entschieden aufgegeben hat, in sich selbst oder in irgend einer Sache etwas sein zu wollen, groß zu thun und sich zu brüsten." Seltsame, verderbliche Täuschung des Menschen! Er lebt dahin, als ob er von sich selbst da sei, sich selbst halte, auf sich selbst stehe und auf eigener Kraft ruhe; er gefällt sich in seinem Thun, in seinen Werken und beschaut sie nie im rechten Lichte. Er würde sonst finden, daß es ihm geht, wie manchen Stoffen im gewöhnlichen Handel und Verkehr, welche man nur im Halblichte sehen darf, weil sie sonst zu viel Fehler zeigen. Er spricht sehr oft von sich, und wenn er es auch des guten Tones wegen nicht in lauten Worten thut, so bezieht er doch in seinen Gedanken alles auf sich. Er blickt bei allem auf sich hin und sieht sich doch nicht und kennt sich nicht. Mit allem, was er erwirbt und was ihm gefällt, schmeichelt er sich, wähnt er sich selbst zu vergrößern und selbst fester zu wurzeln. Sein Geld, sein Haus, sein Grund und Boden, sein Besitzthum, seine Ehren und Würden, sein Einfluß, das ist für ihn die Erweiterung seiner selbst; er greift um so mehr Platz. Hat er andere, welche ihn umgeben und ihm dienen, so ist es, als hätte er nicht mehr zwei Arme und zwei Füße, sondern zehn, zwanzig, hundert, weil er über so viele verfügt und sie in Bewegung setzt. Fehlt ihm aber der wirkliche Besitz, so schwellen und blähen wenigstens seine Wünsche und Begierden, seine Hoffnungen und Erwartungen ihn auf; in ihnen eilt er über die arme Wirklichkeit hinaus. Er spricht von *seinen* Rechten im Leben, von Menschenrechten, von den Rechten Gottes nicht; er verbietet Gott, Wunder zu thun, zu sprechen, sich zu offenbaren. Zur Zeit der französischen Revolution meinte man schon viel zu thun, als man Gott officiell das Recht zugestand, zu existiren.

Der Heiland heißt uns umgekehrt von all dem die Seele lösen; er heißt uns in das tiefste Innere niedersteigen, wo wir den Ursprung unserer Kraft, uns selbst in Wahrheit finden, wenn wir von allem gelöst sind, was wir an uns gehängt, was wir aber nicht selbst sind, damit der Mensch „innigst" und innerlichst, tief „zu Grunde" sich als arm erkenne. In diesen Grundtiefen ruht mit ihrer untersten Sprosse die Himmelsleiter Christi. Wenn wir uns innerlichst erfassen und betrachten, was finden wir? Nichts als Armut. Es haftet uns Menschen ohne Unterschied im tiefsten Wesen eine grenzenlos große Armut an, und wir können sie niemals abstreifen. Denn aus dem Nichts, dem puren Nichts sind wir allein durch Gottes Willen und Macht ins Dasein emporgerufen

zu der Zeit, da es Gott gefiel, und es gab eine Zeit, wo das arme Sandkörnlein, das am Meeresufer liegt und das die Menschen mit Füßen treten, mehr war als wir; denn es war schon da, als wir gar nichts waren. Es kommt keine Zeit, wo wir aus uns selbst sind, und wenn wir auch die ganze Welt besäßen. Jeden Augenblick hangen wir von Gott ab, wie der Sonnenstrahl von der Sonne, welche ihn entsendet; mit jedem Augenblicke wächst also auch unsere Dankesschuld gegen Gott. Das Dasein und Leben haben wir empfangen, und sein tiefster Grund, auf welchem es ruht, bleibt stets in Gottes Macht. „Was hast du, das du nicht empfangen hast?“ so ruft und hält der hl. Paulus den stolzen, undankbaren Bettler an, welcher Mensch heißt[1]. Und über alles, was wir empfangen haben, hat sich Gott sein höchstes Recht als Eigenthümer vorbehalten. Er hat uns alle Güter des Lebens nur geliehen, geliehen auf Kündigung ohne Termin. Wenn er seine Gnaden und Gaben entzieht, wenn das Glück von den Unternehmungen weicht, dann sind wir am Ende. „Was hast du, das du nicht empfangen hast?“ Ja, eines allein haben wir aus uns: die Sünden. Und wie arm, wie krank machen uns erst die Sünden! Das ist der Gipfel des Elendes.

## II.

Soll denn nun unsere Zeit, als die Zeit der Aufklärung und des Fortschrittes gepriesen, über diese Dinge kein Licht verbreiten? Sie gießt viel blendendes und verwirrendes Licht aus, — sollen nicht auch reine Strahlen in diese Armut leuchten und sie enthüllen? Ganz gewiß. Es war im 9. Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung, da zog der deutsche Kaiser Karl der Dicke mit einem ansehnlichen und glänzenden Gefolge in die Stadt St. Gallen in der Schweiz ein. Seine Begleiter besahen sich die Stadt und ihre Merkwürdigkeiten. So kamen einige denn auch in die berühmte Klosterkirche der Stadt, gingen in derselben auf und nieder und bemerkten im Chore zufällig einen still betenden Mönch. Es war der hl. Notker, einer der gefeiertsten Gelehrten und heiligen Sänger des Mittelalters. Einer der übermüthigen Leute, welcher dem Mönch an Geist sich überlegen dünkte, redete ihn mit der schnippischen Frage an: „Guter Vater, ihr habt wohl euer Lebtag viel gelernt; wisset ihr wohl auch, was Gott im Himmel thut?“ Die Frage setzte den Heiligen nicht in die geringste Verlegenheit. „O ja,“ entgegnete er, „das weiß ich wohl; ich weiß, was er thut und was er immer thun wird. Er erhöht die Demüthigen und erniedrigt die Stolzen.“ Den zweiten Theil dieses Satzes scheint Gott in vorzüglichem Maße in dem Jahrhunderte zu vollziehen, in welchem er uns das Leben geschenkt hat; uns scheint er besonders zu Zeugen dieser Er-

[1] 1 Kor. 4, 7.

niedrigung berufen zu haben. Lebensordnungen, welche Jahrhunderte bestanden und deren Stürme überdauert haben, versagten ihren Dienst und sind gestürzt. Güter und Besitz, Ehren und Würden, Glanz und Herrlichkeit sahen wir wie den Sand am Ufer des Meeres von Wind und Sturmfluth fortgeführt und an einer andern Stelle wieder angesetzt werden. Menschen, welche gleich den glänzendsten Gestirnen in wundergleichem Laufe aufgestiegen, sah man plötzlich, nicht von ihrem Geiste, aber von ihrem Glücke, ihrem „Sterne" verlassen, niedersinken, in unaufhaltsamer Eile fallen und in beispiellosen Demüthigungen untergehen. Es war dabei klar wie kaum in einer andern Zeit, daß große Erfolge durch den menschlichen Geist nicht gelingen, wenn nicht der Wille Gottes, sein Segen, seine Vorsehung sie begleitet und trägt. Wie wurden daher die Berechnungen der Klügsten zu Schanden, so oft sie glaubten, man könne in Sicherheit und auf immer wohnen und ruhen unter dem Schutze menschlicher Schöpfungen! So setzte sich einst der Prophet Jonas, um sich gegen die glühende Sonne zu schützen, unter einem dichten Laubdache nieder und ruhte sorglos. Aber es war ein Wurm im Epheu erschaffen; der stach das Gewächs, und unversehens war es verdorrt. Nun kam ein Gluthwind, die Sonne stach und Jonas mußte hinweg, denn der Platz gab keinen Schutz mehr. Treues, sprechendes Bild! Wie oft seit Beginn unseres beweglichen Jahrhunderts haben die Menschen in großen Männern, Ereignissen, in neuen Einrichtungen die schirmende Laube begrüßt, in welcher sie, lange aufgeregt und außer Athem gejagt, endlich bleibend ruhen könnten. Allein es waren Hoffnungen, welche bald getäuscht wurden. Die ruhelosen Menschen brachen auf und suchten Veränderungen und wurden abermals bitter getäuscht, und ihre Hoffnungen, einst so grün, fielen bald wie welke Blätter und Blüthen hin. Wie oft sind die Weissagungen derjenigen, welche sich als Propheten aufwarfen, zu Schanden geworden, indem gerade das Gegentheil von dem eintraf, was sie vorgeschaut hatten. Ganz besonders unglücklich aber waren sie, so oft sie den Fall und Untergang der heiligen Kirche, des Papstes und des Apostolischen Stuhles prophezeiten, und dies ist in unserem Jahrhundert besonders häufig geschehen. Zur Zeit der Revolution, als Pius VI. in der Gefangenschaft starb, sprach man laut aus, nun werde es keinen Papst mehr geben und die Kirche werde dem Papste bald ins Grab nachfolgen; dann zur Zeit Napoleons, als dessen Stern im vollsten Leuchten auf seiner Höhe stand und er Pius VII. davontrug wie der Adler das Lamm (Aquila rapax); dann wieder in späterer Zeit, und wie oft. Alles geschah anders, als man erwartet; und daher kommt es, daß man so oft sagen hört: Wer hätte das gedacht, wer hätte das gemeint? Der griechische Feldherr Iphikrates aber pflegte zu sagen, es sei ein Armutszeugniß für den Geist des Menschen, wenn er oftmals spreche: Wer hätte das gedacht; das hätte ich nicht gemeint.

Es ist nicht lange her, da wollte man den Menschengeist vergöttern unter dem Beifalle der sogen. Gebildeten, und jetzt gebraucht man den edlen Geist, den Gott uns gegeben, um zu läugnen, daß der Mensch einen Geist hat, um den Menschen zum Thiere herabzudrücken. Das heißt gewiß arm an Geist. Gewiß wird dieser furchtbare Wahn am Gewissen der Menschheit zerschellen. Es ist in der Menschheit ein so klares und lebendiges Bewußtsein ihres Vorranges über der Thierwelt, daß kleine Gründe und kleine Geschichtchen von vereinzelten Auffindungen u. dgl. dies nicht auf die Länge verdunkeln werden. Aber das ist das Zeugniß der furchtbaren Armut, daß Menschen, welche wie die Thiere leben wollen, nichts besonders Erniedrigendes in den Wahngedanken finden, welche sie entadeln und den Thieren gleichstellen. Sie finden vielmehr ihren Trost darin, weil ihre Herabwürdigung ihnen weniger schimpflich wird. Auch macht es ihnen Freude, alle edeln Geister mit sich zu erniedrigen, und wenn diese auf den Rang der Thiere kommen, wollen sie sich gerne auf dieselbe Stufe setzen.

Tausenden ist durch Armut, durch schwere Arbeit der Hände, welche die Armut ihnen auferlegt, und durch die einförmige und gedankenlose Arbeit, welche Menschen beinahe zur Maschine macht, jeder geistige Aufschwung außerordentlich schwer. Sie bewegen sich nur in einem sehr engen Kreise von Gedanken; haben sie gedacht und gesorgt für den Lebensunterhalt, so haben sie all ihre Zeit verbraucht. Wenn Gott ihnen nicht f e r t i g e Wahrheiten darreichen ließe, wo fänden sie Zeit, solche zu suchen? Sie bedürfen besonders, daß die Wahrheit für ihre Fassungskraft und ihre Erfordernisse ausgewählt und dargestellt werde als ein geknetetes und gebackenes, fertiges Brod. So können sie es genießen und geistig verdauen; ist es nicht viel, so ist es doch nahrhaftes Brod. Nun sehen wir aber mit schmerzlichem Bedauern, wie dieses Brod vielen Tausenden fehlt. Wie groß ist sodann die Zahl derer, welche statt des Brodes nur Schaum und Zuckerwerk als Nahrung für ihre Seele genießen! Romane, und selbst diese liest man nicht mehr bandweise, sondern erst zertheilt und zerschnitten in den Feuilletons der Zeitungen. Das wird verschlungen, aber es ist keine Nahrung. Das macht eine Sache noch nicht zur Nahrung, daß sie in den Magen kommt.

Nehmet hinzu, wie der Tod in Seuchen und ansteckenden Krankheiten wiederholt durch die Länder gezogen, und wie die Wissenschaft der Zeit, als die furchtbare Krankheit an der Schwelle erschien, noch kühn und herausfordernd sich gebärdete, aber dann rathlos dastand. Gedenket, wie oft in unsern Tagen mitten unter Entwürfen, mitten im Sinnen und Denken der Tod anklopfte und unerbittlich mahnte, die Verfallzeit sei gekommen, wo der Mensch, der seinem Leibe nach von der großen Mutter Erde genommen ist, sein Stücklein Erde wieder an die Mutter Erde zurückgeben

müsse. Wie oft tritt in dieser Zeit ein plötzlicher Tod ein! Welch eine erschütternde Rolle spielt der Schlag! Wie viele geistig bedeutende Menschen verlieren die Klarheit des Geistes und fallen der Nacht des Irrsinns anheim! Soll das uns nicht demüthig machen?

Gewiß hat unsere Zeit auch ihre großen und glänzenden Seiten. Wer huldigt nicht ihren großen Erfindungen auf dem Gebiete der Natur! Wir kürzen unsere Wege und vermehren unsere Zeit, indem wir auf den Flügeln des Dampfes daherfahren. Wer hätte das zur Zeit unserer Großeltern geahnt? Und doch, wie glänzend die Erfindungen sind, im Grunde ist das Elend nicht gehoben. Eine glänzende Armut ist doch immer eine Armut.

Am größten aber zeigt sich unsere Armut, wenn wir hinausschauen und fragen: was wird die Zukunft bringen? Eine Welt, welche bei dem Gedanken zittert, was es werden soll, wenn ein Paar Augen sich schließen, ist doch gewiß eine arme Welt. Das ist die unserige. Wir fahren mit geschlossenen Augen einer ganz dunkeln Zukunft entgegen. Wird unser Schiff an den drohenden Klippen zerschellen, oder werden wir durch hohes Glück und gnädiges Fügen eine uns unbekannte Küste des Friedens gewinnen? Man streitet hin und her; keiner weiß die Antwort. In der großen Gemäldegalerie zu Dresden befindet sich ein Bild, dessen Darstellung bei aller Meisterschaft sehr einfach ist. Auf einem Tische steht ein Licht und neben dem Tische eine weibliche Gestalt, deren Hand sich mit einer Lichtschere zum Lichte hinbewegt, aber in so eigenthümlicher Weise, daß der Beschauer sich zweifelnd fragt, ob das Licht gereinigt oder ausgelöscht werden solle. Oftmals noch stand der Maler, welcher das Bild gemacht, hinter seinem Bilde versteckt, hörte den Streit und lächelte dazu; aber nie sagte er, was das Weib thun solle. Mit seinem stillen, einfachen Gemälde hat der Maler unsere Zeit gezeichnet. Das Licht ist unsere Ordnung, unser Friede, unser Wohlstand, unsere Cultur und Gesittung; das Weib, welches die Arme schon in die Gegenwart hineinstreckt, ist die Zukunft. Was wird sie bringen? Wird sie das Licht auslöschen, daß die Nacht der Barbarei sich über uns lagere, oder wird es besser werden, wenn das Licht gereinigt worden? Wer will es sagen?

Andächtige! Während alles schwankt und aus den Fugen weicht, jede Autorität den Zauber verliert, steht im brausenden Gewoge nur ein Fels aufrecht und unerschüttert, und auf demselben ein Leuchtthurm, an welchem die verschlagenen Schiffe sich orientiren und retten können. Aber den Fels hat Menschenhand nicht hingestellt, und Menschenhand hat den Leuchtthurm nicht aufgebaut. Hätten besonders wir, die Menschen des 19. Jahrhunderts, diese festen, rettenden Bollwerke zu bauen gehabt, sie wären gewiß nicht da, und wäre es auf uns angekommen, sie wären schon lange nicht mehr. Aber die Erkenntniß unserer Armut kann uns helfen, daß wir uns innig an die Kirche anschließen, ja uns fest an sie ketten. Und das müssen

wir, wenn die großen kommenden Stürme uns nicht wegreißen sollen. So wird die Armut selbst uns das Heil wirken, und es wird sich neu bestätigen das alte heilige Wort: „Selig die Armen im Geiste; denn ihrer ist das Himmelreich.“ Amen.

---

## Dritte Predigt.

(1870.)

### Die Schmähungen und Verleumdungen wider die Kirche.

„Selig seid ihr, wenn euch die Menschen schmähen und verfolgen und alles Böse wider euch reden, indem sie lügen um meinetwillen.“ Matth. 5, 11.

In Nordamerika, oben am Missouristrom, wo die Cultur des Landes und die Ansiedlungen der Menschen aufhören und eine unermeßliche Einöde anfängt, steht hart an der äußersten Grenze ein gewaltiger Wegweiser aufgerichtet. Der Wegweiser hat zwei riesige Arme, die er beide in die unabsehbare Steppe hinausstreckt. Er weist mit denselben in verschiedenen Richtungen nach zwei berühmten Goldländern hin. Auf dem einen Arme ist zu lesen: „Nach Californien“, auf dem andern: „Nach Mexico“. Zahllose Fremdlinge kommen des Weges, blicken zu dem ernsten Riesen von Wegweiser auf, lesen die Inschriften, merken sich die Richtungen und treten hoffnungsfroh die Wanderung nach den Goldländern an. Allein bis zu dem Ziele hin, das vor ihrer Sehnsucht schimmert, sind hunderte von Meilen zurückzulegen. Tausende von Reisenden verlieren in der Wildniß früher oder später die Richtung, gerathen vom rechten Wege ab, laufen in die Irre und sterben kläglich in der Einöde hin, weil sie keinen Führer haben.

So wäre es den Heiligen in ihrem Erdenleben ergangen, so erginge es uns allen, wenn die heilige katholische Kirche nicht wäre, geliebte Christen! Wir alle tragen auf Erden den Wanderstab in der Hand, sind Fremdlinge und Pilger, haben hienieden keine bleibende Stätte; wir alle ohne Ausnahme und ohne Unterlaß sehnen und dehnen uns, fragen und jagen nach einem fernen goldenen Lande. Es heißt nicht Californien und nicht Mexico; in allen Menschensprachen, in allen Menschenherzen hat es einen Namen: Glückseligkeit. Die Christen, welche — dank der Offenbarung Gottes — von dem geheimnißvollen Lande mehr wissen als die träumenden Heiden, nennen es den Himmel. Und gerade am heutigen Feste

gleichen wir aufs sprechendste den Fremdlingen in Amerika, wenn sie vor den großen Wegweiser kommen. Denn das Evangelium des heutigen Festes, was ist es anderes, als ein erhabener und heiliger Wegweiser nach dem wahrhaft goldenen Lande, dem seligen Lande Gottes und all seiner Heiligen! Unser Herr und Heiland, der nicht betrügen und nicht irren kann, hat diesen Wegweiser selbst aufgerichtet. Er hat nicht zwei, nein, acht Arme in denselben eingefügt. Acht Seligkeiten hat das wunderbar schöne Evangelium; und eine jede der acht Seligkeiten ist ein anderer Arm am himmlischen Wegweiser. Denn jede der acht Seligkeiten zeigt einen andern Ausgangspunkt an, zeigt eine andere Richtung des Wanderns und des Lebens, um den Himmel zu erreichen, in welchem alle zusammenkommen. O wunderbare, tiefe und mannigfaltige Wegweisung der unendlichen Weisheit Christi! Aus der Armut, welche nichts besitzt, und aus dem Wohlstande, welcher die Mittel gibt, barmherzig zu sein, weist sie den Weg. Aus Ungemach und Trübsal, aus dem Drucke der Ungerechtigkeit und des Unfriedens, aus rein bewahrter Unschuld und aus quälender Sündennoth, aus Verfolgung und Schmähung, von allen Standorten, von allen Ausgangspunkten dieser dunkeln Erdenheimat, und schienen die Zustände noch so ferne von aller Seligkeit und getrennt von jeder Freude zu sein, ja von diesen geradezu allermeist, strecken sich die winkenden, weisenden treuen Arme aus und zeigen nach dem Himmel hin. Wie erfreulich ist dieser Wegweiser!

Und dennoch, — trotz alledem! — dennoch würde es uns ergehen, wie den unglücklich Irrenden in der amerikanischen Einöde. Der Weg ist lang und voller Gefahren; wir würden ganz gewiß die Richtung verlieren und das Ziel verfehlen, wenn wir nicht zugleich auf dem ganzen langen Wege für alle wichtigen Schritte und alle entscheidenden und bangen Tritte eine sichere, untrügliche Führung hätten. Die Führung ist uns auch gegeben, o glücklich zu preisende katholische Christen, selige Kinder der Kirche! Unsere heilige Kirche ist die treue, untrügliche Führerin. Kaum hat der Heiland in seiner heiligen Bergpredigt die acht Seligkeiten gelehrt, da beginnt er, sozusagen in demselben Athem, auch von der heiligen Kirche zu reden, indem er zu seinen Jüngern, welche die Kirche vertreten, spricht: „Ihr seid das Licht der Welt.“[1] Indessen ist es lange nicht jedem Menschen erfreulich und willkommen, die Kirche zur Führerin zu haben. Solche Führung ist zugleich eine unerträgliche Demüthigung für die stolzen Geister; solche Führung hat auch nothwendigerweise Zügel, gegen welche die Leidenschaften, diese wilden Rosse, knirschen, schäumen und sich bäumen. Licht der Welt nennt der Heiland seine Kirche; Finsterniß dagegen nennt er diese Welt. Licht nennt sich die Welt, Finster-

[1] Matth. 5, 14.

niß nennt sie die geisterfüllte heilige Kirche. Und hinter dem erbitterten Kampfe der Welt wider die Kirche stehen die eigentlichen „Mächte der Finsterniß“; wider die heilige Kirche, wider die Führerin zum Leben, streitet mit seinen Gliedern auf Erden, mit seiner ganzen irdischen und außerirdischen Macht derjenige, so ein Menschenmörder war von Anfang an. Die Hölle und ihre ganze unsichtbare und sichtbare Macht machen die äußersten Anstrengungen, der Kirche diese edle und heilige Führung der Menschen und Völker zum Himmel zu entreißen. Wie machen sie das? Zur Führung anderer ist es nothwendig, ihre Verehrung und ihr Vertrauen zu besitzen. Darum geht der Anschlag der Feinde dahin, die Verehrung und das Vertrauen und damit die Hingebung der Menschheit und der einzelnen Seelen gegen die Kirche zu erschüttern und von Grund aus zu zerstören. Zu diesem Ende setzen sie ein großes Mittel in Bewegung. Was für ein Mittel ist dies? Die blutige Verfolgung hat die Verehrung und das Vertrauen nicht erschüttert. Es gibt aber eine andere Verfolgung, welche besseren Erfolg verspricht. Das ist die immer erneuerte, immer gesteigerte Schmähung und Verleumdung der Kirche. So ist denn dieses Mittel vor allen andern auserlehen; und unter den tausend und tausend Heiligen, deren Gedächtniß wir heute feiern, ist, von den unmündigen Kindern abgesehen, wohl keiner der Schmähung und Verleumdung ganz entgangen. Die meisten sind von derselben in gewissen Zeiten des Lebens förmlich überschüttet worden. Dieses Los seiner Heiligen hat unser Heiland vorausgesehen und darum im heutigen Evangelium schon zum voraus die letzte der acht Seligkeiten sozusagen in höherem Tone gesprochen und weiter ausgeführt; er wendet sich an die erkorenen apostolischen Vertreter der Kirche, welche vor ihm standen, und in ihnen zur ganzen Kirche und spricht: „Selig seid ihr, wenn euch die Menschen schmähen und verfolgen und alles Böse wider euch reden, indem sie lügen um meinetwillen.“[1] Er heißt sie schon zum voraus in der Schmach sich freuen ob der glänzenden Ehrenrettung und überschwänglichen Entschädigung, welche ihnen aufbewahrt ist. „Freuet euch und frohlocket, denn euer Lohn ist groß im Himmel.“[2] O wie thut diese Ermunterung Christi der Christenheit noth in diesen sturmbewegten Tagen!

Wie es auf dem wechselvollen Planeten, welchen wir bewohnen, Zeiten gibt, wo mehr als gewöhnliche Regengüsse, Hagelschauer, heftige Windstöße und Stürme toben und denen, welche mit ihrer Stimmung und Gesundheit vom Wetter abhangen, das Leben traurig machen, so gibt es auch in der Kirche hienieden Zeiten der herben und bittern Prüfungen, wo die Verunglimpfungen, Verdächtigungen, Schmähungen und Verleum-

---

[1] Matth. 5, 11. [2] Ebd. 5, 12.

dungen wie große dunkle Unwetter sich zusammenballen und sich über der Kirche entladen, eine besonders große, ausgiebige und wirksame Rolle spielen, um, wo es ihnen gelingt, in weiten Kreisen die Liebe zur Kirche zu vernichten und gehässige Vorurtheile, tiefe Abgeneigtheit und feindselige Stimmung wider die Kirche an die Stelle zu setzen, wo früher die Liebe war.

Bedarf es noch der Erinnerung, daß wir in eine solch ernste Zeit eingetreten sind? Wer fühlt, wer erfährt es nicht jeden Tag? Das Concilium, die päpstliche Unfehlbarkeit, der Einbruch in die ewige Stadt: diese drei Ereignisse der letzten Tage, welche Sturmfluth von Mißdeutungen, Entstellungen, Verdächtigungen, Schmähungen, Verunglimpfungen der Kirche, ihres Hauptes, ihrer Hirten, ihrer treuen Söhne haben sie allein schon aufgeregt nah und fern! „Pfeile“ nennt die Heilige Schrift bildlich die Verleumdungen. Wenn es materielle Pfeile wären, so hätten sie die Sonne verfinstert, und wir könnten, ähnlich wie die alten Griechen wider die Perser, im Schatten fechten. Freilich bedarf es in einer so kirchenfeindlichen Zeit wie die gegenwärtige und bei so ausgedehnten offenen Verbrüderungen und geheimen Verschwörungen nicht so großer Ereignisse, um den Sturm zu erregen. Eine arme, geisteskranke Nonne zu Krakau gab schon vorher Stoff genug, ein Netz von Anklagen und Verleumdungen geschäftig zu weben und über ganz Deutschland zu spannen, und mancher arme Tropf blieb schon vor dem Concil in demselben hangen. Nachdem aber die zu Tage gekommene Wahrheit dieses Lügennetz zerrissen hatte, wurde unverdrossen anderswo wieder angeknüpft und ein neues gewoben. Trotz des großen Krieges, der doch mit seiner Donner- und Feuersprache zum Frieden, zur Eintracht im Innern mahnt, mitten im Kriege setzen viele Stimmen das Werk des Hasses fort und lassen uns ahnen, was geschähe, wenn es von ihnen abhinge. Der Heiland preist diejenigen selig, welche Schmähungen, üble Nachreden und Verleumdungen um seines Namens willen geduldig und heitern Geistes ertragen; er preist sie selig in höherem Grade, in ausgezeichneter Weise. Das würde der Heiland, der gerechte Gott, gewiß nicht thun, wenn jenes nicht etwas besonders Großes und Schweres wäre. Ist es aber besonders groß und schwer, so werden viele es nicht fertig bringen; ja die Erfahrung zeigt, daß viele viel Geringeres nicht einmal zu stande bringen, viele im Getöse der Verleumdungen halb irre oder auch ganz irre werden, halb laut oder auch ganz laut in die Anklagen wider die Kirche einstimmen, sich nur mehr zu einem verschämten Katholicismus bekennen, an allerlei Umgestaltungen und Reformen denken, welche, wenn sie statthätten, wenig nützen und viel schaden würden, sich zurückziehen und sich an nichts betheiligen, was den Menschen mißfällt, sich von der Kirche abwenden, wenn auch nicht mit äußerem Abfalle, so doch ihrer Herzensstellung nach. Macht jenes aber nach Christi Verheißung in ausgezeichnetem Grade selig, so macht dies sein trauriges Gegentheil

in hohem Grade Gott mißfällig und unselig. Diese Unseligkeit abhalten, soviel möglich, ist des Hirten Pflicht. Auch diese geweihte Stunde soll unter dem Schalle der Stimme Christi, welcher die verschmähte, verleumdete Kirche selig preist, und unter dem Beistande Christi dazu helfen, indem wir es unternehmen, die Frage zu beantworten: Wie soll der katholische Christ bei Schmähungen und Verleumdungen wider die Kirche sich verhalten? Wie soll er sich verhalten 1. den Schmähungen und Verdächtigungen gegenüber, welche auf wirklich in der Kirche vorgekommenen Aergernissen fußen; 2. denen gegenüber, welche pure Lügen zu Markte bringen, deren Inhalt aus der Luft gegriffen ist, welche keine Wahrheit zu Grunde haben?

## I.

Gott behüte mich in Gnaden zu dieser Stunde und jederzeit vor dem Unterfangen, von der langen Kette der Schmähungen wider die Kirche Gottes unterschiedslos so zu reden, als ob diese alle auf puren Lügen fußten und als ob es in der Kirche keine großen und schweren Aergernisse gegeben, welche zu manchen Schmähungen in trauriger Weise Stoff und Inhalt liefern. Eine solche Darstellung würde der Erfahrung und Geschichte widersprechen; sie würde aber auch unserem christkatholischen Glauben widersprechen und wäre eine Irrlehre der grellsten und gröbsten Art. Wie wir einerseits eine heilige Kirche, eine Kirche, heilig in ihrem Ursprunge und ihrer Gründung, heilig in ihrer Lehre und ihren Gnadenmitteln, eine Kirche, die Mutter zahlloser Heiligen, glauben, so glauben wir andererseits auch an das Dasein von Aergernissen in der heiligen Kirche Gottes. Das glauben wir, weil nicht allein die Geschichte es sagt und wir es mit Augen sehen, sondern weil Jesus Christus es ausdrücklich gelehrt hat. Er hat es gelehrt, indem er das schrecklich ernste Wort sprach: „Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt.“[1] Er hat es uns im Gleichnisse offenbart und ausgeprägt, daß auf dem großen Acker der Kirche unter den edeln Weizenhalmen, welche unter dem Thaue und Sonnenschein der göttlichen Gnade für den Himmel reifen und von Engelhänden in die Scheune des himmlischen Vaters gesammelt werden, auch das häßliche Unkraut sprosse und aufschieße, welches dem Feuer der Verdammniß verfällt. Er hat das schwere, eiserne Wort „Nothwendigkeit“ gebraucht und gesagt: „Es ist nothwendig, daß Aergernisse kommen.“[2] Worauf gründet sich diese Nothwendigkeit? Sie gründet sich einerseits ohne Zweifel auf die Schwäche und Bosheit der Menschen, andererseits auf den ewigen Willen und ewig festgestellten Rathschluß Gottes, den Fall

---

[1] Matth. 20, 16. [2] Ebd. 18, 7.

dieser Schwäche und den Lauf dieser Bosheit nicht durch außerordentliche Mittel seiner göttlichen Allmacht aufzuhalten, sondern die Aergernisse selbst seiner göttlichen Ehre und dem Heile der Auserwählten in wunderbarer Weisheit dienstbar zu machen. Es ist also nothwendig; es ist ein unabwendbarer Rathschluß Gottes, der uns nicht unbekannt geblieben, sondern klar und deutlich geoffenbart worden ist. Was folgt daraus? Daraus folgt, daß wir, wenn wir Christo wahrhaft glauben, durch die Sünden und Aergernisse in der Kirche niemals derart bestürzt werden dürfen, daß dadurch unsere Liebe und Anhänglichkeit an die Kirche wanke, daß wir vielmehr auf Sünden und Aergernisse in der Kirche als auf etwas Unvermeidliches jederzeit gefaßt und bereit sein müssen, da ihr Kommen uns zum voraus schon bei Gründung der Kirche durch Christi Stimme angemeldet worden ist. Sie treten also nicht unvermuthet in unsern Gesichtskreis hinein, können uns nicht überraschen. Die Uebel, welche unvermuthet treffen, lehrt der hl. Gregor der Große, schmerzen und verwirren am meisten; die vorgesehenen schmerzen weniger und verwirren uns nicht. In der That ließen die glaubensstarken Christen früherer Zeiten sich von Aergernissen in der Kirche nicht aus der Fassung und ins Schwanken bringen, sondern eilten an denselben vorüber mit großem Herzen ihrem großen Ziele entgegen. Oder kommt euch der Gedanke, es habe in jenen Zeiten keine großen Aergernisse gegeben? Ei, ich wollte, ich könnte mit euch die Jahrhunderte bis zum Anfange der Kirche hinaufgehen, — ihr würdet überall, allüberall oft schreiende Mißstände erblicken. Gab es keine Aergernisse in der Zeit, wo unrechtmäßige Päpste sich aufwarfen und die Christenheit auf ihr Haupt zweifelhaft war? Und doch gab es damals große Heilige, die hl. Katharina von Siena, der hl. Vincenz Ferrerius, und im Bereiche des Hirtenamtes unserer trierischen Erzbischöfe lebte damals der weitbekannte selige Peter von Lützelburg. Gab es keine großen Aergernisse zur Zeit, wo die Griechen und Morgenländer abfielen? keine zur Zeit der großen Völkerwanderungen, wo alle Ordnung sich auflöste und alles Leben zu verwildern drohte? keine zur arianischen Zeit, als die verderbliche Irrlehre unter gleißnerischen Formen und Wortverdrehungen auf die Throne der Fürsten, fast in alle Diöcesen, fast auf alle Bischofssitze — auf den trierischen nicht — sich einzudrängen wußte? Und sogar — ich frage es kühn — gab es keine Mißbräuche und Aergernisse am Anfange, in der ersten Jugend der Kirche, zur Zeit der Apostel? Die Apostelgeschichte ist darin sehr aufrichtig und erzählt uns unumwunden von dem Lug und Trug des Ananias und der Saphira, von dem Murren der hellenischen Christen über die parteiische Vertheilung der Gaben, von der schändlichen Geldkrämerei Simons des Magiers. Der hl. Paulus erwähnt in seinen Briefen der Zwietracht der Korinther, der Eitelkeit und Ehrsucht gewisser christlicher Lehrer, des Aergernisses der Blutschande, der

anstößigen Processe mancher Christen vor den heidnischen Richtern, der Mißbräuche bei den Liebesmahlen, des unwürdigen Empfanges der heiligen Communion, dessen sich mehrere Christen schuldig machten. Er erwähnt des Eigennutzes und der Selbstsucht unrechtmäßiger, falscher Apostel, des wankelmüthigen Sinnes der Christen in Galatien, des Abfalles seines eigenen Begleiters, des Demas, welcher die Welt mehr liebte als den Weltapostel, und die heilige Sache seines Berufes aus Weltliebe verließ. Der hl. Jacobus spricht in seinem Briefe von der Parteilichkeit der Rechtsverwalter, Petrus von dem böswilligen Mißbrauche und den arglistigen Verdrehungen der Briefe des hl. Paulus; Johannes spricht in seinem Briefe von vielen Antichristen, Judas Thaddäus von einer Menge von Verführern, und die Geheime Offenbarung spricht sogar von den Mängeln mancher Bischöfe, welche in jener ersten Zeit die Kirchen von Kleinasien regierten. Wenn Aergernisse sogleich irre machen und den Ruf erpressen sollten, man müsse die Kirche reformiren, so hätte man sofort nach der Gründung der Kirche schon alles umgießen und dies in jedem Jahrzehnt erneuern müssen. Denn es ist ein unbeugsames Gesetz: „Es ist nothwendig, daß Aergernisse kommen."

Allein, so werdet ihr denken, wenn die Aergernisse wirklich vorgekommen sind, welche unsere Gegner uns vorhalten, so paßt doch auf sie nicht Christi Wort im heutigen Evangelium: „indem sie lügen"; was sie vorhalten, ist ja wahr. Ja, Geliebte, wenn die Feinde der Kirche — denn nur um diese handelt es sich — wenn die Feinde der Kirche sagten: Dieser, jener Mensch hat das Aergerniß angerichtet, die Sünde gethan, und wenn sie das sagten, wo es zu sagen ist, zur rechten Zeit und am rechten Ort, so wäre das unverfänglich; es wäre das keine Schmähung der Kirche, keine Lüge. Das hat ja auch, wie wir hörten, die Apostelgeschichte gethan; die heiligen Apostel und großen Heiligen späterer Zeit haben es gesagt. Allein bei den Feinden handelt es sich darum, nicht die einzelnen Sünder, sondern die Kirche als die große Schuldige, als die „Infame" darzustellen; die Kirche soll an den Pranger gestellt werden. Sie dehnen das Aergerniß aus und sagen: „So sind die geistlichen Stände, so ist die katholische Kirche"; und das ist immer eine Schmähung und Lüge. Um die Kirche zu erniedrigen, dazu eben dienen ihnen die skandalösen Geschichten. Sonst haben sie einen weiten Mantel, mit welchem sie alle Sünden zudecken. Wie sieht es oft aus in ihrem Hause, wie schmutzig ist oft die eigene Lebensbeschreibung! Nun aber spielen sie sich als die „sittlich Entrüsteten" auf und schmücken ihre Tücke mit hohen Worten. Die Aergernisse sind nur eine falsche Flagge, welche sie auf ihrem Schiffe führen. In der Kirche handelt es sich um Christus, den göttlichen Heiland, „indem sie lügen um meinetwillen". Die Feinde der Kirche sind eben Feinde der Kirche, nicht der einzelnen Menschen als solcher.

Zwei Dinge, welche nach Ursprung und Anlaß, nach ihrer Natur und ihren Zielen sich fremd sind, sind hier scharf zu unterscheiden und auseinander zu halten. Es ist ein Kunstgriff der Feinde, die Fehltritte und Aergernisse der Menschen in der Kirche so darzustellen, als ob sie von der Kirche begangen wären. Die Feinde vermischen das Geschiedene: wir müssen also das Gegentheil thun und strenge scheiden. Wie viele von denen, welche mit ihren Aergernissen die Kirche betrübt und die Blätter der Geschichte verdunkelt haben, waren so unwissend, daß sie nicht einmal wußten, was die Kirche lehre! An wie vielen ist überhaupt in ihrem Leben die lehrende, mahnende, warnende Stimme der Kirche wie an tauben Ohren spurlos verhallt! Dennoch soll die Kirche für das verantwortlich sein, was sie aus tiefster Seele beklagt. Und wenn das nicht ihr allgemeiner Lebenszustand war, wenigstens in der Stunde der Sünde, — wen haben sie da gehört, wessen Antriebe haben sie gehorcht? Dem Antriebe der Kirche oder ihrer Leidenschaften und dem Strome der Welt? Gewiß alle haben gesündigt nicht durch die Kirche, sondern im Widerspruch gegen die Kirche, im Widerspruch gegen ihre unwandelbar heiligen Lehren und Gesetze, und solange sie zur Lehre der Kirche sich halten, müssen sie mit dieser Lehre sich selbst und ihre Sünden verurtheilen. Eines von beiden: entweder müssen sie die Lehre der Kirche oder ihr lasterhaftes Leben verwerfen. Also unterscheiden wir! Die Kirche als die heilige Anstalt Gottes, als die Vertreterin Christi und als Christi geheimnißvoller Leib wandelt unter Sündern, billigt aber ihre Sünden nicht und wird als die Kirche Christi so wenig von denselben befleckt als unser Heiland selbst, da er mit Zöllnern und Sündern zu Tische saß und unter ihrem Dache weilte, um zu suchen und selig zu machen, was verloren war.

Doch warum länger über die Aergernisse und Sünden reden, besonders heute am Allerheiligenfeste? Die Menschen sündigen durch sich, durch den Teufel, durch die Welt, nicht durch die Kirche. Sie sündigen ohne die Kirche, trotz der Kirche, wider die Kirche, aber heilig werden sie nicht wider die Kirche, nicht trotz der Kirche, nicht ohne die Kirche; heilig werden sie nur durch die Kirche. Und was die Kirche darin geleistet, geleistet in heitern und trüben Zeiten, in ihrer ersten Jugend, in jedem Lande, in allen Ständen, auf jedem Boden, das sagen uns die endlosen Scharen der Seligen, welche Johannes, der heilige Seher, der Kanzler des Himmels, alle in weißen Kleidern schaute. Woher haben sie die weißen Kleider? Sie weisen auf die Kirche hin; die Kirche hat sie ihnen in der Taufe gegeben. Sie hat die einen wundergleich durch den Staub und den Schmutz der Erde geführt, daß ihre Kleider die schneeglänzende Weiße bewahrten. Andere haben ihre Kleider besudelt; aber die Kirche entlockte aus den heilsamen Augenquellen die warmen Thränen der Buße und führte sie in den Sacramenten zu den Brunnen,

darin das Blut des Lammes rinnt, welches „uns wäscht von unsern Sünden". Woher haben die Seligen des Himmels die Palmen? Wo sind diese Palmen gewachsen? Sie weisen auf die Kirche hin. Auf der Erde sind sie gewachsen, aber nicht wild; Himmelspflanzen wachsen nicht wild auf unserem Planeten. Sie sproßten und grünten auf unter der Pflege der Kirche. Wenn wir im Geiste heute auch Jünger der Liebe werden, wenn wir in die grenzenlosen seligen Gefilde des Himmels, welche heute mit neuverklärten ehemaligen Erdbewohnern so reich bevölkert sind und es immer mehr werden, schauen, in diese unendlich strahlende Fülle und Mannigfaltigkeit der Heiligen, ihres Lebens, ihrer Tugenden, ihrer Werke und Wunder, bei jedem anders nach seiner persönlichen Anlage und Begabung, aber alles originell: da fühlen, da ahnen wir, wieviel tausend wunderbare und unerschöpfliche Kräfte der Erleuchtung und Heiligung der Menschenseelen in dieser geschmähten Kirche leben und weben und ihr großes, stilles, ewiges Werk vollbringen; da erscheint uns die Kirche selbst in ihrem Licht- und Feierkleide. An gewöhnlichen Tagen ist sie vor unsern Augen durch die Sünden und Aergernisse ihrer schwachen und boshaften Kinder oft erniedrigt und verdunkelt; wir leben ja im Glauben und bekennen: „Ich glaube eine heilige katholische Kirche." Es ist so viel Verdunklung, daß wir an ihre Heiligkeit glauben, und daß wir, wenn wir glauben wollen, nicht gezwungen sind, uns gewissen Thieren gleich mit Lust in den Schmutz der Aergernisse zu vertiefen und zu verlieren. Es ist aber auch so viel Glanz in der Kirche, daß, wer guten Willens ist, ihre heiligende Kraft wohl leicht erkennen kann. Zu jenem streben und trachten die Feinde der Kirche uns zu bewegen; sie wollen uns hier schon den Himmel stehlen. Wir sollen nur ein Auge behalten für die Aergernisse in der Kirche; wir sollen Menschen gleichen, welche mit unverrücktem Auge nach einem dunkeln Punkte des Horizontes starren und stieren und darüber nichts von der endlosen Himmelspracht gewahr werden. So wird in den bestangelegten, edelsten Menschen die Liebe zur Kirche, die Begeisterung für ihre großen Zwecke und Ziele geknickt. Viele Bücher, Zeitungen in unserem deutschen Vaterlande ignoriren alles, was in der katholischen Kirche Schönes, Tiefes, Edles, Großes, Heiliges geschieht, sie ignoriren es so vollständig, als ob es keine katholische Kirche in Deutschland mehr gäbe. Sonst wird von gewöhnlichen Dingen oft viel Aufhebens gemacht; man weiß wohl zu loben, zu rühmen, auch das Unbedeutende. Von unsern Feinden müssen wir lernen. In solchen Zeiten muß man das gerade Gegentheil thun. Darum wollen wir nicht vergessen, jetzt mehr als je zu lesen, zu bedenken und zu bewundern, was in der heiligen Kirche groß und tief, edel, herrlich und heilig ist, damit unsere Liebe nicht erkalte. Wir wollen es nicht vergessen an diesem Tage, in dieser Feierstunde, ehe Allerheiligen endigt.

Allein Allerheiligen kommt alle Jahre nur einmal. Das ist uns nicht genug, es kann uns nicht genug sein. Denn die Erniedrigung der Kirche sehen wir jeden Tag; jeden Tag werden wir an alles erinnert, was unsere heilige Mutter verdunkeln kann. Sollen wir uns da nur einmal im Jahre ihr Wirken, ihren Glorienglanz, ihren Ruhmeskranz vergegenwärtigen? Ein berühmter Schriftsteller unseres Vaterlandes hat einmal den Rath gegeben, man solle sich jede Woche eine stille Viertelstunde nehmen, um die guten Eigenschaften und die Vorzüge der Menschen sich von neuem zu vergegenwärtigen, mit welchen wir im Kreise einer Familie zusammen sind und zusammen leben. Warum gibt er diesen Rath? Er sagt: Bei diesem Zusammenleben und durch allerlei Klagen von außen her treten die Mängel, die Schwächen, die Schattenseiten hervor, und es berührt oft empfindlich, sie zu bemerken. Man wird davon mißstimmt und erkältet; man gedenkt der Vorzüge nicht, wenn sie auch recht groß sind; der wahre Werth wird immer weniger geschätzt. Man muß deshalb ein entschiedenes Gegengewicht bilden. Das geflissentliche Nachdenken über ihre Vorzüge ist ein Gegengewicht und erwärmt die Liebe. Die Taube der Liebe schüttelt den Staub wieder aus den Flügeln. Geliebte Christen! Wir sind immer mit den Gliedern der Kirche zusammen, leben inmitten der Kirche. Um uns her legt man es darauf an, die Liebe zu unserer heiligen Mutter in uns zu verkümmern und zu ersticken, indem man uns alle Schäden derselben zeigt. Warum lassen wir uns überhaupt hinziehen, so viel zu lesen, so viel zu besprechen, so oft daran zu denken und oft nicht ohne Bitterkeit darüber zu klagen? Wir vergrößern oft den Skandal, indem wir ihn verbreiten, und helfen mit, daß die Schäden der Kirche in den Augen der Welt mehr schaden, als alle Beispiele der Heiligen nützen. Es gibt überall leichte Geister, welche bereits sehr zum Bösen disponirt sind, und denen wir mit unsern Klagen vielleicht den letzten Anstoß geben. In frühern großen Jahrhunderten gingen die Völker an dem Schmutze vorüber, schwiegen und bauten ihre herrlichen Kirchen, ihre Anstalten der Barmherzigkeit, thaten ihre staunenswürdigen guten Werke, — wir fallen über jeden Strohhalm. Und wenn die Aergernisse gar groß und breit wurden, so setzten die großen Seelen ihnen viel weniger große, nutzlose Klagen als große Tugenden, die entgegengesetzten Tugenden, und zwar in den großartigsten Erscheinungen entgegen. Ein altes deutsches Sprichwort sagt: „Jeder kehr vor seiner Thür, so werden alle Gassen rein." Was nützt alle tugendhafte Entrüstung, wenn sie das Böse nicht erstickt, es vielmehr in die Weite fortpflanzt? Seien wir, ohne uns zu entrüsten, zuerst das selbst, was wir von andern verlangen, daß sie sein sollen, und wir werden bald andere finden, die uns gleichen oder uns nachahmen. Estote tales et invenietis tales, sagt ein alter Lehrer.

## II.

Es ist eine Wahrheit unseres Glaubens, daß es in der himmlischen Pflanzung der Kirche Unkraut, viel Unkraut, im Lichtreiche der Kirche hienieden verdunkelnde Aergernisse gibt. Geschichte und Erfahrung bestätigen diese Glaubenswahrheit tausendfach, und kein Mensch zweifelt daran. Es ist aber auch ein Glaubenssatz, daß vieles, sehr vieles, was die Feinde der Kirche in dieser Hinsicht aufbringen und geschäftig aussprengen, erlogen ist. Aus dem untrüglichen Munde Christi selbst nehme ich das starke Wort, und für seine Schärfe übernimmt der Heiland die Verantwortung. Er sagt im heutigen Evangelium: „indem sie **lügen**". Auch das ist eine Wahrheit des Glaubens. Geschichte und Erfahrung bestätigen sie gewiß nicht minder, vielleicht noch mehr. Es kann dem naivsten und arglosesten Kinde unserer Zeit nicht schwer fallen, dieses Wort des Herrn zu glauben; denn die Lügen umschwirren uns wie ein Schneegestöber; die Flocken sind so dick, daß man sie mit Händen greifen kann und daß sie zu ganzen dicken Büchern und Bücherballen sich verdichten.

Es sind jetzt einige Jahrhunderte her, da trug ein von seinen Zeitgenossen sehr gefeierter Prediger unseres deutschen Vaterlandes auf der Kanzel in der etwas derben und grellen Weise seiner Zeit infolge einer Vision eine große Lehre vor. „Ich fand mich", so ungefähr sagte er, „in Gedanken vertieft in die große Stadt versetzt, welche man Welt nennt. Ich wanderte durch eine Straße, welche durch ihre unabsehbare Größe und durch die Höhe ihrer Häuser und die Menge ihrer Bewohner, welche alle Stockwerke dicht bevölkerten, mein höchstes Staunen erregte. So fragte ich denn einen Vorüberkommenden neugierig, was das für eine große Straße sei. Er sagte mir, die Straße sei von lauter Schneidern bewohnt. Das kam mir seltsam vor, es war alles so groß angelegt, daß sie hier die halbe Welt mit Kleidern hätten versehen können. Aber der kundige Fremde, der mein Staunen merkte, berichtigte meine irrenden Gedanken, indem er schnell versetzte: ‚Ja, so nicht; die Kleidermacher wohnen nicht hier; das sind ehrsame und achtbare Leute; nein, dies ist die Straße der Ehrabschneider.'" So der alte Prediger. Diese Straße der Ehrabschneider und Verleumder, um das Bild fortzusetzen, ist besonders zum Schaden der Kirche Gottes noch sehr verlängert und mit vielen neuen Anbauten versehen worden. Getaufte und ungetaufte Literaten treiben in Scharen das saubere Geschäft. Viele werden reichlich dafür bezahlt; andere, wohlhabende, vornehme Leute verschmähen es nicht, umsonst Gesellen- und Laufdienste zu thun. Orgeldreher und Bänkelsänger, wandernde Buben schmähen die Kirche auf offener Straße, und vornehme Theater thun es, vielleicht etwas feiner, in behaglichen glänzenden Räumen. Buchdruckerpressen keuchen unter ihrer feindseligen Aufgabe und speien giftige Zeitungen, Bücher, Romane, welche manchen für Geschichte gelten,

aus ihrem Rachen; Bierschenken und Ressourcen leisten ihnen Hilfe. Keine Straße macht so flotte Geschäfte.

Wie soll diesem Treiben gegenüber der katholische Christ sich verhalten?

Vor allem kann und darf doch keine Seele, welche aufrichtig zur Kirche hält, in ihr seine heilige Mutter verehrt, wenn noch ein Funke Verehrung für die heilige Mutter übrig ist, die Werkstätten der Verleumdung mit ihrem Gelde unterhalten, die Erzeugnisse mit ihrem Gelde bezahlen. Niemand kann und darf für solche Parteien den Trompeter oder Laufburschen machen, der ihre Verleumdungen ins große Publikum trägt, ihre Blätter umträgt, hier, da das böse Gift emsig zeigt, es mit Roth- oder Blaustift bezeichnet, daß es ja von andern nicht übersehen werde. Es gibt aber Katholiken genug, welche sich aus dem Herumtragen gerne ein Geschäft machen und überall das Leiterchen tragen zu müssen glauben, wenn die Kirche an den Pranger gestellt wird. Sie haben, wie sie versichern, immer schon gesagt und werden nicht müde, es zu wiederholen, daß es in der Kirche zu weit, zu arg getrieben werde, daß der Ultramontanismus um sich greife, der Fanatismus das Feuer schüre, die Herrschsucht überall nach den Kronen greife, daß man nicht absehe, wo das hinaus wolle, daß die ganze Verfassung der Kirche geändert, alles neukatholisch werde, und sie allein die Weisen seien, und was des Unsinns weiter ist. „Warum nimmst du meinen Bund, meine Religion in deinen Mund? Sahest du einen Dieb, so liefest du mit ihm. Dein Mund floß über von Bosheit, und deine Zunge zettelte Lug und Trug an. Du saßest und sprachest wider deinen Bruder und legtest Fallstricke dem Sohne deiner Mutter.“ [1]

Wir wissen wohl, wie überhaupt im Leben üble Nachrede, Lästerung und Verleumdung eine große Rolle spielt. Mancher feine und gebildete Mund hat in seiner Scheide ein gar scharfes Schwert. Die Schmähung bildet für manche Menschen und für manchen Zirkel die liebste Unterhaltung, die Würze des Gespräches. Aber jeder verständige Christ, gesetzt auch daß er diese Unterhaltung nicht, wie er sollte, verachtet und verwirft, nimmt doch das nicht leicht an, was über einen Abwesenden dessen ärgste Feinde sagen. „Dem Neide und Hasse kann man nicht glauben.“ Nun gibt es aber große und kleine Parteien in der Welt, welche die katholische Kirche sehr beneiden, weil sie im Wettstreite mit derselben nicht standhalten; es gibt viele Menschen, welche die heilige Kirche mehr hassen als ihre ärgsten Feinde und gegen sie zu den schlechtesten Mitteln greifen. Das wissen wir; es ist landkundig. Warum versagen wir hier den Glauben nicht, wenn Neider und Hasser, wenn Feinde sprechen? Warum verschließen wir die Ohren nicht? Es hat doch einer, der sich aufs Ver-

---

[1] Ps. 49, 16—20.

leumden der Kirche verstand, gesagt, von kühnen Verleumdungen bleibe immer etwas haften.

Warum verschließen wir nicht wenigstens ein Ohr? Von einem Weisen des Alterthums wird erzählt, er habe, wenn ein Kläger sprach, immer ein Ohr mit vorgehaltener Hand geschlossen. Warum? Ich spare das andere Ohr dem Angeklagten, antwortete er. Ja, das wäre doch das Allergeringste, was wir thun könnten, daß wir ein Ohr der Vertheidigung unserer verleumdeten Mutter schenkten; ich will sagen, daß wir doch ein jeder neben den pikanten Lügen auch das lesen, was zur Vertheidigung der angegriffenen Kirche gesagt wird. Da würden wir finden, daß das, was die Feinde so schwarz ausmalen, im Grunde oft wirkliche Tugenden und große Vorzüge sind, welche sie uns in ein falsches Licht gestellt und übel gedeutet haben. „Der Teufel", sagt der Apostel, „kleidet sich in einen Engel des Lichtes"; er versteht aber auch die umgekehrte Kunst, wahre Engel des Lichtes als Teufel zu malen. Wir würden finden, daß in vielen Dingen gelogen wird durch Auslassungen, geschickt angebrachte Erweiterungen, Verwechselungen, Entstellungen, Mischung von Wahrem und Falschem und durch ähnliche Gaukeleien; wir würden finden, daß vieles gar keine Wahrheit zu Grunde hat, sondern rein aus der Luft gegriffen ist.

Hier dürfte es aber an der Stelle sein, eine Bemerkung über die Lectüre vieler, auch guter Katholiken zu machen. Sie lesen allzuviel zur bloßen Unterhaltung, gar zu wenig, was zur Belehrung dient. Der Vorstand des Vereines vom hl. Karl Borromäus hat bereits vor zwei Jahren (im Juli 1868) es als eine allgemein gemachte Beobachtung ausgesprochen, daß fast ausschließlich Unterhaltungsschriften zur Lectüre gewählt werden, während doch Belehrung der Hauptzweck des Vereines ist, Belehrung, welche heutzutage so sehr noth thut. Bücher ohne Belehrung sind wie der Feigenbaum, welchen der Heiland verwarf; es sind viele Blätter, aber keine Früchte.

Blätter — aber keine Früchte! Ein ernster Gedanke am ernsten Abende zwischen Allerheiligen und Allerseelen. Auch im Leben der Menschen, was sind die vielen verlorenen Tage anders als Blätter, vielleicht schöne Blätter, grünende Blätter, aber immer Blätter, welche abfallen und spurlos verwehen und eine traurige Leere zurücklassen. Gute Werke, vom Glauben durch die Liebe gewirkt, angeeignete Tugenden — diese Früchte des Christenlebens würde man vergeblich suchen. Und doch machen die Früchte allein das Verdienst unseres Lebens aus. Sie sind die Glorie der Heiligen, die Ehre der Kirche auf Erden; und nur diese Früchte haben Gewicht auf der gerechten Wage der Ewigkeit. Wie ganz anders würden alle Schmähungen der Kirche zum Schweigen gebracht, wenn wir, die Kinder der Kirche, in unserem Leben mit diesen Früchten des Glaubens

und der Liebe reichlich prangten! Aber viele Christen, viele Katholiken leben gerade so, wie sie auch leben würden, wenn sie keine Christen wären. Das ist die größte Verdunklung ihrer Kirche, das ist ihre größte Betrübniß.

Wollen wir unsere betrübte, gebeugte Mutter nicht trösten? Die Wittwe zu Naim, so erzählt das Evangelium, ging weinend hinter der Todtenbahre, auf welcher die Leiche ihres Sohnes lag. Manche heilige Väter und Lehrer haben in dieser weinenden Wittwe ein Bild der Kirche erkannt. Zwar ist Jesus der ewige Bräutigam der Kirche, aber er hat ihr den Trost seiner sichtbaren Gegenwart entzogen, und insofern trägt sie den Wittwenschleier. Sie weint um alle ihre verstorbenen Kinder, betet für alle, auch für diejenigen, welche zu arm waren, sich ein Gedächtniß zu stiften, für diejenigen, deren Namen längst vergessen, welche spurlos auf dem Meere verschwunden, welche zu Tausenden in großen Kriegen gestorben sind. Die Kirche geht hinter allen ihren Leichen und schließt ihre Asche in ihr mütterliches Herz wie in eine heilige Urne ein. An diesem Abende weint sie um ihre Verstorbenen und betet für sie aus blutendem Herzen. Sie geht ferner mit weinendem Auge denen nach, welche des Todes der Seele gestorben sind in Glaubenslosigkeit und andern schweren Sünden. Sie blickt mit thränendem Auge auf soviel Elend, Angst und Noth der Menschenkinder und geht mit unerschöpflicher Liebe dem Elend helfend nach bis in seine entlegenen Winkel. Wollet ihr eure betrübte Mutter erfreuen? So begleitet sie auf ihren thränenreichen Gängen, auf ihrem Gange hinter den Särgen der Verstorbenen, auf ihrem Gange hinter den todten Seelen der großen Sünder, auf ihrem Gange zu dem menschlichen Elende. Und könnt ihr nicht selbst mit ihr das Elend aufsuchen, sehet, die Kirche sendet ihre Boten und Botinnen. Leget eure Gaben in die treuen Hände, welche sich für die Armen und Kranken ausstrecken. Thuet es auch in dieser trüben, schweren Zeit nicht aus Gezwungenheit, denn „einen fröhlichen Geber hat Gott lieb“ [1]. Amen.

---

[1] 2 Kor. 9, 7.

## Vierte Predigt.

(1871.)

### Die Palmen in den Händen der Heiligen.

„Ich sah eine große Schar, welche niemand zählen konnte, aus allen Nationen und Völkern und Stämmen und Sprachen; sie standen vor dem Throne und vor dem Lamme, angethan mit weißen Kleidern, und hatten Palmen in ihren Händen."
Offb. 7, 9.

Was ist doch der menschliche Geist ein schneller und eilfertiger Wanderer, Geliebte im Herrn! Wer reist so viel, so schnell als er? Unser Geist mit seinen Gedanken ist sozusagen beständig auf der Reise. Wenn auch der Körper regungslos an einer Stelle bleibt, — unser Geist mit seinen Gedanken hat nicht lange Ruhe, bleibt nicht gerne auf einem Punkte. Wie im Fluge gehen die Gedanken zu andern Dingen, zu abwesenden Freunden, zu entschwundenen Freuden oder ausgestandenen Leiden, zu frischen oder versunkenen Grabmälern, in die dunkle Zukunft, in ferne Räume, ferne Zeiten, wie im blitzschnellen Fluge von einem Ende der Welt zum andern. Daher sagt ein alter deutscher Reimspruch: „Des Menschen Gedanke ist ein Gefieder; man kann es lenken hoch und nieder."

Die heutigen Nachmittag- und Abendstunden ganz besonders sind feierliche, heilige Wanderstunden der Seele für uns und die gesamte Christenwelt. Sie führen wahrlich die Gedanken hoch und nieder zu sehr fernen und entgegengesetzten Regionen, freudevoll und wehmuthsvoll. Fröhlich und jubilirend schlugen die Glocken der ersten Vesper zusammen, die ganze Kirche sang von dem ewigen Sabbat, von dem Frieden und der Wonne der Heiligen und war bei derselben im Geiste gegenwärtig, soweit es dem Auffluge des Gedankens in dieser irdischen Beschwerung möglich ist, Himmlisches zu betrachten und zu verkosten. Dann aber, plötzlich und ohne jeden Uebergang, hob wehmuthsvoll und klagend die Todtenvesper an. Es war, als ob die Glocken anders klängen, als ob sie auch wehklagten und weinten; denn unser Geist hatte sich augenblicklich nach jenem geheimnißvollen Ort der Trauer und Wehmuth versetzt, wo die abgeschiedenen Seelen zur Büßung und Läuterung verweilen; von wo der Hilferuf der Todten an unsere Herzen dringt, hoffentlich nicht vergebens. Doch kaum haben die letzten Töne der Todtenvesper in dieser Kathedrale ausgeklungen, da tritt im Texte der Predigt der hl. Johannes, der gotterleuchtete Apostel, der entzückte Seher vom Eilande Patmos, vor euch hin. Er tritt in Entzückung, in wunderbaren Gesichten seine Wanderung

im Himmel an und ladet euch ein, ihn im Geiste auf seiner großen Reise zu begleiten und unter seinem Schutz die wonnevollen Gebiete zu betreten.

Es ist uns gut, mit ihm zu gehen. Als Petrus auf dem Berge Tabor den Abglanz himmlischer Herrlichkeit in der Verklärung des Herrn schaute, da vergaß er, daß er berufener Apostel sei und auf Erden wirken sollte, und er wollte in diesem Glanze müßig sitzen bleiben. Daher sprach er: „Herr, hier ist gut sein; hier laß uns Hütten bauen.“ [1] Thörichtes Verlangen! Das ist dem Menschen nicht beschieden; aber von der Erde oft im Geiste zum Himmel gehen, um dann desto besser das flüchtige Erdenleben zu benutzen, das ist uns gut, ja nothwendig; dazu vorzüglich sind unserer Seele Flügel gegeben, daß sie sich zur Ewigkeit erhebe. Nach dem Himmel müssen wir ja unsern ganzen Erdenlauf richten, wenn er glücklich verlaufen und selig enden soll. Wenn wir die Dinge dieser Erde, die Ereignisse der Welt und unseres Lebens in ihrem wahren Werthe oder Unwerthe erkennen sollen, so müssen wir sie ins Licht der Ewigkeit halten. Der Himmel muß uns erheben, trösten, ermuntern und froh erhalten in diesem Thale der Mühen und Thränen, wo wir in Thränen säen sollen, um dereinst in Freuden zu ernten. Dieser Ernte, der goldenen Garben müssen wir gedenken; die Hoffnung muß uns aufrecht erhalten. Aber wahrlich, wenn unsere Landleute bei ihren schweren Arbeiten im Frühlinge und Sommer so wenig an die Garben, an die goldene Ernte dächten, als viele Christen an den Himmel denken, so ließen sie gewiß die Hände sinken, und wir hätten kein Brod zu essen.

Auf denn, liebe Christenheit, zu dieser Stunde und mit Johannes gewandert, mit Johannes geschaut! Der hl. Stephanus rief vor seinem Tode aus: „Ich sehe den Himmel offen“ [2]; als er das sagte, sah er Jesum zur Rechten des Vaters. Dem hl. Johannes ist der Himmel noch weiter geöffnet, ja weit bis in seine fernsten Räume, bis zu des Himmels Enden. Er sieht nämlich nicht Jesum allein, den allein zu schauen schon die höchste Wonne ist; er sieht um Jesum alle Heiligen versammelt, welche im Zeitenlaufe nach und nach in den Himmel eintreten bis zu der Zeiten Ende; die erst noch geboren werden, die erst nach Jahrhunderten auf der Erde erscheinen sollen: er sieht sie alle, alle Diener, welche das Siegel Gottes, das Zeichen des Glaubens tragen, das unauslöschliche Zeichen der heiligen Taufe, der heiligen Firmung, das feurige Siegel der Liebe zu Christo, zu seiner heiligen Kirche und ihrem sichtbaren Oberhaupte, das Siegel der Auserwählung. Das ist das glorreichste Fest im Himmel, wo keiner mehr fehlt, wo keine Lücke ist, im höchsten Sinne das Fest aller Heiligen. „Ich sah eine große Schar.“ Diese unabsehbare Masse der Heiligen aber ist für den betrachtenden Menschengeist ganz

[1] Matth. 17, 4. [2] Apg. 7, 55.

überwältigend. Wo kämen wir hin, wenn wir uns jeden Einzelnen betrachten und uns auf das Leben eines jeden, ja nur auf den Namen eines jeden einlassen wollten? Aber so weist uns auch Johannes, unser Führer, nicht an. Wo alle in überwältigenden Massen erscheinen, da kann man den Einzelnen nicht mehr betrachten. Darum wird uns keines Lebensgeschichte erzählt, ja nicht einmal ein Name genannt; dagegen macht Johannes uns sehr eindringlich auf wenige, aber wichtige Dinge aufmerksam, welche allen Heiligen gemeinsam sind und alle zur Einheit verbinden.

Das erste ist der gemeinsame Ort. „Sie standen vor dem Throne und vor dem Lamme." Sie sind also alle im innersten Thronsaale Gottes, dem vornehmsten Saale der ganzen Schöpfung, gerade vor dem Throne Gottes, vor dem Lamme Jesus Christus; — und es sind doch so viele arme, geringe Leute darunter, welche auf Erden sehr verachtet waren. Das ist die selige Anschauung der unverhüllten, unverschleierten Gottheit, das Schauen von Angesicht zu Angesicht; das ist die höchste und wesentliche Seligkeit der Heiligen, der Gegenstand der feurigsten Sehnsucht aller Seelen im Fegfeuer, das höchste Verlangen und die Hoffnung aller wahren Kinder Gottes auf Erden; — o daß es das Verlangen aller Christen wäre!

Das zweite ist das Kleid. Das Kleid der Heiligen ist freilich nur als Bild zu fassen; aber es ist ein sehr bedeutsames Bild. Sie waren alle „angethan mit weißen Kleidern", sagt Johannes. Das Kleid deutet hier auf den Zustand der Seele, die unbefleckte Reinheit der Seele. Weiß ist ihr Kleid; sie können es zeigen vor dem durchdringenden Auge Gottes; es deutet Unschuld und Reinheit an durch und durch, nicht wie mancher Heuchler es trägt vor dem Menschenauge, außen weiß und innen mit Bosheit gefüttert.

Das dritte, was allen gemeinsam ist, ist ein merkwürdiges Verdienst- und Ehrenzeichen, das alle in den Händen tragen: die Palme. Auch das ist ein Bild, aber ein sehr lehrreiches Bild. „Sie hatten Palmen in den Händen", bemerkt der hl. Johannes; jeder hatte eine Palme. Die Palme ist seit uralten Zeiten ein Ehrenzeichen des Sieges. Sieg aber ist nur möglich, wo Kampf vorangegangen; wo kein Kampf, da kein Sieg; Krieg und Sieg — die reimen zusammen in Wort und Sache; der Sieg ist des Krieges glorreiches Ende. Im Himmel sind die Siegespalmen; aber im Himmel ist kein Krieg; der Kampf wogt auf Erden. Das gemeinsame Los aller Heiligen auf Erden ist also, zu kämpfen, und die Kirche singt: *Certamen magnum etc.* Auf das Erdenleben der Heiligen deutet die grüne Palme hin, welche Johannes in den Händen der Heiligen wehen sah und auf welche er uns heute aufmerksam macht. Das wollen wir uns denn in unsern kampferfüllten Tagen besonders merken, in diesem großen Streite und Kriege um die höchsten Güter, daß keiner in den

Himmel ohne Palmzeichen eintreten wird; und je heißer der Kampf, desto schöner winkt die Palme. Unser heiliger Himmelsführer aber wird es gewiß genehm halten, wenn diese palmentragenden Hände unsere Blicke fesseln, wenn heute gerade die Palmen Gegenstand unserer Betrachtung sind. Ja, die Palmen der Heiligen seien der Gegenstand der Predigt. Unsere heilige Kirche hält es genehm; denn oftmals im Laufe des Jahres an Festen heiliger Martyrer, wenn das heilige Opfer dargebracht und der Tod Christi gefeiert wird, dessen Blut den ganzen heiligen Palmengarten im Himmel und auf Erden aufsprossen und grünen macht, läßt die Kirche am Altare beten: „Verleihe uns, Herr, unser Gott, wir bitten dich, daß wir die Palmen der Heiligen mit unabläßiger Andacht verehren." Ja, das lehre, das gebe uns Gott in dieser Stunde! Die Palme ist das Zeichen der Heiligen, weil in dem Palmbaum das kämpfende und siegreich durchdringende Erdenleben aller Seligen abgebildet ist und angeschaut werden kann, das Leben der Heiligen in seiner Schwäche, in seiner siegenden Kraft und Stärke, in seinem fruchtbaren Segen für die Menschheit.

## I.

Für den Palmbaum ist es eine Ehre, daß schon im grauen Alterthum die Völker ihn zum Sinnbilde des Sieges genommen, daß sie mit seinen grünen Zweigen die Sieger, die Feste der Siege und die Triumphe schmückten. Daß aber Gott selbst, der Schöpfer aller sichtbaren und unsichtbaren Dinge, aus dem großen Reiche der Natur die Palme vorgezogen und sie zum Bilde der Siege seiner Heiligen gemacht, als Sinnbild des ganzen siegenden Lebens der Heiligen hingestellt hat, das ist für die Palme die höchste Ehre. So hat Gott in der That die Palme in mancherlei Weisen vorgezogen und geehrt. Er läßt die Harfe Davids erklingen und den König vom Leben des Gerechten singen und verkündigen, läßt ihn singen von dem geistigen Wachsen und Blühen, von der Entfaltung und Vollendung des Gerechten. Das alles stellt er im Bilde der Palme dar. „Der Gerechte wird aufblühen wie die Palme."[1] Er läßt seiner Braut, der erkorenen Seele, im Hohen Liede von ihrer geistigen Schöne sagen: „Deine (geistige) Gestalt gleichet dem Palmbaume."[2] Vorzüglich auf Maria, die Königin aller Heiligen, also auf die Königin in unserem heutigen Festglanze, wendet die Kirche die Schriftworte an: „Ich wuchs wie eine Palme."[3] Ja, die ganze Gemeinde des Herrn auf dieser Erde, die heilige Kirche, die streitende unbesiegbare Kirche, die fruchtbare Mutter der Heiligen, wird in der Heiligen Schrift der Palme verglichen. An den Seitenwänden des alttestamentlichen Tempels waren mahnende Bilder der Palme angebracht. Unser Herr und Heiland, der

[1] Ps. 91, 13. [2] Hohel. 7, 7. [3] Eccli. 24, 18.

König der Heiligen und der Urquell aller Heiligkeit, ließ als Zeichen seines Sieges bei seinem Einzuge in Jerusalem Palmen schwingen. Dieser großen Anleitung Gottes folgten die Christen der ersten Jahrhunderte und ließen auf die Grabsteine ihrer selig Entschlafenen die Palme meißeln, um in diesem Palmbilde gewissermaßen in gedrängtester Kürze die geistige Gestalt, den Lebenslauf, das Kämpfen, Siegen und das selige Vollenden derselben vor Augen zu stellen. Und daß ja dieses Palmbild in seiner Ehre bleibe und nicht vergessen werde, deutete Gott es auch in spätern Zeiten zur Verherrlichung seiner Heiligen durch wunderbare Zeichen. Als die hl. Clara an einem Palmsonntage mit ihren Ordensschwestern in Procession ging und alle Schwestern nach Kirchengebrauch Palmzweige trugen, grünte die welke Palme der hl. Clara plötzlich auf. Dem großen Papst Innocenz III. wurde sein heiliger Zeitgenosse Franz von Assisi und dessen hoher Beruf unter dem Bilde einer die Erde überschattenden Palme im Gesichte gezeigt. Aber die bedeutsamste und großartigste Ehre der Palme bleibt immer, daß in dem wunderbaren Gesichte, welches die heutige Epistel am höchsten Feste des Himmels schildert, alle Heiligen aus der ganzen Menschenwelt von Johannes mit Palmen in den Händen geschaut wurden. Sonst pflegen verschiedene Heilige auf ihren Bildern sehr verschiedene Sinnbilder oder Insignien zu tragen, welche sich auf ihre Arbeiten und Leiden beziehen. Da paßt nicht eines für alle. Petrus trägt die Schlüssel; das ist ein schönes Sinnbild seines schweren Oberhirtenamtes; das Zeichen kann andern nicht eignen. Paulus trägt das Schwert, weil er mit dem Schwerte enthauptet worden; das Zeichen paßt nicht für ander. Katharina hat das zerbrochene Rad, weil man sie aufs Rad geflochten und das Rad zerbrach; es paßt nicht für andere. Laurentius trägt den Rost; Spiridion trägt ein Stechinstrument, weil ihm das Auge ausgestochen ward; Thomas von Aquin hat das Buch wegen seiner wunderbaren Wissenschaft; der hl. Joseph, der hl. Aloysius tragen die Lilie; aber diese Zeichen passen nicht für alle. Die Sinnbilder der verschiedenen Heiligen sind verschiedene Pflanzen, nach den hervorstechenden Tugenden der Heiligen. Die Viole bezeichnet die Demuth und die Armut im Geiste, die Lilie die Reinheit, die Cypresse die heilige Trauer ob der Sünden: die Palme tragen alle. So hat es Gott dem hl. Johannes in dem wunderbaren Gesichte, in dem heutigen Bilde aller Heiligen gezeigt; denn sie paßt, das demüthige, das ringende und kämpfende, das siegende und glorreich vollendete Leben aller Heiligen zu bezeichnen durch den Grund und Boden, in welchem sie aufwächst. Die Palme ist nämlich der zierlichste, schönste und edelste Baum des ganzen Morgenlandes, die höchste Zierde der Pflanzenwelt. Der berühmte Naturforscher Linné nannte die Palme „die Fürstin der Bäume“. Sieht man aber den Grund und Boden an, in welchem dieser edelste Baum wächst, so muß man billig staunen. Die Palmen wachsen nicht

in edlem, fettem Erdreiche, sondern in ganz sandigem, wenig versprechendem Boden. Wo in trostlosem Flugsande der glühenden Wüste, etwa an einem Graben, nur ein wenig Wasser sich sammelt und den Boden befeuchtet, da sieht der Wandrer oft mit innigster Freude im stillen die Palmen gen Himmel wehen, oft in ganzen Gruppen stehen. Die Palme ringt sich aus dürrem Erdreich empor; von der Erde bedarf sie wenig, vom Himmel aber Sonnenglanz und Wärme. Und was ist das für ein Grund und Boden, auf welchem die Heiligen sprossen und aufgehen? Es ist die Wüste dieser Erde. David gibt die Beschaffenheit des Landes an. „Meine Seele dürstet im wüsten, wegelosen, wasserlosen Lande.“[1] Die Heiligen sprossen auf und erblühen nicht im Paradiese, sondern in der gefallenen Menschheit; sie sehen nicht minder als andere Adamskinder um sich her die Sünden, Verderbniß der Sitten, Aergernisse, böse Beispiele, mächtige böse Gewohnheit, Trostlosigkeit des Unglaubens, Irrglauben, Spaltungen, Abfall, dürre Herzen, religiöse Abgestorbenheit. Das gehört zum Zustande der gefallenen Menschheit. „Es ist nothwendig, daß Aergernisse kommen“; „Irrlehren müssen sein.“ Zwar ist unendlich viel geschehen, um den Boden für die himmlischen Palmen zu bereiten. Unser Heiland hat als himmlischer Gärtner den edeln, heiligen Palmengarten gepflanzt, mit seiner heiligen Lehre und mit dem Pfluge seines Kreuzes den Boden aufgefurcht und ihn mit seinem Blute benetzt; die Martyrer in zahllosen Scharen haben ihr Blut in den Strom des Blutes Christi hinzugegossen; die Bekenner, die Prediger, die Lehrer haben mit ihrem in großen Arbeiten reichlich vergossenen Schweiße den Boden befruchtet. Der Katechismus ist ein kleines Buch und wird leicht verachtet; aber es ist in demselben kein Artikel des Glaubens, an welchem nicht Blut der Martyrer und Arbeitsschweiß der heiligen Bekenner klebt. Denket, was geschehen ist, um den Boden von Trier fruchtbar zu machen. Das Blut der Martyrer hat diesen Boden berieselt; vom hl. Eucharius an hat eine lange, lange Reihe von Lehrern, Seelsorgern, Hirten durch die Jahrhunderte hin ihn bearbeitet. Ein Bischof aus fernem Lande hat mir in Rom erzählt, die Stadt Trier stehe ihrer christlichen Vergangenheit wegen bei seinen Heimatgenossen in hohen Ehren, und es gehe die Sage dort, ein Papst habe sich eine Handvoll Erde unseres Bodens geben lassen und dieselbe in der Hand gedrückt, da sei Martyrerblut herausgeflossen. Das ist nur eine Volkssage, keine Geschichte; aber die Volkssage zeigt, wie fruchtbar, wie geweiht man unsern Boden auch für himmlische Palmen hält.

Aber ihr wißt, es sind auch viele Gegenwirkungen vorhanden, welche bemüht sind, das Martyrerblut und den Bekennerschweiß in einem feind-

[1] Ps. 62, 2—3.

seligen Sinne auszuquetschen, daß sie nicht mehr wirken. Wie viele Einflüsse streben den Segen zu vernichten! Wieviel Böses nehmen oft manche Familien auf! Wenn wir die christlichen Länder überschauen, wie sehr wird getrachtet, die alte christliche Lehre und Sitte aus den Häusern, aus den Schulen, aus den Völkern zu verbannen! Wieviel Schaden bringen Zeitblätter, Spottblätter, Schmutzblätter, Schauläden, Theater, Magazine! Und bei der besten Pflege von außen her liegt im Innern eines jeden Menschen selbst, im eigensten Grund und Boden, im tiefen Herzensgrunde, aus welchem die Palme, das gottgefällige, gerechte, reine Leben aus dem Glauben mit all seinen Werken, sprossen soll, ein Verderben. Der Herzensgrund ist durchzogen und verwüstet von den Folgen der Sünden; und wenn es noch keine andere Sünden sind, welche den Schaden thun und die Verheerung anrichten, so ist es doch die Erbsünde. Aus ihr bleibt im Herzen die Neigung zum Bösen, die Stumpfheit und Trägheit zum Guten, der Ungeschmack für die göttliche Wahrheit, Interesselosigkeit, Trockenheit und Dürre vorhanden.

So ist gewiß der Boden wenig versprechend, aus welchem die himmlischen Palmen erwachsen sollen. Das ist aber keineswegs so gemeint, als ob betrübende Verhältnisse, in welche die Kindheit, Jugend und ganze Lebenszeit eines Christen gefallen ist, ihn vor Gott entschuldigen ob seiner Sünden und Verirrungen; als ob das ihn entschuldige, daß er soviel Böses gehört und gesehen habe, daß er von Beispielen der Laster umgeben gewesen, daß ein großer, breiter Strom von sündhaften Gewohnheiten ihn mit sich fortgerissen und er zu schwach gewesen sei, gegen diesen Strom zu schwimmen; als ob ihn entschuldigen könnten seine angeborene Schwäche, sein allzu starres oder allzu weiches oder unreines Herz, sein zorniges Gemüth, sein angeborener Hang zum Bösen. Ja, das würde gelten, wenn es kein Licht gäbe, welches jeden Menschen erleuchtet, der in diese Welt kommt, wenn Gottes Gnade nicht wäre und neben den bösen Einflüssen nicht auch gute sich geltend machten. „Der Gerechte sproßt auf, und er blüht wie die Palme.“ Die Palme wird in dürren, trostlosen Boden gepflanzt; dennoch und trotzdem wächst sie herrlich empor, wenn nur etwas Wasser den Boden befeuchtet; sie wächst dann empor in der Kraft, welche Gott in sie gelegt hat. Diese Kraft bei uns ist die göttliche Gnade, die Gnade, welche keinem Menschen fehlt, am wenigsten einem katholischen Christen in der heiligen Kirche Gottes, in welche er gepflanzt ist. Hier rufe ich wider dich, mein Christ, die Heiligen auf, welche in viel gnadenärmern Zeiten, als die unsrigen sind, unter viel widrigern Verhältnissen als die deinigen Palmen wurden und dem zum Zeichen in Himmelshöhen Palmen tragen: Noe mitten in einer verderbten und versunkenen Menschheit, welche für sein Thun und Leben ohne alles Verständniß war, ihn verspottete und verhöhnte; Abraham, unter lauter

Götzendienern in einer trostlosen Zeit geboren, wo selbst seine Familie, sein väterliches Haus nicht mehr frei war vom Hauche des Götzendienstes; Tobias, der, in früher Jugend in die assyrische Gefangenschaft geführt, unter den Heiden lebte und da sah, wie abgefallene Israeliten zu den aufgerichteten goldenen Kälbern gingen, Fall und Abfall ringsumher; er aber stand gerade und aufrecht wie eine Palme. Und wenn wir erst die ersten Zeiten der Kirche betrachten! Einer ganzen Welt zum Trotze standen die Apostel, standen die heiligen Martyrer und Bekenner aufrecht. Kann eine Kindheit und Jugend härter sein als die des hl. Petrus Damiani? Seine eigene Mutter, der zahlreichen Familie überdrüssig, hatte ihn weggeschleudert; später wieder aufgenommen, wurde er mit äußerster Härte behandelt und von einem ältern Bruder ohne Liebe wie ein Sklave gehalten und mit den schwersten Arbeiten beladen. Gewiß ein harter Boden, aus welchem er als heilige Palme erblühte.

Wenn die Palme aus dem harten Boden zu sprossen beginnt, so kann man bei ihrem ersten Erscheinen über dem Boden nicht ahnen, daß dieses kümmerliche Gräslein eine Palme wird. Denn sie entwickelt sich anfänglich aus dem Samenkorn nur mit einem einfachen, zarten Blatte, welches dem Grase ähnlich sieht. Dem Grase vergleicht die Heilige Schrift das Menschenleben in seiner Schwäche und Vergänglichkeit, in seinem schnellen Welken und Verdorren. Nun bilden sich beim Werden der Palme Blätter um Blätter. Aber Blätter um Blätter lösen sich bald leise ab und werden vom Winde davongetragen und zerstreut; man sollte sagen, sie flögen spurlos dahin. So ist es aber nicht; es bleibt etwas davon an der werdenden Palme zurück, ihre Stümpfe und Ansätze. Diese Ansätze fügen sich dicht aneinander, werden wie Schuppen und bilden feste Ringe um die Palme. So bildet sich Ring um Ring, Ring über Ring; sie schlingen sich wie eine Kette hoch hinauf um die emporwachsende Palme. Diese Ringe sind der äußere Schutz und Schirm der Palme. Der hl. Hieronymus nennt die Rinde das schützende Kleid des Baumes. Die Palme aber hat dieses Kleid nicht; sie hat keine Rinde, wie andere Bäume, sondern nur diese Schuppenringe von den abgefallenen Blättern. Sind die Blätter auch längst verweht, so sind doch ihre wohltätigen Spuren geblieben und werden der Palme Festigkeit und Schutz. Mit diesen verwehenden Blättern sind am Baume des Menschenlebens die einzelnen Tage zu vergleichen. Ein Tag quillt nach dem andern hervor; aber keiner bleibt. Die Zeit weht sie dahin; sie entblättert Monate, Jahre unseres Lebens und wirft ihre vielen Tage in die Vergangenheit. Aber diese Tage sind den Heiligen nicht spurlos dahingeweht; alle Heiligen erfüllten die großen Worte des Heiligen Geistes in der Schrift: „Erkaufet die Zeit“[1]; „lasset uns

[1] Eph. 5, 16.

nicht müde werden, Gutes zu thun"[1]; sie benutzten die Minuten. Maria eilte über das Gebirge; Magdalena eilte in das Haus des Pharisäers; der Schächer zur Rechten Christi, der hl. Dismas, ergriff schnell die Gelegenheit des Heiles. Sie benutzten die Minuten, die Stücklein der kostbaren Zeit, zum Gebete; sie hatten keine Langeweile; sie füllten ihre kurzen Tage, ja ihre Nächte mit heiligen Werken der Gottes- und Nächstenliebe aus und glaubten dabei immer noch nicht genug gethan zu haben. Ihre Tage flogen dahin wie die Tage der andern Menschen; aber in ihren eigenen Seelen ließen sie tiefe, leuchtende Spuren. Denn mit jedem guten Werke, mit welchem der Mensch in die Welt hinausschreitet, schreitet er, und sei es noch so unbewußt, in seine eigene Seele ein, macht dieselbe in der Gerechtigkeit, in der Hoffnung und Liebe, in der heiligen Freude wachsen und vollkommener, macht sie entschiedener und fester. Die Heiligen erwarben sich Gnade um Gnade, Ring an Ring der Gnade, eine Kette der Gnaden, an welcher sie gen Himmel stiegen. Es wurde von Tag zu Tag an ihnen das Wort erfüllt: „Wer gerecht ist, werde noch gerechter, und wer heilig ist, werde noch heiliger."[2] So sind die Tage der Heiligen nicht verweht, nicht verloren. „Selig die Todten, welche im Herrn sterben; denn ihre Werke folgen ihnen nach."[3] Die Tage des Lebens sind ein Geschenk Gottes; die guten Werke, welche die Tage erfüllen, sind die Verdienste, der Erwerb des Lebens.

O Christen! Diese hinwehenden Blätter, welche wir unsere Lebenstage nennen, wie kostbar sind sie! Wenn die Heiligen im Himmel des Neides fähig wären, würden sie uns um diese Zeit beneiden, welche nur die Erde kennt. Wenn wir die Seelen aus den läuternden Flammen könnten klagen hören, o, wir würden hören, wie sie klagen, die verronnenen Tage nicht alle gut vollbracht zu haben, wie sie von allem, was die Erde hat, außer unsern Gebeten und guten Werken sich nichts wünschen, als daß sie diese Zeit noch einmal hätten. Und wir vertändeln die Zeit; wir „vertreiben die Zeit", wie man dieses Vertändeln sehr bezeichnend nennt, als ob sie nicht schnell genug fliehe, als ob sie eine Last wäre.

## II.

Wir haben die Palme in ihrer Schwäche betrachtet. Aber der Schöpfer hat ihr die Bestimmung gegeben, hinauf zu trachten, hinauf zu streben in eine Höhe, welche die gewöhnlichen Bäume, obgleich sie stärker angelegt erscheinen, nicht erreichen. Denn 100, 400, 500 Fuß von der Erde liegt erst das Ziel der Palme; so hoch soll sie wachsen, das ist erst ihr Ruhepunkt: sie vollbringt es. Sie ringt sich empor über den Boden, dem sie entwachsen ist, sie wächst über das niedrige Gesträuch; sie läßt die

[1] Gal. 6, 9. [2] Offb. 22, 11. [3] Ebd. 14, 13.

Baumwelt hinter sich zurück; unvermerkt, allmählich, aber rastlos steigt sie in die reinere Luft empor, dem Lichte entgegen. Sie ringt dabei mit ihrer eigenen Zartheit und Schwäche; sie ringt mit Wind und Sturm, der wie ein großer Straßenräuber schrecklich durch die Wälder fährt und soviel entblättert und zerbricht; das Bild der Beharrlichkeit und Standhaftigkeit, bringt sie ruhig und fest durch alle Hindernisse, durch jeden Widerstand empor. Die Schiffer auf dem Meere erkennen aus weiter Ferne das Dasein gewisser Inseln oft allein dadurch, daß sie die hochragenden Palmen sehen. Sie ist aber auch das Bild der Weisheit und Klugheit; sie strebt geradezu nach ihrem Ziele in die Höhe. Um das Ziel sicherer zu erreichen, macht sie es nicht wie die andern Bäume. Kaum haben nämlich die andern Bäume sich ein wenig über den Boden erhoben, so strecken sie schon nach allen Seiten Aeste und Zweige aus, welche nicht nach oben, sondern zur Seite streben, gleichsam Arme und Hände sind, mit denen sie ausgreifen und unten, nahe der Erde, einen breiten Raum behalten wollen. Um so leichter kann der Sturm sie fassen und des Menschen Hand sie zerren. So thut die Palme nicht; sie hält sich zusammen, treibt nur ihren Stamm in die Höhe empor, wohin sie trachtet; sie greift nicht in die niedern Regionen aus; sie hat keine Zweige, Aeste, grade wie eine Säule steigt sie empor, bis sie das Ziel ihres Wachsens erreicht hat. Dort oben erst entfaltet sie ihre reiche, ungeahnte Pracht, ihren ganzen Adel; da entfaltet sie ihre große, mächtige Blätter- und Blüthenkrone, Blätter, wie ein großes Gefieder, klafterlang; Blüthen zu Tausenden bedecken sie wie Edelsteine. Ihre Krone welkt nicht; sie grünt in Regenschauer und Sonnenbrand, grünt im Winter wie in unverwelklichen Ehren und erinnert so treffend an die unverwelklichen Kronen der Heiligen. In dem Wipfel, wenn die Arbeit des Wachsens vollbracht, ist die Glorie der Palme, ihre entfaltete Schönheit; hoch dort, wohin der aufgewühlte Staub der Erde nicht kommt, in reiner Luft, sozusagen näher dem Lichte, wiegt sie ihre prachtvolle Krone. Es ist, als schaue sie von oben auf den vollbrachten Lauf herab und rufe uns zu: Ich habe meinen Lauf vollendet, einen Siegeslauf, und trage jetzt die Krone, welche in dieser fernen Höhe mich erwartet hatte; die Krone ist mein Lohn.

Das ist das von Gott gewählte treue Bild des geistigen Wachsens und der Vollendung seiner Heiligen. Es soll das Bild des geistigen Wachsens und der Vollendung aller Menschen sein; so ist die hohe Bestimmung, welche Gott uns gegeben hat. Wozu alle Menschen bestimmt sind, das müssen auch alle erlangen, und das muß alle befriedigen und beseligen können. Die Erdengüter können weder das eine noch das andere; sie können nicht der Besitz aller Menschen sein und können niemand befriedigen und beseligen. Gott selbst ist unser letztes Ziel und Ende, und seine Anschauung allein kann uns auf ewig beseligen. In die Höhe zu

kommen, ist unser aller Bestimmung, in die Breite nicht. Mancher meint, er steige in die Höhe, und er wächst nur in die Breite. — Auch die höchsten Bäume können nicht in den Himmel wachsen; sie können nur als Bilder zum Himmel zeigen: wir können, wir müssen es, es ist uns nothwendig. Daß wir da sind und leben, ist nicht nothwendig; aber, wenn wir da sind, daß wir in den Himmel wachsen, das ist uns nothwendig. Diese Bestimmung zu erreichen, dazu müssen wir nach diesem Ziele trachten; nicht wie die Palme in blindem Naturdrange, sondern mit offenem Auge, mit klarer Erkenntniß, in bewußtem Streben; wir dürfen nicht ins blaue durch die Jahre laufen. Unser Hinaufringen und Hinaufschreiten geschieht so, daß wir unser Leben auf unserem heiligen Glauben aufbauen, auf dem Felsengrunde der heiligen Kirche, daß wir dem Bösen tapfer widerstehen, daß wir mit Gottes Gnade Auffsteigungen bereiten, beharrlich und unverdrossen von Tugend zu Tugend fortschreiten. In die Höhe hinauf leuchten uns die Fußstapfen Christi; sie führen himmelan. In diese müssen wir treten.

Nun möchte aber der eine und andere denken: Wenn die Heiligen in Weltverachtung und Erhebung über die Dinge der Welt so über die Erde in den Himmel hinaufstreben, wird denn dadurch ihr Leben für die Erde nicht unnütz? Der Heiligen Bild ist der Palmbaum. Der Palmbaum entsteigt der Erde und wächst so hoch empor; er ist der schönste Baum der Schöpfung. Ist er denn aber bloß zur Bewunderung schön, ohne praktischen Nutzen? Wäre dies, Geliebte, dann würde Gott ihn nicht zum Bilde der Heiligen gewählt haben. Denn Gott sieht zumeist auf die Früchte, nicht auf das Laub und auf die Blüthen. Obgleich der Palmbaum keine Aeste und Zweige in der Nähe der Erde aussendet, als ob er die Erde verschmähe und mit ihr nur das Nothwendige zu schaffen haben wolle, so ist er doch kein Prahler mit leerem Blätterpomp, kein Heuchler, der mit vielen Blüthen Früchte verspricht und keine gibt, kein Phantast, kein unnützer Schwärmer in der Natur; nein, der Nutzen, welchen er bringt, ist unsäglich groß, der größte Segen. Er hat von der Erde wenig verlangt und wenig begehrt und gibt ihr alles. Nichts ist an ihm, was nicht nutzbar wäre, nicht sein Holz, seine Blätter, seine Blüthen, seine Früchte. Er gibt Zuflucht, Schatten, Wohnung, Kleidung, Geräthschaften; in seinen Datteln, deren oft eine halbe Million in seiner Krone sind, gibt er Brod und spendet den Palmenwein. Die Palme ist, wie der schönste Schmuck, so die reichste Segenspenderin des Morgenlandes. Das Leben ganzer Völkerschaften knüpft sich an das Dasein der Palme. Von dem Nutzen des Palmbaumes weiß die Geschichte der heiligen Einsiedler und der Väter der Wüste zu erzählen. Vor der Höhle des heiligen Einsiedlers Paulus, des Stifters des Einsiedlerlebens, stand eine alte Palme und breitete ihre große Blätterkrone weithin aus, wie ein mächtiges Schirmdach. Unter diesem Dache wohnte der hl. Paulus, vor Sonnen-

brand und Regengüssen geschützt, 60 Jahre lang in heiliger Betrachtung und thätiger Arbeit seiner Hände; aus den Blättern der Palme hatte er sich sein Kleid geflochten. Nach seinem seligen Tode ward dieses Palmkleid das Erbe des heiligen Einsiedlers Antonius, der es in hoher Verehrung an den höchsten Festen trug; und obgleich das Kleid gewiß nicht nach der Mode war, so sagt doch der hl. Hieronymus davon: Wenn Gott mir die Wahl ließe, wollte ich dieses Palmblätterkleid des heiligen Einsiedlers Paulus lieber tragen, als den Purpur der Könige. Als der hl. Hilarion, ein reiner, hochgesinnter Jüngling, den hl. Antonius aufsuchen kam, fand er den Heiligen in Betrachtung versunken, unter einer Palme wohnend.

So ist der hohe, edle Palmbaum das Bild der Liebe, welche wenig nimmt und viel gibt, gerne aufnimmt, Schutz und Zuflucht gewährt, mit allem dient, alles opfert. Daher sagt das dankbare Volk in Arabien: als Adam, aus dem Paradiese verstoßen, heiße Thränen vergossen habe, sei aus seinen Thränen der Palmbaum gewachsen. Eine geistige Palme ist unser Heiland Jesus Christus, welcher unserem weinenden Stammvater verheißen wurde. Eine solche Palme ist sein heiliges Kreuz als lebendiger, weltüberschattender Baum des Lebens, aus den Thränen und dem Blute Jesu Christi, des himmlischen Adam, aufgesproßt. Eine hohe Palme ist der hl. Paulus, der gesagt hat: „Ich bin allen alles geworden.“ Eine solche Palme war Vincenz von Paula in den unerschöpflichen Werken seiner Liebe. Palmen sind alle Heiligen; ihre Worte, ihre Werke, ihre Leiden, ihre Beispiele, ihre Verdienste, ihre Gebete, ihre Bußen kommen allen andern Erdenpilgern zu gute, und es ist kein Heiliger so verborgen gewesen, es geht von ihm ein großer Segen aus.

Johannes sah alle Heiligen mit dem gemeinsamen Ehrenzeichen der Palme geschmückt, Priester und Laien, Männer und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen: alle; keiner war ohne Palme. Wollen auch wir einst die Palmen tragen? Dann müssen wir hienieden Palmen werden, in den heiligen Garten der Kirche eingepflanzt, in festem Glauben, in Demuth und Selbstverläugnung, in Muth, Beharrlichkeit und Standhaftigkeit in den Stürmen der Zeit. Palmen gedeihen nur in warmen Ländern. Sie gedeihen im Sonnenlande unserer heiligen Kirche, in der Wärme der Liebe. Sie grünen auf zur Winterzeit. Der Winter kommt und mit ihm große Noth. Es wird zwar Winter und draußen stehen unsere Bäume entblättert da; aber geistig sind wir in einem warmen Lande. Unser Sonnenland ist die heilige Kirche, wo die Wärme der Liebe des Heiligen Geistes waltet. Nun noch eins. Die Armen, die Kranken, die Kinder, die Greise, brodlose Familien strecken die Hände aus. Vereine der Barmherzigkeit senden ihre Boten im Namen der Liebe. Zeiget, daß hier die Palmen auch im Winter grünen. Amen.

---

# Fünfte Predigt.

(1872.)

## Der Lohn im Himmel.

„Euer Lohn ist groß im Himmel."
Matth. 5, 12.

Bei jeder Arbeit, jeder Mühe, welche der Mensch übernehmen soll, kommt es darauf an, ob die Sache der Mühe werth ist, ob die Arbeit eine lohnende ist. Sobald man sich von einer Arbeit sagen muß: sie lohnt die Mühe nicht, so unternimmt man sie nicht, oder wenn man sie schon begonnen, so läßt man sie unvollendet liegen. Und wenn man nach vollbrachter Arbeit sieht, daß das Werk in keiner Hinsicht der Mühe sich lohnte, so gereut es einen, die undankbare, vergebliche Arbeit gethan zu haben. Kein Wesen in Gottes Schöpfung handelt und niemand thut sich Mühe an bloß um der Mühe willen; nein, lohnend soll jede Arbeit sein; Lohn soll der Arbeit Frucht sein, Lohn ist der Mühe Krone. Freilich sind die Löhne sehr verschiedener Art. Der Lohn kann ein Gotteslohn, kann ein Weltlohn, kann ein edler oder ein gemeiner Lohn sein; er kann ein geistiger Gewinn, ein hoher innerer Gewinn der Seele, kann eine flüchtige Ehre, Lob, Ruhm vor den Menschen sein; er kann materieller Art sein, etwa ein Stück Geld, und wenn es auch nur eine geringe Scheidemünze wäre. Sei das eine oder andere, — es bleibt richtig: die Arbeit strebt nach Lohn; und Gottes Wort selbst sagt: „Der Arbeiter ist seines Lohnes werth."[1] Daher, wer Arbeiter braucht, setzt einen Lohn aus; und wenn viel Nachfrage nach Arbeitern ist, muß er den Lohn erhöhen. So sehen wir ja täglich in den gewöhnlichen Lebenskreisen, wie Arbeiter aufkündigen und anderswo größerem Lohne nachgehen, wie aus Städten und Dörfern oft ganze Scharen kräftiger Leute aufbrechen und in weite Ferne ziehen, von dem großen Lohne angezogen, der — oft trügerisch genug — aus der Ferne winkt. Indes, was ist groß, was klein in diesen Dingen? Klein und groß sind da keine festen Worte; der Maßstab ist in beständigem Schwanken. Ob ein Lohn klein oder groß ist, das richtet sich nach dem Werthe des Geldes, den Preisen der Lebensmittel, dem wechselnden Bedürfen der Menschen. Zur Zeit, als hier neben dem Dome unsere schöne Liebfrauenkirche gebaut wurde, im 13. Jahrhundert, erhielt der Arbeiter als täglichen Lohn eine trierische Landesmünze, „Petermännchen" genannt, d. i. 6 Pfennige nach unserem Gelde, und dies galt in jener Zeit, wo der Taglohn eines Arbeiters oft nur einen Heller

[1] 1 Tim. 5, 18.

betrug, für einen hohen Verdienst, denn damals konnte man mit so wenig Geld alles haben, was ein bescheidenes Leben erforderte, und noch etwas zurücklegen. Einem deutschen Fürsten des Mittelalters wurde beim feierlichen Einzuge in eine der Hauptstädte des Reiches mit seinem großen Gefolge ein Festmahl gegeben. Das große, reiche Mahl kostete die Stadt 6 Gulden, und die Chronik bemerkt: Das war sehr theuer bezahlt; das war ein großer Lohn. Was aber wäre das heutzutage? So schwanken, wechseln, steigen und sinken die irdischen Löhne, die gemeinen und auch die feinern, womit die Erde bezahlt. Daneben wird der verdiente Lohn oft vorenthalten, oft geizig verkürzt; oft bleibt die größte Treue unbelohnt; oft werden die größten Wohlthaten mit Schmähung, Verleumdung und Verfolgung vergolten, wie uns das heutige Evangelium und die Erfahrung lehrt; oft erhält die schlaue Bosheit den schönsten Kranz in dieser Welt, welche Gerechtigkeit so wenig kennt.

In diese Welt ist vom Himmel herab, aus dem Schoße der Gottheit einer herniedergestiegen, welcher für die heiligste Sache, für Gottes Werk und Gottes Reich, in der Menschheit Arbeiter und Streiter wirbt. Der Prophet sah ihn schon in der Ferne der Zeiten kommen und meldete sein Kommen: „Siehe, dein Heiland kommt, siehe, sein Lohn kommt mit ihm.“ [1] So sehen wir es erfüllt im heutigen Festevangelium. Der Heiland hält die große Bergpredigt vor den versammelten Volksscharen und verkündigt in derselben das Gesetz des Neuen Bundes, welchen Gott in Christo mit den Menschen schließen will. Aber wie mild, wie süß, wie allerfreundlichst ist gleich schon der Anfang der Rede! Der Heiland kommt nicht mit Drohungen und Schrecknissen, sondern mit Verheißungen überschwänglichen Lohnes, um damit den Seinigen die Arbeit zu versüßen; er kommt und sein Lohn mit ihm. Er thut seinen Mund auf, und sogleich kommt das Wort „selig“ über seine gebenedeiten Lippen; achtmal nacheinander, als könne sein Mund nicht ermüden, von dem süßen Lohne zu reden, mit dem Lohne zu ermuntern und zu trösten, und dann schließt er noch: „Groß ist euer Lohn im Himmel.“ So verpflichtet der Herr sich in dem kurzen Evangelium neunmal gegen seine Arbeiter und Streiter, neunmal bindet er sich mit seinen Versprechen und macht sich denen, welche ihm dienen, neunmal zum Schuldner. Und doch wäre er im Grunde ihnen allen nichts schuldig, auch nicht für die größte Arbeit. Er könnte Arbeit auflegen und Dienste fordern, ohne Lohn zu geben; denn er ist unser aller Schöpfer und schrankenloser Gebieter. Wenn wir alles gethan haben, so sind wir im Grunde unnütze Knechte und haben gethan, was wir schuldig sind. Aber auch die schuldige Arbeit verlangt der Heiland nicht umsonst. Er, der großmüthigste, liebe- und gnadenreichste

[1] Is. 62, 11.

Gott macht sich freiwillig zum Schuldner und verheißt Lohn und Vergeltung. Was der Heiland am Schlusse des Evangeliums zunächst von einer Klasse seiner Arbeiter sagt, ist im weitern Sinne allen gesagt: „Groß ist euer Lohn." So sagt der allmächtige Gott, vor welchem alle Belohnungen der Erde klein sind. Sein Lohn ist so groß, daß kein Arbeitgeber der Erde mit ihm wetteifern kann, daß er alle überbietet. „Groß ist der Lohn", spricht der Herr, groß ist er und bleibt bei allem Wechsel der Zeiten groß. Sein Lohn fällt nicht; er hat feste Preise für alle Zeiten der Menschheit, denn sein Lohn ist für das tiefste, innerste Bedürfen der Menschheit, und dieses ist stets das gleiche durch alle Zeiten.

„Groß ist euer Lohn im Himmel." Alle Heiligen, welche ihren Erdenlauf vollendet haben, stimmen heute in das Evangelium ein: Ja, groß ist unser Lohn im Himmel; wie uns verheißen worden, so haben wir's empfangen, so ist uns zugewogen worden auf der vollen Wage der ewigen Gerechtigkeit; mit keinem von uns ist gemarktet, keiner ist betrogen, gekürzt worden. Groß ist unser Lohn im Himmel, unaussprechlich für Menschenzungen, unaussprechlich groß und glorreich. Heute, am Feste Allerheiligen, ist gewissermaßen der Vorhang, der den Himmel deckt, weiter aufgerollt, heute vernehmen wir heller und klarer die Stimmen der Heiligen. „Es tönt", spricht der hl. Augustinus, „es tönt vom ewigen Festtage ein wundersam lieblicher und süßer Ton in unser Herz herüber, wenn nur das Geräusch dieser Welt ihn bis zu uns durchläßt." Leider läßt bei vielen das Geräusch der Welt diesen Ton auch heute nicht durch, am Feste Allerheiligen. Aber dieser Kirche, dieser Feierstunde ist das Geräusch der Welt ferner gerückt, daß wir im innersten Herzen die Stimme Christi und seiner Heiligen vernehmen und betrachten können: „Groß ist der Lohn im Himmel."

Wie groß ist denn dieser Lohn? Welches sind die Glücklichen auf dieser Erde, denen derselbe zugedacht und angeboten ist? Die Arbeiten und Leistungen, diesen Lohn zu gewinnen, sind sie nicht zu schwer? Um diese Punkte wendet sich unsere Betrachtung.

## I.

Wie groß ist der Lohn? Das ist die Frage des Arbeiters; das ist jetzt unsere Frage. Wollen wir von einem sichtbaren, sinnfälligen Dinge genau wissen, wie groß es ist, so betrachten und messen wir seine Länge, seine Höhe, seine Tiefe, seine Breite. Aehnlicherweise lasset uns einigermaßen den Lohn betrachten, welchen Gottes Mund selbst „groß" genannt, den Gotteslohn, welcher treuen Arbeitern gegeben wird, wenn sie vom Arbeitsfelde abberufen werden. Dieser Lohn ist eine geistige Sache, eine Sache der Seele. Die Länge eines geistigen Zustandes wird nicht nach dem Raume, sondern nach der Zeit bemessen. Die Länge dieser himm-

lischen Belohnung ist ihre Dauer. Und wie lang ist diese Dauer? Sie kennt keine Zeitgrenze, überschreitet jedes Zeitmaß. Die Zeiten kreisen unter ihr; ihre Dauer ist endlos: ihr Längemaß ist die Ewigkeit. Das Wort Gottes sagt: *Merces Dei manet in aeternum.* Der Herr und seine Apostel nennen das Los der Heiligen ein Wohnen in ewigen Zelten, die nicht abgebrochen werden, sie sagen, „Gott gebe den Seligen ein ewiges Haus, ein Haus im Himmel, wenn die arme irdische Hütte, d. i. unser Leib, aufgelöst wird und zerfällt"[1]; sie nennen das Glück des Himmels ein ewiges Leben, wo es keinen Tod mehr gibt, wo der Tod verschlungen ist vom Leben und vom Siege; sie nennen den Himmelslohn einen unerschöpflichen Schatz, an dem kein Rost des Alterns sich ansetzt, der niemals abnimmt, eine ewige Herrlichkeit, einen Kranz der Herrlichkeit, welcher niemals welkt[2], dessen Kraft und Schönheit niemals sich mindert.

Einen Blumen- und Blüthenkranz des Glückes und der Freude, der niemals welkt, — ach! zu einem solchen Kranze auch nur eine Blume gibt es auf der ganzen Erde nicht. Die Zeit entblättert die Rosen und die Freuden der Erde. Die Zeit geht hin über die Freuden des Glückes, und die Zeit allein schon macht dem Menschen das freudenleer, gleichgiltig, geschmacklos, alltäglich, was ihn einst erfreute und hoch entzückte; er weiß kaum mehr, daß er es sah. Des frohesten Zusammenseins, wenn die Zeit darüber hingeht, wird der Mensch überdrüssig, das lebhafteste Gespräch verstummt, der schönste Gesang ermüdet mit der Zeit. Aus dem Glücke selbst steigen die Wolken auf. Der Reichthum macht Sorgen, die Ehren beschweren; über jedem erfüllten Wunsche gipfelt ein anderer. Hienieden ist das Land des Wechsels und der Vergänglichkeit; nichts ist dauernd als der Wechsel, nichts beständig als der Tod. Der Wechsel spielt wie ein Wirbelwind mit den Gütern des Glückes, wie der Wind mit dem Sande. Wenn der Wind heftig weht, jagt er wie nach Laune den Sand zusammen und macht an einer Stelle einen Haufen; dann zerstreut er ihn wieder an dieser Stelle und häuft ihn an einer andern auf. Das Erdenglück ist ein Rad, welches sich immer dreht, und für welches der Mensch keinen Nagel hat, es festzuschlagen. Es ist ein Stück Eis, welches in bunten, warmen Farben schimmert, aber doch kalt ist, welches den Schein der Festigkeit hat, aber bald zerschmilzt und zu Wasser und Schmutz wird. Es ist ein Glas, welches glänzt und bald zerbricht. Aber wenn das Glück der Erde auch dauern könnte ein ganzes Menschenalter durch, was ist denn ein Menschenleben auf dieser Erde? „Meine Tage waren schneller als ein Läufer", spricht der Dulder Job[3]; ja, das Leben ist ein Courrier, der immer läuft. Wir nennen die Kind-

[1] 2 Kor. 5, 1. [2] 1 Petr. 5, 4. [3] Job 9, 25.

heit, die Jugendzeit, das männliche Alter, das Greisenalter die Stationen des Lebens, aber dieser Courrier hält an keiner Station stille; er läuft Tag und Nacht und rastet nie. Und wohin läuft er? In das Grab; der Tod läuft dicht hinter ihm drein, ist ihm auf den Fersen. Er faßt das Leben und stößt es in die Grube, und alle Freude verklingt in Sterbeseufzern und Todesklage, in Trauer und Grabgesang. Hat die trügerische Welt ihr Glück, ihren Lohn nicht früher schon abgenommen, am Rande des Grabes nimmt sie ihn sicher ihrem Lohndiener ab. So rechnet die Welt ab. Daher sagt die Heilige Schrift von den Glücklichen der Welt: „Sie träumen ihren Traum, und wenn der Traum aufhört, haben sie nichts in ihren Händen.“[1] Dann war also ihr Arbeiten und Ringen, ihr Leben das Vorspiel, die Vorbereitung auf ein Nichts, weniger als Nichts. Wenn die Menschen keinen Lohn erringen sollen, der über diesem Leben und über dieser Vergänglichkeit steht, dann ist auch dieses Leben zwecklos; nur was ewig ist, kann den Menschen volles Genügen, volle Befriedigung gewähren. Schon der Gedanke: All dein Glück geht schnell dahin, wirft schon zum voraus einen tiefen, dunkeln Schatten der Wehmuth und des Schmerzes auf jedes Erdenglück. Das Glück des Himmels ist eine Ewigkeit lang; die Ewigkeit ist sein Längemaß. Und welches ist sein Höhenmaß?

Dieser Lohn ist so groß, daß er hinaufreicht und die Seligen hoch über alles Erschaffene emporhebt, zu den ewigen Höhen, zu Gott selbst, so daß sie Gott selbst unmittelbar erreichen, berühren und ergreifen. Zwar gibt es in Gottes weitem Himmelsraume, in Gottes seligem Vaterhause dort oben verschiedene Stufen der Seligkeit je nach dem verschiedenen Maße der Verdienste. „Ein jeder wird seinen Lohn empfangen gemäß seiner Arbeit“, lehrt der Weltapostel.[2] Aber das ist die wesentliche Seligkeit aller, daß sie zu Gott emporbringen, das ist der gemeinsame Lohn auf allen Stufen, für alle Gerechten. So hat schon in uralten Tagen, am Anfange der hehren Patriarchenzeit der barmherzige Gott seinem großen Diener Abraham es zugesagt: „Ich werde dein sehr großer Lohn sein.“[3] Der Psalmensänger ruft: „Zu dir, o Herr, habe ich gesprochen: Du bist meine Hoffnung, mein Antheil im Lande der Lebendigen.“[4] Als der hl. Thomas von Aquin seine erhabenen Schriften Gott darbrachte und weihte, hörte er eine wunderbare Stimme ihn anreden: „Du hast gut über mich geschrieben, Thomas; welchen Lohn erwartest du dafür? Und er antwortete: „Keinen andern als dich, o Herr!“ Der Besitz Gottes ist die gemeinsame Belohnung vor den Augen der Gerechten aller Jahrhunderte. Jedem Wesen

---

[1] Ps. 75, 6. [2] 1 Kor. 3, 8. [3] 1 Mos. 15, 1.
[4] Ps. 141, 6.

ist von Gott sein Ort angewiesen, wo es sein soll, und nach diesem Orte wird es von einem innern Zuge gezogen. Die wilden Thiere sind in die Wildnisse gewiesen; die schönsten Gärten halten sie nicht zurück; sie eilen in ihre Wildniß. Der Vogel ist in die klare, freie Luft gewiesen; er flattert unruhig hinter dem Gitter des schönsten Käfigs und will hinaus. Der Adler strebt zur Sonne, die Wellen zum Meere: die Menschenseele zu Gott. In großen Heiligen flammt diese Sehnsucht wie Feuer. Moses, der große Diener Gottes, flehte auf einsamer Bergeshöhe: „Herr, laß mich dein Angesicht sehen"[1]; David wünschte seiner Seele Flügel, um zu Gott hinaufzudringen; der hl. Paulus wünschte, „aufgelöst zu werden und bei Christo zu sein"[2]; die hl. Theresia singt einen ganzen Klagegesang der Sehnsucht, wie hart die Verbannung, wie schwer die Ketten der Erde, wie schwer, daß sie nicht sterben kann. „Dieses Leben ist eine Beraubung des Lebens, ein beständiges Sterben, bis ich lebe, o Gott, mit dir." Es ist der Menschenseele von Gott das Verlangen eingepflanzt, zu demjenigen zu kommen, von dem sie ausgegangen, das Urbild zu schauen, von welchem sie ein Ebenbild ist. Wenn das Herz rein und unentweiht, wenn in der Seele die Gnade und Liebe Gottes groß und mächtig ist, so wird dieses Verlangen zu einer großen, flammenden Sehnsucht. Fromme, sinnige Kinder Gottes haben oft den Wunsch, zu sterben, um zu Gott zu dringen und Gott zu sehen. Die Reize und das Geräusch der Welt können wohl dieses Verlangen der Seele sehr mindern und in die Tiefe zurückdrängen: wenn aber die Seelen in der heiligmachenden Gnade geschieden, von diesem Leibe entkleidet sind, wenn die Hülle der Welt verschwunden ist, die Seelen mit sich selbst ganz allein sind und vor sich die Gefilde der Ewigkeit haben, dann dringt diese Sehnsucht mächtig aus der Tiefe der Seele empor, dann will die Seele zu Gott eilen, wie der Adler zur Sonne, wie der Pfeil zu seinem Ziele, mit einer Schnelligkeit, wie das Licht durch die weitesten Räume in einem Augenblicke fliegt. — In diesem Hinfliegen zu Gott gehindert, aufgehalten zu sein durch eine zurückgebliebene Schuld und Büßung, das ist für die Seele ein brennender Schmerz, der über allen Erdenschmerz geht. Es ist der Schmerz der Seelen im Fegfeuer, für welche wir flehen: „Herr, gib ihnen die ewige Ruhe." Ja, erst wenn die Seele zu Gott durchgedrungen, ist sie in die ewige Ruhe, in den seligen Sabbat eingegangen; Gott wohnt in ewigem Frieden. Obgleich er die erste Ursache und der Beweger aller erschaffenen Dinge ist, bleibt er in sich selbst unbewegt, und keine Unruhe dringt in den unentwegten Frieden ein, der ihn umgibt, wie das alte Kirchenlied singt: Rerum Deus tenax vigor, immotus in te permanens. Erst in diesen Frieden Gottes eingegangen und von ihm um-

[1] 2 Mos. 33, 8. [2] Phil. 1, 23.

ſchloſſen, iſt die Menſchenſeele in ihrer Ruhe. Dieſe hehre, heilige Ruhe läßt Gott uns durch den hl. Paulus verkündigen, der im Briefe an die Hebräer ſpricht: „Es iſt noch ein Ruhetag vom Volke Gottes zu erwarten.“ [1] Wir haben hier auf Erden unruhige Werktage; unſere Feſte, unſere Sonntage ſind Ruhetage guter Chriſten; aber unſer Singen iſt ein trauriges Schweigen im Vergleiche mit jenem ſeligen Feierabende, der Sabbatruhe im Frieden Gottes. Wenn der Menſch auch äußerlich ruhig zu ſein ſcheint, wohnt und nagt die Unruhe in ſeinem Herzen. Wenn auch im Schlafe alles ruht, die Augen nicht ſehen, die Ohren nicht hören, die Füße nicht gehen, die Zunge nicht redet, ſo bewegt ſich doch das Herz, zittert und ſchlägt und ruht niemals: die Unruhe iſt tief in der Menſchenſeele. Laß eine Uhr vom purſten Golde ſein, mit Diamanten und Edelſteinen reich geſchmückt, es iſt inwendig eine Unruhe angebracht: ſo iſt es auch in der Menſchenſeele. Die Magnetnadel läuft unruhig hin und her, bis ſie den Pol gefunden: ſo die Menſchenſeele, bis ſie ruht in Gott.

Ganz beſonders aber können wir unſer Zeitalter eine Zeit der Unruhe nennen. Es iſt, als ob das Rad der Unruhe heftiger laufen müſſe. Denn unerwartete Dinge, aufregende und erſchreckende Ereigniſſe drängen einander und reißen uns in athemloſer Haſt fort. „Bemühen, beeilen wir uns,“ ſpricht der Apoſtel, „in dieſe Ruhe Gottes einzugehen.“ [2] Den Ungläubigen, denen, welche ſtets in ihren Herzen abirren und die Wege Gottes nicht kennen wollen, ſagt der Herr im Pſalme: „Ich habe in meinem Zorne geſchworen: ſie ſollen nicht eingehen in meine Ruhe.“ [3] — In dieſer heiligen Ruhe enthüllt Gott den Seligen ſein unſichtbares, verborgenes Weſen und läßt ſie es ſchauen. „Sie werden Gott ſchauen“, ſagt das Evangelium. Die Seligen, zu Gott vorgedrungen, ſchauen Gott von Klarheit zu Klarheit, von Angeſicht zu Angeſicht. Damit das geſchehen könne, haben unſere Seelen ein Auge, welches im Himmel weit aufgeſchloſſen und in übernatürlicher Weiſe durch das Licht der Glorie gekräftigt und ſtrahlend wird. Daher heißt es im Pſalme: „In Deinem Lichte werden wir das Licht ſchauen.“ [4] Indem die Seele Gott ſchaut, was ſieht ſie in dieſem Lichte? Den Inbegriff und Urquell aller Schönheit. Was dieſe Erde, den Aufenthalt der Verbannung und das Thal der Thränen, verſchönert, was an reinem Liebreize und an Schönheit durch das ganze Weltall hin ausgegoſſen iſt, Schönheit für das Auge und Ohr, ſinnfällige und geiſtige Schönheit, das iſt alles nur eine Farbenbrechung, ein ſchwacher Abglanz, ein mattes Widerleuchten und Widerſpiegeln der unendlichen Schönheit Gottes. Was ſchaut die Seele, indem ſie in Gott blickt? Die Seele ſchaut damit auch

---

[1] Hebr. 4, 9. [2] Ebd. 4, 11. [3] Pſ. 94, 11. [4] Pſ. 35, 10.

klar in die zahlreichen Geheimnisse, welche uns auf dieser Erde so dunkel und räthselhaft sind. Was wir hier von Gott, von der Ewigkeit, von Gottes Führungen aus der Vernunft und weit reicher und besser aus Gottes Offenbarung wissen, das ist ein dankenswerthes Licht auf unsern Wegen. Aber wie eine Lampe gegen die Sonne ist das Erdenlicht der Christen, verglichen mit der Erkenntniß der Seligen. Was die großen Lehrer der Kirche erkannt, was die größten Heiligen in Beschauung und Entzücken geschaut, das ist nur ein Schattenbild und Bruchstück, verglichen mit dem hellen Schauen der Wahrheit, welches die Heiligen beseligt. Es ist ein unaufhörliches Schöpfen aus der Tiefe der Weisheit und Erkenntniß Gottes; es ist ein Lesen in der Allwissenheit Gottes, wie in einem Buche, welches aufgeschlagen und ins hellste Licht gerückt ist. Hier auf Erden erkennen wir nur wie im Spiegel, sagt der Weltapostel, indem nämlich die geschaffenen Dinge Gottes Dasein und Eigenschaften, das Unsichtbare uns abspiegeln. Aber der Spiegel ist trüb geworden durch den Hauch der Sünde; und die Menschen greifen nach dem Spiegel und wähnen in dem Spiegel die Dinge selbst zu greifen. Den Seligen aber ist umgekehrt Gott selbst der helle, reine Spiegel, in dessen Klarheit alle Creaturen geschaut werden, da alle Creaturen von Gott geschaffen, von Gott umfangen sind, alle in Gott sich bewegen, leben und sind. — So erkennen denn die Seligen Gott und die Dinge in Gott. Sie sehen es klar, wie der eine Gott in drei Personen da ist, wie der Sohn vom Vater geboren wird, und der Heilige Geist vom Vater und Sohne ewiglich ausgeht. Sie erkennen die Wege Gottes, die Lose des Lebens, warum sie so verschiedentlich vertheilt sind auf dieser Welt, und wie Gott die Geschöpfe so weise leitet. Sie erkennen, warum oft hohe Anlagen des Geistes auf dieser Erde verborgen und wie verloren blieben, und erst jenseits sich entfalten. Sie erkennen die Führungen ihres vergangenen Erdenlebens, und wie alles ihnen zum Heile gereicht hat. Sie erkennen klar die Gründe der Vorherbestimmung, Leitung und Führung der Menschheit, der Engel- und Menschenwelt. Sie blicken in die Regierung der Welt und der Kirche und nehmen selbst theil an dieser Regierung durch ihre Fürbitte und ihr Wirken in dem Wirkungskreise, über welchen Gott sie als gute und treue Knechte gesetzt, nach des Heilandes Worten: „Weil du über weniges treu gewesen, will ich dich über vieles setzen.“[1] Aber wenn sie auch über vieles gesetzt sind, haben sie doch in diesem Wirken nicht zu besorgen, daß sie jemals fehlen, jemals sündigen werden. In jedem bedeutenden Wirkungskreise auf Erden drückt eine centnerschwere Last, das Gewicht der Verantwortung, die Furcht und Sorge, sich zu vergreifen und zu verfehlen. Aber bei diesem klaren Schauen

[1] Matth. 25, 23.

Gottes und aller Dinge in ihm, kann von Sündigen nicht Rede sein. Die Heiligen sehen Gottes Willen immer und müssen Gott nothwendig lieben; sie können ihm kein geschaffenes Ding vorziehen; sie können gar nicht mehr sündigen, nicht einmal eine Versuchung der Sünde kann sich ihnen nahen; sie sind sicher, Gott ewig zu lieben in vollkommenster Liebe. Darum sind sie dessen gewiß, daß Gott auch niemals sein Angesicht vor ihnen verhüllen wird. „Glückselig," sagt der Psalmensänger, „wer einmal erwählt und aufgenommen ist."[1] Glückselig, wer einmal in diese Sonne aller Sonnen blickt; niemals mehr wird eine Wolke sich zwischen Gott und die verklärte Seele stellen. Niemals hat der Himmel eine Scene, ein Ereigniß, ähnlich demjenigen, welches die Geschichte von dem Grafen von Bergen in den Niederlanden erzählt. Dieser Graf, glänzend und prachtliebend, war so recht besonnt von der höchsten Gnade am Hofe der Regentin von Belgien, der edeln Infantin Isabella. Als er aber die Feste Herzogenbusch an die Rebellen übergeben mußte und darauf wieder vor Isabella erschien, da verhüllte sie schweigend ihr Angesicht vor dem Unglücklichen. Der Graf wurde ganz verstört, schrak zurück, suchte den Ausgang, fand ihn nicht, und irrte wie sinnlos im Saale umher, weil das Angesicht seiner Gebieterin sich verhüllt hatte. Unendlich schmerzlicher wäre es gewiß den Seligen, wenn sich ihnen das Angesicht Gottes jemals umwölkte; aber dies wird nimmer geschehen. Nie scheidet die ganze selige Gesellschaft der Heiligen ein Mitglied aus; die Gesellschaft kann nur wachsen, nie sich mindern. Die Seligen sind sich einander Ursache der Freude und Wonne. Kein Mensch, kein Engel scheidet; sie kennen sich, freuen sich an ihrer Schönheit. Der Kreis wird am Ende der Zeit immer breiter, bis endlich alle gottgetreuen Geschöpfe vereinigt sind. Welche Breite der Seligkeit! Wie ganz anders ist es auf Erden. Da wird der Kreis der Freunde und Bekannten immer kleiner, wenn wir alt werden, und wir müssen immer näher zusammenrücken.

„Selig, wen Gott einmal erwählt und aufgenommen hat." Denn wen Gott in sein Himmelreich aufnimmt, den nimmt er nicht allein dazu auf, daß er Gott schaue und in Gott ruhe, sondern er nimmt ihn damit in seine unendliche Freude auf und theilt ihm von seiner eigenen Seligkeit mit. Gott ist die Liebe und darum mittheilsam. Als er die Welt zum Zwecke seiner Ehre erschuf, hatte er den Beweggrund, allen Creaturen von seiner Güte in verschiedenem Maße mitzutheilen. Auf dieser Erde, in den Seelen seiner Kinder gibt darum der mittheilsame Gott gewissermaßen Tropfen seiner Freude, den Vorgeschmack des Himmels. Aber seine höchste Mittheilung ist dem Himmel aufbewahrt, wo er von seiner Freude in unerschöpflicher Freigebigkeit mittheilt. Darum wird der

---

[1] Ps. 64, 5.

Heiland sprechen: „Du guter und getreuer Knecht, geh ein in die Freude deines Herrn.“[1] Der Diener geht in die Freude ein, welche den Herrn selbst entzückt. Die Freude Gottes wird ihm nicht in Tropfen gereicht; nein, er geht in die Freude und Wonne Gottes hinein, so daß er von dieser Freude ganz umgeben ist und wie in einem endlosen Meere der Freude schwimmt, webt und schwebt.

Welche Breite und Tiefe der Seligkeit! Welche Entschädigung! Wenn du auch auf dieser Welt arm bist, wenn es dich Kampf kostet für deine Reinheit, wenn du geschmäht, gelästert, verfolgt wirst um Jesu willen, das alles hat seine Zeit und geht in seiner Zeit vorüber. Eine größere Freude und Seligkeit als seine eigene kann Gott nicht mittheilen. Groß ist der Preis, groß der Lohn; so groß, daß Gottes Allmacht selbst einen wesentlich größern nicht zu geben vermöchte.

## II.

Groß ist der Lohn, unendlich hoch der Preis. Wenn aber ein Preis sehr groß ist, so pflegt auch die Preisaufgabe sehr schwer zu sein; wenn ein sehr großer Preis ausgesetzt wird, so verlangt die Welt dafür auch eine seltene, außerordentliche Leistung, ein Meisterwerk ersten Ranges. Die meisten Menschen wissen zum voraus, daß es nicht ihre Sache ist, die hohe Belohnung zu verdienen; ihnen fehlen Talente, Ausbildung und feine Werkzeuge. Wenn es am Ende des Jahres in den Schulen zur Vertheilung der Preise kommt, so wettstreiten im Grunde nur wenige Schüler um dieselben; die meisten wissen voraus, daß sie nicht obsiegen würden; darum lassen sie das Wettstreiten und geben sich auf. „Die in der Rennbahn laufen,“ sagt der Apostel, „laufen alle, aber nur einer empfängt den Preis.“[2] Die Menschen sind, wie dem Körper so auch dem Geiste, der Seele nach nicht auf das Erstaunliche, Außerordentliche, Hervorstechende, sondern auf das Mittelmaß vom lieben Gott angelegt. Wie können sie den Preis aller Preise, die allerhöchste Belohnung, gewinnen?

Aber o wunderbare Güte und Erbarmung Gottes! Die hohen Belohnungen der Erde sind nur für wenige, für die Auserlesenen des Genies und des Glückes; aber den allerhöchsten Preis, den unverwelklichen Siegeskranz, den „großen Lohn“ Christi können alle Menschen gewinnen, sollen alle gewinnen. Die Lehre, daß Gott in seiner ewigen Gnadenwahl und Vorherbestimmung eine Anzahl Menschen dazu bestimmt habe, nicht selig zu werden, ist eine Irrlehre, eine schreckliche, von unserer heiligen Kirche verworfene und verdammte Irrlehre. Ebenso ist es eine solche Irrlehre, daß unser Herr und Heiland, als er am Kreuze in Strömen sein Blut

[1] Matth. 25, 23. [2] 1 Kor. 9, 24.

vergoß, von welchem schon ein Tropfen die Welt erlösen konnte, nicht den Willen hatte, für alle Menschen zu sterben, daß er die Verdienste seines vergossenen Blutes einer Anzahl unglücklicher Menschen nicht zukommen lassen wolle. Hell und klar schallt eine ganz andere Lehre aus dem Munde des Weltapostels: „Gott will, daß **alle** Menschen selig werden."[1] „Es ist ein Gott und ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, der Mensch Jesus Christus, welcher sich selbst zum Lösegelde für alle hingegeben hat."[2] „Selbst seines eingeborenen Sohnes hat Gott nicht geschont, sondern ihn hingegeben für uns alle."[3] Höret: „alle", nicht „einige", „viele", nein „alle". So ist denn in dieser Kirche, in dieser ganzen Stadt, auf der ganzen Erde kein Mensch, welcher unter dem Unstern einer vorherbestimmten Verdammung in diese Welt getreten ist; am wenigsten die Kinder der katholischen Kirche. Diese vorzüglich sind unter einem hellen, glückverheißenden Sterne wiedergeboren. Gott läßt uns durch den Mund des Weltapostels sagen und zusichern: „Der lebendige Gott ist ein Heiland und Retter aller Menschen, vorzüglich der Gläubigen."[4] So kündigt Gott uns allen seinen Lohn an; so bindet er sich mit seinem Worte und macht sich mit seiner Verheißung zu unserem Schuldner; so läßt er es uns durch jedes Crucifix mit seinen über die Welt ausgespannten Armen sagen, so durch den Mund der Prediger, durch den Glockenklang, welcher in allen Ohren schallt, so läßt er seinen Lohn ausschellen mit jeder Schelle, welche bei der heiligen Messe tönt, wenn das Blut sich in den Kelch ergießt, das für alle vergossen ist. Da wäre es übelgethan, wenn wir erst noch die Geheimnisse der göttlichen Gnadenwahl ergründen und über unsere Vorherbestimmung grübeln wollten. Uns allen ist der Himmel zugedacht, uns allen angeboten. Die Sorge richte sich nicht gegen Gott, sondern gegen uns.

## III.

Der „große Lohn" ist für alle ausgesetzt, allen angeboten. Aber es ist ein „Lohn". Den Lohn muß man verdienen; dem Lohn geht die Arbeit voraus; der Lohn ist die Frucht der Arbeit. Unsere Erdenarbeit, in der Gnade Gottes und mit der Gnade Gottes gethan, ist die Wurzel, aus welcher der Lohn, das ganze Himmelreich, erblüht. Die Arbeit in der Gnade ist die Quelle, aus welcher der Strom der ewigen Seligkeit endlos fließt. Die Arbeit ist das Tagewerk; der Lohn wird gegeben, wenn die stille Feierstunde kommt, von welcher das Lied im Munde des Volkes sang: „Die liebe Feierstunde kommt, wie sehn' ich mich nach ihr."

---

[1] 1 Tim. 2, 4. [2] Ebd. 2, 5—6. [3] Röm. 8, 32.
[4] 1 Tim. 4, 10.

Gott spricht im Gleichnisse am Abende: „Rufe die Arbeiter und gib ihnen den Lohn.“ [1] Unser Abend ist das Ende unseres Erdenlebens. Dem Lohne müssen vorangehen unsere Leistungen, unsere Kämpfe und Leiden, mit einem Worte: unsere Arbeiten für Gott. Sind aber diese Arbeiten nicht zu schwer? Ich antworte: Lange nicht so schwer als die Arbeiten, welche die Welt verlangt und welche die Kinder der Welt ihr mit Freuden leisten, dreist und gerne übernehmen. Was ist das ohne Unterlaß ein Stehen und Gehen, ein Sitzen und Schwitzen, ein Beugen und Neigen, ein Biegen, Schmiegen und Kriechen, ein Tragen auf beiden Achseln bis zum Wundwerden! Und doch erklärt sich Welt und Weltleben schließlich jedem gegenüber für fallit, für zahlungsunfähig; ihr Lohn ist für den unsterblichen Geist kein Lohn, sondern ein Hohn. Was hat Jakob, der Patriarchensohn, bei Laban gethan und gelitten, um die schöne Rachel zu erwerben? Die Felder, wo er die Schafe geweidet, die Brunnen, wo er die Schafe getränkt, können von seinen Mühen, von seiner Treue erzählen. Die Tage, da er gelaufen, die dunkeln Nächte, da er gewacht, können von seiner Unruhe, seiner Sorge sagen. Die Winter, da er gefroren, die schattenlosen Sommer, da er geschwitzt, können sprechen von seiner Geduld, seiner Ausdauer. Und dabei war an Laban die Höflichkeit nicht groß. Dies währte sieben Jahre lang, und es däuchte Jakob nicht schwer. „Die Jahre schienen ihm wenige Tage zu sein.“ [2] Und doch warb er um ein vergängliches Gut. Als die sieben harten Jahre vorüber waren, gab ihm Laban nicht Rachel, sondern in Schleier gehüllt die triefäugige Lia. Das ist das getreue Bild des Weltlohnes und Welthohnes.

So behandelt Gott seine Diener und Arbeiter nicht. Freilich wäre der Himmel der außerordentlichsten Anstrengungen werth. Als an Elias das Wort erging, er solle in den feuerigen Wagen steigen und so gen Himmel fahren, beklagte er sich nicht und fürchtete nicht zu verbrennen; wenn auch durch Feuer und Flammen, dachte er, thut nichts; der Himmel ist dessen tausendmal werth. Aber insbesondere von gewöhnlichen Christen und im gewöhnlichen Laufe des Lebens verlangt Gott das Außerordentliche nicht. Er will keine Extravaganzen und nichts Frappantes; auch unsere Kirche will es nicht. Was fordert unser Evangelium, um selig zu werden? Es fordert keine ungewöhnlichen Großthaten; es fordert Demuth, Sanftmuth, Reinheit, Barmherzigkeit, Liebe, Gerechtigkeit, geduldiges Ertragen, Dienst Christi ohne Furcht. Was ist die Liebe Gottes? Etwa das Glänzende, Außerordentliche? Nein, sagt Johannes, der Jünger der Liebe, „das ist die Liebe Gottes, daß wir seine Gebote halten, und seine Gebote sind nicht schwer“ [3]. Sie sind

---

[1] Matth. 20, 8. [2] 1 Mos. 29, 20. [3] 1 Joh. 5, 3.

nicht schwer, weil Gott selbst mit seiner Gnade hilft, sie zu erfüllen, und weil er die Liebe gibt, welche alles erleichtert, weil er den großen Lohn zeigt, welcher die Arbeit und den Kampf versüßt, weil er uns die Kirche zur Mutter gibt, welche uns richtig lehrt und richtig führt. Gott nimmt das Nothwendige als genügend und ist so erkenntlich, daß er dafür den Himmel gibt. Der Lappen, welchen der hl. Martinus von seinem Mantel schnitt, wurde königlich, göttlich belohnt; jedes Glas Wasser, in Jesu Namen gereicht, geht seines Lohnes nicht verlustig. Gott nimmt den guten Willen für die That, die gute Meinung für das Werk. Die Schwäche, die Armut, die Krankheit, der Mangel, das Nichts soll ein Mittel sein, Gott zu dienen. Mit jedem Stabe kann man zum Himmel wandern, mit dem Herrscherstab, dem Apostelstab, dem Hirtenstab, dem Bettelstab, dem Krückenstab. Die acht Seligkeiten des Evangeliums sind acht Einlaßkarten in den Himmel für alle Menschen, welche sie benutzen wollen. Amen.

## Sechste Predigt.

(1873.)

## Die Größe und Hoheit der Heiligen.

„Es ist die Stunde der Ernte gekommen,
da die Ernte der Erde reif geworden."
Offb. 14, 15.

Der November hat heute angefangen, Geliebte im Herrn! Wenn dieser Monat in das Land geht, so kommt der Winter bald nach, und das Jahr geht mit eiligen Schritten seinem Ende zu. Aber ehe so ein Jahr unseres Kalenders in kalten Regengüssen, Schneewirbeln und langen Finsternissen dahinschwindet, erfreut es zuvor noch das Auge und Herz des Menschen mit den reichen Früchten, den süßen Gaben des Herbstes. Es entfaltet und breitet zuvor über Fluren und Auen, über Thäler und Berge, über Höhen und Tiefen die mannigfaltigsten Bilder der Ernte; noch mit seinen letzten warmen Sonnenstrahlen pflegt es diese lieblichen und ernsten Bilder der Ernte zu vergolden. Christen, katholische Christen, wie wir sind, wir kennen nicht nur ein weltliches, bürgerliches Jahr, sondern auch ein heiliges, ein Kirchenjahr. Früher als das bürgerliche Jahr vollendet das Kirchenjahr seinen Lauf; es endigt schon in diesem Novembermonat; und heute, am Tage Allerheiligen, feiern wir im Kirchenjahr das letzte große, allen katholischen Christen des Erdkreises gemeinsame Fest. Das Allerheiligenfest ist gleichsam des Kirchenjahres großes Scheidefest.

Und dieses letzte große Fest des Kirchenjahres ist auch ein freudenvolles, wonnevolles Erntefest, die Feier einer wunderbaren, geistigen Ernte. Die Aue, auf welcher diese Ernte sproßt und reift, ist die ganze Erde. „Der Acker ist die Welt", wie das Evangelium spricht [1]. Wer ist der Herr dieser Ernte? Es ist derjenige, welcher einst in seiner Niedrigkeit in einem Winkel Palästinas eben das großartige, wunderbare Wort gesprochen hat, sein Acker sei die ganze Welt; derjenige, welcher von sich gesagt: „Es ging ein Säemann aus zu säen." [2] Zu säen ging er aus, aus unsichtbaren himmlischen Höhen, aus des Vaters Schoß und stieg auf diese Erde. Derjenige ist der Herr dieser Ernte, der nach seiner Auferstehung im gemilderten Glanze seiner Verklärung als Gärtner bedeutungsvoll vor dem bethränten Auge der hl. Magdalena erschien. Diesem Gärtner gehören die gereiften heiligen Früchte dieses geistigen Gartens, welchen er mit seiner Hand gepflanzt, mit seinem Blute benetzt hat. Johannes, der Seher der Geheimen Offenbarung, hat ihn geschaut, wie er im Himmel thront, auf weißer Wolke, als Herr und König der Ernte, eine goldene Krone auf seinem Haupte, in der Hand eine Sichel, um die Ernte zu halten, und ein Engel rief mit lauter Stimme: „Lege deine Sichel an und ernte; denn gekommen ist die Stunde der Ernte." [3]

Aber was ist das denn für eine wunderbare Ernte, welche, auf Erden gemäht, von Engelshänden in die Scheunen Gottes, in den Schoß Gottes, in den unendlichen Frieden und die Seligkeit des Himmels emporgetragen und geborgen wird? Diese Ernte sind die Tausende und Abertausende, die Millionen Menschenseelen aller Zeiten, welche in diesem Erdenleben in Gott wurzelten, in Sturm und Sonnenschein des Lebens an Gott hielten, sich aus dem Erdendunkel in das Licht Gottes immer mehr emporrangen, diesem Lichte ihr Angesicht zuwendeten und aus Gott Gnade um Gnade schöpften; die Menschenseelen sind es, welche auf dieser Erde in Uebung der Tugend wuchsen und groß wurden, die Früchte guter Werke in Geduld und Beharrlichkeit trugen. Sie hatten am Schlusse ihres Lebens, als die Sichel angelegt wurde, die Seelenreife und geistige Vollendung, welche ihrer Vorherbestimmung entsprach und welche der himmlische Säemann und Gärtner der Seelen, der Herr der Ernte, mit Recht von ihnen erwartete. Jede Menschenseele soll aber, wenn die Sichel mäht, diejenige Reife und Vollendung haben, welche sie nach Gottes Vorherbestimmung und nach dem Maße der ihr ertheilten Gnaden haben soll. Diese Vollendung ist für jede Menschenseele eine andere. Eine lange, wechsel- und mühevolle Lebensbahn hatte z. B. der hl. Paulus durchlaufen, als er am Rande der Ewigkeit sagte: „Ich habe meinen Lauf vollendet." [4] So war es sein großer Beruf. Hingegen von

[1] Matth. 13, 38. [2] Ebd. 13, 3. [3] Offb. 14, 15. [4] 2 Tim. 4, 7.

einem Jüngling reinen Herzens, welcher früh aus dem Leben gerufen, dem alle Prüfungen und Mühen eines langen Lebens erspart wurden, sagt der Heilige Geist in der Schrift: „Frühe war er vollendet“ [1], und so hat er auch geistiger Weise viele Jahre gelebt; denn er war vollendet und reif für den Himmel. Vollenden, nicht bloß enden, nein, vollenden, d. i. in vollkommener, jedenfalls guter Weise enden müssen das Leben alle, welche sofort zur Ernte des Himmels gehören sollen. Die vollendete Seele allein ist reif für den Himmel, ist des Himmels würdig. Ist die Vollendung auf Erden nicht ganz erreicht, so muß die Seele im Reinigungsorte büßen und durch diese Buße reif und vollendet werden. Es kann einer aber hundert Jahre auf Erden leben und doch an seiner Seele nicht gereift sein. So war es mit jenem leichtsinnigen Greise, dem grauen Sünder, von welchem die Heilige Schrift sagt: „Er stirbt als ein Knabe von hundert Jahren.“ [2] Unter dem weißen Haupte hatte er eine unreife Seele; unter dem Schnee des Hauptes brannte ein sündhaftes Feuer, die Gluth der bösen Begierde im Herzen. Auf das Grab einer großen Dienerin Gottes hat man als Bild ihres Lebens und Sterbens treffend und sinnvoll einen Weizenhalm gemeißelt mit einer reifen Aehre, welche sich fruchtbeladen zur Erde senkt und gleichsam dem Schnitter winkt. Dazu hat man die Inschrift gesetzt: Quoniam plena, „Weil sie voll war“, voll von Glauben und guten Werken. Das ist die Vollendung der heiligen Seelen, ihre Reife für das ewige Leben. Wenn der Halm und die Aehre die blaße, gelbe Farbe des Todes annehmen, dann ist die Reife, ist die volle Frucht da. Schon der alte Dulder Job hat gesagt: „Das Sterben des Gerechten sei wie das Heimfahren der reifen, vollen Weizengarben.“ [3]

Das ist die Ernte Gottes in der Menschheit. Die Ernte ist unübersehbar groß, und so oft das Allerheiligenfest kommt, ist sie wieder größer geworden. Es geht von ihr nichts ab; neue Seelen kommen dazu. Der unschuldige, fromme Abel, den sein Bruder Kain erschlug, Abel, der erste Todte der Erde, ist auch die Erstlingsähre dieser heiligen Himmelsernte. Seine Eltern, unsere Stammeltern Adam und Eva, wurden in den Dornen und Disteln der Erde, auf welche sie verstoßen waren, unter ihren Arbeiten und Thränen die Erstlinge dieser Ernte. Jede Zeit hat die Ernte vermehrt; kein christliches Kirchenjahr geht zu Ende, ohne den Himmel mit neuem Zuwachse zu bereichern. Die Ernte wird immer größer; vollzählig ist sie erst am Ende der Zeiten, wenn die Zahl der Auserwählten erfüllt ist. Dann wird der Herr der Ernte den Engeln, seinen Schnittern, vollends sagen: „Sammelt den Weizen in meine Scheunen.“ [4] Sollen wir nicht einst auch zu dieser Ernte Gottes gehören? Millionen

---

[1] Weish. 4, 13. [2] Is. 65, 20. [3] Job 5, 26. [4] Matth. 13, 30.

gehören dazu; warum wir nicht? Verwandte, Freunde von uns, welche hinübergegangen, zählen zu ihr; warum sollen wir nicht einst dazu gehören? An Gottes Hilfe fehlt es uns gewiß nicht. „Gott will, daß alle Menschen selig werden." [1] Die Vollendung der Menschenseelen ist ja das Ziel aller Wege Gottes, die Absicht und das Augenmerk Gottes bei Spendung seiner Gnaden. Dazu ist die heilige katholische Kirche gegründet; dazu hat sie ihre Verfassung und Einrichtung erhalten, ad consummationem Sanctorum, wie der Weltapostel sagt, „zur Vollendung der Heiligen" [2].

Aber wir leben in einer so gefährlichen, sturmvollen Zeit! Nun, die Seelen recht zu vollenden und für den Himmel reif zu machen, das ist gerade Gottes Absicht dann, wenn Stürme die Seelen und die Kirche schütteln. Im Sturme sollen wir fester wurzeln, kräftig erstarken, die Reife erlangen. „Wir rühmen uns der Trübsale," spricht der Weltapostel, „denn wir wissen, daß Trübsal Standhaftigkeit bewirkt, die Standhaftigkeit Bewährung, die Bewährung Hoffnung, die Hoffnung aber macht nicht zu Schanden." [3] Der heilige Apostel Jacobus stimmt ein: „Als lauter Freude erachtet es, meine Brüder, wenn ihr in mancherlei Anfechtungen gerathet, und wisset, daß die Bewährung eures Glaubens Beharrlichkeit zu stande bringt; die Beharrlichkeit aber hat vollkommenes Werk, damit ihr vollkommen seid und ganz, und in nichts zurücksteht." [4] Vollkommen sein, ganz, und in nichts mehr zurückgeblieben sein, — das ist die Vollendung des Erdenlebens; dann ist die Seele reif für den Himmel, der Seligkeit würdig. Darum sollen wir in dieser gefahr- und sturmvollen Zeit um so mehr nach dem Himmel schauen und des Himmels uns getrösten. Als über den hl. Stephanus, den ersten der christlichen Martyrer, das ungerechte Urtheil gesprochen und der gewaltsame Tod der Steinigung verhängt wurde, da ließ Gott ihn, seinen bedrängten Heiligen, in den geöffneten Himmel schauen. „Ich sehe den Himmel offen", rief er aus [5]. Das war sein Trost, den Himmel offen sehen; in den offenen Himmel eingehen, das war der Verfolgung Ausgang. Auch wir können mit allem Fuge sagen: über uns steht der Himmel offen, wir sehen den Himmel offen. Das Fest Allerheiligen zumal öffnet uns den Himmel der Seligen in seiner ganzen Ausdehnung. Wenn der Anblick von Schmutz und Gemeinheit, von soviel Bitterkeit, Verrath und Abfall auf dieser Erde uns niederschlägt, heben wir nur das Auge ein wenig höher empor! Hier sehen wir den Himmel offen und in demselben lauter wahrhaft große

---

[1] 1 Tim. 2, 4. [2] Eph. 4, 12. [3] Röm. 5, 3. 4.
[4] Jac. 1, 3—4. [5] Apg. 7, 55.

Seelen. — Alle Heiligen sind groß, alle ohne Ausnahme. Wenn wir auch in unsern Reden unterscheiden und sagen: dieser ist ein bekannter, gefeierter Heiliger, jener ein unbekannter, unberühmter; wenn wir auch unterscheiden zwischen großen und kleinen Heiligen, o Geliebte, die Seelen, welche des Himmels würdig sind, welche in den Himmel wachsen und reifen, sind alle groß. Und gerade diese Größe und Hoheit, welche allen Heiligen gemeinsam ist, den bekannten und unbekannten, soll jetzt unsere Aufmerksamkeit und Andacht beschäftigen. Die besondere, ganz überragende Größe und Hoheit gewisser besonders großer Heiligen kann einigermaßen niederschlagen, weil sie so unerreichbar scheint; die Größe aber, welche allen Heiligen gemeinsam ist, kann uns nur erheben und mächtig zur Nacheiferung entflammen. Denn diese Größe können wir alle erreichen. Gott hat uns ja fähig gemacht, „zum Antheile am Lose der Heiligen im Lichte", sagt sein heiliges Wort.

Groß haben sich in ihrem Erdenleben alle Heiligen in zweifacher Art erwiesen: groß in heiliger Wissenschaft und Weisheit, groß in Kraft und Seelenschönheit.

## I.

Der Geist Gottes, welcher in der Heiligen Schrift zu uns redet, spricht an verschiedenen Stellen mit sichtbarem Rühmen von einer Wissenschaft und von einer Weisheit, welche er die „Wissenschaft der Heiligen", die „Weisheit der Heiligen" nennt. Was ist das für eine Wissenschaft und Weisheit, welche der Heilige Geist mit Auszeichnung nennt, welche das Licht und die Zierde aller Heiligen in ihrem Erdenleben ist? — Es gibt eine Wissenschaft und Weisheit, welche man auf hohen Schulen, aus großen, dicken Büchern lernt, mit großer Geistesanstrengung in langen Studien, bei der Nachtlampe erwirbt. Die thönerne Studirlampe eines griechischen Philosophen wurde nach dessen Tode von einem Verehrer seiner Weisheit für viele tausend Thaler angekauft, weil sie ein Andenken an die nächtlichen Studien seines Meisters war. Ist das die Wissenschaft, welche allen Heiligen gemeinsam ist und darum die Wissenschaft der Heiligen heißt? Das kann nicht sein. Das ist die Wissenschaft der Gelehrten. Ich sage das nicht so, als sei diese Weisheit zu verachten, obgleich sie allerdings den Menschen leicht aufbläht und mit Dünkel erfüllt. Es hat Heilige in großer Zahl gegeben, welche, von Natur mit großen Geistesgaben ausgestattet, beinahe alle Erkenntniß und Wissenschaft ihres Zeitalters in ihrem Geiste vereinigten und auch im Gebiete solcher Weisheit als Sterne erster Größe glänzen. Wer hat noch nicht die Namen solcher Heiligen gehört? Hieronymus, der Kirchenlehrer von staunenswerther Belesenheit, der nach dem Zeugnisse des hl. Augustinus fast alle Bücher gelesen hatte, die damals existirten; Augustinus, welchen man den Adler

der Wissenschaft genannt hat; Albertus der Große, der deutsche Meister der weltlichen und göttlichen Weisheit; Thomas von Aquin, welchen man den engelgleichen Lehrer nennt: kurz, eine lange, leuchtende Reihe solcher Heiligen zieht sich durch die Jahrhunderte der Kirche hin.

Die Weisheit, welche man sich in hohen Schulen, aus großen Büchern, in langem, mühsamem Nachdenken erwirbt, ist aller Ehren werth, aber die Wissenschaft der Heiligen, welche der Heilige Geist in der Schrift nennt und rühmt, die Wissenschaft und Weisheit, welche allen Heiligen gemeinsam ist, kann es nicht sein. Denn Tausende, Millionen Menschen sind heilig geworden, ohne daß sie jemals diese Weisheit besessen haben. Die Patriarchen der Vorzeit in ihrer stillen, einfachen Größe, diese Väter und Fürsten des alten Gottesreiches, waren keine Gelehrten, sondern einfache Hirten. Viele der heiligen Apostel, dieser Väter und Säulen der Kirche, darunter der Erste von allen, waren ungelehrte Fischer. Die ganze heilige Schar der ersten Christen läßt der hl. Paulus im ersten Briefe an die Korinther an seinem Auge vorüberziehen und sagt dann: „Wo ist da ein Weiser, wo ein Gelehrter, wo ein Forscher dieser Welt?“[1] Und wenn wir unsern Blick über die Schar der Heiligen späterer Zeiten hinstreifen lassen, neben den Heiligen, welche die strahlenden Leuchten der Gelehrsamkeit und der natürlichen Wissenschaft waren, zwischen diesen großen Sternen der Weisheit und der Schule, — wie viele Hunderte finden wir, denen ihr Beruf, das Maß ihrer Geistesgaben, ihr Stand, ihre irdische Beschäftigung und Hantirung, die Schicksale ihres Lebens niemals gestatteten, große Gelehrte zu werden und die Weisheit der Welt zu erwerben! Die hl. Christiana, deren Gott zur Zeit Kaiser Konstantins des Großen sich bediente, das Christenthum weithin durch ein heidnisches Reich zu verbreiten, war eine Gefangene der Heiden; sie war im Kriege aus dem elterlichen Hause in ein fremdes Land weggeschleppt worden, sie war eine Dienstmagd, Leibeigene, Sklavin. Der hl. Paulinus war ein Gärtner, welcher nicht nur die Pflanzen des Gartens pflegte, sondern auch heilige Tugenden pflanzte. Der hl. Faustinus war ein Schneider, und kleidete seine Seele in das Gewand der Heiligkeit. Der hl. Crispinus war ein Schuhmacher, aber nicht über den gewöhnlichen Leisten der Welt geschlagen. Der hl. Proculus war ein Maurer, und hat neben dem irdischen Bauen seine Heiligkeit erbaut. Der hl. Gualferdus war ein Sattler, welcher auch die bösen Begierden in Zaum und Zügel hielt. Die hll. Agapitus und Venantius waren Jünglinge von fünfzehn Jahren, mit der vollendeten Martyrerkrone geschmückt. Regina, Eulalia, Basilissa waren fast noch Kinder, als sie in den Himmel eingingen, und solcher heiligen Kinder, welche ihren Glauben

[1] 1 Kor. 1, 20.

standhaft bekannten und übten, gibt es besonders aus den Martyrerzeiten so viele, daß vor zweihundert Jahren ein gelehrter Priester unserer Kirche zum Preise der Gnade Gottes und der frühe Vollendeten ein großes Buch schrieb unter dem Titel: „Der Himmel der Kinder", wo in langen Reihen die Namen dieser Frühverklärten aufgeführt und ihr Leben und Sterben an der Hand geschichtlicher Zeugnisse dargestellt wird.

Wahrlich, wäre die Wissenschaft der Gelehrten, die Weisheit der Studirten nothwendig, um in den Himmel zu gelangen, so wären diese Heiligen alle und noch tausend andere vom seligen Reiche ausgeschlossen geblieben; so wäre aber auch vor der ungeheuern Mehrzahl der Menschen die Himmelspforte von vornherein zugeschlagen. Denn Gelehrsamkeit und Weisheit der Schule sich zu erwerben, sind Tausende gehindert, weil ihnen die nothwendigen Geistesgaben fehlen; Millionen sind gehindert durch ihre Armut, Millionen durch ihr schweres Tagewerk auf dem Acker, in der Schmiede, an der Hobelbank, in Berg- und Hüttenwerken, und sonst auf tausendfache Weise; und doch will Gott, daß alle Menschen selig werden.

Die Wissenschaft und Weisheit der Heiligen muß anderswoher und leicht gewonnen werden können, da alle sie besitzen sollen. Der Heilige Geist entschleiert uns mehr, was diese Wissenschaft ist, indem er sie auch die „Wissenschaft des Heiles" nennt. Wie löblich und nützlich die Erkenntniß und die Wissenschaft der irdischen Welt und ihrer Dinge und Erscheinungen auch immer sei, wie sehr die Entdeckungen und Erfindungen dazu dienen, das irdische Leben zu bereichern, zu verschönern, zu erheitern: die Frage nach unserem ewigen Heile können sie uns nicht lösen. Denn sie lehren uns nichts über unsere Erlösung von der Sünde, nichts über unsere Heiligung, nichts darüber, wie wir selig werden können. Der Flug mit dem eiligsten Dampfrosse trägt uns schneller um die Welt, aber nicht über die Welt, der Weg zum Himmel wird dadurch nicht abgekürzt; und wenn wir schnell wie die Telegramme eilen könnten, die Frage nach unserem ewigen Heile bliebe ein wie allemal stehen, und wir würden nicht leichter fortkommen durch die enge Pforte und über den schmalen Weg, der zum Leben führt.

Worin besteht denn nun die Wissenschaft der Heiligen, welche eine Wissenschaft des Heiles ist? Das sehen wir bald, wenn wir die Lebensgeschichten der Heiligen aufschlagen und Blicke in ihr Leben thun und uns einigermaßen mit ihnen vertraut machen; wenn da die Heiligen vor uns reden, handeln und wandeln, dann geht es uns auf, worin die Weisheit und Wissenschaft der Heiligen besteht. Mögen wir das Leben eines heiligen Königs oder das einer heiligen Dienstmagd und Sklavin, eines großen Kirchenlehrers oder eines heiligen Handwerkers, eines heiligen Jünglings oder eines Greisen lesen: Wissenschaft des Heiles, die Weisheit der Heiligen leuchtet uns überallher entgegen. Wir treffen bei allen ohne Ausnahme

eine klare, lichte, richtige und sichere Erkenntniß Gottes. Darin übertrifft der kleinste Heilige den heidnischen Weisen. In Athen, der Stadt der Weisen, stand ein Altar mit der Aufschrift: Dem unbekannten Gott, dem großen Unbekannten; und unsere Neuheiden weisen den bekannten Gott von dem Altare. Wie vielfältig auch die geschaffenen Dinge die Heiligen umgeben, farbenreich, lockend, reizend, die Heiligen alle werden von dieser Mannigfaltigkeit nicht gefangen. Ihr Seelenauge dringt klar und scharf zu Gott, neben welchem man keine fremden Götter haben und keine Götzen anbeten darf, zu Gott, dem unerschaffenen Urgrunde und letzten Ziele aller Dinge. Alle Creaturen sind ihnen ein Spiegel der Herrlichkeit Gottes, nicht der menschlichen Eitelkeit; in allen sichtbaren Dingen sehen sie die mahnenden Bilder einer höhern Welt. Sie erkennen sich umgeben von dem allgegenwärtigen, allwirksamen Gott; Gottes Fügungen erkennen sie, seine Hand beten sie an in den Fügungen ihres oft so harten Erdenlaufes. Die Heiligen vergötterten die großen Entdecker nicht; denn sie wußten, daß die Forscher nichts hätten entdecken können, wenn es nicht dagewesen wäre, und daß es nicht dagewesen wäre, wenn Gott es nicht erschaffen hätte. Sie vergötterten nicht die sogen. „großen Männer“; das „Genie“, das „Glück“ beteten sie nicht mit gedankenlosem Staunen an. Die Heiligen sahen ruhig hinter jeder menschlichen Größe die verborgene allmächtige Hand Gottes, welche erhebt und erniedrigt.

Keine Wissenschaft ist dem Menschen schwerer zu erwerben als eine richtige, vollständige, tiefgründende Erkenntniß seiner selbst. Gerade die unheiligen Menschen, die Seelen voll Selbstsucht, welche sich selbst bei allem stets im Auge haben und alles auf sich beziehen, kennen sich dennoch selbst nicht. Sie trauen sich Vorzüge zu, deren Schatten nicht vorhanden ist; sie sehen den Balken nicht, welcher im eigenen Auge steckt. Was muß das ein schreckliches Erwachen aus langem Traume werden, welchen Aufschrei wird die Seele thun, wenn in der Stunde des Todes den Menschen solcher Art die trügerischen Schleier von der Seele fallen! Für die Heiligen gibt es im Erdenleben solche Schleier nicht, welche die unliebsame Wahrheit verbergen. Auf die Frage: Woher kommst du? antworten sie mit dem hl. Franciscus Borgias: Ich komme aus dem Nichts und bin aus mir selbst nichts. Sie erkennen ihre Sünden in ihrer ganzen geheimnißvollen Größe; sie haben ein scharfes Auge für ihre Schwächen; sie sehen deutlich die Abgründe der Seelengefahren, an welchen andere blind hinwandeln wie der Wanderer in der Nacht am Rande der Felsen; sie erkennen, wie man sich von der gefährlichen Stelle zurückziehen, behutsam wandeln muß. Sie wissen, wie zerbrechlich gleich dem Glase das Leben, wie flüchtig gleich dem Schatten es ist, und wie dieses schattenähnliche Leben doch unbegrenzten Werth hat, wie es kein Traum, kein Spiel, sondern eine große Wirklichkeit, ein furchtbarer Ernst ist. Sie

kennen den Tod, der bei aller Verfeinerung der Culturvölker uncivilisirt bleibt und ohne alle Feinheit rücksichtslos seine Sense schwingt. Sie kennen die Wichtigkeit eines guten Todes, und welch hohe Kunst im Leben die Kunst ist, gut zu sterben, und wie nothwendig es ist, diese Kunst zu lernen. Sie kennen den Werth der Zeit, an deren Augenblicken für uns eine Ewigkeit hängt; sie wissen, was wahren Werth hat und was nur Unwerth ist. Sie wissen zu unterscheiden, was wahrhaft kurz und lang, groß und klein, was eine süße und was eine bittere Zukunft bereitet, wissen zu unterscheiden zwischen Irrlehre und rechtem Glauben, zwischen Wahrheit und hohlen Phrasen. Sie kennen die Wege des Heiles, die Mittel des Heiles, die Zeit des Heiles, die Feinde des Heiles, die Gefahren des Heiles. Sie kennen das alles gründlicher und tiefer, klarer und genauer als alle andern Menschen. Die gelehrten Heiligen haben über alles das in ihren Gesprächen, auf Anfragen, in vertrauten Briefen unzählige Aussprüche gethan, welche an Tiefblick, an geist- und seelenvollem Ausdruck unübertrefflich sind. Die Reden und Schriften der hl. Katharina von Siena, welche doch nur eine schlichte Bürgerstochter des Mittelalters war, die Schriften der hl. Theresia leuchten von solchem Tiefblicke der Weisheit wie von unzähligen Edelsteinen. — Alle diese verschiedenen Seiten und Bethätigungen der Weisheit stellen sich euch im Leben der Heiligen vor Augen. Hier ist ein Feld, wo die Weisheit der Heiligen, der Kinder Gottes, sich in ihrer ganzen Schönheit zeigt. Sie erkennen auch in dem harten Lose den heiligen Willen Gottes. „In deiner Hand, o Herr, sind meine Lose.“[1] War es auch vielleicht nicht der Wille Gottes, daß sie diesen Stand übernahmen, war es auch eine Unbesonnenheit, ein Leichtsinn, der sie z. B. in diesen Ehebund, in jene bleibende Verpflichtung brachte, jetzt sind sie reifer Weisheit voll und wissen, daß es jetzt Gottes Wille ist, darin zu bleiben; das versöhnt sie mit ihrem Schicksale. Und wie versöhnen sie sich damit? Sie wissen an jedes ihnen beschiedene Los die Heiligkeit zu knüpfen; in jedem Stande wissen sie eigenthümliche Mittel zu finden, um sich zu vervollkommnen; sie benutzen den Stand selbst, um sich zu heiligen. Das habe ich in meiner unglücklichen Ehe gewußt, sagt der heilige Ritter Gangolfus; das habe ich gefunden, sagt der hl. Vincenz von Paula, an die Galeere gekettet. So haben wir gefunden, sagen die Heiligen, wie man sich mit seinem Lose versöhnt, ja wie man es mit Liebe, Neigung und Dankbarkeit, die alles versüßt, umfängt. Es sind Heilige im Himmel neben uns, welche mit ihrem Stabe in öden Wüsten in den dürren Boden stießen, und es sprudelten und rieselten frische, klare Quellen hervor. Das waren große Wunder; aber, ihr Erdenpilger, die Kunst, zu wissen, wie man aus seinem

[1] Ps. 30, 16.

Lebenslose Nutzen zieht und es in eine Quelle des Segens verwandelt, wie man seine ärgsten Feinde zu seinen besten Freunden umschafft, das ist ein größeres Wunder.

Diese wunderbare Weisheit — woher haben die Heiligen sie genommen? Nicht aus hohen Schulen, nicht aus dicken Büchern der weltlichen Wissenschaft und Weisheit. Woher denn? Wo kauft man die Weisheit der Heiligen? Einst begegnete der greise Sokrates in Athens Straßen einem Jünglinge, dessen edles Angesicht und edle Gestalt ihn anzog. Er hielt ihm seinen Stab entgegen, den eiligen Schritt des Jünglings zu hemmen, und frug ihn: Jüngling, weißt du, wo man in dieser Stadt Brod und Gemüse, die Nahrungsmittel des irdischen Lebens, kauft? Der Jüngling zeigte nach dem Orte hin. Wo kauft man Tuch, sich zu bekleiden? Der Jüngling wies nach einer andern Stelle. Wo aber kauft man Weisheit des Lebens ein, frug mit ernstem Nachdruck der Greis. Das wußte der Jüngling nicht; er schlug die Augen nieder. Und der heidnische Weise, beim besten Wollen und Streben, konnte sie auch nicht geben. Wo denn haben die Heiligen ihre Weisheit her? Gehen wir im Geiste in den Himmel und fragen die Heiligen; sie werden es uns sagen. Unsere Weisheit ist uns gegeben, sagen sie uns, in unserem heiligen Glauben; in dem Glauben, der schon die Gerechten des Alten Bundes, wenn auch mit spärlichem Lichte, umschattet und beleuchtet hat, den der Heiland in seinem Vollglanze auf die Erde gebracht, den er seinen Aposteln übergeben hat, und den die unfehlbare Kirche als Leuchte eurer Seelen euch allen vorhält. Im Vollicht dieses Glaubens haben wir uns selbst, das Leben, die Welt und alle Dinge betrachtet; wir haben bei allem gefragt: Was sagt der Glaube dazu? So war es uns leicht, immer weiser zu werden.

## II.

Es ist aber nicht die reife Weisheit allein, welche die Heiligen groß und bewunderungswürdig macht. „Das Reich Gottes", sagt der Apostel, „besteht nicht in der Rede, sondern in der Kraft."[1] Die Kraft des Menschen aber erweist sich in seiner That, seinem Widerstande, seinem Dulden. Größer und staunenswürdiger als ihre Weisheit ist die Kraft der Heiligen; die Thatkraft, die Widerstandskraft, die Kraft im Leiden und Dulden, feiert im Leben der Heiligen ihre höchsten Triumphe und gibt dem Leben der Diener Gottes seinen erhabenen Charakter. Daß ein Mensch viel Verstand, viel Wissen, durchdringende Erkenntniß, klugen Sinn habe, das entscheidet noch nicht über seinen Charakter. Zu allen Zeiten hat es Menschen von großem Geiste und Wissen gegeben, welche dennoch keine Charaktere waren, weil sie keine Kraft und Stärke der Seele

---

[1] 1 Kor. 4, 20.

hatten. Solche Menschen gleichen den Windfahnen. Die Windfahne gibt ganz richtig an, woher der Wind weht. Sie dreht sich aber auch selbst nach jedem Winde ganz und gar und pfeift mit jedem Winde; nichts an der Windfahne ist unbeweglich als die Stange, an der sie befestigt ist. Dabei ist die Windfahne nicht selten schön geformt, zierlich angestrichen; sie stellt sogar mitunter Gestalten von Thieren dar, denen man Kraft und Muth zutraut, einen Löwen, einen Adler: es ist aber immer nur eine Windfahne. So gibt es auch Menschen von mannigfaltiger Bildung, gefälligen Formen, schönem Anstrich, von muthigen Worten, mit Löwenbärten, Löwenstimmen; aber es sind Windfahnen. Ihr Leben ist nur eine Stange, um welche sie sich ganz bewegen. Diese Stange ist ihr Ehrgeiz, Geldgeiz, ihre Sucht, reich zu werden, im Kreise der Vornehmen zu leben u. dgl. Um eine solche Stange windet sich der ganze Mensch: alles ist Windfahne. Zu allen Zeiten weiterhin hat es Menschen gegeben, welchen Geschicklichkeit, Einsicht, Klugheit nicht abzusprechen waren, welche dabei aber ein boshaftes Herz hatten. Wer könnte sich von ihnen angezogen fühlen? Nehmet ein Beispiel aus dem gemeinen Leben. Wenn ein Handwerker der geschickteste, tüchtigste in weitem Umkreise wäre, daneben aber ein Dieb, ein gewissenloser Betrüger, würdest du Vertrauen zu ihm fassen? Der sittliche Charakter entscheidet, und der findet sich bei den Heiligen bis zur Verklärung erhoben.

In jedem spiegelt sich das Bild Jesu Christi, aber in jedem anders. Alles ist vollkräftig, alles ursprünglich, keine matten Copien, lauter Originale. Wollt ihr den Muth, die Thatkraft der Heiligen sehen, so betrachtet, was sie Großes unternommen und tapfer ausgeführt haben. Sehet einmal, wie die zwölf Apostel hinausgesandt wurden in die weite Welt. „Gehet hin“; und sie sind gegangen. Wollt ihr die Arbeitskraft, die gleichsam schöpferische Gestaltungskraft der Heiligen sehen, dann betrachtet, wie die Jünger der Apostel, die heiligen Glaubensboten und Mönche späterer Zeit die Seelen gewonnen, die Völker bekehrt, die Cultur verbreitet, Urwälder und Wüsteneien in blühende Landschaften verwandelt haben, auf Jahrtausende die Wohlthäter der Menschheit geworden sind. Die Länder, wo sie gewirkt, die Tage, wo sie gelaufen, die Nächte, wo sie gewacht, können euch von ihren Sorgen erzählen. Wollt ihr ihre Kraft der Selbstüberwindung sehen, so betrachtet die Einöden, in welche sie aus dem schauerlichen Verderben und dem Pesthauche versunkener Städte und aus einer verfaulenden Welt geflüchtet sind. Betrachtet ihr Fasten, ihr Schweigen bei Beleidigungen und Lästerungen, ihre Abtödtungen, ihr ärmliches Leben. Wollt ihr die Kraft sehen, mit der die Heiligen Leiden tragen? Unter allen Menschen haben gerade die Heiligen die größten Leiden zu ertragen. Sie sind die größten Wohlthäter der Menschheit. Nun kann aber — das lehrt alle Geschichte — niemand den Menschen

große Wohlthaten erweisen, ohne sich einer großen Undankbarkeit und Widersetzlichkeit auszusetzen; niemand kann den Seelen große Wohlthaten erweisen, ohne daß der Grimm der Hölle wider ihn erwacht. In dieser Hinsicht sind die Heiligen die größte Plage der Kirche. Ihr wundert euch? Aber ganz gewiß. Die Heiligen sind die edelsten Kinder der Kirche, die höchste Zierde der Kirche; dennoch ist es wahr: sie sind auch die größte Plage der Kirche. Um welcher Menschen willen wird die Kirche verfolgt? Meint ihr, um der Bösen willen? O nein; mit denen ist im Grunde keine Feindschaft. Wenn auch da und dort über ein Aergerniß mit komödienhafter Entrüstung geschrien wird, das ist meist nur gekünstelte Entrüstung. Nicht der Bösen wegen wird die Kirche verfolgt, sondern der Heiligen wegen und derer wegen, welche ernst nach Heiligkeit der Seele trachten. Das ließe sich aus der Geschichte beweisen. Es ist genug, — der Heiland selbst hat es gesagt: „Wäret ihr von der Welt (d. i. von der gottentfremdeten Menschenwelt) gewesen, so würde die Welt das, was ihr gehört, lieben; weil ihr aber nicht von der Welt seid, sondern ich euch von der Welt auserwählt habe, darum hasset euch die Welt.“[1] Die Heiligen erheben sich in sittlicher Größe über die gemeine, platte Alltäglichkeit, wie die hohen Berggipfel sich über das flache, sumpfige Land erheben. Diesen großen Seelen ziehen die Leiden nach, wie die Ungewitter den hohen Bergen. Die Blitze schlagen in hohe Wipfel ein. Der hl. Paulus schildert im Briefe an die Hebräer die Leiden der Heiligen und die Leidensinstrumente. „Sie erfuhren Verhöhnungen und Geißeln, dazu Bande und Kerker. Sie wurden gesteinigt, zersägt, gefoltert, starben durchs Schwert. Sie gingen umher in Fellen, in Ziegenhäuten, darbend, geängstigt, mißhandelt; sie, deren die Welt nicht werth war, irrten in Wüsteneien, in Gebirgen, Höhlen und in den Klüften der Erde.“[2] All dem widerstanden sie, all das trugen sie. So groß ist die Kraft der Heiligen. Welche Stärke, welche Hoheit!

Das aber ist die volle Reife, wenn in den Früchten mit großer Kraft und Stärke Zartheit, Milde, Süßigkeit sich vereinigen. In unsern Gärten, Weinbergen ist dies im Herbste erst das Zeichen vollkommener Reife und Vollendung. So ist es auch mit den Seelen, welche für den Himmel reif sind. Ueber die hohe Kraft der Heiligen ist ausgegossen die Sanftmuth, welche das Erdreich besitzt, die Friedfertigkeit, welche den Kindern Gottes eigen ist. Das ist eine unbeschreibliche Anmuth, das die Schönheit einer heiligen Seele. Etwas anderes ist eine „feste Seele“, wieder etwas anderes eine „schöne Seele“. Die Schönheit liegt in der

---

[1] Luc. 21, 17.   [2] Hebr. 11, 36—38.

Wohlordnung, im rechten Maße; sie ist die volle Reife, die Vollendung. Und die vollendete Schönheit heiliger Seelen ist der vollkommenste Spiegel göttlicher Schönheit auf Erden. Wenn die schöne Jahreszeit hingegangen, die Ernte eingefahren und die Blumen verschwunden sind von Anger und Feld, dann steht im späten Herbste, in kaltem Nebelduft, auf öder Flur noch eine Blume, welche dem Wechsel der Zeit zu trotzen scheint. Man nennt diese Blume daher die Zeitlose. Eine schönere, eine wunderbare Zeitlose blüht im Garten der Kirche, deren Gärtner Christus ist. Es ist die Heiligkeit. Wir glauben eine heilige Kirche. Die Kirche hat alle Mittel zur Heiligung, und Heilige, seien sie offenbar oder verborgen, gibt es in der Kirche zu allen Zeiten. Noch in den letzten Stürmen des Weltendes werden die Tage abgekürzt werden um der Auserwählten willen, welche in jener furchtbaren Zeit das Auge Gottes erfreuen. Es gibt ein geistiges Geschlecht der Kinder Gottes, von Menschen, welche in allem Ernste danach ringen, von Sünden frei, der Tugend ergeben, heilig zu sein. Zu diesem Geschlechte haben in frühern Zeiten viele gehört. Die Zeitlose, die Heiligkeit, hat auf unserem Boden geblüht. Wir sind Kinder der Heiligen. Das soll uns ein Antrieb sein, rein und heilig zu leben. Kinder der Heiligen sind wir. Ob das für uns eine hohe Ehre oder eine große Schande ist, das kommt auf uns an, das müssen unsere Werke zeigen. Amen.

---

## Siebente Predigt.

(1875.)

### Die Gerechtigkeit der Heiligen; die Ungerechtigkeit der Welt wider die Heiligen.

„Viele Drangsale kommen über die Gerechten, aber aus allen diesen rettet sie der Herr.“ Ps. 38, 20.

Wie schnell verliert die Erde ihren Glanz, ihren Schmuck und ihre Schönheit, wenn der Winter kommt! Wie werden die Nächte so lang, so traurig! Aber über der öden Erde entfaltet das Firmament in den langen Finsternissen der Winternächte nur um so schöner die ganze Pracht seiner Sternenheere. Zu dieser erhabenen Sternenwelt hat Gott einst in uralter Zeit in einer hehren Nacht den Stammvater des israelitischen Volkes, welcher zugleich der geistige Vater aller Gläubigen ist, hingewiesen. „Zähle die Sterne“, sprach Gott zu ihm, „zähle die Sterne,

wenn du kannst.“[1] Aber kein Mensch kann die Sterne zählen. So zahllos, so grenzenlos wie das Sternenheer des Firmamentes soll die Menge der Heiligen werden. Das ist Gottes ewige Vorherbestimmung und untrügliche Verheißung. Die Sterne aber, bemerkt der hl. Paulus, sind an Glanz einander nicht gleich; sie wetteifern gleichsam untereinander, wer am hellsten funkle: so ist auch der Glanz der Heiligen nicht der gleiche. Hier strahlen die Scharen der Martyrer im rothen Purpurglanze, dort die reinen, jungfräulichen Seelen in lilienweißer Schönheit; ja, jeder einzelne Heilige ist nach seinem eigenthümlichen Leben wieder von jedem andern verschieden. Heute aber feiern wir das gemeinsame Fest aller Heiligen. Da treten die Verschiedenheiten, die Unterschiede zurück; da denken wir zunächst an das, was allen Heiligen gemeinsam ist. Was ist allen gemein?

Wenn der Geist Gottes in der Heiligen Schrift einen Namen und Titel wählt, um die gemeinschaftliche Ehre aller Heiligen zu bezeichnen, mit dem gleichen Worte den einen wie den andern zu ehren, welchem Worte, welchem Titel gibt er den Vorzug? Es gibt ein Wort, einen Namen, welcher offenbar den Vorzug bei Gott, den Vorzug in der Heiligen Schrift hat. Es ist der Name, der Titel „Die Gerechten“. „Die Gerechten“, heißt es in der Heiligen Schrift, „werden leuchten wie die Sonne im Reiche ihres Vaters.“[2] „Die Gerechten werden in Freuden leben und frohlocken vor dem Angesichte Gottes und sich erlustigen in Wonne.“[3] „Frohlocket, ihr Gerechten, im Herrn“[4], und wie es weiter heißt. Ja, der Name „Die Gerechten“ geht in Gottes Mund oft über den Namen „Die Heiligen“. Denn Heilige werden oft auch Menschen genannt, welche nicht heilig sind, bloß darum, weil sie durch Gottes Gnade zur Heiligkeit besonders berufen sind. So nennt der Weltapostel alle Christen Heilige. „Grüßet mir alle Heiligen“, schreibt er in seinen Briefen: aber Gerechte würde er sie alle um keinen Preis nennen. Die Gerechten, das ist der gemeinsame Ehrenname. Man sollte es nicht meinen; denn der Name ist überaus schlicht und einfach. Menschen hätten wohl einen schwungvollern Namen gewählt, einen bessern, sinnvollern aber nicht. Wenn die Heiligen Gottes die Gerechten heißen, so will dies nicht etwa bloß sagen, daß sie nicht gestohlen, nicht betrogen, nicht geschwindelt, nicht gewuchert haben; nicht, daß sie bloß das waren, was man so im Leben „honnette, loyale Leute“, „Ehrenmänner“ nennt. Gerecht im vollen Sinne Gottes, wer ist das? Derjenige ist es, welcher jedem läßt und leistet, was ihm gebührt, Zoll, dem Zoll, Ehrfurcht, dem Ehrfurcht, Ehre, dem Ehre gebührt, jedem sein Recht.

---

[1] 1 Mos. 15, 5. [2] Matth. 13, 43. [3] Ps. 67, 4. [4] Ebd. 32, 1.

Der erste aber, welcher Rechte auf dieser Welt hat, Rechte an uns, Rechte vor allen andern, das ist der allmächtige Gott, der Gott, der uns aus nichts erschaffen, der uns erlöst und mit seinem Blute theuer erkauft hat. Von ihm sind wir abhängig ganz und gar; auf ihn müssen wir alle unsere Handlungen, unser ganzes Leben und unser Sterben beziehen. „Leben wir, so leben wir dem Herrn; sterben wir, so sterben wir dem Herrn.“[1] Wenn eine Stelle in euerem Leben ist, welche nicht von Gott abhängt, gut, dann gebe ich euch frei davon; aber eine solche gibt es nicht. Wenn ein Schlag durch euer Herz geht, der von Gott unabhängig ist, wenn eine Blutwelle durch euere Adern gleitet, die nicht von Jesus erkauft ist, gut, so möge sie gehen ohne Rücksicht auf euern Gott und Heiland; aber eine solche gibt es nicht. Gott kann nicht anders, er muß unsern treuen Dienst, unsern vollen Gehorsam, unsere ganze Liebe fordern. Das sind Gottesrechte, die Gott selbst nicht aufgeben kann, er müßte denn aufhören Gott zu sein. Wie werden aber die Rechte Gottes so wenig geachtet, so schnöde angetastet und verletzt! Darum zeichnet es die Heiligen aus, daß sie Gerechte heißen.

Die Heiligen waren ferner gerecht gegen ihren Leib. Der Leib, die Gesundheit, das irdische Leben ist dem Menschen gleichsam in Verwahrung gegeben, daß er dieses Gut unverletzt erhalte, solange es nach Gottes Bestimmung dauern soll. Wer seinen Leib durch sündhafte Lüste schändet, wer seine Gesundheit durch Unmäßigkeit untergräbt, wer sein Leben durch Leidenschaften kürzt, wer, wie die Lebemänner sagen, schnell lebt und so mit der Extrapost des Todes in sein Grab eilt, der ist ungerecht gegen sein eigenes irdisches Leben. Die Heiligen waren gerecht gegen ihren Leib als einen Tempel des Heiligen Geistes. — Sie waren gerecht gegen ihre Nebenmenschen, gerecht in reichstem, überfließendem Maße; nicht allein in den kalten Fragen der Gerechtigkeit über das Mein und Dein; nein, der Apostel lehrt, daß die Menschen einander auch die Liebe schulden. Und diese Schuld zahlen die Heiligen mit reichen Zinsen und in unerschöpflicher Weise. Dies alles zusammengefaßt, in eins verbunden, — das heißt die Gerechtigkeit der Gerechten Gottes. Ihr seht: sie greift hoch und nieder und waltet nach allen Seiten. Sie ist eine allgemeine Tugend, welche alle Tugenden umfaßt und alle Werke der Heiligen lenkt und leitet. „Jede Sünde ist eine Ungerechtigkeit“, sagt der heilige Apostel Johannes in seinen Briefen, omne peccatum iniquitas[2]; jedes gute Werk der Heiligen ist ein Ausfluß der Gerechtigkeit. Es standen die Heiligen Gottes auf verschiedenen Posten des Lebens und Wirkens: alle Heiligen aber, hoch und niedrig, arm und reich, gelehrt und ungelehrt, sind Helden der Gerechtigkeit, haben im lautern Glanze der Gerechtigkeit

[1] Röm. 14, 8. [2] 1 Joh. 3, 4.

gestrahlt und damit die Erde verschönert; die Gerechtigkeit ist ihr geistiges Vermählungskleid, ihr Ehrenkleid.

Wer nun die Welt nicht kennt, wie sie ist, wer dieselbe sich kindlich, poetisch verklärt, der möchte wohl denken: die gerechtesten aller Menschen werden gewiß auch Gerechtigkeit gefunden haben; für ihre großherzige, allumfassende, vollkommene Gerechtigkeit wird ihnen wenigstens das entgegen erwiesen worden sein, was man im engern, besondern Sinne Gerechtigkeit nennt. Sagt ja das Sprichwort: Wie man in den Wald ruft, so schallt es wieder heraus. Wenn man das Echo, den Widerhall in den Bergklüften anruft, so antwortet das Echo dem Rufenden freundlich, indem es seine Laute nachahmt und wiedergibt. Wie man ruft, so die Erwiderung. Wird die Welt den Gerechten Gottes, seinen Heiligen, auch mit Gerechtigkeit antworten? Die Heiligen rufen mit Wort und Leben in die Welt: Gerechtigkeit; wird auch das Echo der Welt Gerechtigkeit lauten? Ja es gibt wohlmeinende Kindererzählungen, einzelne Romane, welche die Dinge sich so begeben lassen, als ob im natürlichen Laufe dieser Welt das Gute von den Menschen immer seinen gerechten Lohn empfange. Ganz anders aber ist das Leben, dieses herbe Leben auf Erden; ganz anders Christi Lehre von diesem Erdenleben. Wie hat diese wirkliche Welt die höchste Gerechtigkeit der Freunde Gottes erwidert? Mit Verfolgung; das Echo der Welt auf Gerechtigkeit ruft: Verfolgung. „Selig, die Verfolgung leiden um der Gerechtigkeit willen.“ Höret! Der Herr sagt nicht: die Verfolgung leiden ungeachtet ihrer Gerechtigkeit; nein, er sagt: wegen der Gerechtigkeit. Also die Gerechtigkeit selbst ist die Ursache der Verfolgung. Sie gefällt der Welt nicht, im Gegentheile, sie reizt und beleidigt die Welt, wie wenn sie ein Verbrechen wäre; selbst mit ihren Wohlthaten beleidigt sie die Welt. Geheimnißvoller Rathschluß Gottes! Geheimniß der Bosheit! So gingen denn die Heiligen, die Freunde, die Kinder Gottes, gesenkten, gebeugten Hauptes, trauernd, mit thränendem Auge — so zeichnet sie ja der Heiland selbst — fremd und heimatlos über die Erde. Welch grelle, schreiende Mißklänge! Aber über diesen dunkeln Geschicken der Erde hält Gott die Wage der Gerechtigkeit in seiner allmächtigen Hand. „Selig, die Verfolgung leiden,“ spricht der Heiland, „denn ihrer ist das Himmelreich“; „selig die Trauernden, selig die Weinenden.“ Darum stimmt der Psalmist schon im voraus den Triumphgesang an: „Die Augen des Herrn sehen auf die Gerechten. Viele Drangsale kommen über die Gerechten, aber aus allen diesen rettet sie der Herr.“[1]

Lasset uns dieses zweifache Los der Heiligen betrachten: die Un-

[1] Ps. 33, 16. 20.

gerechtigkeit der Welt wider sie und die Gerechtigkeit Gottes, welche alles ausgleicht, sühnt und überschwänglich gut macht.

## I.

Es sind einige Jahrhunderte her, da wurde ein frommer Mönch in Spanien von einem eigenthümlichen Drange erfaßt; er wollte um der Wahrheit und Gerechtigkeit willen etwas besonders Großes leiden. Er dachte sich aus, wie das zu machen sei. In seinem Drange, vielleicht übereifrig, ergreift er eines Tages den Wanderstab und reist zum Großsultan der Türken. Vor denselben sich als Christ und Priester hinzustellen, das Evangelium zu verkündigen und so für die Wahrheit und die Gerechtigkeit von des Sultans Hand zu sterben — das ist seine Absicht. Zur Audienz vorgelassen, trat er unerschrocken auf, sprach aus, was ihm das Herz erfüllte, und auf des Sultans verwunderte Frage, warum er eigentlich gekommen, antwortete er tapfer: um hier den Tod für die Wahrheit und für die gerechte Sache Gottes zu finden. O Christ, versetzte der verwunderte Großherr, wenn du für Wahrheit und Gerechtigkeit leiden willst, so brauchst du nicht erst zum türkischen Sultan zu kommen; gehe zurück und bleibe in euern christlichen Ländern; in all euern Bevölkerungen, Städten und Landschaften, in allen Kreisen wirst du Sultane genug finden, welche die Wahrheit hassen, die Vertreter derselben ungerecht kränken, Gegner, Feinde der Sache Gottes sind; da wirst du genug Unrecht erfahren; Gerechtigkeit gibt es wenig in der Welt. So entließ der Großherr den eifrigen Mann; er ließ ihm den Kopf auf dem Rumpfe stehen und zeigte mit seiner Antwort, daß auch er seinen Kopf auf dem rechten Flecke habe und die Welt kenne.

Gerechtigkeit! Gerechtigkeit in Beurtheilung anderer und demgemäß in dem ganzen Verhalten gegen andere — man sollte meinen, eine solche Gerechtigkeit sei eine ganz gewöhnliche Tugend und finde sich überall; aber dem ist nicht so. Man hört oft eines Menschen Talente und Wissenschaft loben; man hört auch seine Wohlthätigkeit, Freigebigkeit, Milde, Freundlichkeit preisen und rühmen: nach der Gerechtigkeit ist keine Frage, von ihr keine Rede; sie wird nicht genannt. Man sollte meinen, sie sei das Aschenbrödel unter den christlichen Tugenden und verdiene keinen Platz, wo sie gesehen wird; man sollte glauben, sie sei eine Pflanze, welche an jedem Wege wachse. Und doch ist selbst die Gerechtigkeit selten genug; es wimmelt in der Welt von Ungerechtigkeit in allen Lebenskreisen. Ungerecht beurtheilt und behandelt man die Lebenden, ungerecht die Todten; ungerecht ist man gegen die Zeitgenossen, ungerecht gegen die vergangenen Zeiten. Und doch hat jeder Mensch, welcher ans Licht dieser Welt geboren wird, Anspruch auf Gerechtigkeit; und ist der Mensch von der Erde

geschieden, so ist sie noch ein Recht des Todten. Denn auch die Todten haben Rechte auf dieser Erde. Ich erinnere gerne daran an dem feierlichen Abende vor Allerseelentag. Die Todten haben ein Recht auf unser Gebet, auf unser dankbares Andenken, auf die getreue Erfüllung ihres letzten Willens; sie haben auch ein Recht darauf, daß ihr abgelaufenes Erdenleben von der Nachwelt so viel als möglich nach Gerechtigkeit beurtheilt und gewürdigt werde. Aber längst nach ihrem Tode werden selbst die Heiligen oft noch in ihrem Andenken und ihrer Geschichte verfolgt.

Woher kommt es aber überhaupt, daß so viele Ungerechtigkeiten in Beurtheilung und Behandlung der Mitmenschen geschehen? Wissen wir dies, dann ist uns bald klar, warum insbesondere die Heiligen um der Gerechtigkeit willen verfolgt wurden; dann haben wir den Hauptschlüssel für das Geheimniß der Bosheit, der Verfolgung der Gerechten. „Prüfet alles," sagt der Apostel, „was gut ist, das behaltet."[1] Wenn wir dies befolgten! Was aber der Mensch prüfen und beurtheilen soll, das kann er nicht anders prüfen und beurtheilen als mit seinem Verstande, seiner Erkenntniß, seiner Einsicht in die Sache; nicht mit seiner vorlauten Leidenschaft, seiner Neigung oder Abneigung, nicht nach seiner Laune. Das aber ist der große, hauptsächliche Fehler, daß der Mensch so oft über wichtige Dinge nicht mit seinem Verstande, nach seiner Erkenntniß und seiner Einsicht von der Sache urtheilt, sondern nach seiner Neigung, seiner Zuneigung und Abneigung, seinen Affecten und Leidenschaften. So urtheilt er nicht als ein Erleuchteter, sondern als Blinder. Greifen wir nur aufs Gerathewohl ins Leben; wir werden überall Beispiele greifen. Der reiche Mann, der in Ueberfluß schwimmt und keine Neigung, keine Versuchung zum Stehlen hat, der aber leicht bestohlen werden kann, ist mit dem siebenten Gebote sehr einverstanden und beurtheilt den Diebstahl sehr strenge. Gewiß mit Recht. Aber mit dem sechsten Gebote nimmt er es vielleicht sehr leicht. Wie ganz anders beurtheilt der Mensch dieselbe Sache, je nachdem sie ihn selbst angeht oder einen Fremden. Der Volksmund, dieser Wahrmund, hält hier schon den Spiegel vor und weiß in seiner Art von jenem alten Schöffen oder Schultheißen zu erzählen, wie er es ganz anders nahm und auffaßte, wenn sein Vieh einem andern oder das Vieh eines andern ihm Schaden gethan. Die Neigung urtheilt. Der Prophet Nathan, der dies wohl wußte, gebrauchte den Kunstgriff bei David dem Sünder. Anscheinend erzählte er dem gefallenen König die Geschichte eines ganz fremden Mannes, der dem Armen das Schäflein genommen. So erreichte er, daß David sprach: „Der das gethan, ist ein Mann des Todes."[2] Da konnte Nathan erst sagen: „Der Mann bist du." Den Eltern erscheinen nicht selten offenbare Unarten, grobe Ungezogen-

[1] 1 Thess. 5, 21. [2] 2 Kön. 12, 5. 7.

heiten und Zügellosigkeiten der Kinder in rosigem Lichte als Liebenswürdigkeiten, gar als leuchtende Spuren von Geist und Genie: bei fremden Kindern würden sie ganz anders urtheilen. Es spricht die Neigung, nicht die Vernunft. Die Neigung trübt aber das helle Auge und färbt mit trügerischen Farben. Was man am Gegner und Feinde ohne Frage verurtheilt und verwirft, das entschuldigt und vertheidigt man am Günstlinge und Freunde; für seine Partei ist man parteiisch; man hat in der gleichen Sache ein zweifaches Gesicht: ein zorniges für den Gegner, dann dreht man sich auf der Ferse um und hat ein freundliches für den Freund und Genossen. Die Taschenspieler gießen kalten und warmen, weißen und rothen Wein aus einer Flasche: auch die Leidenschaft ist eine Taschenspielerin und spielt so mit dem Menschen, daß er über dieselbe Handlung zweierlei Urtheil fällt. Der Verstand soll urtheilen; er soll das Licht vortragen; der Wille, die Neigung sollen folgen: statt dessen läuft die Neigung, die Leidenschaft vor. Die Vorliebe oder der Haß urtheilt. Die Neigung und die Leidenschaft aber sind blind; sie fragen nicht, was wahr, was gottgefällig, sie fragen nur, was ihnen angenehm ist. Da sieht man, wie viele Menschen unter dem Drange der Neigung oder Abneigung vorschnell urtheilen, annehmen oder abweisen, zustimmen oder absprechen. Man urtheilt und richtet da, wo man gar keine Einsicht in die Sache hat. Statt selbst zu prüfen, hat man seine Autoritäten, seinen Gewährsmann gewählt; natürlich so, wie sie der Neigung entsprechen. Man hat dafür seine Zeitung, sein Leibjournal; man hat die Autorität seiner Abend- oder Frühstücksgesellschaft, seines Thee- oder Kaffeezirkels; man hat seine Partei; man läßt sich die Losung geben; die ist Glaubensartikel. — Hat man bei dem, der uns verhaßt ist, keinen Angriffspunkt in seinen Handlungen, so richtet man über die Gedanken und Absichten. Nun ist aber nichts verborgener als die Gedanken der Menschen, solange sie im Herzen verschlossen bleiben und nicht in Worten oder Handlungen hervortreten. Nicht die ganze katholische Kirche, kein Papst, kein Concil kann über Gedanken urtheilen; selbst die Geister des Himmels erkennen sie nicht: Gott allein kennt sie und kann sie richten. — Man sucht sich den Gegenstand, späht nach dem Stoffe. Da hat man was; aber es ist etwas, wofür der Mensch nichts kann, was gar nicht in den Bereich der Schuld gehört. Die Söhne des Patriarchen Jakob haßten ihren Bruder Joseph. Darum ist ihnen ein Traum Josephs genug, um über ihn den Stab zu brechen; sie mißhandelten ihn wegen des Traumes. Er hatte ihnen denselben harmlos erzählt, nicht ein Schatten von Schuld konnte auf ihn fallen, daß er geträumt hatte; aber der Leidenschaft ist es genug.

Glücklich daran — in menschlicher Weise zu reden — sind daher die Lehrer und Vertreter von solchen Wahrheiten, welche die menschlichen Leidenschaften nicht berühren. Der Rechenkünstler z. B. kann friedlich

seine Zirkel ziehen; das Schicksal des Archimedes trifft ihn nicht leicht, niemand wird ihn stören. Man kann die Thiere, die Pflanzen beschreiben, und wenn jemand auch einmal vom Dorne einer Rose gestochen wird, nimmt er es dem Naturforscher nicht übel, wenn er die Rose die schönste der Blumen nennt. Diese Wahrheiten berühren die Leidenschaften nicht. Wie ganz anders aber verhält es sich mit den Lehren des Heilandes, der wahren Religion Jesu Christi und seiner heiligen Kirche, ihren Glaubenslehren, ihren Geboten! Diese berühren, treffen nach allen Seiten, in alle Winkel der offenen und geheimen Leidenschaften des Menschen. Wo immer der Herr erscheint, wo die Kirche erscheint, wo seine ernsten Lehren gepredigt, wo auf seine Gebote verpflichtet wird, da werden alle Leidenschaften wach. Wo die treuen Kinder der Kirche das ernste Beispiel der Gerechtigkeit geben oder nur ernst nach Gerechtigkeit streben, da wird es unruhig um sie her; da fahren die Bösen betroffen auf; da bleiben die Neutralen nicht neutral und die Gleichgiltigen nicht gleichgiltig; die Zweifler, die alles dahingestellt sein ließen, bedenken sich nicht mehr und schließen sich den Gegnern an; die faule Ruhe ist dahin. Wenn ein Wanderer, der durch die dichten Urwälder des südlichen Amerikas zieht, da alles ruhig ist und alle Thiere zu schlafen scheinen, einen lauten Schrei ausstößt oder gar einen Pistolenschuß erschallen läßt, dann ist die Ruhe der Waldwildniß zu Ende. Von den Höhen und aus den Tiefen, aus den Gräsern und von den Bäumen, aus der Nähe und den Fernen erhebt sich ein tausendfaches, sinnverwirrendes Krächzen, Schreien und Heulen der mannigfaltigen Thierwelt. So wurden auch alle wilden Thiere in der Menschenbrust erregt, als Jesus Christus und seine heiligen Apostel in die Wildniß der Welt traten. Der Stolz, der Ehrgeiz, die Wollust, die Habsucht, die Raubsucht, der Wucher, der Geist der Unterdrückung, der den Wittwen und Waisen, den Sklaven und Armen das Blut auspreßt, alle bösen Begierden und Leidenschaften fuhren wie böse Geister auf. Was sagt der Heiland davon? Er sagt: „Das ist das Gericht, daß das Licht in die Welt gekommen ist, und die Menschen liebten die Finsterniß mehr als das Licht; denn ihre Werke waren böse. Denn jeder, welcher Böses thut, hasset das Licht.“ [1] Das Licht hassen, das schöne, freundliche Licht, die häßliche Finsterniß lieben: — wie unnatürlich ist das! Des irdischen Sonnenlichtes freuen wir uns alle, und der Gedanke an die langen Finsternisse des Winters stimmt uns trübe. Nach dem irdischen Lichte streben die Pflanzen empor; die Vögel jubeln ihr Lied mit der aufgehenden Sonne und freuen sich in ihrem Abendscheine. Wenn aber die Finsterniß kommt, stecken sie ihre Flöten in den Busen und schweigen. — Die menschliche

[1] Joh. 3, 19.

Seele ist auch für das Licht geschaffen, für das reine Licht der göttlichen Wahrheit. Warum hassen die bösen Menschen das Licht? Warum können sie die Beleuchtung nicht leiden? Wir wissen es.

Es ist nicht schwer, wider die beste Sache sogenannte Gründe zu finden; wider das reinste Licht, wider Jesum Christum wurden sie mit Leichtigkeit gefunden. „Er regt das Volk auf", sagen die Gegner[1]. Das hat er nie gethan; sie können recht gut wissen, daß er gesagt: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist."[2] Aber die Leidenschaft erinnert sich nicht recht. „Er will in drei Tagen den Tempel niederreißen."[3] Das hat er gesagt. Er hat dabei aber nicht auf den steinernen Tempel, sondern auf sich selbst, auf seinen Leib, in welchem als in einem heiligen Tempel die Gottheit wohnt, gezeigt. Das klärt die Sache wesentlich auf; darum geht man darüber hinweg. Man hat seine Worte absichtlich mißverstanden. „Was sollen wir thun, da er so viele Wunder thut?"[4] Auch Wunder sind ein Verbrechen in ihren Augen; ja ein sehr großes Verbrechen, eine schwere Beleidigung ihrer werthen Personen; es drückt sie ja ganz in Schatten. „Was sollen wir thun?" Die Antwort der gesunden Vernunft liegt nahe: Ihm glauben und ihm anhangen sollt ihr. Aber auch die Antwort der Leidenschaft liegt nahe: Ihn verfolgen, ihn unschädlich machen, ihn tödten. „Die ganze Welt läuft ihm nach."[5] Ja, das wäre sehr zu wünschen. Aber wie die Leidenschaft übertreibt! Die ganze Welt soll Christo nachlaufen! Das ist nie gewesen; er selbst spricht von dem engen Thore und dem schmalen Wege, auf welchem wenige gehen. Nicht wahr, ihr alten Feinde Christi, wenn das ganze Volk, wenn alle Völker der Welt euch nachliefen, das wäre schön? Oder wenn der Herr der Welt euch nachliefe, das wäre am allerbesten. Sie schlagen den Herrn ans Kreuz und wissen nicht mehr, was sie thun; so hat die Leidenschaft ihr Auge verdüstert.

Die Zeiten folgen sich, die menschlichen Leidenschaften bleiben. Die traurigen Bilder solcher Scenen begleiten uns durch alle Zeiten. Der erste Todte in der Menschengeschichte, der gerechte Abel, wurde wegen der Sache Gottes erschlagen. An den Altären, im Tempel wurden die treuen Propheten in den alttestamentlichen Tagen getödtet; am Altare ward in der Zeit des Neuen Testamentes der hl. Thomas von Canterbury ermordet. Das Wort an Herodes: „Es ist dir nicht erlaubt", kostete Johannes den Täufer sein gottgeweihtes Haupt, und das gleiche Wort, welches der hl. Kilian in unserem deutschen Vaterlande an den Herzog Gospert zu Würzburg richtete, ließ die Buhlerin die Dolche der Meuchelmörder gegen ihn zücken. Unweit der Stätte des Martertodes des

---

[1] Luc. 23, 5. [2] Marc. 12, 17. [3] Matth. 26, 16.
[4] Joh. 11, 47. [5] Ebd. 8, 2.

hl. Kilian lebte einige Jahrhunderte später die hl. Elisabeth. In ihrem kurzen, friedseligen Leben hat sie kein Wort geredet, welches einen Menschen auf Gottes Erde gegen sie hätte aufbringen und erbittern können. Aber ihre Barmherzigkeit, der stille, liebenswürdige Glanz ihrer Gerechtigkeit reizte die Welt, die Stimme der Leidenschaft sprach das Urtheil und man verjagte den duldenden und schweigenden Engel der Liebe, als ob Elisabeth eine Verbrecherin wäre. „Sie, deren die Welt nicht werth war, sind umhergeirrt in Wüsten und Gebirgen, in Klüften und Höhlen der Erde“ [1], und wenn aus solchen Fernen und Einsamkeiten der Glanz der verborgenen Gerechtigkeit noch in die Welt drang, so war das der Welt noch zu viel. Wie viele wurden noch in der Stille der Einöden verfolgt und getödtet! Das ist die traurige Antwort der Welt auf die Gerechtigkeit der Heiligen.

Doch stille! Ueber all diesen traurigen, furchtbaren Erscheinungen geht still der große Gott. Er wendet die erschreckenden Bilder und zeigt dem staunenden Auge deren heitere, frohe Seite. „Selig,“ spricht er, „die Verfolgung leiden um der Gerechtigkeit willen.“

## II.

Gut ist der Pflug, wenn er mit dem scharfen Eisen das Erdreich aufreißt, gut die Hacke, wenn sie die Erde hart schlägt; denn so hört die Erde auf eine Wildniß zu sein und trägt reiche Blüthen und Früchte, anders nicht. Gut ist das Ruder, wenn es das Wasser schallend schlägt; denn so trägt der Fluß das Schiff zu seinem Ziele, anders nicht. Gut ist der Meißel, wenn er spitz und scharf mit dem Steinblock umgeht; denn so allein wird der grobe, ungeschlachte Block ein schöner Stein, anders nicht. Gut ist das Rebmesser, wenn es im Weinberge die zarte Rebe gewaltig schneidet, daß sie thränt und weint, und eine Zähre die andere schlägt; so gibt die Rebe ihre süße Frucht; erst nach dem Weinen kommt der Wein, anders nicht. Davon wissen das Rebmesser, der Meißel, die Hacke, der Pflug, die Werkzeuge alle nichts; sie schlagen nur zu in des Menschen Hand. Aber der Mensch, welcher sie führt, weiß es.

Nun richtet euern Blick etwas höher! Auch die Menschen selbst sind in ihrem Thun auf dieser Welt Werkzeuge einer höhern Hand, der Hand des allmächtigen Gottes. Wenn sie die Heiligen, die Gerechten Gottes geschmäht und alles Böse wider sie gesagt haben um des Herrn willen, wenn sie die Heiligen verfolgt und getödtet haben, so haben sie es wahrlich nicht gut gemeint; sie haben es böse gemeint, haben an ihrem Theile in den Freunden Gottes die ewige Gerechtigkeit gekränkt. Aber Gott hat es zum Guten gewendet. Was der Pflug für die Erde, der

---

[1] Hebr. 11, 38.

Meißel für den Stein, das Ruder für das Wasser, das Messer für die Rebe, die Presse für das Tuch, der Hobel für das Holz, das Feuer für das Gold: das sind die Leiden, die Verfolgungen für die Heiligen geworden; für das, was Gott thun wollte, sind sie die geeigneten Werkzeuge. Es ist nicht einerlei, welches Werkzeug man nimmt; man kann nicht jedes Werkzeug zu jeder Arbeit brauchen. Der Soldat kann nicht mit dem Meißel fechten und der Winzer nicht mit dem Schwerte die Reben beschneiden. Das Werkzeug muß zu der Arbeit passen, die man vollbringen will. Die Verfolgungen passen aufs treffendste zu dem, was Gott thun will. Das weiß Gott; darum hat seine Weisheit sie gewählt. Triumphirend über seine Werkzeuge geht er durch das festliche Evangelium; darum kann er sagen: „Selig sind, die Verfolgung leiden um der Gerechtigkeit willen“; „selig sind die Trauernden, die Weinenden, sie werden getröstet werden.“ Durch die Verfolgungen und Leiden wurden die Auserwählten gerecht gemacht und die Gerechten noch gerechter. Die ganze Kirche wurde von Zeit zu Zeit durch solche Leiden nicht zerstört, nein, gefestigt, von Schlacken gereinigt, im schönsten Sinne eine Gemeinschaft der Heiligen. Die Verfolger waren der Kehrbesen Gottes in der Kirche; haben sie ausgedient, so werden sie weggeworfen; Besen sind sie gewesen.

Die Trübsale lehren die Sünden erkennen, beweinen, demüthig, geduldig, keusch, reinen Herzens sein, die Unbilden verzeihen, die flüchtigen Ehren und Güter, den Tand der Welt verachten, auf Gott allein seine Hoffnung setzen. Durch die Verfolgungen sind mit Gottes Gnade die Menschen heilig geworden. Heilig sein ist aber das Höchste, was der Mensch erringen kann. Was nützt es ihm, da zu sein, wenn er ein vorwurfsvolles, unglückliches Dasein hat? Was nützt es ihm, ewig zu sein, wenn er eine unglückliche Ewigkeit hat? Werthvoller als das Leben an sich, als die Ewigkeit ist die Heiligkeit; denn sie verleiht erst ein Leben, eine selige Ewigkeit. „Selig, die Verfolgung leiden um der Gerechtigkeit willen; denn ihrer ist das Himmelreich.“ Siehe, über diese Trübsale legt der Heiland seinen ganzen Himmel hin mit seinem Glorienscheine: wie müssen sie verschwinden, vergehen! Daher achteten die Heiligen die Drangsale für nichts; vor der Kette, dem Schwerte, dem Pfeile, dem glühenden Roste erschraken sie nicht. Sie erachteten es vielmehr für lauter Freude, um Jesu Christi willen zu leiden; sie frohlockten und jubilirten in allen Qualen. So war es recht; so will es der Heiland. Er sagt ja im heutigen Evangelium zu den Verfolgten um seinetwillen: „Freuet euch und frohlocket; denn euer Lohn ist groß im Himmel.“[1] Der Himmel im Besitze — das ist die wahre Glückselig-

---

[1] Matth. 5, 12.

keit; und der Himmel in der Hoffnung — das ist schon eine Ahnung, Vorausnahme dieser Glückseligkeit. Daher preist der Herr im heutigen Evangelium diejenigen selig, welche sichere Hoffnung auf den Himmel haben. Nirgendwo aber und nirgendwie im Leben erfüllt Gott die Seelen seiner Heiligen dergestalt mit dem Vorgefühle der Seligkeit des Himmels wie in großen Leiden um der gerechten Sache, um der Sache Gottes willen. In der standhaften Ertragung der Leiden gab Gott den Heiligen die Gnade, zu frohlocken. Das habe ich erfahren, sagt vom Himmel herab der heilige Martyrer Tiburtius; denn ich bin über glühende Kohlen heiter und fröhlich, wie über Rosen, geschritten. Das habe ich erfahren, sagt der hl. Laurentius; denn auf meinem Roste konnte ich den Henkern noch scherzend sagen: „Wendet mich um, ich bin genug gebraten." Das habe ich erfahren, sagt die hl. Agnes; denn als dreizehnjähriges Kind bin ich zur Marterstätte mit freudigem Schritte geeilt, als ginge es in einen Saal zu Tanz und Spiel. Das habe ich erfahren, sagt der Bischof von Rochester, John Fisher; als Papst Paul III. vor dreihundert Jahren mir den Cardinalshut ins Gefängniß sandte, sagte König Heinrich VIII.: Der Papst hat ihm den Hut gesandt, ich aber werde sorgen, daß er den Kopf nicht behält, um den Hut drauf zu setzen; das hat mich nicht erschreckt; freudig bin ich zur Richtstätte gegangen und warf meinen Stock bei derselben mit den Worten hin: Was noch übrig ist vom Wege, dafür brauche ich keinen Stab.

Wir, Geliebte, wir denken zu wenig an den Himmel. Darum beschweren kleine Leiden uns unendlich mehr, als die größten Leiden die Heiligen drückten. Man nennt auf Erden gewisse Punkte schön, weil man von ihnen eine weite, große Aussicht hat. Der Standpunkt ist nicht schön; die Aussicht macht ihn schön. Tausende wandern auf die Gipfel der Schweizerberge und finden es entzückend, oben zu stehen, weil die Fernsicht so weit reicht. O, unser Leben hienieden ist an sich arm, öde und wird es immer mehr. Aber die Aussicht ist über alle Maßen schön und entzückend. Uns soll ja das Himmelreich gehören. Dazu sind wir geboren; darum leben, darum leiden wir. Heute feiern wir die großen und kleinen Heiligen: wir müssen einst auch zu den Gefeierten gehören. Amen.

# Kirchweihfest.

## Erste Predigt.

(1840.)

## Die Kirche eine Gnadenstätte.

„Siehe, die Hütte Gottes bei den Menschen: er wird bei ihnen wohnen, und sie werden sein Volk sein, und er, Gott selbst mit ihnen, wird ihr Gott sein.“
Offb. 21, 3.

Wo im Leben des Menschen wichtige Ereignisse eintrafen, ungewöhnliche Wohlthaten ihn erfreuten, wo er schöne Tage zugebracht und sein Lebensglück gefunden, wo überhaupt Begebenheiten, welche geeignet sind, den ganzen Menschen zu ergreifen, sich zugetragen haben, da bleiben selbst die Orte und Plätze, wo solches vorgegangen, dem Herzen des gefühlvollen Menschen theuer und haben für ihn immer etwas Ehrwürdiges, etwas ungemein Ergreifendes. Wer lange Jahre unter fremden Menschen gewohnt, wird, wenn die Wanderung ihn wieder zurückführt, schon aus der Ferne gewiß nicht ohne Rührung und innige Wehmuth nach der Höhe oder nach dem stillen Thale, in welchem seine Heimat liegt, nach dem Thurme und den Dächern des Dorfes oder der Stadt, an welche die Erinnerungen seiner Kindheit sich knüpfen, schauen. Den Greis rührt es in seinem hohen Alter noch zu Thränen, sein väterliches Haus oder die Schule, wo er seine Bildung genossen, wiederzusehen; es beginnt eine lange Reihe anziehender Vorstellungen; Bilder einer entschwundenen Zeit, welche bisher schon erbleicht waren, beginnen wie neuverjüngt und erfrischt wieder aufzuleben; es ist, als sammle sein Geist wieder all die alten Erinnerungen auf, welche er in diesem Hause, in dieser Umgebung zurückgelassen. Wer vor langen Jahren in schmerzvoller Krankheit an einer mehr oder minder berühmten Heilquelle Gesundheit und heitere Lebenslust wiedergefunden, wird, wenn seine Reise ihn vorüberführt, den Blick von dem Orte der Schmerzen und der Genesung kaum wegwenden können. So hat jeder Mensch merkwürdige Stätten, von heitern oder wehmüthigen Erinnerungen umweht; ihr Anblick weckt in ihm hundert Gedanken auf, und es ist ihm süß und wohlthuend, diesen Gedanken eine Zeitlang ungestört nachzuhangen.

An eine solche Stätte, höchst merkwürdig und bedeutungsreich für uns alle, mahnt uns auch das heutige Fest der Einweihung unserer Kirche. Wie viele heilige Erinnerungen aus dem Leben knüpfen sich für eine katholische Gemeinde an ihre Pfarrkirche! Und wir haben diese Stätte nicht in der Ferne zu suchen; wir versammeln uns so oft an ihr, die Glocke der Kirche ruft mit ehernem Munde vom Thurme herab in unser Ohr, ihre Thürme recken sich mahnend vor unserem Auge auf: und doch denken wir so selten recht ernst daran, wieviel Wichtiges hier für uns geschehen, an wie vieles diese Kirche uns erinnert und mahnt. Wenn wir nach jahrelanger Entfernung vom heimatlichen Boden endlich einmal unsere Kirche wiedersähen, ihr Anblick wäre uns sicherlich nicht gleichgiltig; er würde viele Erinnerungen aufwecken, uns wohl zu Thränen rühren: so aber weiß die Kirche uns nichts zu sagen. So ist's dem leichtsinnigen Menschenherzen eigen: was wir täglich sehen, ergreift uns nicht. Hundertmal gehen wir an der Kirche vorüber und fassen nicht einmal einen ernsten Gedanken. Die gleichgiltigsten Dinge von der Welt, etwa der neue Anstrich eines Bürgerhauses, ein neues Fenster, welches irgendwo eingesetzt worden, eine Truppe spielender Kinder ziehen wahrhaftig unsere Aufmerksamkeit mehr auf sich. Wir gehen an der Kirche vorüber, und es rührt uns nicht; wir treten hinein, es ergreift uns nicht. Und doch sollen die Kirchen so viele fromme Gedanken wecken, den Geist zu rührenden Betrachtungen führen; sie sollen uns ein unerschöpflicher Prediger sein. Heute, am Feste der Einweihung, gleichsam am Geburtsfeste, dem Neujahre unserer Kirchen, wollen wir uns ins Gedächtniß zurückrufen, an welche Gnaden und Wohlthaten die Kirche uns erinnert.

## I.

Wenn wir dessen gedenken wollen, was in dieser Kirche Bedeutungsvolles, Segensreiches uns widerfahren, dann müssen viele von euch, Vielgeliebte, von der Höhe ihres reifen Lebens an der Hand treuer Erinnerung in ihre Kinderzeit hinabsteigen, da sie noch unbekannt waren mit dem Ernste der Jahre und mit dem Leiden dieser Erde; ja, wo auch alle Erinnerung sie verläßt, sind sie noch nicht am Anfange der Gnade; sie müssen hinab bis an die Schwelle des Lebens. Mit der Erbsünde befleckt, in das Verhängniß der alten Schuld verflochten, waret ihr ins Leben eingezogen. Da hat Gott euch schon geliebt, den ihr nicht kanntet, und auch euch galt der Ruf des Herrn: „Lasset die Kinder zu mir kommen; denn ihrer ist das Himmelreich.“ [1] Während hier an dieser Stätte die katholische Kirche mit der einen Hand ihre hingeschiedenen Kinder segnet, umfaßt sie mit der andern die neugebornen Kinder und macht sie durch

[1] Marc. 10, 14.

die Taufe zu Kindern Gottes und Erben des Himmels. Hier ist die Stätte eurer Wiedergeburt, deren hohen Werth die Kirche mit dem Ausrufe preist: „Was nützte es uns, geboren zu werden, würde uns nicht das Glück zu theil, wiedergeboren zu werden"; Quid nasci profuisset, nisi renasci contigisset. Hier ist eure zweite Geburtsstätte. An dieser gottgeweihten Stätte war es, wo euch die Engel zujubelten, wo eure Namen ins Buch des Lebens eingeschrieben wurden. Indem durch die Taufe das Verdienst des Todesopfers, welches Jesus für die gesamte Menschheit dargebracht, euch geschenkt ward, wurdet ihr von der Sünde gereinigt; wie ihr durch die Geburt Kinder Adams und in seine Schuld verflochten waret, so werdet ihr an dieser ehrwürdigen Stätte eurer Wiedergeburt Kinder Jesu Christi, der wie ein zweiter Adam, ein zweiter heiliger Stammvater, im Menschengeschlechte dasteht; ihr wurdet des Segens der Erlösung theilhaftig. Ein kostbares Kleid, das weiße Kleid der Unschuld, ward euch hier geschenkt, das Kleid, an welchem der Angstschweiß und das Blut Jesu Christi hängt. Denn sehet: um das Kleid der Unschuld dem Menschen zu erwerben, hat der Herr Jesus das Kleid seiner himmlischen Glorie von sich gethan, ins Gewand der Menschheit demuthsvoll sich gekleidet, in Jerusalem das Spottkleid getragen, mit Schmerz und Schmach sich überhäufen lassen. Es erging an dieser Stätte an dich ein tiefernstes Wort, das dir gewiß Mark und Bein durchdringen kann: „Empfange das weiße Kleid und bringe es unversehrt vor den Richterstuhl unseres Herrn Jesu Christi, auf daß du das ewige Leben habest." Denn das Kleid der Unschuld, womit du hier bekleidet wurdest, sollst du nie mehr ablegen, bis es mit dem sonnenglänzenden Himmelsgewande vertauscht wird. „Bringe es unversehrt", das war ein großes Wort. Die Kirche kann es nicht ohne bange Besorgniß sprechen. Denn sie kennt unsere Schwäche und unsere Ohnmacht, kennt den Sieg der Sünde oft über die hoffnungsreichsten Herzen und die Schlingen der Verführung. Und dein Leben hat diese Besorgniß vielleicht nur zu sehr gerechtfertigt.

In großer Armut wurdest du zu dieser Stätte gebracht und hier mit unermeßlichen Gütern beschenkt. Könige besitzen nur die Erde; hier aber wurden dir die Güter des Himmels zugesprochen. Von der Erde heißt es: „Disteln und Dornen wird sie dir tragen"; „in der Welt werdet ihr Trübsal haben." Vom Himmel aber heißt es: „Gott wird abtrocknen jegliche Thränen von den Augen der Heiligen. Der Tod wird nicht mehr sein, noch Trauer, noch Klage, Beschwerde; denn das erste ist vergangen."[1] Siehe, das soll dein Antheil sein. Sichtbare Macht und Ehre ist wenig gegen die Hoheit und die Bestimmung des Christen. Eure Ehre ist an jenen

[1] Offb. 21, 4.

Thron geknüpft, der in Ewigkeit steht. Darum denke, was du an dieser Stätte geworden, wie du aus dem Zustande der Armut heraus gerettet, königlicher Ehre theilhaftig geworden bist.

Viele Jahre sind seitdem in hastiger Eile gleich dem Himmelsgewölke vorübergezogen. Eine ganze Welt des Guten und des Bösen lag vor dir verborgen. Die Kirche hat seit deiner frühen Kindheit die Wahrheiten des Reiches Gottes vor dir aufgeschlossen, dir den ganzen Reichthum der Liebe und Erbarmung Gottes, die Fallstricke des Bösen, die Krone des ewigen Lebens gezeigt und dir zugerufen: „Sei getreu bis in den Tod." Viele Jahre sind hingezogen, und diese Hallen ertönten stets von Worten der Wahrheit. Und wohin ist der reine Himmel deiner kindlichen Unschuld? wohin die Freude am Gebete, womit du als Kind an dieser Stätte erschienest? wohin das ruhige Gewissen, der stille Frieden der Seele? Wieviel galt dir damals die Liebe deiner Eltern und die Freundschaft Gottes! Wie erschrakest du damals noch vor jeder kleinen Sünde! Wie oft beteten an dieser Stätte deine Eltern mit heißem Flehen, daß Gott dich bewahren wolle vor jenen Sünden, an denen unsere Zeit krank danieder liegt. Und jetzt? Ach! wie es ist in einem unschuldigen, gottgefälligen Herzen, das weißt du vielleicht nur mehr aus der Erinnerung längst vergangener Tage; es kommen dir einige Lichtstrahlen der Erinnerung, wie aus fernem, zauberhaftem Lande. Wie es aber dem Bösewichte, dem frevelnden Sünder ums Herz ist, davon könntest du, wenn du aufrichtig sein wolltest, manch herbes Wort reden. Sorgenvolle Gedanken jagen durch die Seele, welche recht gut die Stelle eines Predigers vertreten können. Ach, so viele Tage des Lebens! — du kannst nicht ohne Furcht, ohne geheimes Entsetzen an sie denken. Wie ziehst du dich jetzt scheu und verlegen von manchem zurück, der in den unbefangenen Kinderjahren dein Freund war! Ach, einst geschmückt mit dem Ehrenkleide der Unschuld, fröhlich im guten Gewissen und in Gottes Freundschaft, fröhlich in der Hoffnung auf die ewigen Güter, stehst du jetzt da, des Kleides der Unschuld beraubt, ohne Hoffnung und Aussicht auf den Himmel, gleich einem unglücklichen Fürsten, der Reich und Krone verloren. Ach, besser wäre es, du wärest in den Jahren der Kindheit von hinnen geschieden! Wie ehrwürdig liegt die Leiche eines Kindes da! Es ist in den Hafen eingelaufen, ohne den Sturm erfahren zu haben; sanft und still, wie sein Leben war, unschuldig wie seine Seele, unbefleckt von der Welt liegt sein Leib da, wie die gebrochene Blume, an der noch kein giftiger Wind gehaucht, die noch kein Wurm angenagt hat. Rein in Gottes Hand zurückkehren — das will viel sagen.

Aber auch diejenigen, welche die erste Unschuld verloren haben und welche die Angst der Seele nicht ruhen läßt, erscheinen an dieser heiligen Stätte voll Reueschmerz. Es ist der Ort der Buße und Vergebung. Das

ist ein ehrwürdiger Ort, wo der Mensch, als Held sich zeigend, seinen Hochmuth besiegt und sich als Sünder zu den Füßen derer bekennt, zu welchen der Herr gesprochen: „Denen ihr die Sünden vergebet, denen sind sie vergeben, und denen ihr sie behaltet, denen sind sie behalten.“ [1] Worte, welche im Leben und Tode uns so tröstlich sind! Es liegt etwas Großes in dieser Ueberwindung. Es ist des Menschen Ehre, von seinen Sünden umzukehren und hier zu büßen. Diese Buße ist gleichsam eine Huldigung, welche der Sünder Gott und der gekränkten Menschheit darbringt. Wie oft hat hier der Unwissende einen Lehrer gefunden, der tief Gefallene einen verschwiegenen Freund voll der herzlichsten Theilnahme, der, selbst ein schwacher Mensch, Mitleid zu haben weiß mit dem Elende seiner Brüder, einen Freund, der die Schwachen stärkt, die Muthlosen ermuntert, die Verirrten milde zurechtweist! Wie oft löste sich hier die Gewissensangst, welche die ganze Welt nicht heben kann, in Freude, Wonne und überströmenden Dank auf! An dieser Stätte ruhen die Schlüssel des Himmels; hier wird die Pforte des Himmels wieder aufgeschlossen.

## II.

Wie groß muß die Liebe des Zöllners Zachäus zu Christus gewesen sein! Kaum daß das Gerücht, der Heiland werde durch die Stadt kommen, zu seinen Ohren dringt, verläßt er seinen Geldtisch und seine irdische Beschäftigung. Und da das Volk in dichten Scharen sich die Straßen entlang zusammendrängt und ihm bei seiner kleinen Statur den Anblick versperrt, besteigt er, nicht achtend, was die Leute dazu sagen werden, und seines Standes nicht eingedenk, einen Feigenbaum, der am Wege stand, um von dieser Höhe herab, ungestört von der zusammenfluthenden Menge, dem Herrn ins Antlitz schauen zu können, wenn er vorüberzöge. Aber vor solchen Seelen zieht der Heiland nicht flüchtig vorüber. Seine Allwissenheit sah die brennende Sehnsucht, welche das Herz des Zöllners bewegte. Nicht nur wird diese mit dem gewünschten Erfolge gekrönt; Jesus bleibt stehen, und was er Zachäus sagt, ist überaus freudenreich; in seinem Hause will er einkehren. Zwar ist Zachäus ein Zöllner, ein Ungerechter und Sünder; aber seine Seele will genesen, und es ist ihm ernst, selig zu werden. Und darin zeigt sich, daß der Heiland der wahre Arzt ist; er scheut die Häuser der Kranken und ihre ekeln Wunden nicht. O auserwähltes Haus! Auch du bist der glückseligen Stätten eine, welche der König des Alls gnädiglich heimgesucht. Bist du auch der Sünder Wohnung und von Kummer umnachtet, — siehe, der ewige Versöhner naht, und die Strahlen der Sonne der Gerechtigkeit selbst werden dich erleuchten.

---

[1] Joh. 20, 23.

Wo aber diese ihren Einzug feiert, da verschwindet jedes trübe Gewölk des Kummers, und es kehrt mit Christo Heil und Frieden ein. Dem Zachäus ist's ganz leicht.

Wen würde es nicht tief ergreifen, das Haus zu sehen, welches durch das heutige Evangelium und des Herrn eigenes Wort hoch gefeiert ist in allen christlichen Landen? Andächtige! Hier ist mehr als Zachäus Haus, das der Heiland nur vorübergehend begrüßte; hier wohnt er immerfort unter den sacramentalischen Gestalten. Seit jenem ewig denkwürdigen Tage, da Jesus nach des hl. Johannes Ausdruck die Seinigen „bis zum Ende" geliebt, sie geliebt, soweit die Liebe nur reichen kann, seinen Jüngern mit eigenen Händen sein heiliges Fleisch und Blut gereicht hat, wohnt er zu jeder Zeit geheimnißvoll unter den Menschenkindern. „Dies thut zu meinem Andenken", spricht der Herr am Abende vor seinem Tode[1]. Das ist das große Testament des sterbenden Heilandes. In diesen Worten hat er als in einem heiligen Vermächtnisse seiner Kirche seinen glorwürdigen Leib hinterlassen. Und so ist denn diese Kirche schon seit mehr denn tausend Jahren die Stätte des Triumphes der himmlischen Liebe, die wahrhafte Wohnung Gottes unter den Menschen, der Ort, wo der Himmel mit seinem Frieden sich zur Erde herabneigt, wo Jesus mit den heiligen Engeln ist[2]. Die hinfälligen Menschengeschlechter sind in unaufhörlichem Wechsel, in unbegreiflicher Geschwindigkeit vorübergeeilt; Throne und Hütten sind zur Erde gesunken, die Gestalt der Erde hat sich verändert; aber unverändert bleibt die Liebe des Heilandes an dieser ehrwürdigen Stätte. Diese Beständigkeit inmitten der allgemeinen Hinfälligkeit predigt uns wie mit erhabenem Munde dieses alte Gotteshaus. „Es sollen wohl Berge weichen und Hügel wanken, aber meine Gnade soll nicht von dir weichen, und der Bund meines Friedens soll nicht fallen."[3] Wie oft ist das unblutige Opfer hier gefeiert worden! Das Kreuz des Herrn hat sich zum Altare gestaltet. Wie oft haben wir im Anblicke des Lammes, das die Sünden der Welt hinwegnimmt, unsere Verschuldung vor Gott reuig bekannt und die Verdienste des Erlösers uns angeeignet! Auch dieser Ort steht in der unabsehbaren Reihe heiliger Stätten, an welchen des Propheten berühmter Ausspruch sich wunderbar erfüllt, daß vom Aufgange der Sonne bis zum Niedergange in allen Himmelsstrichen und Ländern das reine, gottgefällige Opfer gefeiert werde. Während Irrthum und Aberglaube auf der einen Seite falsche Opfer erfanden, auf der andern Seite alle äußerlichen Opfer abschafften, ist hier das wahre Opfer, die wahre An-

---

[1] Luc. 22, 19.

[2] Der Redner meint die St. Castor-Kirche zu Koblenz, in welcher die Predigt gehalten wurde.

[3] Js. 54, 10.

betung Gottes. Tag für Tag opfert der Heiland sich auf und wiederholt unzähligemal sein Todesopfer am Kreuze. Immerfort breitet er die Hände über uns aus, bereit, uns zu segnen. Ohne das heilige Opfer, ohne den Glauben an die geheimnißvolle Gegenwart Christi auf unsern Altären wären die katholischen Tempel die ganze Woche hindurch öde und verlassen, wären verschlossen wie andere. Was sollte man auch darin thun? Aber mit diesem Glauben wird alles lebendig; die frommen Christen eilen heran zur Quelle der überschwänglichen Gnade. Gott selbst ist da, der Himmel neigt sich hernieder, und Jesus Christus zieht seine Erlösten an sich. In tausend und tausend Tempeln vom Aufgange bis zum Niedergange wird alltäglich geopfert, und kein Tempel ist leer. Ohne Unterlaß erschallt in allen Sprachen Preis und Anbetung dem, der auf dem Throne sitzt, und dem Lamme, das uns erkauft hat.

Wie oft hat in diesem heiligen Tempel das Himmelsbrod uns genährt und gestärkt! Der Heiland hat uns nicht nur ernst und strenge gesagt: lernet von mir, präget meine Tugenden in euerem Wandel aus; nein, er gebietet nicht kalt, er zieht mit der Fülle seiner Gaben in unsere Herzen ein. Wie manche von euch haben innerhalb dieser geweihten Räume in heiliger Freude zum erstenmal das heilige Abendmahl genossen! Und hat der Heiland euch nicht noch immer erfreut, es euch hell gemacht in den Schicksalen eures Lebens? Auch aus dieser deiner Pfarrkirche wird der Herr, unter Brodsgestalten verhüllt, zu dir einziehen, wenn die Schmerzen der Krankheit und der nahe Tod dich erschrecken, wird dir die Speise der Unsterblichkeit geben. Wohl hat die Erde reiche Fluren und trägt Nahrung für alle ihre Geschöpfe. Aber das ist nicht die Nahrung der Unsterblichkeit; die sie genossen, sterben, die Erde sammelt alle wieder in ihrem Schoße. Hier aber ist das Himmelsbrod, von welchem die ewige Wahrheit selbst verkündigt: „Wer von diesem Brode isset, der wird leben in Ewigkeit.“ [1] An dieser Stätte haben so manche von euch den Bund der christlichen Ehe geschlossen, den großen Bund für christliches Leben und Streben. Wo ein so großes Versprechen gegeben worden, wo ein Schritt geschehen, der entscheidend für Zeit und Ewigkeit, — kann ein solcher Ort je wieder gleichgiltig werden? Wohl mochtet ihr von blühenden Hoffnungen umgeben zum Altare treten; das ernste Leben aber hat die blühenden Hoffnungen gebrochen, viele Wünsche und Bestrebungen vereitelt, viele Erwartungen getäuscht. Da galt das schwere Wort vom Kreuztragen, da hieß es täglich, stündlich sich selbst verläugnen. Daß du aber in ernsten Prüfungen treu geblieben, daß du noch im Unglücke glücklich warst, dazu hast du an dieser Stätte den Segen und die Gnade des Sacramentes empfangen, welche dich stärkte, dich über das Sinn-

---

[1] Joh. 6, 52.

liche erhob. Wer könnte nun an diesem gottgeweihten Hause vorübergehen ohne einen religiösen Gedanken, ohne Aufblick zu Gott, ohne sich ergriffen zu fühlen.

Was soll man also von dem wilden Geschrei sagen, welches zu gewissen Zeiten um diesen stillen Ort des Friedens und des Heiles gar widerlich sich hören läßt? Wer könnte an dieser Kirche vorübergehen, das Herz ganz und gar mit leichtfertigen, weltlichen Gedanken, lüsternen Begierden erfüllt? in Trunkenheit vorüberwanken? Was soll man von jenen sagen, welchen es hier nicht heimisch zu werden scheint, welche das ganze Jahr in den hintersten Ecken stehen und die Thüren belagern, aber nicht wie jener Zöllner des Evangeliums, der hinten stand und sprach: „Gott sei mir Sünder gnädig“? Was sollen wir sagen von denen, welche in dieser Kirche unehrerbietig so manches sich erlauben, was von dem Zwecke des Aufenthaltes in der Kirche sehr absticht? Was soll die Kirche thun? Warum haben wir in der Vergangenheit hier so viele Wohlthaten erhalten? Damit Gott sich in unserem Herzen eine Wohnung erbaue. Was nützen alle Kirchen und Kapellen, welche weitherum in der Landschaft unserer Heimat stehen, all die hohen, hehren Kirchen, welche unsere Väter mit kühner Seele gebaut, die Dome, ohne den lebendigen Dom, ohne daß unser Herz Gottes Tempel ist? Darum fleht die Kirche am heutigen Feste: „O Gott, der du aus lebendigen und erwählten Steinen deiner Majestät eine ewige Wohnung bereitest, verleihe, daß, was deine Kirche an äußerlichem Raume zunimmt, sie auch zunehme an Raum in unsern Herzen.“ Amen.

---

## Zweite Predigt.

(1841.)

## Die Gotteshäuser.

„Heute ist diesem Hause Heil widerfahren.“
Luc. 19, 9.

In alten Geschichten aus der einfachen, treuherzigen Vorzeit lesen wir vielfältig von liebevollen, volksfreundlichen Fürsten, wie sie ungekannt, in schlichter Kleidung, auf ihren Wanderzügen über die Schwelle einer armen Hütte traten, in der niedrigen Stube es sich freundlich gefallen ließen, mit den Bewohnern des ärmlichen Hauses herablassend sich unterhielten, ihnen eine Gnade anboten, ihre Herzensangelegenheiten und Wünsche belauschten und ihre kleinen, bescheidenen Bitten mit königlicher Großmuth

gewährten. Von da an stand die arme Wohnung hoch geehrt und ausgezeichnet da; eine Inschrift oder ein sinnbildliches Zeichen über dem Eingange verkündete oft auf lange Zeit hin die Ehre des hohen Besuches und die fürstliche Gnade; es war, als ob die enge Wohnung sich erhoben und ausgedehnt habe dadurch, daß sie einen solchen Gast empfangen. Das alles ist in der Geschichte nicht unerhört. Aber so hat noch nie ein durchziehender liebevoller König eine arme Erdenhütte beglückt und geadelt, mit Wohlwollen und Gnade überschüttet, mit Ehre und Heil gekrönt, wie es mit dem Hause des Zachäus derjenige gethan, der im heutigen Evangelium, von dichten Volksscharen umdrängt, durch die Stadt Jericho zieht, und der sich selbst später im Hause des Zachäus in einem Gleichnisse, welches er dort vortrug, einen König nennt. Wer könnte dieses Königs Hoheit und Glorie auch nur von ferne genügend aussprechen? Von den Tagen der Ewigkeit her datirt seine Thronbesteigung, seine Königswürde. Der Himmel ist sein Palast, die Erde seiner Füße Schemel; seine Dienerschaft sind die heiligen Engel allzumal. Freilich seine königlichen Ehren und einen Glorienglanz hat er gänzlich von sich abgethan, und während seine Königskrone in tausend Sternen am Firmamente flimmert und leuchtet, zieht er klein und niedrig unter dem Himmelszelte auf der engen, staubigen Straße einher, gesenkten Blickes, in demüthiger Fußwanderung, vor lauter Demuth unkenntlich, von Armut und Niedrigkeit entstellt, ein König in der Fremde. Aber all seine Liebe und Erbarmung hat er in die Fremde dieser Erde mitzunehmen nicht vergessen, und aus dem unerschöpflichen Schatze will er allen spenden, welche ihn in Liebe aufnehmen, Gnade um Gnade. Heute lenkt er seine Schritte zum Hause des Zachäus, jetzt betritt er seine Schwelle. Hebe deine Thore, Zachäus, laß die Riegel fallen; „hebet eure Thore, daß einziehe der König der Herrlichkeit.“ [1] Du heilgekrönte Stätte, glückseliges Haus des Zachäus, welches jetzt von jener Sonne der Gerechtigkeit erleuchtet wird, welche den ganzen Himmel mit ihren süßen Strahlen selig macht! Auch in diesem Hause hat bisher, wie in andern menschlichen Wohnungen, Trübsinn und Trauer, Kummer und Gewissensangst gewohnt; das Haus hat einen Sünder beherbergt, ungerechtes Gut bewahrt. Nun aber sind Gram und Trübsinn geschwunden; nicht irdische Gedanken und irdisches Verlangen schweifen durch die Räume, welche die Gegenwart des Herrn weiht und heiligt; umgestaltet ist das Haus des Zachäus: es ist ein wahres Gotteshaus, eine Kirche geworden. Denn als Büßer verdemüthigt sich Zachäus vor seinem Herrn und Erlöser, in Reue überströmend verspricht er, fremdes Gut zurückzugeben mit Zinsen und vollem Schadenersatz und mit einer Buße obendrein. „So ich jemand betrogen habe, gebe ich es

---

[1] Ps. 23, 7.

vierfach wieder." Er legt ein feierliches Gelübde ab: „Herr, die Hälfte meines Vermögens gebe ich den Armen." Da greift auch Christus, der König der Armen, in den Schatz der Barmherzigkeit und beschenkt den armen Zachäus mit dem großen, unaussprechlich kostbaren Almosen der Absolution von seinen Sünden und der Gnade. „Heute ist diesem Hause Heil widerfahren, weil auch er ein Sohn Abrahams ist. Denn der Menschensohn ist gekommen, zu suchen und selig zu machen, was verloren war."

Warum aber die Kirche gerade heute diesen Vorgang mit Zachäus im Geiste der Betrachtung uns schauen läßt, ist unschwer zu finden. Wer hätte sich nicht hineingesehnt in dieses ehrwürdige, mit Heil gekrönte Haus, als die Sonne der Gerechtigkeit es mit ihren süßen Strahlen erleuchtete? Nun denn, gerade das will ja das heutige Fest mit allem, was daraus folgt, unserem Geiste und Herzen nahe legen, daß schon längst in unserer Mitte Wohnungen stehen, welche nicht dem irdischen Haushalte und den Zwecken des zeitlichen Lebens dienen, in welche sinnliche Freude noch nie eingekehrt, der Lärm weltlicher Geschäfte und Hantirungen noch nicht eingedrungen ist, sondern welche von profanem Gebrauche feierlich abgesondert und durch bischöfliche Segnung dem Dienste Gottes und unserem ewigen Berufe geweiht sind, wo der Herr eingekehrt ist, den Angehörigen des Hauses das Heil zu bringen.

Es ist schon wieder einigermaßen abgenutzt und in Verruf gekommen, was man vor einigen Jahrzehnten noch so vielfach und mit so vielem Aufwande schimmernder Redensarten predigte: die Natur sei der schönste Tempel der Gottheit und ihre herrlichste Offenbarung; in die Natur möge man hinaustreten und die reiche Mannigfaltigkeit der Blumen und Blüthen ansehen, in die der Frühling die Erde kleidet, ansehen die Bäume, mit dem Segen der reifen Früchte belastet, und das wallende Gold der Erntefelder, solle hinaufschauen zu den Sternen, welche im nächtlich dunkeln Himmelsraume wallen: da fühle man recht Gottes Nähe, das begeistere zum Lobe und Preise des Allvaters; wie könne man mit der ewig frischen, ewig sich verjüngenden Pracht der Natur alle frostige, steinkalte Kunst unserer Kirchengebäude auch nur von ferne vergleichen! Was an diesem Gerede wahr ist, das ist sicherlich nicht neu. Schon vor mehr als zweitausend Jahren sang David die Größe Gottes in der Natur mit begeisterten Liedern, welche an Schönheit jenem Gerede gewiß nichts nachgeben. „Die Himmel erzählen die Herrlichkeit Gottes, und seiner Hände Werk verkündigt das Firmament."[1] „O mein Gott! wie herrlich ist dein Name auf der weiten Erde, dein

[1] Ps. 8, 2.

Ruhm schallt weiter, als der Himmel reicht."[1] Und ein ganzes Kapitel hindurch schildert der Sohn Sirachs Gottes Größe in der sichtbaren Schöpfung. „Das Firmament in der Höhe ist eine Zierde von ihm; die Gestalt des Himmels, wie herrlich zu schauen! Viel Verborgenes ist noch größer als dies, denn wir sehen nur wenige seiner Werke."[2] Es ist die Lehre der Apostel und Kirchenväter, daß die Creatur ihrem Schöpfer Zeugniß gibt, und das Unsichtbare an Gott in den erschaffenen Dingen erkennbar sei. Doch wie sehr man auch Gottes Größe und Menschenfreundlichkeit, wie sie sich in den Werken der Natur ausspricht, anerkannte und der Empfindung, zu welcher die reine, geistvolle Betrachtung erhebt und begeistert, Gerechtigkeit widerfahren ließ, immer war man weit entfernt von jener berüchtigten Folgerung, welche gegen die Achtung und Ehrfurcht vor unsern Kirchenräumen so sehr anführt. Streng gebietend lautet das apostolische Wort: „Verlasset nicht eure Versammlung."[3] Wer hat sich noch nicht mit Liebe das Bild von jenem ersten, so engen und beschränkten Kirchengebäude, jenem Saale zu Jerusalem entworfen, welcher die kleine, dürftige Christengemeinde umschloß? Spärlich nur liefern die Apostelgeschichte und die Briefe der Apostel die Züge zu jenem Bilde; dennoch, wie rührend steht es vor uns, wie ehrwürdig! Und ob auch der Druck der Verfolgung in den ersten Jahrhunderten schwer auf der Kirche lastete; ob auch selbst in den ärmlichen, unscheinbaren Wohnungen der Gottesdienst nicht sicher genug war, sondern oft in unterirdische Grüfte sich flüchten mußte, wo unheimliche Finsterniß und Modergeruch herrschte; ob auch in jenen drangsalvollen Zeiten das Schwert drohend über dem Leben derer gezückt war, welche sich durch den Besuch der Versammlungen als Christen verriethen: so zogen dennoch die Christen an allen Tagen des Herrn dahin, standen voll Andacht um den Seelenhirten geschart, welcher dem Herrn das heilbringende Opfer brachte und in apostolischer Einfalt Gottes Wort verkündigte. Alle kamen, Jünglinge, Männer, Greise, Jungfrauen und Mütter: keiner fehlte, als wer durch Krankheit ans Lager gefesselt war oder im Kerker seufzte, sich nach dem Glücke sehnend, bei der heiligen Versammlung zu sein. Und hier, an den schauerlichen Stätten, wo alles so ärmlich, so überaus dürftig war, wo matter Kerzenschein das Dunkel erhellte, wohlriechender Weihrauchduft den pestartigen Geruch vertreiben mußte, wo alle heiligen Geräthschaften viel zu elend waren, um auch nur entfernt der Hoheit ihrer Bestimmung zu entsprechen: wie empfand es da das fromme Gemüth so schmerzlich, daß es das, was es mit ganzer Kraft und Innigkeit ergriff, was in allem Drange des leidensvollen Lebens die Herzen tröstete und erheiterte und so unbezwinglich stark machte, nicht

---

[1] Ps. 18, 2. [2] Eccli. 43, 1. [3] Hebr. 10, 25.

auch äußerlich ans Licht bringen konnte, in die Pracht und Herrlichkeit der Kirchengebäude, in jubelnder Freude und Feierlichkeit! Es war den Herzen unnatürlicher Zwang angethan. Darum war, als unter Kaiser Konstantin dem Großen der christliche Glaube frei und ungehindert ans Tageslicht treten konnte, ja sogar auf dem Kaiserthrone sich niederließ, auch kein Opfer zu schwer, keine Anstrengung zu groß, würdige Gotteshäuser zu bauen. Was schon mitten in den blutigen Verfolgungstagen Tertullian den Heiden kühn ins Angesicht gesagt: „Wir füllen ja eure Tempel und sind erst von gestern her", das zeigte sich jetzt vor Augen. Denn aller Orten stiegen christliche Kirchen auf festen Mauern, auf hochstrebenden Säulen freudig in die Höhe, Werke gottgeweihter Kunst und ruhmwürdigen Fleißes. Man sieht, wie sich bei Eusebius, dem Kirchengeschichtschreiber damaliger Zeit, das Herz bewegt; man sieht, sozusagen, wie ihm die Freude vom Angesichte glänzt, wenn er in seinen Schriften redselig erzählen kann, wie die Freude aller Herzen entzückte, als man die heiligen Gebäude eilig sich erheben sah, wie feierlich die neuen Kirchen besonders in den Städten eingeweiht wurden, wie ehrfurchtgebietend die Ceremonien dabei waren, wie die Bischöfe zusammenkamen, viele von ihnen noch ehrwürdige Glaubenshelden, verherrlicht durch die Wundmale aus der letzten Verfolgung, wie das Volk aus der Nähe und Ferne in langen, freudigen Zügen zum frohen Kirchweihfeste wallte.

Woher diese ausgezeichnete Ehrfurcht der Christen vor dem Hause ihrer religiösen Versammlung? Woher die Sehnsucht danach? Bei dieser Frage angelangt, mögen wir auf eine ebenso lehrreiche als fest verbürgte Geschichte aus christlicher Vorzeit horchen. Mit glühendem Durste nach Wahrheit hatte noch als Heide der später so unerschrockene Vertheidiger des christlichen Glaubens, Justinus, zugenannt der Martyrer, über die wichtigsten Fragen der Menschheit der Reihe nach bei allen heidnischen Weisheitsschulen herumgefragt, welche zu jener Zeit als Inhaberinnen der Wahrheit in der Welt sich geltend machten. Endlich, im Glauben, der Wahrheit auf der Spur zu sein, und unverwandt seinen tiefen Gedanken nachhängend, begab er sich ferne vom störenden Lärm der Stadt auf ein stilles Landgut in der Nähe des Meeres. Auf einsamem Pfade dem Meeresstrande entlang, wo nur das Rauschen der Fluthen die tiefe Stille unterbrach, ging er eines Tages auf und ab, in seine Gedanken vertieft. Da bemerkte er plötzlich, daß ihm jemand in einsamem Gange auf dem Fuße folgte, ein Greis, auf dessen Antlitz hehre Ehrwürdigkeit und liebefreundliche Heiterkeit gepaart erschien. „Kennst du mich?" frug der Greis freundlich, und da Justin es verneinte, sprach er: „Ich bin bekümmmert, weil einige von den Meinigen sich verloren haben; ich bin hierhergekommen, um zu sehen, ob ich sie nicht finde. Du aber, was denkst du hier?" Nachdem Justin ihm geantwortet, sprach der Greis in inhaltschweren Worten: „Niemanden

wird die Pforte des Lichtes und der Wahrheit eröffnet, als nur dem, welcher mit Gebet und Flehen ringt, welchem Gott und Christus das Verständniß geben." Und sich in weiterer Rede verbreitend, ließ er den Justin vernehmen, daß, solle der Mensch zum Lichte der Wahrheit und zum seligen Leben gelangen, alles auf die Erkenntniß der Lehre Christi, auf Gebet und auf die vom Heilande uns verdiente Gnade Gottes ankomme. Viele glauben nun, daß der Herr Jesus es selbst gewesen, der unter der demüthigen Gestalt jenes freundlichen, ehrwürdigen Greises als guter Hirte den verirrten heidnischen Weisheitsjünger auf den Weg der Wahrheit und des Lebens wies. Dem sei nun, wie ihm wolle, da Justin, der diese Geschichte seines Lebens selbst erzählt, uns hierüber nicht bescheidet; aber wer sieht nicht, daß in jener Belehrung des Greises die Antwort auf jene Frage enthalten ist: woher die große Ehrfurcht der Christen gegen ihre kirchlichen Gebäude? woher die Sehnsucht danach? Alles das, was der Greis hier so weise und wahr anführt, was uns aus der Finsterniß zum klaren Sonnenlichte der Wahrheit hinaufführt, aus der baufälligen Hütte der Erde in die festen, unvergänglichen Wohnungen des seligen Gottesreiches, wird uns gespendet und von uns vollzogen innerhalb dieser geweihten, dem Dienste Gottes und unserem himmlischen Berufe gewidmeten Räume. Hier ist die Lehre der Wahrheit, die Erkenntniß der Lehre Christi, hier das Gebet, die Gnade des Heilandes.

Hundertfältig erheben sich auf allen Seiten Lehrer der Weisheit, welche sich rühmen, die Wahrheit gefunden zu haben, schon darin allein sich in der Blöße ihrer Unwissenheit darstellend, da sie nicht wissen, daß die Wahrheit schon längst gefunden, daß sie sehr alt und von Gott geoffenbart sei. „Dies allein weiß ich," — so bekennt Salomon — „daß Gott den Menschen gerade erschaffen; er selbst aber hat sich in unendliche Fragen verwickelt."[1] Denn seit die Schlange den Menschen durch ihre Lügen und Krümmungen von der Geradheit und Wahrheit abgelockt hat, sind aus dem Dunkel des verfinsterten Geistes, aus der Tiefe des verdorbenen Menschenherzens endlose Zweifel und Räthsel aufgetaucht, unendliche Zersplitterung seines innern Lebens und Wissens, tausendfache Lügen, vielgestaltiger Unglaube und Irrglaube. Zwar gibt es auch außerhalb der Kirche noch immer eine Klasse von Menschen, welche sich in den unendlichen Fragen, von welchen Salomon spricht, nicht verwickelten. Es ist dies aber nur jene Sippschaft leichtfertiger Brüder, welche, ohne sich auch nur die Mühe gegeben zu haben, über das Sichtbare hinaus nach dem Unsichtbaren zu schauen und auf den Standpunkt des Fragens sich zu erheben, das menschliche Leben ohne weiteres für nichts mehr als für eine irdische Flamme ansehen, welche

[1] Pred. 7, 30.

man nur fleißig nähren und recht hell und lustig brennen lassen müsse; die sich mit großem Lärm zu dem Grundsatze bekennen: „Lasset uns essen, lasset uns trinken; denn morgen werden wir sterben", und welche, wenn wirklich einer aus ihren Genossen, aus ihrer Jünger- oder Meisterschaft gestorben ist, ihm kein anderes Lied in die fürchterliche Gruft, worein die Trümmer seiner irdischen Hütte sinken, nachzubeten verstehen, als: „Er war doch heiter und fröhlich und hat das Leben genossen; schade nur, er hat etwas zu schnell gelebt." Doch wie wenig preiswürdig ihr Zustand sei, das bezeugt schon jener glänzende, in den Fluthen der Ueppigkeit fast untergegangene König der alten Zeit. „O Eitelkeit der Eitelkeiten, alles ist eitel!"

Alle Menschen aber, welche aus dem Leben Ernst machen, haben, sich selbst überlassen und ohne die Leitung und das Licht der Kirche Gottes, die unendlichen Fragen aufgeworfen und darin sich verwickelt, in den Antworten sich widersprochen, forschend wieder auf neue Antworten gesonnen und sind nie den Verwicklungen entkommen; keiner hat noch mit all seinem Fragen, Forschen und Suchen den Weg zum Himmel gefunden. Darum hat Gott den Weg zu uns gesucht, darum ist der Menschensohn, der im Himmel ist, vom Himmel herabgestiegen und hat die Wahrheit vom Himmel gebracht. So gelangt der Mensch einfach und zwanglos in der Kirche Gottes zum Lichte der Wahrheit auf dem Wege des Glaubens. Der Glaube ist dem Menschen eigenthümlich. Denn als ein geistig-leibliches und somit durch den Geist über die sichtbare Natur erhabenes und dem unsichtbaren Reiche angehöriges Wesen muß er hinsehen auf das, was des Geistes ist, muß, wie der Apostel es ausdrückt, nicht auf das sehen, was sichtbar ist, sondern das Unsichtbare betrachten; andererseits aber, da der menschliche Geist durch den Leib eingehüllt ist, der mit seinem sinnlichen Auge und Ohre und mit all seinen sinnlichen Organen nichts wahrnehmen, nichts vernehmen kann in den Räumen der Ewigkeit, so kann der Mensch das Unsichtbare, Ewige nicht schauen. Daher des Apostels Wort: „Wir wandeln noch im Glauben und nicht in der Anschauung." [1] So bedingt denn der Glaube alle wahrhafte Würde und Tugend des Menschen. Wie aber der Mensch zu diesem Glauben gelange, auf dessen Grundlage seine Würde sich erhebt, der sein ganzes sittliches Leben gestalten und beseelen muß, der alles Heil vermittelt und ohne den es unmöglich ist, Gott zu gefallen, das bezeichnet wiederum klar jener große Eroberer im Reiche des Glaubens, jener Apostel, der mit so segensreichem Erfolge in zwei Welttheilen den Glauben weithin verbreitete. „Wie werden sie an den **glauben**, von dem sie nicht gehört haben? Wie werden sie aber hören, wenn er nicht gepredigt

---

[1] 2 Kor. 5, 7.

wird? Wie können sie aber predigen, wenn sie nicht gesandt sind?"[1]

Es sind aber gesandt diejenigen, welche in rechtmäßiger und ununterbrochen fortlaufender Abfolge in der katholischen Kirche als Nachfolger der Apostel dastehen. Im Geiste der Kirche redend, wird ihre Rede, wie unscheinbar und schmucklos sie auch auftreten mag, mit allem Rechte Wort Gottes genannt. So wird uns der wahre Glaube vermittelt, so ertönt immerfort in unsern Kirchen die Lehre der Wahrheit. Mögen die Ansichten und Meinungen der Menschen vielgestaltig und vielveränderlich im Strome der Zeit auftauchen und wieder versinken, mag die ganze Gestalt der Erde sich verändern: ohne Wanken und unwandelbar wird hier die apostolische Lehre vernommen, werden die unendlich hochwichtigen Fragen gelöst, in welchen der denkende Menschengeist sich verwickelt, irregehend in seiner Schwäche und Verfinsterung und vielfach bestochen durch die unredliche Neigung des Herzens. Seit dieses ehrwürdige Gotteshaus[2], welches bereits sein tausendjähriges Jubiläum erlebt hat, zum Dienste Gottes eingeweiht worden, was hat sich im langen Ablaufe dieser Zeit nicht alles verändert: Kleidung und Gesittung, Sprache, Handel und Verkehr, Wissenschaft und Kunst! Ja das Innere unserer Kirche selbst ist ein sprechender Zeuge der Vergänglichkeit. Da schläft im Frieden eine Königstochter, die Enkelin eines Mannes, der mit gewaltigem Arme herrschte vom hohen Norden bis zum Ebro, welcher in Spanien fließt, hochgefeiert durch die Großthaten seiner Waffen und die Trefflichkeit seiner Regierung. Die Fürsten Asiens brachten ihm ihre Huldigung dar. Aber was ist aus der Familie geworden? Und die vielen Denkmale, welche den Fußboden der Kirche bedecken oder von der Seite uns anschauen, die Hülle einst hochangesehener Männer bergend, wie eindringlich rufen sie uns zu: Menschenkinder, so vergeht die Herrlichkeit der Welt! Aber mitten im trüben, wirren Laufe der Zeit, unter all den vielfarbigen Ansichten und Meinungen, welche sich neben- und nacheinander mit Zudringlichkeit geltend machten, unter dem Lärm der mannigfachen Irrthümer ist die Wahrheit hier geblieben, und wie sie vor tausend Jahren verkündigt wurde, so noch heute. Ehrwürdige, heilgekrönte Stätte, wo gegenüber allem Trug und Jammer der irdischen Vergänglichkeit die eine unwandelbare Wahrheit heilig gehalten und verkündigt wird! Wie ist's, seitdem die Abtrünnigen in die Kirchengebäude gedrungen? Einstmals, in noch nicht gar lang entschwundener Zeit, so erzählen uns die Geschichtsbücher unserer Vorfahren, als die Lehre der sogen. Reformation um sich wucherte, stachen den Anhängern der neuen Lehre, als sie die bisheran katholischen Kirchen in Besitz nahmen, die Kreuze in die Augen, welche ihre frommen,

[1] Röm. 10, 14—15. [2] Gemeint ist die St. Castor-Kirche zu Koblenz.

katholisch gesinnten Voreltern oben auf den Spitzen der Thürme in schwindelnder Höhe aufgerichtet hatten. In größern Städten ließen sie sich die Mühe nicht verdrießen, an dem jähen Bau hinaufzuklimmen zu dem heilbringenden Zeichen, es aus seinem Gefüge herauszureißen und statt seiner eine Wetterfahne in den Lüften wehen zu lassen. Erst dreihundert Jahre sind vergangen, und wer lobt nicht die alten Irrgläubigen, daß sie wohlgethan haben? Denn zur Zeit ist auch auf ihren Kanzeln die Wetterfahne sichtbar, wie sie hin und her flattert, und man sieht recht gut, woher der Wind weht.

Wenn der Apostel fragt: „Wie sollen die Menschen Gott anrufen, an den sie nicht glauben?“[1] so will er damit die Lehre geben, daß die Anrufung Gottes und überhaupt alles wahre, gottgefällige Gebet auf dem Grunde des Glaubens sich erhebe. Und liegt es darum schon ohnehin nahe, all sein Glauben und Vertrauen, all sein Denken, Fürchten, Hoffen und Lieben auch im Gebete an dem heiligen Orte auszusprechen, wo der Glaube immer neu verkündigt und befestigt, die Seele mit der Himmelsnahrung des göttlichen Wortes ohne Unterlaß genährt wird, so gibt auch eben das Gemeinsame des Gebetes unserer Andacht Kraft und Nachhalt, höhern Schwung. Trefflich verweist der heilige Kirchenvater Cyprian auf das Beispiel der drei Jünglinge im Gluthofen, welche einstimmig, wie aus einem Munde Gottes Lob ertönen ließen. Ihnen vergleichbar sind die Menschen in der Feuerprobe des irdischen Lebens; mag es nun sein, daß bei scheinbarem Frieden und Freisein von Sünde und Versuchung das Feuer still unter gleisnerischer Asche glüht, oder daß die helle Gluth der Leidenschaften und Versuchungen sie umringt, — sie sind in einem gefährlichen Feuer. Das gemeinsame Aufringen und Aufflehen — sagt Cyprian — ist ihre Hilfe. Denn unwandelbar steht des Herrn Wort, daß, wo mehrere in seinem Namen sich versammeln, er in ihrer Mitte sei. Dies ist er innerhalb unserer geweihten Kirchenräume nicht nur mit seiner Gottheit, sondern auch mit seiner verklärten Menschheit, über die Versammelten segnend seine Hände erhebend. Da schwebt tagtäglich vor unsern Augen jenes Opfer aller Opfer, jenes Opfer des ewigen Hohenpriesters und unbefleckten Lammes, welches, am Altare des Kreuzes, wo der lebendigmachende Leib blutete und starb, dargebracht, in nachbildlicher, unblutiger Weise auf unsern Altären sich wiederholt; das hochheilige Opfer, mit welchem wir das Opfer unseres Gebetes und Lebens vereinigen; das Opfer, aus welchem allein alles Verdienst und alle Kraft uns zufließt. Denn was in den Händen Jesu durch sein allgebietendes, schöpferisches Wort geschah, das geschieht durch eben dieses Wort in den Händen der rechtmäßigen Priester. So sind unsere Kirchen

---

[1] Röm. 10, 14.

in ganz ausgezeichnetem, eigenthümlichem Sinne Gotteshäuser, und wir sehen mit Jubel und Ehrfurcht, mit Vertrauen und Demuth im allerheiligsten Sacramente den Glanz und die Zierde, den Mittelpunkt des Gottesdienstes, das allerhöchste Gut. Es ergreift der Anblick einer ganzen Gemeinde, welche auf die Kniee hingesunken in tiefster Stille den gegenwärtigen Herrn anbetet oder freudig auffjubelnd den hoch erhebt, welcher hier in göttlicher Kraft als Hoherpriester und Erlöser der Menschheit steht, zugleich aber in wunderbarer Vereinigung selbst das Opfer, der Erlösungspreis ist. Wie ergreifend und erhebend, wenn an heiliger Stätte der Gläubige, den hochheiligen Leib, der für alle gebrochen, den Herrn, der uns liebte, da wir seine Feinde waren, schauend, alles Haders und aller Entzweiung der irdischen Verhältnisse vergessend, auch der Feinde mit Liebe gedenkt, ja wenn er selbst über den großen Gegensatz der sichtbaren und unsichtbaren Welt sich frei erhebt, im festen Glauben, daß alle Menschenseelen, ob schon in Gottes seliger Anschauung von allen Mühen ausruhend, oder ob noch in Leid und Streit begriffen, eine Kirche Christi bilden, miteinander durch das Band der Liebe verschlungen, nach den Heiligen hinaufblickt, sie um ihre Fürbitte anflehend, aber auch zu den Seelen hinabblickt, welche im Feuer der Läuterung mit sehnendem Verlangen nach Gottes Anschauung seufzen! Wie theuer muß uns doch die Kirche sein! Wenn schon längst diese meine irdische Hütte abgebrochen ist und kein Mensch den Platz mehr weiß, wo sie gestanden, wenn auch alle, welche mit und neben mir durch das Leben wanderten, schon längst den Pilgerstab niedergelegt haben, auch dann hat die Kirche uns noch im Andenken. Die treue Mutter vergißt ihre verstorbenen Kinder nicht, und zärtlich besorgt für ihr Los im Lande der Ewigkeit, fleht sie für uns an heiliger Stätte mit Gebet und Opfer.

Und wie bei all dem vielgestaltigen Wechsel auf Erden das alte Elend, die alte Sünde und Hilflosigkeit des Menschen doch immer dieselbe bleibt, immer die heißen Stunden der Prüfung und Versuchung sich wiederholen, immer das Leben zwischen Heil und Verderben so gefährlich schwankt, so bleibt aber auch all der Noth und Gefahr gegenüber Gottes Barmherzigkeit und Gnade. Damit in einem durch erbsündliche und thatsächliche Schuld so tief befleckten Geschlechte dennoch reine und heilige Seelen erscheinen, damit auf dem starren Felsengrunde dieses Lebens, in der Gluthhitze der Versuchungen, unter den stechenden Dornen irdischer Sorgen und Mühen dennoch eine herrliche, gottgeweihte Menschheit erblühe, dazu fließt in unsern Kirchen jener Quell lebendigen Wassers, welches der Herr zu geben verheißen hat, dazu fluthet, rinnt und springt in den heiligen Sacramenten der Quell der göttlichen Gnade, abwaschend die Flecken der Sünden, stärkend und heiligend die matten, schwachen Pilger in den verschiedenen Zeiten und Epochen der Lebensreise, rinnt ohne Unterlaß,

unversieglich, den natürlichen Quellen vergleichbar, welche weithin die Fluren tränken und doch nie des Wassers entbehren. Ja, Herr, da wir ohne dich die Wahrheit nicht ergründen und nichts Heilsames thun können, darum hast du deine Wohnung unter uns genommen, wo unwandelbar und unverkürzt deine Wahrheit gepredigt wird, wo wir Barmherzigkeit und Gnade finden alle Tage unseres Lebens. Amen.

---

# Fest der hl. Elisabeth.

---

## Erste Anrede an die Mitglieder des Elisabethen-Vereins [1].

(1865.)

### Das Bildniß der hl. Elisabeth im Fenster und das lebende Bild des Elisabethen-Vereins.

„Jeder Künstler und Baumeister richtet seinen Sinn auf die Aehnlichkeit des Gebildes und führt das Werk durch seinen Fleiß aus.“ Eccli. 38, 28.

Von all den verschiedenen Zeichen der Erinnerung an entfernte Personen wirkt keines auf uns so stark und lebhaft wie das Bildniß. Daher ist unsere heilige Kirche den Darstellungen in Bildern befreundet und schmückt mit den Gestalten der Heiligen, den Bildnissen der von der Erde erhöhten und verklärten Freunde Gottes die geweihten Räume der Tempel. Und ehe noch ein christlicher Künstler den Pinsel in die Farben tauchte, die heiligen Bilder zu malen, die steinernen Tempel mit Bildwerk zu schmücken, ja ehe es noch solche steinerne Kirchen gab, im Anfange der heiligen Kirche, zur Zeit, da die Apostel noch hienieden lebten, hat Gott selbst schon ein heiliges Bild verherrlicht, und zwar noch das geringste Bild, das es geben kann. Wir lesen in der Apostelgeschichte von Wundern des hl. Petrus; da heißt es: „Sie trugen die Kranken auf die Straßen und setzten sie auf Betten und Tragbahren, damit, wenn Petrus des Weges käme, wenigstens sein Schattenbild einen jeden von ihnen überschattete und sie von ihren

[1] Der hochselige Verfasser war eine Reihe von Jahren Präses des Trierer Elisabethen-Vereins.

Krankheiten befreit würden.“[1] Also ohne Berührung, ohne Wort erfolgten hier die wunderbaren Genesungen, und ein bloßes Abbild, das Schattenbild des hl. Petrus, hatte solche Wirkung. Das Schattenbild fällt still auf die Betten, auf die Tragbahren, streift schweigend über das Klagen, Jammern und Stöhnen hin und hat so große Macht. Kann es ein geringeres Bild eines Menschen geben als das Schattenbild? Das malt sozusagen die Natur jedem Menschen unentgeltlich, ganz umsonst; auch der ärmste Mensch ist schon oft so abgemalt worden. Es ist so flüchtig; es wandelt über die Straße, streicht und huscht über die Wand eilig hin, wird größer, dann kleiner, zerfließt, zerrinnt in einem Augenblicke, ist immer von dem Gegenstande abhängig, ist immer nur Begleiter und existirt niemals für sich. Es ist das erste Bildniß, welches vom Menschen gezeichnet wird. Man erzählt, daß in urältesten Zeiten, in der Kindheit des Menschengeschlechtes, die Malerkunst damit angefangen habe, daß man den Schattenriß des Menschen im Sande oder an der Wand mit dem Finger verfolgt und nachgezeichnet habe. Sehet, dieses erste und ursprüngliche Bildniß, das geringste und unvollkommenste, hat Gott ausgezeichnet und mit Wundern verherrlicht, als die heilige Kirche auf Erden entstand. Das war der kleine Anfang, sozusagen die göttliche Einführung der Bildnisse ins neutestamentliche Gottesreich. Welche Fortschritte sind seitdem gemacht worden! Welch ein Fortschritt von den dunkeln, todten Schattenbildern zu den lebhaften, flammenden Lichtbildern hier in diesen Fensternischen um den Altar her![2]

Nun, im Herrn geliebte Vereinsgenossinnen, nicht als dunkles, schwächlich zerrinnendes Schattenbild, sondern als helles Lichtbild mit lebenswarmen, glühenden Farben steht und prangt hier vor euern Augen im Fenster die hl. Elisabeth, leuchtet durch die Fensteröffnung, als erscheine sie uns aus einer höhern Lichtwelt, und glänzt grüßend in unsere Versammlung hinein. Die gottgeweihten Bewohnerinnen dieses Hauses haben das durchscheinende, durchstrahlende Licht, den Glanz der Sonne selbst zu Hilfe genommen, von der Sonne selbst die Strahlen geliehen, um die Heiligen zu verherrlichen, welche hier im schimmernden Halbkreise des Chores prangen, Maria in der Mitte thronend. Des freuen sich die Heiligen. Gott will, daß seine Heiligen, welche ihn geehrt haben, auch auf Erden geehrt, und seine Gnade in den Heiligen gepriesen werde; und weil Gott das will, so wollen es auch die Heiligen und freuen sich darum hier des erfüllten Willens Gottes, freuen sich des Preises der göttlichen Gnade und ihrer Ehre. Wie sehr ist es nun billig und recht, daß unter diesen Geehrten

---

[1] Apg. 5, 15.

[2] Der Redner meint die gemalten Fenster in der Kirche der Schwestern vom hl. Karl Borromäus zu Trier, in welcher der Elisabethen-Verein alljährlich sein Stiftungsfest am 19. November feiert.

in leuchtender Reihe auch die hl. Elisabeth von Thüringen steht; daß sie Ehre empfängt, die so liebevoll, so milde, so unerschöpflich barmherzig, und doch so arm, so unscheinbar, so verachtet, verspottet, verfolgt war; daß sie, welche von der Gunst der Menschen so ausgeschlossen und verstoßen war, in den leuchtenden Chor aufgenommen ist!

Aber ich sehe heute auch noch ein anderes Bild der hl. Elisabeth, ein lebendes Bild. Auch der Elisabethen-Verein, geliebte Vereinsgenossinnen, will ein Bild der hl. Elisabeth aufstellen, ja er selbst will ein Bild derselben sein, ein lebendes Bild, ein geistiges Bild, ein Abbild in seiner Gesinnung und seinem Wirken. Er trägt von der hl. Elisabeth seinen Namen, weil die hl. Elisabeth sein Vorbild ist, das Original, welches ihm vor Augen schwebt, das er sich ins Herz prägt, das er nachahmen, nachbilden will. Ein berühmter Weiser des Alterthums, der arm, ungerecht verfolgt im Kerker starb und den Seinigen nichts von irdischer Habe hinterlassen konnte, tröstete sie, die weinend um ihn standen, mit den Worten: „Ich vermache euch das Bild meines Lebens." Heute ist der Todestag der hl. Elisabeth, und sie spricht heute auch: „Ich vermache euch das Bild meines Lebens." Betrachtet, wie demüthig, wie gütig, wie milde, wie barmherzig ich gewesen, wie ich die Armen ansah, als ob sie zu meiner eigenen Familie gehörten, keinen verschmähte, vor keinem Kranken zurückscheute, vor keinen Beulen, keinem Aussatze; das ist das Bild meines Lebens, euer Vorbild.

Bild Elisabeths im Fenster, Bild im Leben: was kann heute näher sein, als das eine Bild mit dem andern zu vergleichen und aus dieser Vergleichung möglichst vielen Seelennutzen zu ziehen? Man sucht sonst Gleichnißbilder auf, um höhere Wahrheiten zu versinnlichen: hier steht ein funkelndes Gleichnißbild des Vereins gleich vor unsern Augen, und leuchtet in die Augen in der neuen Kirche, wo der Tag der hl. Elisabeth heute zum erstenmal gefeiert wird. Im Psalme heißt es: „Herr, ich liebe die Zierde deines Hauses"[1]; sollen wir nun, wenn wir diese Zierde lieben, nicht von ihr sprechen, besonders von einer so hohen, so kostbaren Zierde, wie dieses Bild der hl. Elisabeth ist?

Möge mit Gottes Gnade das lebende Bild stets mit diesem schönen Kunstgebilde stimmen.

## I.

Zu den strengen Nothwendigkeiten einer christlichen Kirche, zum eigentlichen Bedürfnisse gehören so strahlende Bilder nicht. Gott! Wenn wir nur das Allernothwendigste in den Tempeln haben sollten, wie wenig wäre das! Der Missionär des Glaubens unter den Wilden setzt ein paar

---

[1] Ps. 25, 8.

rohe Baumpflöcke in die Erde und windet Zweige und Aeste darum und darüber: das ist seine Kirche; die Oeffnungen zwischen dem Grün sind die Fenster; oder er spannt das Zelttuch aus, und sein Tempel ist fertig! Aber wo Liebe zu Gott im Herzen ist, da will man für das Haus Gottes nicht die Nothdurft, sondern die geziemende, gebührende Schönheit. Wer Gott liebt, der spricht auch dem Psalmensänger das Wort nach: „Herr, ich liebe die Zierde deines Hauses.“ Der heilige Sänger sagt nicht: Ich habe mich beschränkt und begnügt mit dem Nothdürftigen, — nein: ich habe die Zierde deines Hauses geliebt. Zierde ist etwas ganz anderes als Nothdürftigkeit. Solch eine Zierde, eine hohe Zierde, schöner als funkelndes Edelgestein, sind diese farbenreichen, glühenden Bilder. Als Maria Magdalena das Gefäß mit der kostbaren Salbe über den Füßen des Herrn zerbrach und den Inhalt ausgoß, daß der Duft das ganze Haus durchdrang, da bemerkte auch einer, das sei nicht nothwendig. Der das aber sagte, war Judas der Verräther. Das ist uns genug.

Auch von einem Vereine, wie der Elisabethen-Verein ist, hält noch manche Seele dafür, es sei nicht „nothwendig“, sich anzuschließen; man sei dazu nicht „verpflichtet“; die Kirche fordere es nicht; es sei genug, wenn man das thue, wozu man verpflichtet ist. Geliebte Anwesende! Wie wäre es, wenn Gott in seiner Gerechtigkeit uns mit gleicher Wage zurückwägte, uns mit gleicher Münze zahlte? Nothwendigkeit ist es nicht, daß wir da sind und leben; nicht der Nothwendigkeit, sondern der Liebe Gottes verdanken wir unser Leben. Wenn Gott in unserem Leben uns alles entziehen wollte, was uns schon allein nach der irdischen Seite des Daseins nicht nothwendig ist, wenn er uns auf die Nothwendigkeit und Nothdurft einschränken, alles, was darüber ist, auslöschen, austrocknen wollte, Gott, wie unaussprechlich elend und arm wären wir dann! Und wenn erst Gott uns nur die nothwendigsten Gnaden und keine weiter geben wollte, so würden wir ganz gewiß nicht selig werden. Darum lassen wir auch nie von dem gefährlichen Gedanken uns leiten: Ich will nur das Nothwendige thun, nur das Nothwendige, nur meine strenge Pflicht und Schuldigkeit und nichts darüber. Ein solcher Gedanke ist eine Versuchung und führt an den Rand eines Abgrundes; darum lasset uns ganz davon abkommen. Wie fließt Güte und Liebe über in Jesus! Jede Wunde Jesu ist eine Stimme der Liebe, jeder daraus rinnende Blutstropfen ein hervorquellendes Wort. Der Verein ist keine Verpflichtung, keine Nothwendigkeit; aber er soll eine Zierde sein im geistigen Tempel Gottes. Auch von ihm gilt das Wort: „Ich liebe die Zierde deines Hauses.“ An ihm sollen die Herzen armer, kranker Menschen sich erquicken und laben, alle an ihm sich erbauen und erheben. Er soll eine Offenbarung der heiligen Liebe sein, welche in den Herzen wohnt und im Vereine leuchtet wie die Sonne hier im Bilde Elisabeths.

Die Sonne gibt diesem Bildnisse erst seine Schönheit. Ein gemaltes Fenster, ohne Sonnenlicht in einer dunkeln Ecke betrachtet, stellt gar nichts vor. Das kunstsinnigste Bild ist ganz unkenntlich und wirr, die lieblichsten Farben sind nichts als dunkle Flecken, das Ganze ist wirkungslos, todt. Nun lasset aber das Glasbild in das Licht und den Glanz der Sonne emporgehoben werden, da wird alles geordnet, klar, schön; es ist, als würden die Farben warm, und als hauchten sie unter dem kalten Gestein Wärme aus, als athmete und lebte das Bild. Dann wird im Bilde erfüllt, was zur hl. Elisabeth gebetet wird: Specie tua et pulchritudine tua intende, prospere procede et regna. Die Sonne ist die Künstlerin; kommt sie mit ihrem Strahlenpinsel, so ist erst alles Leben und Vollendung; so ist erst eine hl. Elisabeth vor unsere Augen hingezaubert. Und das thut nur die Sonne. Lasset alle Planeten, welche die Sonne umkreisen, lasset alle Sterne der Nacht ihren matten Schein und Schimmer gegen die Scheiben werfen, das Bild bleibt kalt und todt; sie sind nicht kräftig genug, solch eine hl. Elisabeth widerzuscheinen.

Solche schwache Sternlein im Menschenleben sind die sogen. menschenfreundlichen Grundsätze der Welt. Sie bringen nicht viel zu stande. Die Sonne aber ist die heilige Liebe, welche als übernatürliche Gnade von oben kommt und mit ihrer Wärme, ihrem Feuer Geist und Herz, Verstand und Gemüth, Seele und Leib des Menschen durchdringt; die Liebe, von welcher der Apostel sagt, daß sie durch den Heiligen Geist in unsere Herzen ausgegossen ist; „ausgegossen“, so daß sie das ganze Herz durchfließt und die Gedanken durchströmt, den Sinnen sich mittheilt, in Reden und Handlungen sich wohlthätig ergießt. Diese Liebe ordnet alles. „Denen, die Gott lieben, gereicht alles zum Guten.“[1] Diese Liebe verzehrt die Schlacken der Eigenliebe, tilgt die Flecken, vertreibt die Schatten, macht hell und warm, verklärt; da kommt die hl. Elisabeth zu stande. Diese Liebe zu sinnbilden, ist der Heilige Geist, der sie anzündet, in Feuer- und Flammengestalten am Pfingstfeste erschienen. Wie begierig saugt das Glas die Strahlen ein, nimmt sie auf! Es läßt sich von der Sonne durchscheinen und leistet ihr keinen Widerstand. Wo ein Gegenstand Widerstand leistet, da kann die Sonne nicht durchdringen. O wären unsere Geister und Herzen immer so ungetrübt, so rein und lauter, daß die heilige Liebe sie vollkommen durchdringen könnte! Dann wird gewiß erfüllt, was wir in der Oration des heutigen Festes beten: Tuorum corda fidelium, Deus miserator, illustra, dann bleibt auch die Vereinigung immer bewahrt.

---

[1] Röm. 8, 28.

## II.

Eine Zusammensetzung und schöne Vereinigung von einzelnen verschiedenen Glasstücken und Farben gestaltet das schöne Bildniß der hl. Elisabeth. Die einen Stücke bilden das Haupt, andere die Hand, den Fuß, und auch die Farben auf den Theilen sind verschieden und verbinden sich als schönes Ganze wirksam zusammen: in der Vereinigung kommt das Bild zu stande. Das Band von Blei ist ohne Farbe, ohne Schmuck; man soll sehen, daß es Blei ist. Es ist nicht schön, aber fest und zäh und hält zusammen. Zusammenhalt ist nothwendig; unabhängig, selbständig wären nur Stücke hier; man hätte keine Scheiben, sondern Scherben. — Das bleierne Band, das einen Verein zusammenhält, sind die Regeln, Statuten, Anordnungen. Sie reden in einfachen, bestimmten, festen, prosaischen Worten; sie sind so nothwendig wie die bleiernen Bänder im Bilde. Es gibt Menschen in ziemlich großer Anzahl, welche gern Gutes thun möchten, aber sie scheuen die Vereinigung mit andern. Warum? Sie wollen nicht in ihrer „Selbständigkeit" beschränkt sein; sie wollen, wie sie sagen, „unabhängig" bleiben, nicht „genirt" sein. Damit aber, geliebte Vereinsgenossinnen, kommt so wenig heraus wie mit den Stücken dieses Bildes, wenn sie unabhängig und ohne Bänder wären: ein wirres, erfolgloses, unfruchtbares Thun. Die so sagen, irren schwer. Gott hat die Menschen nicht erschaffen, daß sie sich selbst genug seien, sondern daß sie froh miteinander wirken in liebevoller Vereinigung ihrer Gaben, im austauschenden Wechsel der Beschäftigungen zu einem schönen Ganzen. Und dieses schönen Zweckes eingedenk sollen sie selbst die Fehler untereinander tragen. „Einer trage des andern Last, so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen." [1] Also so fest sollen die Menschen zusammengefügt sein, daß sie selbst vor der Last, d. i. vor dem, worin andere ihnen lästig, beschwerlich, sehr unangenehm sind, nicht zurücktreten; „einer trage des andern Last." Die Fehler zu bessern, ist zunächst Sache der andern und ihrer Vorgesetzten und Leiter; die Fehler zu ertragen, das ist zuallernächst unsere Sache, das erste, was die Liebe fordert.

Manchen Menschen kommt, sobald sie Glasgemälde erblicken, sogleich der prosaische Gedanke: Wieviel mögen die wohl gekostet haben? Glasgemälde kosten allerdings Geld; aber das Geld trägt auch große Zinsen. Welche Zinsen? Die Vermehrung der Ehre Gottes, die Vermehrung der Freude der Seligen. An so schönen Zinsen erheben und laben sich die Herzen frommer Menschen auf Jahrhunderte hin.

Die Zeit ist auch ein irdischer Schatz und ein sehr großer; sie ist auch Geld, Münze; sie soll auch Zinsen tragen. Wir sollen ja die Zeit „auskaufen". Manche sehen es für Zeitverlust an, wenn sie in einem

---

[1] Gal. 6, 2.

frommen Vereine und für dessen fromme Zwecke recht thätig sind. Sonst fürchten die Menschen den Verlust der Zeit so wenig; und diese Zeit ist gewiß nicht verloren, welche dem Dienste und der Ehre Gottes gewidmet wird. Aus Mangel an Hilfe in leiblichen Nöthen können Seelen verloren gehen. Es war kalt in der Nacht, da unser Heiland gefangen und gebunden ward. In dieser nächtlichen Kälte begann der hl. Petrus zu frieren; und weil nur ein Feuer da war, an dem er sich erwärmen konnte, trat er zu diesem hin. Dieses Feuer aber war von Feinden Christi angezündet und umgeben. Während er bei diesem Feuer Wärme für den Leib bekam, erkaltete seine Seele. Hätte er zu einem Feuer bei Christi Freunden treten können, so wäre ihm die Verläugnung Christi, soviel Weinen erspart worden.

Die Fenster vereinigen in sich einen doppelten Zweck, einen natürlichen und übernatürlichen. Sie schließen die Oeffnungen, halten Sturm und Regen, Schnee und Kälte ab, lassen das Licht durch; aber zugleich zeigen sie uns die Bilder einer höhern, seligen Welt: beides ist geeinigt. Die gemalten Fenster, die Glasgemälde sind von unsern Voreltern in die Kirche gesetzt worden, damit die profanen Dinge nicht durch die Scheiben gesehen würden. Man sieht, wo gewöhnliches Glas in den Kirchen gebraucht wird, die Dächer, Dachluken, Schornsteine, den daraus aufqualmenden Rauch. Der Rauch erinnert an das Feuer auf dem Herde, an die Küche; und die Küche vertritt sehr die irdische Seite des Lebens. Die Nahrung des Leibes kommt auch von Gott; aber zur Erhebung des Menschen gehört, daß der rauchende Schornstein mehr in die Ferne tritt. So macht es hier die hl. Elisabeth, welche so oft die zeitliche Nahrung gereicht. Vereine, welche die Menschen erheben, nicht bloß ernähren sollen, müssen auch das Ewige, Uebernatürliche vor ihren Augen erscheinen lassen, das Ewige vor das Zeitliche stellen.

So wirke euer Verein fort und fort! Möge er in seinem Wirken so lange dauern wie das Glas in den Fensternischen, wie die Glasgemälde. Aber was ist gebrechlicher als Glas? Seine Gebrechlichkeit ist ja sprichwörtlich geworden. Indessen bedenket: es kann etwas schwach und gebrechlich sein und doch unzerbrochen bleiben. Die Glasgemälde in den alten Kirchen haben Jahrhunderte überdauert, haben Stürme, Hagel, Ungewitter, Erdbeben, Kriegsgetöse ausgehalten; sie haben oft gezittert und geklirrt in Unwettern und im Gedröhne der Schlacht, aber sie sind nicht zerschellt. Wo Menschen nicht selbst im Unverstande sie wegnahmen, weil sie keinen guten Geschmack mehr hatten und daher meinten, weißes Glas sei schöner, o da haben sie bestanden und bestehen noch. Alte kraftvolle, edle Geschlechter, Rittergeschlechter, dereinst stark wie aus Erz gegossen, sind längst ausgestorben; aber ihre Wappen in den alten Glasgemälden stehen noch bis auf den heutigen Tag. Man liest auf diesen Glasgemälden

alte Jahreszahlen, 1519, 1312, 1200, ja einmal 1022, also schon mehr denn achthundert Jahre. So haben also auch diese neuen Glasgemälde eine lange Zukunft zu hoffen.

Gebrechliches Glas, sagt der hl. Bernardus, ist das Menschenleben; schnell zerschellt es und schüttet den Wein der Lust aus. Forma bonum fragile, si ceciderit, nihil. Wie viele Verstorbene zählt der Verein schon! wir gedenken ihrer heute. — Gebrechlich, veränderlich, vergänglich sind auch des Menschen gute Gedanken, fromme Neigungen und Vorsätze. Daher sagt der Apostel: „Wir tragen unsern Schatz in gebrechlichen Gefäßen.“ [1] Vor ungefähr dreihundert Jahren lebte in Spanien ein seltsamer, weithin durch Europa bekannter Mann, Thomas Rotar. Er war sehr gelehrt, in allem übrigen verständig; nur meinte er, sein Körper sei ein sprödes Glas, und in diesem Wahne nahm er lächerliche Vorsichtsmaßregeln, um nicht zu zerbrechen. Ein Wahn war dies. Man wundert sich, daß in einem so gelehrten und scharfsinnigen Kopfe ein solcher Wahn hausen konnte. Ist aber eigentlich nicht noch mehr zu verwundern oder noch schädlicher der Wahn sonst geschickter Leute, daß sie in keinem Sinne, gar kein Glas seien? Die große Zerbrechlichkeit ist kein Wahn, sondern ernste Wahrheit. Wenn Gott aber in seinen steinernen Kirchen die Gemälde der Heiligen erhält, wird er nicht auch in seinem geistigen Tempel der Menschheit einen Verein erhalten können, welcher eine Nachahmung, ein Abbild einer großen Heiligen sein will? Fünfundzwanzig Jahre hat er ihm bereits geschenkt. Das ist in unserer kurzathmigen, schnelllebenden Zeit schon viel. Sei es uns die Vorbedeutung einer noch recht langen Existenz.

Lasset uns heute unsere Gebete vereinigen, daß beide Bilder der hl. Elisabeth eine bleibende Stätte haben: das Glasbildniß und das lebende Bild, und daß beide immer Lichtbilder seien. Amen.

---

[1] 2 Kor. 4, 7.

# Zweite Anrede an die Mitglieder des Elisabethen-Vereins.

(1866.)

## Das Kleid der hl. Elisabeth.

„Siehe, ich komme wie ein Dieb. Selig, wer da wachet und seine Kleider bewahrt.“
Offb. 16, 15.

Als wir vor nun einem Jahre in diesem Gotteshause uns versammelten, um das Fest unserer liebenswürdigen heiligen Patronin Elisabeth zu begehen, leuchtete heller und heiterer als an dem heutigen trüben Tage das Bildniß der hl. Elisabeth aus dem Fenster uns entgegen; es wurde unsere Aufmerksamkeit von dem neuen, lichten Bildnisse in der sonnendurchstrahlten Fensterreihe gefesselt, und wir schlossen unsere Betrachtung an das Glasgemälde, dieses kunstsinnige, erbauliche Bild, welches zwar mit seinen feurigen, glühenden Farben nur in zerbrechlichem Glase dasteht, aber doch, so hoffen und vertrauen wir, in dem zerbrechlichen Stoffe durch Jahrhunderte fortbestehen und glänzen wird, so oft die freundliche Sonne aufgeht und das Fenster bestrahlt. Diese beständige und lebhafte Erinnerung an die hl. Elisabeth in dem zerbrechlichen Glase führt jetzt meine Gedanken zu einem andern bedeutenden Gedenkzeichen an unsere Heilige, welches weniger als das Glasgemälde vom Sonnenglanze abhängig ist, zu einem wahren Kleinode der Erinnerung, dessen Hüterinnen und Wächterinnen ebenfalls die gottgeweihten Jungfrauen in diesem Mutterhause und in dieser Kirche sind. Ich meine das Kleid der hl. Elisabeth, welches hier in großer Verehrung und Andacht aufbewahrt wird. Wenn die Fenster im Sonnenlichte strahlen, malen sie lebhaft das Bild der hl. Elisabeth; aber auch das verblaßte, verbleichte Kleid — o wie ergreifend vergegenwärtigt es uns das Bild derjenigen, welche in den kurzen, heiligen Tagen ihres irdischen, sterblichen Wallens dieses Pilgerkleid getragen, es zum Zeugen ihrer strengen Bußübungen und Geißelungen gemacht und mit ihrem Blute benetzt hat! Denn es ist ein Bußkleid gewesen.

Bild im Glase und Bild im Kleide; Glas und Kleid, sonst sehr voneinander verschieden, haben, was die Vergänglichkeit betrifft, eine große Annäherung und Aehnlichkeit. Die Vergänglichkeit und Zerbrechlichkeit des Glases ist im Munde der Menschen zum Sprichworte geworden; und die Vergänglichkeit und Nichtigkeit des Kleides ist sozusagen sprichwörtlich geworden im Munde Gottes. Wenn Gott in der Heiligen Schrift von Kleidern spricht, gedenkt er ihrer Nichtigkeit, wie sie verblassen, veraltern, vergehen, und je prunkender die Kleidung ist, desto mehr sind sie Gott

verächtliche Lappen; alle Muster der Modejournals sind ihm ein Trödel. „Das Kleid wird von den Motten gefressen.“[1] „Aus den Kleidern geht die Motte hervor.“[2] Und wenn Gott von irgend einer menschlichen Größe und Herrlichkeit recht geringschätzig reden und sagen will, daß sie in kurzem zerreißt und vergeht und zerfasert wird, so vergleicht er sie mit dem vergänglichen Kleid. „Sie werden wie ein Kleid veralten und vergehen.“[3]

Diese Geringschätzung Gottes gegen das prangende Kleid theilte die hl. Elisabeth von ganzem Herzen. Man hatte ihre Kindheit mit kostbaren, prächtigen Bändern und Kleidern umwunden; die Verhältnisse des Lebens verlangten auch später von ihr zu Zeiten ein vornehmes und fürstliches Erscheinen; sie war verständig und klug und that, was schicklich war und die Umstände forderten; aber ihr Sinn stand auf Einfachheit, Selbstentäußerung und Armut. Hier ist ihr Bußkleid aufbewahrt; in einem harten, grauen Kleide starb sie; in diesem Kleide wurde sie nach ihrer letzten, demuthvollen Willensmeinung ins Grab gelegt.

Nun wird aber Gottes Verhalten anders. Während Gott die prangenden Kleider so geringschätzig behandelt, ehrt er die armen Kleider seiner Heiligen. An der Spitze steht der Heilige aller Heiligen, Jesus Christus. O wie leuchtete auf dem Taborberge das Kleid auf, welches sonst seine heiligen Glieder so arm deckte! Wie glänzte es weiß wie der Schnee! Noch unterm Kreuze erhielt Gottes mächtige Bewegung den ungenähten Rock Christi in den rohen Soldatenhänden unversehrt, wie er auch schon viele Jahrhunderte vorher die Kleider Christi der Weissagung gewürdigt hat. „Sie haben meine Kleider unter sich getheilt und über mein Gewand das Los geworfen.“[4] Auf den Wanderungen des hl. Paulus geschah es, daß Gott durch dessen von dem im Dienste Gottes vergossenen Schweiße befeuchtete Schweißtücher und durch die Gürtel, welche seinen abgetödteten Leib umschnürten, Kranke wunderbar heilte[5]. Auch das arme Kleid der hl. Elisabeth — um heute von andern Heiligen und gleichen wunderbaren Erscheinungen an denselben zu schweigen und nur die Heilige des Festes zu nennen — leuchtete und glänzte eines Tages, wie uns ihre Geschichte erzählt, in Zierde, wie wenn Gemmen und edles Gestein über dasselbe hingestreut wären. Das war in dem demüthigen und schmerzvollen Leben Elisabeths eine leuchtende, festliche Stunde, eine irdische Verklärungsstunde zwischen vielen Leiden, und das arme Kleid nahm theil daran und wurde ein hohes Fest- und Feierkleid.

Warum, im Herrn geliebte Vereinsgenossinnen, ist das durch denselben Gott geschehen, welcher sonst doch mit geringschätzenden Worten von

---

[1] Job 13, 28. [2] Eccli. 42, 13. [3] Ps. 106, 27.
[4] Ps. 21, 19. [5] Apg. 19, 12.

prunkenden und funkelnden Kleidern spricht? O, gewiß nicht um des Kleides willen, nicht wegen der irdischen Gestalt, sondern um uns darin den verborgenen, innern, heiligen Menschen und dessen geistige Schönheit, die wir mit leiblichem Auge nicht sehen können, zu zeigen, von welcher geschrieben steht: „In deiner Gestalt und Schönheit tritt hervor und herrsche."[1] Dieses Leuchten des armen Kleides ist das Zeugniß oder die Verkündigung Gottes, daß das Seelenkleid in hohem Grade bewahrt, unbefleckt und glänzend ist; es ist, was der Spruch des Textes im Worte sagt: „Selig, die wachen und ihre Kleider bewahren." Das geistige Kleid, das Seelenkleid, der Heiligen halten wir uns vor Augen, nach diesem blicken wir hin, wenn wir das Kleid ihres Leibes andächtig betrachten; das geistige Kleid der Heiligen ziehen wir selbst an, wenn wir ihre Tugenden und guten Werke nachahmen, wenn wir trachten und streben, ihnen ähnlich zu werden. Wenn wir zu diesem Zwecke zu ihnen als unsern Musterbildern aufschauen, wenn wir unsern großen Abstand tief empfinden und nicht meinen, alles sei bei uns gut und vortrefflich, wenn wir zu diesem Zwecke etwas aus dem Leben der Heiligen lesen, wenn wir an etwas aus ihrem Leben denken, es uns ernstlich merken, was uns anregt und entzündet, sie zu lieben, uns auffordert und entflammt, ihnen nachzuahmen, in ihre Tugenden hineinzutrachten, hineinzustreben, — sehet, dann theilen wir mit den Heiligen ihr Seelenkleid, dann reichen es uns die Heiligen, wir hüllen uns hinein und sehen so den Heiligen ähnlich. Damit werden die Heiligen erst unser; Christus selbst wird unser. Von diesem Seelenkleide ist es gemeint, wenn der Heilige Geist in der Schrift uns auffordert: „Ziehet den neuen Menschen an"[2]; und wiederum: „Ziehet an den Herrn Jesum Christum."[3] Das sind die „Feierkleider", womit wir nach dem Propheten Zacharias durch die Hilfe von Engelhänden bekleidet werden sollen. Darum ist in der Geheimen Offenbarung so viel Rede von unsern Kleidern, den weißen, hellen Kleidern, die wir uns kaufen, womit wir uns kleiden, die wir waschen und bewahren sollen[4]; daher der Tadel, wenn die Menschen sie beschmutzen[5]. So hat schon der heilige Sänger der Psalmen in prophetischem Geiste die gesamte heilige Kirche geschaut und begrüßt. Er sah sie in goldenem Gewande, mit gar mannigfaltigem Schmucke umgeben[6]. Denn die einzelnen Heiligen der Kirche haben mannigfaltig unterschiedene Seelenkleider, die man aus ihren verschiedenen Lebensgeschichten ersieht. Wie im äußern Weltleben Stoff, Schnitt und Farbe der Kleider nach der Individualität, nach Sinnes- und Lebensart verschieden und doch für das irdische Auge immer schön sind, so sind auch die Seelenkleider der Heiligen,

[1] Ps. 44, 5. [2] Eph. 4, 24. [3] Gal. 3, 27.
[4] Offb. 3, 5. 18; 4, 4; 7, 9; 16, 15. [5] Ebd. 3, 4. [6] Ps. 44, 10.

so ist ihre Seelengeschichte und ihre Gestalt und Erscheinung, so ist der innere Mensch verschieden, und man kann die Heiligen in mannigfaltigster Weise nachahmen. Hier ist die reichste Auswahl, das musterreichste „Modejournal" für Seelenkleidung. Diese Kleider sollen wir nicht nur ansehen, sondern anziehen. Darauf sollen hinweisen das Taufkleid, Communionkleid, Skapulier, Ordenskleid, Priesterkleid.

Als Mitglieder des Vereines, welcher hier sein Fest feiert, habt ihr euch die hl. Elisabeth besonders zum Musterbilde erwählt. Elisabeth hat, wie die Geschichte erzählt, in frommem, zartem Geschmacke den vornehmen Frauen öfters Muster zu einfachen, sittigen, passenden Gewanden, Kleidermuster, gesendet, woran sie absehen könnten, wie man auch in ihrem Stande sich demüthig und gottgefällig kleiden könne; euch soll sie heute ein höheres Kleidermuster ausstellen, ihr Seelenkleid. Das ist das Vereinskleid der Elisabethinerinnen. Ein schönes Seelenkleid anzulegen, wird ganz besonders der christlichen Frauenwelt vom Heiligen Geiste als Herzensangelegenheit empfohlen. „Die Frauen sollen sich schmücken nicht mit Gold oder Perlen oder kostbaren Gewanden, sondern, wie es sich Frauen geziemt, die Gottesfurcht durch gute Werke an Tag treten lassen."[1] Und der Apostelfürst Petrus stimmt ein: „Der Schmuck der Frauen sei nicht der äußere Mensch in Haargeflechten, in Goldgehängen oder gesuchtem Anzuge, sondern der verborgene Herzensmensch in der Unvergänglichkeit eines stillen und sanften Geistes, der vor Gott hohen Werth hat."[2] So sprechen Gott und seine heiligen Boten von dem Seelenkleide und zeigen ihre Hochschätzung desselben.

## I.

Zuvörderst könnt ihr euch aus diesen Worten des Heiligen Geistes leicht eine klare Vorstellung davon machen, was man unter dem Seelenkleide versteht. Das Seelenkleid wird gebildet durch Gottes Gnade und durch unsere freigethanen guten Werke und freierworbenen Gesinnungen, Neigungen, Tugenden; zwei Stoffe zusammen, Gnadenkleid und Tugendkleid, ineinander gewirkt; Gott und Mensch wirken zugleich an diesem Seelenkleide. Gott fängt an in seiner Gnade, der Mensch wirkt mit. Gott hat schon bei der Schöpfung, im Uranfange der Menschheit, das Seelenkleid unsern Stammeltern gegeben. Es ist älter als das leibliche Kleid der Menschen; es gehört zur ersten Schönheit, während das leibliche Kleid an das Brandmal der Sünde erinnert. Wenn eine Menschenseele Gnade und Tugend verloren, so ist noch immer die Seele da, aber es ist eine nackte, eine unanständige Seele, welche vor Gott in seinem lichten Himmelssaale nicht

---

[1] 1 Tim. 2, 9—10. [2] 1 Petr. 3, 3—4.

erscheinen kann. Darauf bezieht sich das allbekannte, entsetzliche Wort im Gleichnisse des Evangeliums: „Freund, wie bist du hier hereingekommen, da du kein hochzeitliches Kleid anhast? Bindet ihm Hände und Füße und werfet ihn hinaus in die äußerste Finsterniß, wo Heulen und Zähneknirschen ist.“ [1] Die nackte Seele ist elend. Darauf bezieht sich das Wort des Heiligen Geistes in der Geheimen Offenbarung: „Du sprichst: ich bin reich, habe Ueberfluß und bedarf nichts, und du weißt nicht, daß du elend und erbärmlich bist, arm, blind und nackt. Ich rathe dir, weiße Kleider zu kaufen, daß du dich bedeckest und die Schande deiner Blöße nicht offenbar werde.“ [2] — Das Kleid gibt Wohlfahrt und Gesundheit, Annehmlichkeit und Zierde; es ist dem Menschen nicht angewachsen, aber angenehm und nothwendig. In der Vorstellung, die man sich von dem Menschen macht, ist er immer in Vereinigung mit seinem Kleide. So kann man auch nicht den Namen eines Heiligen hören, sich keine noch so flüchtige Vorstellung von ihm machen, man denkt sich ihn im Seelenkleide mit seinen Gnaden und Tugenden.

Das Seelenkleid der hl. Elisabeth hat ein besonders zartes Gewebe und stille, zarte Färbung. Denn das Erste und Hauptsächlichste, was uns ins Auge schimmert und blitzt, wenn wir das Bild der hl. Elisabeth betrachten, ist die milde und mitfühlende, mitleidige Liebe, die Barmherzigkeit; in die Farbe, ins Kleid der Barmherzigkeit ist ihr ganzes Leben eingetaucht, eingekleidet; man kann sich Elisabeth nicht vorstellen ohne diese zarte, thätige Barmherzigkeit.

Dieses Seelenkleid unserer lieben Heiligen will der Verein, wollen alle Vereinsmitglieder sich zu eigen machen. Und in der That, kein Seelenkleid soll häufiger und allgemeiner in der Christenheit getragen werden als das Kleid der Barmherzigkeit. Denn das mannigfaltigste Elend herrscht immer auf Erden und umringt die fühlenden, mitleidigen und edelmüthigen Herzen. Wieviel Elend hat das Jahr gebracht, welches sich nun zu seinem Ende neigt! Jeder Mensch kann auch in irgend einer Art und Weise Barmherzigkeit üben. Gott gibt uns darin auch einen besondern Beweis seiner Menschenfreundlichkeit und Güte, daß er, der ja alles allein thun könnte, uns zur süßen Theilnahme an der Linderung des menschlichen Elends zuläßt. Der Heiland hat in seiner ergreifenden Darstellung des jüngsten Tages und des Weltgerichtes gesagt, daß besonders nach der erwiesenen Barmherzigkeit die Belohnung zuerkannt werde. Es dauert also dieses Kleid bis zur letzten Stunde dieser Welt. Es ist also nicht Modesache, nicht der wechselnden Mode unterworfen; es dauert aus vor dem prüfenden Blicke des Richters; es ist Erkennungskleid der Kinder

---

[1] Matth. 22, 13. [2] Offb. 3, 17—18.

Gottes, ein Schutzkleid im Ungewitter des Weltgerichtes, am Tage des Zornes Gottes, vor dem ewigen Brande. Es verbrennt selbst nicht und rettet uns. Es ist das hochzeitliche Kleid für den himmlischen Vermählungssaal, welches am allgemeinsten erworben werden kann. Daher heißt es im Briefe Pauli an die Kolosser: „So ziehet denn an als Gottes Auserwählte, Heilige und Geliebte herzliches Erbarmen, Güte, Demuth, Sanftmuth und Geduld.“ [1] Folget dem Rufe des Apostels!

Das Seelenkleid der hl. Elisabeth läßt ferner als Grundstoff eine große Herzenseinfalt erkennen. Ohne Nebengedanken und Nebenzwecke bezog sie alles mit kindlicher Einfalt rein und ganz auf ihren Gott und Heiland und that alles ihm zu liebe, für ihn allein. Dieser Stoff macht erst das Kleid der Barmherzigkeit zu einem soliden Kleide, welches den Sturm aushält, etwas Rechtes thut und vor dem prüfenden Auge des Richters besteht. Darum steht geschrieben, der Heiland werde als Richter sagen: „Was ihr dem Geringsten aus meinen Brüdern gethan, das habt ihr mir gethan.“ [2] Wo das Mitgefühl, die Barmherzigkeit ohne diese Einfalt ist, da geht sie in sentimentale Worte, in leere Rührung aus; der Mensch gefällt sich selbst in seiner Barmherzigkeit, seine Werke werden zum Pfauenrade, womit er stolzirt; es hält nicht lange. Da ist es nur der nackte, natürliche Mensch, mit seinem weichen Gefühle; ohne übernatürliches Kleid ist es nur ein Scheinkleid. Das Kleid ist von Blättern, wie das erste Kleid unserer Stammeltern im Paradiese, welches ihnen der gute Gott gleich gegen ein solideres Gewand vertauschte. Wo aber Barmherzigkeit mit heiliger Einfalt vereint ist, da ist das Seelenkleid fest, und eine Seele, welche es trägt, ist zu allen Tugenden aufgelegt und fertig. Daher kommt es, daß der Heiland einer solchen Barmherzigkeit, die mit Einfalt gepaart ist, schon allein die ewige Seligkeit zuspricht. Wo Barmherzigkeit mit heiliger Einfalt gepaart ist, da ist fester, inniger Glaube, da ist wahre Gottesliebe, freudiger Gehorsam, treuer Anschluß an das Ganze, Selbstverläugnung. In dieses Kleid sind alle Tugenden eingewirkt, es bedeckt alle Seelenkräfte. Ein solches Kleid hat keine Schlingen, daß man hangen bleiben kann, weder in der Zeit noch am Ende der Zeit. So war das Kleid der hl. Elisabeth. Ziehet ihr Kleid an. Das Seelenkleid der Heiligen zieht man an durch Nachahmung.

## II.

Gott, der die bewußtlosen Lilien kleidet in mehr denn Salomons Pracht, hat frühe angefangen, soviel an ihm ist, unsere Seele in das Ehren- und Feierkleid seiner Gnade zu kleiden. Er hat das schon bei

[1] Kol. 3, 12. [2] Matth. 25, 40.

unserer Taufe gethan; er setzt sein Werk, soviel an ihm liegt, fort. Aber auch an uns liegt viel, ja alles. Das Kleid wird nicht fertig und vollendet ohne uns. Wir müssen daran wirken und weben im Schweiße unseres Angesichtes. Die heiligen Martyrer haben ja in ihrem Blute daran gewirkt. Wirket am Elisabethen-Kleide mit jedem Gange und Schritte, mit jeder Uebernahme von Arbeit, mit jedem Nadelstiche im Dienste der Barmherzigkeit, mit jedem tröstenden und mahnenden Worte. Denn die Werke der leiblichen Barmherzigkeit geben auch ein zartes Recht darauf, ein Wort zu reden; auch, wo die Umstände es fordern, in Liebe zurechtzuweisen. Bedenket, das geringste Kleidungsstück im Vereine oder in der Haushaltung entsteht nicht ohne Mühe, nicht durch Zufall, nicht von selbst; kein menschliches Kleid ist ja von selbst entstanden, nicht einmal das erste Kleid. Am wenigsten kommt man ohne Mühe zum Seelenkleide. Zerfallen, in Stücke zerfallen, das thut ein Kleid von selbst, Motten ziehen durch, wenn man nicht acht hat. Und heißt es nicht vom Seelenkleide: „Selig, wer wachet und seine Kleider bewahrt?" Denn gibt es im Menschenleben mitunter nicht auch so kleine Motten der Ungeduld, der Unlust, der Trägheit, der Empfindlichkeit, der Eigenliebe, der Eitelkeit, der Laune, so kleine Motten, welche sich ins Kleid der Liebe und Barmherzigkeit bohren und still daran nagen? Ein Kleid entsteht auch nicht dadurch, daß man ohne Ueberlegung, aufs Gerathewohl Stücke oder Lappen zusammennäht, es muß nach einem gewissen Maße, in rechter Ordnung gearbeitet werden. Wie viele Menschen aber arbeiten nur aufs Gerathewohl am Seelengewande, zu wenig, zu knapp, nicht angemessen, lauter Stück- und Flickwerk. — „Lasset uns Gutes thun und nicht ermüden", ruft der Apostel uns zu [1]. In schwerer Zeit, wie wir sie in diesem Jahre hatten, muß man es um so mehr thun. Im schlechten Wetter zieht man ja das leibliche Kleid nur noch fester an; und es ist lehrreich, was die Fabel sagt, der Sturm habe einmal mit dem Sonnenschein gewetteifert, einem Wanderer das Oberkleid wegzunehmen. Beim Sonnenschein habe der Wanderer es eher von sich gethan; aber je heftiger der Sturm auf ihn eindrang, desto fester legte er das Kleid an den Körper. So klug war er. Sollen wir nicht so weise sein, wie die Kinder der Welt? Wir müssen an dem Seelenkleide arbeiten unser ganzes Leben lang. Der hl. Franz von Sales sagt: „Die Vervollkommnung der Seele ist nicht gemacht wie ein Kleid, das man über den Kopf wirft, so daß man dann ganz angekleidet ist, nein, sie muß stufenweise errungen werden." Wenn unser Seelenkleid ganz vollendet ist, wie Gott es haben will, dann ruft er uns in seinen Himmelssaal. Und er, der „mit Licht bekleidet ist, wie mit einem Gewande", legt auch uns das Lichtgewand an.

---

[1] Gal. 6, 9.

Welch ein seliger Tausch gegen das arme Pilger- und Reisekleid! In der alten christlichen Zeit gab es im Polenlande einen König Namens Piast. Derselbe war ursprünglich ein Landmann und hatte mit dem Pfluge geackert. Durch merkwürdige Geschicke stieg er bis zum Throne hinauf. Er bewahrte seine Demuth und befahl, daß das Gewand, welches er hinter dem Pfluge getragen, im königlichen Palaste aufgehängt werde. Welch ein Contrast! Und wenn Elisabeth, im Himmel gekrönt, heute in diese Kirche schaut und ihr armes Erdenkleid sieht, von welchen Empfindungen wird diese liebenswürdige, heilige Seele bewegt sein! Wie ruft sie allen, die ihr Kleid verehren, zu, ihr Tugend-, ihr Seelenkleid anzuziehen! Thun wir dies! dann werden wir ihr auch im seligen Lichtkleide ähnlich. Denn nach des Apostels Wort werden wir „überkleidet" werden, wenn wir an der Seele nicht nackt erfunden worden, wenn wir uns hier schon angekleidet haben. Amen.

---

# Fest der unbefleckten Empfängniß Mariä.

## Erste Predigt.

(1839.)

### Hoheit und Heiligkeit Mariä.

„Maria, von welcher geboren ist Jesus, der genannt wird Christus."
Matth. 1, 16.

„Wer ist so adelig wie die Mutter des Herrn?" fragt der hl. Ambrosius. Und das heutige Evangelium bestätigt auch bei dem flüchtigsten Anblicke schon theilweise den Sinn dieser Frage, da in der langen, schon bei der entlegensten Vorzeit anknüpfenden Reihe der Geschlechter, die dort rasch aufeinander an uns vorüberziehen, gerade die ausgezeichnetsten und gefeiertsten Männer der israelitischen Geschichte als Ahnherren der seligsten Jungfrau sich einfinden. Neben diesem Adel der Abkunft aber, wie ihn das Geschlechtsregister in seiner langen Aufzählung zeigt, glänzt im heutigen Evangelium, obgleich nur still und gleichsam aus dem Verborgenen, nur mit wenigen schlichten und einfachen Worten erwähnt, ein anderer, unvergleichlich höherer Adel Mariä. Denn sind auch schon jene einfach großen Patriarchen, die Urväter des Volkes Israel, und all jene Männer, auf

deren Nachkommenschaft die geheimnißvolle Verheißung des Messias ruhte, eben darin von Gott mit hervorstechender Würde geadelt, so werden doch alle weit überstrahlt von jener Tochter ihres Stammes, der jungfräulichen Mutter, welche der langen Verheißung die fröhliche Erfüllung brachte, aus welcher die Sonne der Gerechtigkeit, das Licht zur Erleuchtung der Heiden und die Glorie des Volkes Israel in die Heimat des Elendes und der Sünde einzog. „Maria,“ heißt es, „von welcher geboren ist Jesus, der da genannt wird Christus.“ Mit diesem einen Zuge schildert das Evangelium alle Gnaden, welche Gott in ihr Herz ergossen, alles, was nur Großes in den Geheimnissen sich denken läßt, die an ihr erfüllt wurden, alles, was der Lauf ihres Lebens Wunderbares in sich faßt. In diesen Worten ist denn auch der Grundgedanke des heutigen Festes eingeschlossen.

Liegt es nämlich ohnehin nicht so ganz fern, der Empfängniß, den ersten geheimnißvollen Anfängen im Dasein derjenigen ein festliches Andenken zu weihen, welche schon unsern irdischen Stammeltern im Paradiese als Bringerin des Heiles verkündigt war, auf welche die Propheten in mannigfachen Bildern hinweisen, so hat sich auch noch insbesondere aus der ernsten, tiefsinnigen Betrachtung ihrer über die Würde jeder andern Creatur emporragenden Erhabenheit und Hoheit jene fromme und von der Kirche geschützte Annahme gebildet, daß die Hochgebenedeite, auf deren Boden der zweite heilige Stammvater der Menschheit aufblühen sollte, durch eine besondere Gnadenwirkung Gottes jenem Verhängnisse der Erbschuld entnommen worden sei, in welches bei allen andern Menschen die Anfänge des Lebens verflochten sind, daß sie rein und makellos ihr Dasein begonnen habe, daß sie unbefleckt empfangen sei. Verfolgt man noch, insoweit es vergönnt ist, den ganzen Lauf ihres Lebens, wie er, oft so düster umwölkt, von sittlichen Schwierigkeiten und Fährlichkeiten so außerordentlich bedrängt und bedroht, dennoch von keinem Schatten eines Vorwurfes betroffen, klar und ungetrübt dahinfließt, so findet man jene Annahme dadurch noch mehr bekräftigt, findet es gleichsam vor Augen gestellt, daß die mit der Erbschuld so genau zusammenhangende unordentliche Sinnlichkeit bei ihr jene Herrschaft nicht geübt, über welche mit dem Apostel Paulus die andern Menschen seufzen[1]. Die unvergleichliche Würde der seligsten Jungfrau, die Unbeflecktheit und Heiligkeit ihres Wandels bilden also die Grundlage, auf welcher unsere heutige Festandacht sich erhebt. Diese Hoheit der Würde, diese Heiligkeit des Lebens und die daraus für uns nothwendig hervorgehende Ver-

---

[1] Man sieht hieraus, daß der Verfasser die Lehre von der unbefleckten Empfängniß der allerseligsten Jungfrau auch vor der feierlichen Erklärung derselben am 8. December 1854 annahm.

ehrung Mariä seien darum auch die Punkte, um welche unsere Betrachtung sich wendet. „Würdige mich, geheiligte Jungfrau, dich zu loben, gib mir Kraft gegen deine Widersacher!“

I.

Wie in der Menschenwelt nichts wahrhaft Großes und Heilsames urplötzlich sich gestaltet, nichts ohne Vorbereitung und Vermittlung eintritt, so wird insbesondere auch die Erscheinung des Sohnes Gottes in der Erniedrigung eines Menschensohnes lange Jahrhunderte hindurch eingeleitet und vorbereitet. Es sollte die der Sünde und dem Tode verfallene Menschheit im Ablaufe ihrer Geschlechter zur endlichen Aufnahme der Erlösung herangebildet werden, sie sollte im tiefsten Gefühle ihres Elendes, im Bewußtsein der Verfinsterung ihres Geistes, vor dem Nothstand und der Beflecktheit ihres Herzens erschreckend, nach Licht und Erlösung seufzen. An die viertausend Jahre der Nacht und Sehnsucht mahnen uns die vier Wochen des Advents; und damit auch die Natur zu Hilfe komme, die geistige Finsterniß, das sittliche Elend zu sinnbilden, fallen sie mit jener Zeitepoche des Naturjahres zusammen, wo die Sonne am fernsten steht, feuchter Nebel und lange Nächte alles in Finsterniß hüllen. Wie aber auch in den trübseligen, unwirtlichen Decembernächten die Sternbilder reich und glänzend vom dunkeln Himmel schimmern, so waren auch jene dunkeln Zeitalter der Menschheit einigermaßen erhellt und erheitert durch das Licht und die Tröstungen der von Gott gesandten Propheten; vom Geiste Gottes erleuchtet, wurden sie selbst die Lichter ihrer Zeit, richteten die Seelen, welche bei der Betrachtung der riesenhoch gehäuften Sündenschuld wehklagten, mit den tröstenden Weissagungen von dem makellosen Hohenpriester auf, der, unsere Missethaten auf sich nehmend, uns Gottes Gnade wiederbrächte, wiesen bei dem trostlosen Anblicke der innern und äußern Entzweiung auf den ewigen Friedensfürsten hin, unter dessen Scepter Wahrheit und Gerechtigkeit walten, und der Wolf und das Lamm in ungestörter Eintracht bei einander wohnen würden. Hoch erhebt sie der Sohn Sirachs: „Lasset uns loben die berühmten Männer; sie herrschten in ihren Landen, waren mächtig, mit Weisheit begabt und machten als Propheten die prophetische Würde kund.“ Und wahrhaft, auf welcher Höhe stehen diese Männer, daß sie so klar in das gelobte Land des seligen Messiasreiches schauen! Welche Wunder in ihren Weissagungen!

Während sie aber nur auf die Zukunft hinweisen, auf den vertrösten, der einstmals kommen werde, steht die hochgebenedeite Jungfrau als die leuchtende Himmelspforte da, durch welche die Sonne der Gerechtigkeit in die Menschenwelt einzieht, steht, über das Irdische erhoben, als Mittelsperson gleichsam zwischen dem schöpferischen Worte und der sündigen

Menschheit, ist der auserwählte Boden, welcher die größten Geheimnisse trug, auf welchem die neue Schöpfung vollbracht wurde und aus welchem die Menschheit sproßte. Wie viele auch im Alten und Neuen Testamente von Gott ausgezeichnet sind, wie viele er auch vor den staunenden Menschen auf ungewöhnlichen, außerordentlichen Wegen geführt hat, — wem ward je vom Himmel ein solches Ave gebracht wie Maria, als himmlisches Licht ihre niedrige, stille Kammer füllte, als der Engel des Herrn ihr verkündigte, daß sie die von Ewigkeit her auserkorene Mutter des Messias sei? In diesem Gruße an die Hochgebenedeite ist das ganze Menschengeschlecht freundlich gegrüßt. Denn es beginnt derjenige in ihr sein irdisches Dasein, auf welchem von Anfang an und immerfort aller Menschen Leben und Seligkeit ruht. Alle Wunder, welche Gott gewirkt, alles, was seine Barmherzigkeit und Liebe von Anfang an rettend und heilend, erhaltend und belebend gethan hat, — alles hat in dem wunderbaren Geheimnisse, welches in der seligsten Jungfrau vollbracht ward, seinen Mittelpunkt und seine Begründung. Durch einen Menschen war die Sünde in die Menschenwelt gekommen, durch das Haupt und den Stammvater derselben, und hatte sich das Wehe durch alle Geschlechter fortgepflanzt; aber neben dem Wehe liegt auch das Wohl, neben der Sünde der Friede und das Heil der Erlösung. Wie einer alle in Sünde und Strafe verflochten, so sollte auch einer für alle es wieder gut machen, sollte eine neue, geistige Schöpfung auf dem Grunde der alten aufbauen. Darum, um diese neue Schöpfung vollführen zu können, um das zerrissene Band zwischen Gott und dem Menschen wieder anzuknüpfen, kam der ewige Sohn des Vaters, durch welchen alles erschaffen ist. Da er andererseits aber auch dem Menschengeschlecht angehören und als Mensch und Bruder inmitten der Sünder einziehen sollte, damit er durch das vollendete Opfer seines Gehorsams den Ungehorsam Adams sühne, so ward, da er doch selbst nach seiner ewigen Heiligkeit, und um dieses Opfer vollführen zu können, makellos dastehen mußte, die seligste Jungfrau über alle Menschenkinder erhoben; und wie einst Adam unmittelbar aus Gottes Hand kam, so wurde auch in ihr eine neue Schöpfung vollbracht. Während die Ehre der Jungfräulichkeit ihr ungetrübt blieb, ward durch unmittelbare Schöpfung, wie einst der erste Mensch im Paradiese, so auch jetzt ein neuer Mensch gebildet, der die Gottheit mit der Menschheit vereinigte. Obgleich also Maria ein Geschöpf ist, so wird sie dennoch als Mutter Jesu Christi, der in die Welt gesandt worden, gebildet aus dem Weibe, als Mutter der einen göttlichen Person Jesu Christi mit allem Rechte „Mutter Gottes" genannt, ein Name, welcher ihre über alle Menschen und Engel erhabene Würde in ihrer vollen Tiefe und ihrem Umfange kräftig und entschieden ausspricht.

So kann Maria denjenigen ihren Sohn nennen, welchen alle Engel und Heiligen in tiefster Anbetung ihren Herrn nennen. Wie glorreich

tritt Johannes der Täufer in den Evangelien der Adventsonntage vor uns auf, die leuchtende Grenzsäule am Ende des Alten Bundes, eingeweiht in die Tiefe der göttlichen Weisheit, gewaltig in Rede und That! Dennoch hat er seine größte Würde darin, des Herrn Wegebahner und Diener zu sein. Wie groß stehen die Apostel da, welche der Herr in eigener Person gesendet, das Heil und die Wahrheit zu allen Völkern zu tragen! Wie groß so viele in der leuchtenden Reihe der Heiligen des Neuen Bundes! Doch immer sind sie nur des Herrn Diener und Freunde: Maria ist die Mutter des Herrn. Adam steht da als Haupt der Menschheit; auch der Sohn der seligsten Jungfrau ist das Haupt der Menschheit. Ist jener der Stammvater der Schuld, so ist Christus der Stammvater der Rechtfertigung und Gnade, der neue, heilige und gerechte Adam, durch welchen die Menschen geistigerweise wiedergeboren werden für das Himmelreich. Und auf diesem Standpunkte, wo wir Christum als neuen Adam und Stammvater der Wiedergeborenen sehen, glänzt uns auch Maria in neuer Würde entgegen. Ist sie nämlich die Mutter des neuen, geistigen Adam, so ist sie auch die Mutter aller Menschen, welche von diesem Adam abstammen, also auch unsere Mutter, die Mutter aller im Reiche der Gnade, in der christlichen Kirche.

So ist also, wie das Leben der seligsten Jungfrau mit dem Leben des Gottmenschen aufs innigste zusammenhängt, auch der Glaube an ihre Hoheit und Erhabenheit als Gottesmutter und Mutter der Menschen mit dem Glauben an die göttliche Hoheit Jesu Christi, an das Werk der Erlösung, an seine Stellung in der Menschheit aufs festeste verkettet. Wer in diesen wichtigsten Geheimnißlehren über Christum und sein Werk den Glauben der Apostel und der katholischen Kirche festhält, der wird ganz ungezwungen und wie von selbst auf dem geradesten Wege zur Anerkennung hingeführt, daß Maria die Wunderblume am Baume der Menschheit sei, vor allen ausgezeichnet, über jegliche Creatur erhaben. Daher wird auch schon von Anfang an ihr Lob in der Kirche verkündigt; und es ist eine bedeutungsvolle und lehrreiche Erscheinung in der Kirche der Vorzeit, daß manche zwar auch damals an dem Namen „Mutter Gottes“ und an jener Erhabenheit und Hoheit der seligsten Jungfrau irre wurden, auf welche dieser Name sich gründet, daß sie aber erst zu diesem Irrthum kamen, als sie über den Gottmenschen selbst in Irrthum gekommen waren, als sie den einen, unzertheilten Christus in zwei Personen gespalten hatten und nun natürlich, wenn sie nicht die Thorheit aufs höchste treiben wollten, behaupten mußten, Maria sei die Mutter nicht des Gottmenschen, nicht Christi, sondern nur der menschlichen Hälfte in Christo, der in Christo befindlichen menschlichen Person.

Ist auch jener Grundirrthum über die Person Christi aus dem Schwange gekommen, so hat desto reißender eine andere Verirrung um sich gegriffen,

welche noch weit mehr als jene das Christenthum und alle christliche Anschauung der Dinge nach allen Seiten hin verwüstet, die Anmaßung derjenigen nämlich, welche dem allwissenden und heiligen, sich offenbarenden Gott gegenüber auf ihre Beschränktheit und Kurzsichtigkeit pochen und nur das als wahr gelten lassen wollen, was der Mensch mit den fünf Sinnen und seinem natürlichen Verstande erreichen kann. Von diesem Standpunkte aus ist für sie bei der seligsten Jungfrau alles verwirrender Widerspruch: Jungfrau und doch Mutter, ein Geschöpf und doch Gottesgebärerin, ein ganzes Leben hindurch von Sünden unbefleckt, — das sind die steilen Punkte, über welche sie im Dunkel ihrer Befangenheit nicht hinauskommen können. Für uns aber, die wir, was die Kirche von Maria preist, mit der leuchtenden Lichtfackel der kirchlichen Lehre ansehen, ist ein Widerspruch nirgend zu finden. Freilich ist alles hier überschwänglich und wunderbar. Wie sehr auch Maria selbst die Hoheit der Geheimnisse, deren Wohnstätte sie werden sollte, und ihre übergroße Unwürdigkeit für solche Auserwählung empfand, das ist klar ausgeprägt in jener so tief demüthigen Antwort an den Engel: „Siehe die Magd des Herrn; mir geschehe nach deinem Worte.“ Ohne es begreifen zu wollen, ohne ihre Ansichten dem Entschlusse Gottes entgegenzusetzen und geltend zu machen, unterwirft sie sich demüthig, bekennt sich im Momente ihrer glänzendsten Erhöhung als gottergebene Magd: „Siehe, ich bin des Herrn Magd; sein heiliger Wille ist mein Gesetz.“

## II.

Dieser so bekannte und von so vielen tagtäglich gebetete Spruch ist es aber auch, bei welchem der Mensch sich wie von selbst zum Lebenslaufe Mariä hinwendet, zu ihrer Fleckenlosigkeit und Heiligkeit, die sich da entfaltet. Denn gerade der Spruch: „Siehe, ich bin des Herrn Magd, in allem seinem Willen unterthan“, als bloße Redensart so leicht, aber so schwer und drückend, wenn das Leben sich danach gestalten soll, umschließt in bedeutungs- und inhaltsvoller Kürze einen überaus treffenden Lobspruch auf das Leben Mariä. Denn was der Spruch besagt, das findet sich im Leben Mariä in die That umgesetzt. Nirgends in der Heiligen Schrift treffen wir Maria auf einer Sünde an, obgleich sie uns da in Lebenslagen begegnet, welche für andere große Heiligen schwere Versuchungen mit sich führten, in gefährlichen Tagen, wo es galt, den Glauben und die Hoffnung zu bewahren und die erste Liebe nicht zu verlieren. Eine wahre Magd des Herrn, in die Zwecke seines irdischen Lebens ganz verflochten, diente sie ihm als Mutter und Pflegerin, da er als König in die Mitte unseres Geschlechtes einzog. Und wie der Herr selbst als König neuer Art dastand, nicht besitzend, wohin er sein Haupt lege, mit dem Purpurkleide angethan, die Dornenkrone ums Haupt ge-

wunden, so traf auch die demüthige, fromme Magd ganz besonders seine trübe, wehmüthige Prophezeiung: „Der Knecht ist nicht über den Herrn; es genüge dem Knechte, zu sein wie der Herr.“ [1] Als mühebeladene Magd, mit gewöhnlichem Auge angesehen höchst arm und dürftig, findet die dereinstige Königin des Himmels in Bethlehem alle Thüren verschlossen, denn der in sein Eigenthum kommt, in das Reich der Menschheit, welches ihm gehört, ja in den Stammort und die Heimat seiner menschlichen Mutter, den nehmen die Seinigen nicht auf. Eine mühebeladene Magd muß sie vor dem blutigen Argwohn des Herodes ihren Sohn, den Preis der Erlösung, in jenes Land flüchten, an dessen Namen schon die trübsten Erinnerungen geknüpft waren, das einst ihre Väter geknechtet hatte. Und wenn manche Seele, deren Lebensweg in der Gegenwart umdüstert ist, desto lieber mit ihren Hoffnungen und Einbildungen in die nahe Zukunft voraneilt und von ihr erwartet, daß sie sich freundlicher anschicken werde, so war Maria schon frühe über ihre Zukunft in diesem Leben eines andern belehrt. Bekannt ist, wer ihr die Belehrung ertheilte: jener Greis, welcher nach der Verheißung des Heiligen Geistes am Abende seines Lebens noch von den Strahlen des neuaufgehenden Lichtes begrüßt wurde; bekannt ist seine klagende Weissagung von jenem Schwerte des Schmerzes, welches später ohne Unterlaß die jungfräuliche Seele durchdrang. „O Königin der Martyrer“, ruft darum die Kirche zu Maria, wehmüthig eingedenk jenes geistigen Schwertes der Leiden, der blutigen Thränen, welche von dem wunden Herzen rinnen. In dieser Lage bewährt sie glänzend, was sie gesprochen: „Ich bin des Herrn Magd; an mir erfülle sich sein heiliger Wille.“ Denn das alles macht sie nicht irre. Mit heiliger Treue, mit unbegrenzter, durch kein Hinderniß überwindlicher Hingebung folgt sie dem Herrn auf dem langen Leidenswege seines Lebens. Ja, während der Muth der Männer bricht, während die Apostel fliehen, und nur der einzige Johannes die Treue bewahrt, während Joseph und Nikodemus erst nach dem Tode des Herrn sich des Leichnams annehmen, unternimmt sie mit ungebrochener, furchtloser Treue die traurige Wanderung auf den Richtberg, weint dem Sohne auf dem blutigen Pfade der Leiden nach durch das Getümmel der wüthenden Rotte, welche, blutgierigen Wölfen gleich, das unschuldige, geduldig schweigende Lamm umdrängt, und tritt zum Kreuze hin. Wohin die Augen der Tausende, theils aus frecher Neugier theils mit teuflischer Schadenfreude gerichtet sind, wo die rohen Kriegsknechte spotten, wo man sich niedersetzt, um über das Gewand des Heilandes zu würfeln, da tritt sie hin, nicht scheuend, ihren Schmerz und ihre Liebe vor ganz Judäa zu zeigen, zu zeigen, daß sie die Mutter dessen ist, den sein Volk in den Staub getreten, und daß sie weiß, wen sie zum Sohne hat.

[1] Matth. 10, 24. 25.

Wunderbar! In den ersten, so niedrigen und unscheinbaren Anfängen des Lebens Christi und dann bei seinem noch niedrigern, schmachbedeckten Ende, als der Glanz seiner göttlichen Herrlichkeit wie verschwunden, jeder Trost gewichen war, um der Gerechtigkeit in ihrer ganzen Strenge Raum zu geben, da leuchtet die hochgebenedeite Mutter ganz im Vordergrunde. Aber sie ist zurückgetreten während jener Periode des öffentlichen Lebens Christi, wo er auftritt in seiner göttlichen Wunderkraft und Majestät; da begleitet sie ihn meist nur aus der Ferne und bewundert seine Großthaten im stillen. Denn im öffentlichen Leben Christi ist nicht ihr von Gott gewiesener Beruf, und die im Leiden so fromm ergeben Gottes Willen folgte, ist auch die demüthige Magd, welche mit der höchsten Auszeichnung nicht schimmern will, bei der hocherhabensten Würde keiner Selbstgefälligkeit Raum gibt, alles auf die Gnade und Barmherzigkeit ihres Herrn zurückbezieht, vor ihr sich beugt, die getreue Magd, welche sich die Güter des Herrn nicht anmaßt.

Siehe, die verschiedensten und entgegengesetzten Lebenslagen, welche sich sonst einander aufheben, ewig sich fliehen und nicht miteinander verbunden erscheinen, finden sich im wunderbaren Leben der Hochgebenedeiten dicht nebeneinander, eine pflichttreue, weise, liebende Mutter, eine großartig über alles Irdische erhabene, auf ewig dem himmlischen Bräutigam geweihte Jungfrau, erhaben über alle Creaturen und doch der Geringsten aus uns gleich, ein Leben so leidensvoll und doch so freundlich. So führte der Lebensweg Mariä durch die mannigfachsten Feuerproben. Und sie tritt heraus, herrlich bewährt, unerreicht von den Reizen der Sünde, unwandelbar treu der hohen Aufgabe des Lebens, in höchster sittlicher Vollendung, unter allen Heiligen das größte Wunder der göttlichen Gnade, das leuchtendste Beispiel treuer Mitwirkung mit der Gnade.

„Darum selig die Mutter, deren Leib den Herrn getragen, deren Brüste ihn gesäugt!“ Darum selig noch viel mehr die unvergleichliche Magd des Herrn, welche auf sein Wort und seinen Willen hörte, es so treu bewahrte, ihn so herrlich in Erfüllung brachte! Und sagt sie es nicht selbst mit prophetischem Geiste voraus: alle Geschlechter würden sie selig preisen? Denn wer kann einer so leuchtenden Mutterwürde, einem so strahlenden Beispiele der Heiligkeit seine Verehrung versagen? Einer tiefern Betrachtung des Lebens Jesu kann es unmöglich entgehen oder bedeutungslos erscheinen, daß gerade in die zwei so überaus wichtigen Momente, wie der Anfang des öffentlichen Lebens Christi und das Ende sie bilden, die seligste Jungfrau verflochten ist und beidemal von ihrem göttlichen Sohne mit besonderer Ehre gekrönt wird. Da findet sich, die Freude tugendhafter, reiner Seelen durch seine Gegenwart zu heiligen, der Herr mit seiner Mutter am fröhlichen Hochzeitstische zu Kana ein, und auf die nur zart und leise ausgesprochene Bitte der Mutter enthüllt er

hier seine verborgene Allmacht, gemeines Wasser in köstlichen Wein verwandelnd. Ein hochwichtiges Wunder nicht nur dadurch, daß es die Macht des Herrn über die Natur bekundet, sondern auch durch seine sinnbildliche Bedeutung, indem es gleich beim Eintritte des Herrn ins öffentliche Leben auf seinen Zweck hindeutet, den Menschen, so gering und schwach, zu Höherem zu erheben, die gemeinen, irdischen Verhältnisse des Menschen im Himmel zu verklären und die Substanz der vergänglichen Natur in den heiligen Sacramenten zu geheimnißvollen Trägern seiner übernatürlichen Gnade zu weihen. An der Schwelle seines öffentlichen Lebens steht dieses Wunder als Erfüllung der mütterlichen Bitte, dieses so bedeutungsreiche, ehrfurchtgebietende Wunder. Das andere Mal zeigt sich jene Verehrung, wo der Heiland, schon fast von der Ohnmacht des Todes umflort, jenes Opfer vollbringt, aus welchem der ganzen Menschheit Heil und Leben quillt, und hier, wo er die ganze Menschheit umschließt, trägt er die Mutter noch besonders im Herzen und übergibt die Verlassene mit zärtlicher Sorgfalt dem treuen Lieblingsjünger, die Liebe des Jüngers zugleich mit diesem heiligen Vermächtnisse ehrend und belohnend. Ist in dieser Begebenheit nicht ein Fingerzeig des Herrn sichtbar? Die der Herr selbst so hoch verehrt, soll sie nicht auch von den Jüngern verehrt werden? Ist nicht durch ihre freie Zustimmung jenes Geheimniß erfüllt worden, welches alle Menschen mit Friede und Heil segnet? Ist sie und ihr Lebensweg nicht so ins irdische Dasein des Heilandes verschlungen, daß, wer Mariä den Ehrenkranz nimmt, damit auch die Ehre des Heilandes selbst schon antastet? Und ist Maria als Mutter unseres geistigen Stammvaters nicht auch unsere Mutter in der christlichen Kirche? Süß und hochgeehrt ist doch jedem Menschen das Andenken an die leibliche Mutter, durch welche ihm das Leben ward, welche in den harmlosen, freudereichen Jahren der Kindheit ihn liebend umfing, pflegte und zum Guten leitete. Und wir sollten da unsere geistige Mutter vergessen können, die uns die Fülle der Gaben und Gnaden gegeben, deren mütterliche Sorge und Liebe noch immer für uns wacht, die mit ihrem Gebete uns auf allen Lebenswegen begleitet, deren Bitte der Sohn mit vorzüglicher, herrlicher Gewährung krönt? Trefflich ist in dieser Beziehung, woran die katholische Kirche ihre Kinder gewöhnt hat: nach dem Gebete des Herrn auch gleich mit einem frommen Ave Maria zur seligsten Jungfrau sich zu wenden. Denn inhaltsschwer umfassen die Bitten des Vaterunser alle Anliegen, alle Noth unseres geistigen und leiblichen Daseins. Derjenige aber, durch welchen wir in der Hilflosigkeit und Gnadenbedürftigkeit dieses Lebens Zutritt zum Vater haben, durch welchen und in welchem die Erfüllung der Bitten uns verheißen ist, ist uns aus Maria geschenkt. Und wenn nun all unsere Noth und Sünde uns vor Augen tritt, liegt es da nicht nahe, jenes Wort des himmlischen Boten freudig zu wiederholen, welches

aller Noth und Schuld gegenüber Frieden und Freiheit verheißt, zu wiederholen jenen freudigen und ehrfurchtsvollen Gruß Elisabeths und diejenige um ihre Fürbitte im Leben und Tode anzuflehen, welche als hehre Mutter des Menschensohnes so viel vermag und als Mutter aller Menschen nichts sehnlicher wünscht, als daß alle ihre Kinder unter dem Segen der Erlösung stehen?

Aber auch uns sind die Wege vorgezeichnet, auf denen Maria gewandelt, die Wege der Geduld und der unwandelbar ausharrenden Treue, der Herzensreinheit, der Demuth, des kindlichen Gehorsams gegen Gott und die Kirche, der Gottesfurcht. Doch da können wir am heutigen Feste uns eines wehmüthigen Gefühles nicht erwehren: denn wenn wir die Hochgebenedeite im Glanze ihrer Makellosigkeit und Heiligkeit schauen, wie stehen wir so niedrig da, so vielfach bezwungen durch die aus erbsündlicher Schuld stammende Macht der Sinnlichkeit, mit so vielen Sünden befleckt! Wir seufzen mit dem Apostel: „Ich unglücklicher Mensch! Wer wird mich erlösen von diesem Leibe des Todes?" Doch auch uns wird die tröstliche Antwort: „Die Gnade Gottes durch Jesum Christum." [1] Siehe, wir stehen in der Zeit der Vorbereitung auf die Ankunft dessen, welcher den Sündern die Gnade bringt. Schon hat die Jungfrau in der Empfängniß den Anfang ihres Daseins begonnen, der uns die Sonne der Gnade, Jesum Christum, ankündigt. Darum flehen wir am heutigen Feste: O unsere Hoffnung, sei gegrüßt! Führe uns zum Lichte und Heile! Zeige uns Jesum, die gesegnete Frucht deines Leibes! Amen [2].

---

## Zweite Predigt.

(1844.)

## Freude und Schmerz im Leben Mariä.

„Maria, von welcher geboren ist Jesus,
der genannt wird Christus."
Matth. 1, 16.

Das heutige Evangelium, Vielgeliebte, zeigt uns Maria im vollen Glanze ihres irdischen Adels, als die Tochter der Könige. Ihre Vorväter und Ahnen haben Krone und Scepter getragen und das Volk Israel regiert. Aber Tage des Unglücks sind über sie hereingebrochen;

---

[1] Röm. 7, 24.
[2] Die Predigt wurde in der Kirche zu U. L. Frauen zu Koblenz gehalten.

der Sturm hat ihnen die Krone vom Haupte geweht, hat sie erfaßt, sie aus den Sälen des Palastes hinweggewirbelt und in die Hütten der Armut niedergesetzt. Es ist ihnen nichts geblieben aus den alten Tagen königlichen Glanzes als die alten, wehmüthigen Erinnerungen, und von den Huldigungen, welche die Könige umgeben, nichts als die Ehrfurcht und Rührung, womit denkende und ernste Menschen die erniedrigten Sprößlinge ehemals hochstehender und gekrönter Familien anschauen, die wie alte Denksäulen unter den aufblühenden Geschlechtern stehen und lebendige Zeugen der Hinfälligkeit alles Irdischen sind.

Nun kann aber nichts, was auf das Leben und die Schicksale des Erlösers Bezug hat, zufällig und ohne Bedeutung sein. Bedeutungsreich ist es gewiß, daß Gott die Familie, aus welcher der Erlöser geboren werden sollte, einmal aus der Verborgenheit hervorzog, auf die Höhe des Lebens stellte, ihr die Königskrone aufs Haupt setzte, ihr das Scepter in die Hand gab und dann wieder in traurigem Wechsel der Dinge sie aus der Königsburg verbannte, sie von Herrschern zu Unterthanen erniedrigte und sie auf die Dornenpfade der Armut führte. In diesen Schicksalen der Familien der allerseligsten Jungfrau, in diesem Lose der hl. Maria selbst, der entthronten Königstochter, in welchem königliche Abstammung mit Hilflosigkeit und Armut vereint ist, ist schon wie in einem Bilde die Erniedrigung Jesu Christi dargestellt. Ist nicht auch Christus ein König von Ewigkeit? Ehe die Welt stand, war er, wie er selbst sagt, beim Vater mit göttlicher Glorie verherrlicht, und als die Welt durch ihn erschaffen ward, haben die lichten Himmelssterne sich ihm zur Krone gefügt und alle Creaturen seine Ehre geoffenbart. Dieser König aber, der seine Krone in den Firmamenten des Himmels trägt, hat sich selbst entäußert und Knechtsgestalt angenommen [1]. Aus einem Herrscher ist er zum ärmsten Diener geworden, dessen Leben selbst nur ein Dienst ist, und er selbst verkündigt von sich: „Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, sich bedienen zu lassen, sondern zu dienen und sein Leben zu geben zum Lösegeld für viele.“ [2] Und wiederum das ganze Menschengeschlecht, dessen Natur und Wesenheit der Heiland annahm, dessen Glied er wurde, was ist es anders als ein Geschlecht entthronter Könige? Zum Könige auf Erden hatte Gott den Menschen bestellt und alle irdische Creatur ihm unterworfen. Da der Mensch aber Gottes Gebot übertrat, ward er aus dem Paradiese in die Armut der Erde verbannt. Die Thiere gehorchen nicht mehr seiner Stimme, sie fliehen scheu vor ihm oder lehnen sich ergrimmt gegen ihn auf; die Erde bringt ihm Disteln und Dornen, Trübsal und Elend umschlingt gleich einem stechenden, verwundenden Dornenkranze sein ganzes Leben. Der König der Erde ist zum armen Unter-

[1] Phil. 2, 7. [2] Matth. 20, 28.

thanen derselben geworden; nur die Erinnerung an die frühere Größe lebt noch in den Völkern fort. Als entthronter König sitzt der Mensch am Strome der Zeit, welche all sein Glück ihm entrissen, und seufzt nach Erlösung. Maria ist die Himmelspforte, durch welche der Erlöser eingezogen. Wir feiern heute das Andenken an jenen Zeitpunkt, in welchem sie ihr Leben begann, das Andenken an die ersten Anfänge ihres Daseins. Ihr Dasein beginnend, erscheint sie uns als der Stern, welcher den baldigen Aufgang der Sonne und den vollen Tag des Heiles verkündigt. Die Kirche nennt sie auch den „Stern". Heute beginnt dieser Stern seine Lebensbahn. Gerne blicken wir zu den hehren Sternen auf, welche in ruhiger Majestät ihre Bahnen am Himmel ziehen und ihr stilles Licht zur Erde niedergießen; es ist uns, als ob wir mit ihnen in geheimnißvollem Zwiegespräche verkehren könnten. Zitternd, bebend ist ihr Licht, bald hell leuchtend, bald trüb und mit Wolken umflort: so leuchtet auch Maria gleich einem Sterne auf ihrer Lebensbahn im ganzen Glanze ihrer Herrlichkeit und Freude, bald wieder ist ihr Leben von Wolken des Kummers und des Schmerzes umzogen. In ihrem Leben glänzt die höchste Freude und liegt der tiefste Schmerz.

Mit unendlicher Freude und unnennbarer Wonne hatte Maria die Verkündigung des Engels gehört und den Sohn Gottes in ihrem Schoße empfangen. Eilends geht sie über das Gebirge hin, ihrer frommen, ehrwürdigen Base Elisabeth von dem wunderbaren Geheimnisse zu reden, dessen Wohnstätte sie zum Heile der ganzen Welt geworden. Da aber Elisabeth, vom Heiligen Geiste erleuchtet, sie schon als die Mutter des Herrn begrüßt und sie selig preist, kann sie das Uebermaß ihrer heiligen Freude, ihres seligen Entzückens nicht fassen. Wie ein Springquell, der von der Erde hinweg gen Himmel seinen Strahl trägt, strömt es über ihre Lippen in flammendem Gebete; sie antwortet in jenem wunderbaren Magnificat: „Hoch erhebet meine Seele den Herrn, und mein Geist frohlockt in Gott meinem Heilande."[1] Sie blickt tief in Gottes That und Rathschluß hinein, schaut in die Zukunft, und hier, wo Elisabeth allein sie noch selig gepriesen — „selig bist du, die du geglaubt hast" —, ist es ihr, als höre sie schon ihr Lob von Geschlecht zu Geschlecht in der wahren Kirche verkündigen, und sie ruft aus: „Siehe, von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter."[2] Maria ist über die menschlichen Schranken hinausgehoben wie ein Stern, welcher von der Höhe aus den Lauf der Geschichte und der Zeiten überschaut; es ist ein Leuchten in Freude und Entzücken.

Bald aber erblaßt dieses freudige Aufleuchten wieder, und wir sehen Maria in das Dunkel der Leiden treten. Wir sehen, wie sie, da die Ge-

[1] Luc. 1, 46. [2] Ebd. V. 48.

burt Christi nahe ist, kummerbeschwert in den Straßen Bethlehems umherirrt und um eine Herberge fleht. Aber die Thüren der Wohnungen sind ihr verschlossen; auch die Thüren der Herzen wollen sich ihrer flehentlichen Bitte nicht öffnen. Ach! sie ist in Bethlehem; hier ist ihr Stammort, hier haben ihre Ahnen gelebt, in diesem und jenem Hause haben ihre Väter und jene, die mit ihnen in Freundschaft verbunden, gewohnt. Jetzt ist es ihr fremd überall, und sie ist ins Freie hinausgewiesen, in einen Raum, welcher den Herden zum Obdache dient. Mit welch wehmüthigen Gedanken, mit welch unaussprechlichem Schmerze muß die Hochgebenedeite unter dieses Obdach eingetreten sein! Aber Gott, welcher aus dem harten Felsen der Wüste den Quell des Wassers zur Labung rauschen ließ, kann auch an diesem Orte eine Quelle überreicher Freude und des Trostes öffnen und die trostlose Stätte in ein Paradies der Wonne umwandeln. Das geschieht.

In dieser Stätte wird Christus zur Welt geboren, hier empfängt ihn Maria zuerst in ihren Armen in süßestem Entzücken; aller Kummer ist gelöst, aller Schmerz gestillt, alle Wolken sind zerrissen. Der arme Ort ist der erste Palast des großen Königs und für immer aufs glänzendste geadelt; in seiner Oede ist zuerst der Frühling himmlischer Liebe erblüht. Tausende frommer Christen hat es zu diesem armen Orte mit flammender Sehnsucht hingezogen, Tausende haben den Pilgerstab ergriffen, um hier knieen, ihren Reueschmerz und ihren Dank weinen und dann zufrieden sterben zu können. Das Licht des Himmels leuchtet auf den Fluren vor dieser Stätte, und die Engel des Himmels sind in ihrer Nähe und singen in wundersamen Liedern Gottes Ehre und den Frieden, der aus dieser heilgekrönten Stätte ausgeht zu allen Menschenkindern, welche guten Willens sind. Bald drängen sich die Hirten hinein, an welche das Evangelium des Engels ergangen, die heilige Stille belebend. Um was die Christen so oft bitten: „O Mutter, zeige uns die gesegnete Frucht deines Leibes", diese Bitte ist damals gewiß aus dem Munde dieser kindlichen Menschen an Maria ergangen. Sie verlangten das wunderbare Kind zu sehen, in seiner Niedrigkeit ihrer Leiden und ihres armen Standes zu vergessen und sich ihm auf immerdar zum Opfer zu weihen. Da sieht Maria schon die ersten Jünger Christi, welche am Throne seiner Krippe niederknieen, selig, daß sie an seiner Niedrigkeit sich nicht ärgern; da sieht Maria in diesen Hirten schon die Vorbilder, die ersten jener Millionen, welche kindlichen Glaubens, arglos und ohne Falsch, ohne das Fragen und den Zweifel menschlichen Dünkels zu kennen, an Jesus Christus glauben und seine heilige Mutter selig preisen.

Aber auch die redlich forschende, Wahrheit suchende Weisheit und die Fürsten und Mächtigen der Welt, welche nach den Gütern des ewigen Lebens sich sehnen, sind hier vertreten. Mit sehnsüchtigem Blicke, mit

dunkeln, unbestimmten Hoffnungen auf einen Erlöser wartend, schauen Weise des Morgenlandes, wie die Tradition meldet, fürstlichen Ranges, nach den Sternen empor, ob etwa dort am Himmel in lichter Sternenschrift der Erlöser angedeutet sei. Ein Gestirn trägt ihnen die frohe Botschaft zu, und während das Licht, welches von dem Sterne ausgeht, in ihren Augen glänzt, macht eine innere Erleuchtung es in ihrem Geiste hell; sie verstehen, was der Stern ihnen sagt. Er führt sie zum Sterne unserer Seelen, zur Sonne der Wahrheit und Gerechtigkeit. Auch die Weisheit und Macht der Menschen kniet mit der Einfalt der Kinder vor dem Kinde nieder und bringt ihm Gold, Weihrauch und Myrrhen als Opfer dar. Christus empfängt schon den Tribut der Wissenschaft, die Huldigung der Könige. Da ist das Herz der Mutter wieder in heiliger Freude gehoben.

Die Weisen des Morgenlandes haben aber neben dem fröhlich glänzenden Golde und dem lieblich duftenden Weihrauch auch die herbe, bittere Myrrhe als Opfergabe hingelegt, die Myrrhe, das Sinnbild herben Wehes, der Trübsal. Und wie sie in höherer Erleuchtung gekommen, so haben sie auch in höherer Erleuchtung diese Gaben gewählt; die Gaben haben einen tiefen Sinn. Die Myrrhen weisen wie in einer weissagenden Rede auf alles Leid und alle Bitterkeit der Zukunft im Leben Christi. Was sie aber nur dunkel angedeutet, was bei ihrem Anblicke als trübe Ahnung aufgestiegen, das naht sich bald der Mutter und dem göttlichen Kinde. Es ist ein anderer, der in klaren, unverhohlenen Worten die Leiden der Zukunft weissagt: es ist der greise Simeon, der vom Heiligen Geiste die Versicherung hatte, er werde nicht sterben, bevor er den Heiland der Welt gesehen. In ihm stellt sich so recht die alte Zeit des Harrens, der Sehnsucht nach dem Erlöser, die Zeit, wie sie der Advent abbildet, dar. Mit dem ganzen Verlangen dieser alten Zeit empfängt er das Kind in seinen Armen, und die letzte Kraft seines Lebens zusammennehmend, preist er Gott und will sich nun zufrieden ins Grab legen, nachdem er in Maria noch den Morgenstern der neuen Zeit der Erlösung erschaut, nachdem in Jesus Christus gleichsam das erste Licht des Tages der Gerechtigkeit den Abend seines Lebens bestrahlt hat. Aber wie auf hoher Warte stehend, sieht er auch die kommenden Leiden. Den er jetzt als zartes Kind auf den Armen in die Höhe erhebt, der soll ein Zeichen sein, welchem viele widersprechen werden; er soll einst an den kalten, blutigen Armen des Kreuzes emporgehoben werden. Darum wendet er den Blick auch wehmuthsvoll auf Maria, und mit dem Mitleide eines Herzens, welches das Leid des Lebens aus langer Erfahrung kennt und nun bald brechen soll, fließt sein Mund in den klagenden Worten über: „Deine Seele wird ein Schwert durchdringen“ [1], Worte, welche mit den Trauerbildern einer

[1] Luc. 2, 35.

dunkeln Zukunft das Herz der Mutter ängstigen und gleich Wolken die strahlende Freude umziehen, Worte, welche selbst schon einem Schwerte gleich verwundend ihr Mark und Bein durchdringen und eine Wunde schlagen, welche von Zeit zu Zeit frisch blutet.

Simeon hat es gesagt: dieses Kind werde die verborgenen Gedanken der Herzen offenbar machen; es werde bei den Menschen zur Entscheidung kommen, und sie werden in zwei Lager sich theilen: die einen werden sich dem Kinde ergeben, mit ganzer Seele ihm anhangend, die andern ihm widersprechen mit allem Zorne, dessen ein böses Herz fähig ist. Schon die unschuldige, harmlose Frage der heiligen drei Könige nach diesem Kinde war wie ein zündender Funke in das argwöhnische Herz des Herodes gefallen und hatte seinen Zorn zu lichten Flammen angefacht. Indem er mit der einen Hand nach seiner Krone griff, von der er, von seiner Einbildung berückt, meinte, daß sie ihm durch Christus genommen werden sollte, würgte er blindlings mit der andern die Kinder Bethlehems. Darum sehen wir denn die Mutter und den Pflegevater eiligen Schrittes, bekümmerten Herzens, den Preis der Erlösung vom Boden des Vaterlandes hinwegflüchten. Einsam ist der Reiseweg, wüst und unsicher die Gegenden, welche sie durchziehen, und der Wanderweg führt in ein fremdes, unbekanntes Land, in welchem ihre Väter so vieles gelitten. Dort in dem fremden Lande harrten sie der unbestimmten Stunde der Rückkehr entgegen. Endlich verkündigt der Engel dem Joseph: „Die dem Kinde nach dem Leben streben, sind gestorben.“[1] Herodes hatte nach seiner Krone gegriffen, sie mit allen Mitteln festhalten wollen: nun hat er sie doch niederlegen müssen. Christus hat ihn nicht durch Wunder niedergeschmettert, nicht im Kampfe ihn zu Boden gerungen: er hat ihn nur still und ruhig überlebt. Herodes war nur eine Wolke; er zog vorüber. Da ward es wieder helle, und Maria, der Stern, glänzte in ungetrübtem Lichte.

In stiller, unnennbarer Freude war sie in Jesu beständiger Gegenwart, als er seine Größe in der niedrigen Hütte zu Nazareth barg. In ihm hatte sie ihren Reichthum, ihren Trost, und es war, als ob die Hütte sich durch die Hoheit ihres Bewohners erhöht hätte. Doch auch hier war ihre Wonne von traurigen Ahnungen gleich dem zitternden Sternenlichte durchbebt, und in ihre Freude mischte sich bittere Wehmuth, wenn sie Jesum dem Kreuzestod entgegenreifen sah, wenn sie, ihn nährend, an seinen Durst am Kreuze, und ihn kleidend, an die Beraubung seiner Kleider durch rohe Henkershände dachte. Da verließ endlich der Herr das Haus seiner Mutter. Und wie er früher bis zum dritten Tage mit Schmerzen gesucht worden war, so sollte jetzt ins dritte Jahr sein öffentliches Lehr-

---

[1] Matth. 2, 20.

amt währen und bis auf den dritten Tag das Grab ihn bergen. Im Leiden Christi ist Marias Seele von Schmerz umnachtet. Sie sieht das heilige Angesicht von den Faustschlägen verwüstet, von Dornen durchlöchert, den Leib zerrissen, aus tausend Wunden blutend. Welch ein Anblick! Und welch unnennbarer Schmerz, da ihr Blick dem Blicke Christi begegnete! Sie hört die furchtbaren Hammerschläge, welche Christum ans Kreuz fesseln. Zwar bleibt sie wie eine Säule auf festem Grunde unter dem Kreuze stehen, sie, die heldenmüthigste aller Frauen; ihr Glaube wankt nicht, ihr Vertrauen ist nicht erschüttert; aber ihr Herz ist ins Meer der Bitterkeit versenkt, der Stern ihrer Freude ist in die Tiefe gefahren, das Schwert der Schmerzen durchschneidet tödtlich ihre Seele. Sie ist aufs innigste in das Leiden ihres Sohnes hineingezogen, sie opfert sich im Sohne, empfindet seine Schmerzen. Die Kirche nennt sie die „Königin der Martyrer". Jawohl, ein Marterthum, in welchem der Schmerz sich nicht nach außen verblutet, dafür aber desto tiefer ins Herz zurückfällt.

Als aber der Herr aus dem Abgrunde des Grabes wiedererstand, da stieg auch der Stern ihrer Freude wieder hell und glänzend empor; als er in seiner verklärten Menschheit ihr wieder erschien, da wurden auch ihre bittern Leidensthränen zu süßen Zähren der Wonne verklärt. Doch war es ihr hienieden nicht mehr vergönnt, im Umgange mit dem Herrn zu leben. Er zog triumphirend auf den Flügeln der Verklärung gen Himmel empor. Mit namenloser Sehnsucht folgten ihm die Blicke der Seinigen in die blauen Höhen. Da entzog eine lichte Wolke ihn ihren Blicken. Diese Wolke, welche den Anblick des Herrn und den Verkehr mit ihm der seligsten Jungfrau entzog, umwölkte auch ihr Leben. Da konnte ihre Heimat nicht mehr sein, da konnte sie sich nicht mehr glücklich finden, von wo ihr Sohn geschieden. Dorthin zog es sie mit den mächtigen, unwiderstehlichen Banden der Liebe, des Verlangens; nicht mehr waren ihre Gedanken auf Erden. Da endlich schlug jene selige Stunde, welche sie auf ewig mit dem Sohne vereinigte.

So zieht sich durch das Leben der seligsten Jungfrau die höchste Freude, der größte Schmerz. Freude und Schmerz ziehen sich gleich einem Dornen- und Blumengewinde durch jedes Menschenleben. So ist auch das Leben Mariä von einem Blüthen- und einem Dornenkranze umschlungen. Christus ist der Mittelpunkt beider. Auch unser Leben ist von Freude und Schmerz umschlungen. Ob aber auch Christus der Mittelpunkt ist? Christus ist in der Kirche da. Ob wir mit ihr uns freuen, mit ihr trauern? Amen.

# Fest der Geburt unseres Herrn Jesu Christi.

## Erste Predigt.

(1868.)

### Die Eintrittsstelle Christi in die Menschheit.

„Und das Wort ist Fleisch geworden
und hat unter uns gewohnt."
Joh. 1, 14.

Die größten Geschehnisse aller Geschichte im Himmel und auf Erden, die geheimnißvollsten und wunderbarsten Ereignisse seit Anfang der Welt, seit Urbeginn der Zeiten treten heute festlich erglänzend in unsern Gesichtskreis. Es ist dies die Menschwerdung des Wortes, das im Anfange war, und die zeitliche Geburt des eingebornen Sohnes Gottes. Denn diese beiden Geheimnisse sind heute in dem Gedenken und der festlichen Begehung der Kirche in eins verbunden. Vor der Vereinigung dieser beiden Geheimnisse muß an Bedeutung alles zurücktreten, was sonst den hehren Stempel des Geheimnißvollen und Wunderbaren trägt. Wunderbar gewiß und uns unbegreiflich ist das Werk der Schöpfung, da Gott kraft seiner Allmacht und zur Mittheilung seiner Güte dieses reiche, große Weltall aus dem Nichts erschuf; aber ganz gewiß ist es noch wunderbarer und anbetungswürdiger und versenkt uns in tieferes Staunen, im Geiste der Betrachtung zu schauen, wie des Vaters anderes Ich, aus des Vaters Wesen in einer uns unbegreiflichen Weise gezeugt, vorweltlichen, ewigen Daseins, bei Gott und selbst Gott, Gott bleibt und dabei in einer viel überschwänglichern Mittheilung sich entäußert, sich in die Menschenwelt senkt, die von ihm erschaffen ist, und das arme Menschenwesen, Leib und Seele, mit der Gottheit in einer Person verbindet. Groß ist die Weltwerdung; größer aber noch Gottes Menschwerdung. Die Weltschöpfung zeigt Gottes Reichthum: das ist Gott natürlich; die Menschwerdung zeigt Gottes Armut: das ist in Gott gewiß etwas ganz Unerwartetes, Erstaunliches. Wunderbar ist der strahlende Glanz und Reichthum der Schöpfung: aber noch viel wunderbarer ist die Armut, welche wie ein verhüllender Vorhang über Gottes Herrlichkeit fällt, die Verdunklung des Sohnes Gottes, die Zeichen seiner Erscheinung in der Welt, wie der Engel sie angibt: Kindeshilflosigkeit, Windeln, Krippe. „Ihr werdet ein

Kind finden, in Windeln eingewickelt und in einer Krippe liegend."[1] Zwar ist Christi Kreuz eine noch größere Verdunklung der Herrlichkeit des Sohnes Gottes als die Krippe, und die Grabtücher des verstorbenen Heilandes eine noch größere Verdunklung des Sohnes des lebendigen Gottes als die Windeln, welche die kleinen Glieder des Kindes umschnüren: aber Krippe und Windeln sind schon die Voraussetzung und das Vorspiel von Kreuz und Grabtüchern, und Leiden und Tod sind auch bei dem Gottmenschen natürlich, wenn er einmal die arme, hilflose Menschennatur angenommen hat, mit ihr bekleidet sich in die Krippe legen und mit Windeln schützen ließ. Wunderbar ist die Auferstehung Christi, diese neue Geburt aus dem Grabe, und seine Himmelfahrt: aber sie ist doch der von uns erwartete Ausgang und die Krone des ganzen zeitlichen Erscheinens Christi. Wunderbar ist die sacramentale Gegenwart Christi auf unsern Altären: aber diese sacramentale Geburt des Herrn ist doch in gewissem Sinne nur die Vervielfältigung, die vielfache Gegenwärtigstellung jener Menschwerdung des Sohnes Gottes. Die Vervielfältigung von Bethlehem, d. i. der Brodstadt, und der ersten Wohnung Christi sind unsere Kirchen, unsere Tabernakel mit dem Leibe Christi, und auf jener Krippe ruht der Tisch des Herrn, an welchem wieder so viele von euch, selige Kinder der heiligen Weihnacht, das Brod des Lebens empfangen. Kurz, wie alle Bäche und Flüsse von selbst in das Meer münden, so beziehen sich und deuten alle Wunder der Erlösung hin auf das Ereigniß der heiligen Weihnacht, auf diesen Urgrund der Erlösungsgnade, diesen Brennpunkt der Liebe Gottes, auf diese seligen Stunden, in welchen so unermeßlich viel geschenkt worden ist.

Ist aber der Eintritt des Sohnes Gottes in die Menschenwelt so unaussprechlich bedeutungsvoll und segensreich, dann richten sich gewiß unsere Blicke heilsbegierig, mit innerster Herzensbewegung auf jene Eintrittsstelle, wo Gott das trübe Wolkengehänge über der Menschheit zerreißt, wo er, der Abglanz des Vaters, einem tröstenden Gestirne gleich, hervorgeht aus seiner heiligen Wohnung, seinen Erdenlauf wie ein Riese zu laufen. Der Sohn Gottes hat sich der Zeit und dem Raume unterworfen, wann und wo ist sein Eintritt geschehen? Wo liegt im langen, wechselvollen Strome der Zeit die gesegnete Lichtstunde, welche alles mit Heil überstrahlt, die Stunde der höchsten Mittheilung der Güte Gottes? Wo liegt die Spanne Boden, die Handbreit Erde, der Ort und die Umgebung, wo der ewige Sohn Gottes dem irdischen Lichte sein Auge aufschlug, wo der Stern Jakobs, der Aufgang aus der Höhe, das Licht aller Geister, uns heimsuchte? Wann, wo ist das geschehen? So fragen wir bei jeder bedeutenden Geschichte, und dies ist ja die höchste Geschichte. Bei allen

[1] Luc. 2, 12.

wichtigen Dingen, sagt man ja sprichwörtlich, kommt viel auf Ort und Stunde an. Der Vater hat gewiß seinem eingebornen Sohne, welcher der Anfang und das Ende seiner Wege ist, in seiner ewigen Vorsehung und seiner Fügung die rechte Stunde, den besten Ort, die geziemende Eintrittsstelle gewählt. Wie trüb und traurig wären Erdenzeiten und Erdenräume ohne den Heiland! Er ist ja nach dem Sündenfalle der Stammeltern der nothwendige Mensch, ohne welchen alles zerfallen wäre, in welchem alles erneuert wird, auf welchem alles beruht. Unser Eintritt ins Leben, seine Stunde, sein Ort ist ja nicht Zufall, sondern bestimmt und weise ins Ganze gefügt: und doch ist unser Leben für die Welt kein nothwendiges Leben. Jahrtausende hindurch ist die Menschheit zurechtgekommen ohne uns; sie wird auch über unsere Gräber hinschreiten und ihre Bahn fortsetzen, ohne unser zu bedürfen. Aber Christi Leben ist das Centralleben, der Grund des Heiles; sein Eingang das Erscheinen des Heiles. Welchen Werth wird Gott auf das Erscheinen zur rechten Zeit, am rechten Orte gelegt haben!

So lasset uns denn auch nach unserer Schwäche einigermaßen den Werth und die Bedeutung des Zeitpunktes und des Ortes betrachten, wo unser Heiland im Fleische erschienen ist. An der Eintrittsstelle der Könige warten derselben ihre Diener. Freilich möchte man heute lieber verstummen und in schweigendem Entzücken staunen und anbeten; aber wir sind nicht da, um zu schweigen, sondern, wenn auch mit stammelndem Munde, Gottes Wunderthaten zu deuten und zu preisen. Der Engel stand an der Stelle des Eintrittes Christi in die Welt und rief: „Ich verkündige euch eine große Freude.“[1] So sprach der Engel, obgleich auch die Engel nach des Apostels Wort das Geheimniß des heutigen Festes nicht ergründen. Der hl. Johannes aber nennt die Bischöfe die Engel der Kirchen. So stelle ich mich im Geiste an die Eintrittsstelle Christi und rufe euch zu: „Ich verkündige euch eine große Freude“, und ich fordere euch auf, mich zu begleiten, mir im Geiste und in Gedanken nachzugehen zu jener Stunde im Zeitenstrome, zu jenem Orte im Erdenraume, wo die Stelle des Eintrittes Christi ist, und wo wir auch Maria finden, die wunderbare Jungfrau und Mutter, welche die Pforte des Heiles geworden, und die wir mit unserem Ave grüßen.

## I.

„Alles hat seine Zeit“, so spricht das Buch des Predigers[2]. Er spricht es im Hinblicke auf des Menschen Thun nicht ohne Wehmuth. Wie oft sind große Unternehmungen kläglich gescheitert, gescheitert an der

---

[1] Luc. 2, 10. [2] 3, 1.

ungeeigneten Zeit, in welcher sie unternommen wurden. „Es war zu frühe dafür", darum hat das Werk keinen Bestand, darum ging es unter: wie oft spricht die Geschichte dieses Urtheil über das, was die Menschen in Hast und Ungeduld pflanzen wollten in einer Zeit, in welche es nicht paßte, nicht gehörte. „Es ist zu spät", das ist ein anderer Ruf: wie ein Donner ist er gehört worden und hat die schreckliche Wahrheit verkündigt, die rechte Zeit sei vorüber. Alles hat seine Zeit. „Gott aber", so fährt das Buch des Predigers weiter, „macht alles gut zu seiner Zeit."[1] Er, der wie aus geheimnißvoller, wolkenumhüllter Urne die Zeiten ausgießt, der Schöpfer und Ordner, der „König der Zeiten", wie der Apostel ihn nennt[2], weiß für seine Werke immer die rechte Stunde; seine geheimnißvolle Thurmuhr schlägt für sein ganzes unermeßliches Reich immer genau zur rechten Zeit. Wer hat unverrückter nach dieser unfehlbaren Stundenuhr geschaut als der Heiland? Er weist auf dieselbe seine ungeduldig vordringenden Jünger ruhig hin. „Es steht euch nicht zu, Zeit und Stunde zu wissen, welche der Vater in seiner Macht festgesetzt hat."[3] Er selbst schaut in seinem Erdenlaufe genau nach dieser geheimnißvollen Zeitenuhr empor. „Meine Stunde ist noch nicht gekommen."[4] „Da Jesus wußte, daß seine Stunde gekommen sei, um aus dieser Welt zum Vater zu gehen"[5]; seine Feinde können nicht Hand an ihn legen, da auf Gottes Zeitenuhr die Stunde noch nicht geschlagen hatte[6].

Auf dieser Thurmuhr der Ewigkeit, die nach dem von Gott gegebenen Maße und Gewichte sich bewegt und zeigt, auf welcher die Geschicke der Menschheit geregelt werden und nach welcher der Erdenlauf unseres Herrn Jesu Christi verfloß, war vor allem und über alles auch der Zeitpunkt des gnadenreichen Erscheinens unseres Herrn und Heilandes auf dieser Erde bestimmt. Darauf deutet geheimnißvoll der Apostel: „Als die Fülle der Zeit gekommen, sandte Gott seinen Sohn, geboren vom Weibe."[7] Die Zeit war nicht bestimmt nach der Rechenkunst der Engel und noch weniger nach der Befangenheit und Ungeduld der kurz lebenden Menschen. Warum hat Gott seinen Sohn nicht aus Eva, unserer gemeinsamen Mutter nach der Erde, vor dem Sündenfalle auf paradiesisch jungfräulicher Erde geboren werden lassen, daß er mit seinem starken Arme der Sünde wehre, das drohende Unheil aufhalte, mit seinem Fuße der Schlange, bevor sie dem Menschen nahen konnte, den Kopf zertrete? Warum hat nicht Eva schon das Ave empfangen? Weil Gott das nicht wollte. Und er wollte es nicht, weil es nicht angemessen und daher nicht geziemend gewesen wäre. Der Mensch hatte seine Unschuld nur

---

[1] Pred. 3, 11. [2] 1 Tim. 1, 17. [3] Apg. 1, 7.
[4] Joh. 2, 4. [5] Ebd. 13, 1. [6] Ebd. 7, 6. [7] Gal. 4, 4.

als Gabe Gottes; er sollte sich aber auch in freier Treue bewähren. Bewährung kann nur in der Prüfung kommen. „Selig der Mensch, der die Prüfung besteht.“ [1] Es mußte die verhängnißvolle Versuchung kommen; sie war schon durch die schimmernden Reihen der Engel gegangen und hatte sie gelichtet. Die Unschuld des unmündigen Kindes sollte zur Engelunschuld reifen und die Siegeskrone tragen. Bevor das geschehen, war Kindheit da, keine Reife, keine Fülle der Zeiten [2]. Ihr wisset, wie unglücklich die Entscheidung ausfiel. Gerade auf dieses Unglück, auf die Sünde und ihre verheerenden Folgen, ist die Erscheinung des Sohnes Gottes berechnet. Der eingeborene Sohn Gottes sollte Mensch werden hauptsächlich zur Erlösung der Sünder. Das war Gottes Rathschluß des Erbarmens über die Menschheit. „Heute ist euch der Heiland, d. i. der Retter, geboren.“ [3] Nur wo die Sünde und mit ihr das Elend herrscht, ist der Wirkungskreis des Heilandes; „die Kranken bedürfen des Arztes“, hat der Heiland selbst gesagt. [4]

Aber warum wurde denn der Heiland nicht sogleich nach geschehener Sünde geboren, noch im Paradiese, unter den Zweigen, im Schatten desselben Baumes, an welchem unsere Stammeltern gesündigt hatten? Schöner wäre doch dieses Dach von Zweigen gewesen als das elende Dach des Stalles zu Bethlehem. Oder, wenn das nicht, warum steht wenigstens seine Wiege nicht dicht neben dem Eingange des verschlossenen Paradieses? Oder warum nicht in den Zelten der Erzväter, im Schoße der ersten Zeitalter der Welt? Warum liegen zwischen dem Binsenkörblein, in welchem Moses auf dem Nile schwimmt, und dieser Krippe des Erlösers über fünfzehnhundert Jahre? Warum sind diese glücklichen Hirten auf Bethlehems Fluren von den Patriarchenhirten nahe durch zweitausend Jahre geschieden? Warum ist Maria, diese himmlische Eva, von der ersten Stammmutter Eva durch viertausend Jahre getrennt? Warum sind diese langen Jahre nicht zusammengedrängt, nicht zu Stunden gekürzt, zu Minuten, Augenblicken gemindert? Darum nicht, weil Gott es nicht wollte. Und er wollte es nicht, weil es nicht angemessen und daher nicht geziemend war. Kennen wir denn das Geisterreich dort oben? Wissen wir, wann der rechte Zeitpunkt war, die Pforte des Himmels zu öffnen? Wissen wir Menschen, wann die rechte Zeit war, durch neue Bevölkerung in den seligen Himmelsräumen die traurigen Lücken zu ergänzen, welche durch den Fall so vieler Engel bis in die obersten Stufen das Geisterreich verwüsteten? Wissen wir, wann es an der Zeit war, auch der Engelwelt in dem Gottmenschen das sichtbare Haupt zu geben, welches alles eint im Himmel und auf Erden, und das sie heute auf Bethlehems Fluren umjubeln?

---

[1] Jac. 1, 12. [2] Gal. 4, 3—4. [3] Luc. 2, 11.
[4] Matth. 9, 12.

Dafür wissen wir viel zu wenig von dem heiligen Jenseits, von dem Reiche der Geister, wir, die wir selbst von den Führungen, Geschicken und Zielen der Menschenwelt oft so wenig fassen und begreifen. Aber das wissen wir von der Menschenwelt: wo in derselben Großes reifen soll, da geschieht es nicht in heftiger, ungeduldiger Treibhaushitze, da bedarf es vorerst einer langen, sorgfältigen Bereitung des Bodens, des Ausreutens und Pflügens, des Säens und Pflanzens; langsam ist die Entwickelung, knospet die Blüthe; spät reift die Frucht.

Die höchste Blüthe und Frucht der Menschheit ist der Heiland, uns von Mariä jungfräulichem Schoße geschenkt; „uns erkoren, uns geboren aus Mariä edlem Schoße", wie die Kirche singt[1]. Bevor Adam erschaffen ward, bereitete Gott ihm die Erde: bevor der neue himmlische Stammvater der Menschheit, Jesus Christus, erschien, mußte ihm in himmlischem Sinne, in geistigem Verstande das Erdreich der Herzen und Willen bereitet werden. Es geziemte sich nicht, mit Zwang die Herzen, welche von Gott frei geschaffen sind, zum Heilande zu ziehen. Durch eigenes Einsehen, durch das tiefe Gefühl des Bedürfens und der Noth mußten sie dem Heilande sich entgegen neigen, bewußt oder unbewußt; er mußte „die Erwartung der Völker" werden. Zu dieser Bereitung nahm Gott eine große Arbeiterin in seine Dienste; ihr übertrug er das große Werk. Wißt ihr, wer sie ist? Es ist die Zeit. Die Zeit, welche die alten Völker im Bilde dargestellt haben als einen Greis, mit Silberhaaren gekrönt und mit Flügeln, wie sie mit einem Flügel zwar manche Thräne trocknet und manche Wunde heilt, mit dem andern aber auch die Freuden vernichtet, das liebgewordene Täuschen unerbittlich verjagt, die Zeit, die Mutter so vieler bitterer Erfahrungen, die langsame Verfechterin der Wahrheit, konnte schon naturgemäß die Menschen unter Schmerzen lehren, daß sie eines Retters bedurften. Gott nahm dazu in seine Dienste die Zeit von viertausend Jahren, vor Gottes Auge keine lange Zeit; denn vor ihm sind „tausend Jahre wie **ein** Tag"[2]; für die Menschen lang, aber nicht zu lang für das größte Werk der Welt, welches die Menschwerdung des Sohnes Gottes ist. Und dieses Werk sandte ja auch schon seine Hilfe, seine Gnade voraus. Der Heiland ist ja das „Licht, welches jeden Menschen erleuchtet, der in diese Welt kommt"[3]. „Er wird kommen und sich nicht verspäten."[4]

So arbeiteten denn die viertausend Jahre mit ihren schweren Gewichten, bis die Menschheit unter großen Erfahrungen reif wurde und, bewußt oder unbewußt, der Aufschrei nach Hilfe aus den Herzen drang. Auf dem Rathhause zu Nürnberg ist eine große Uhr aus alten Zeiten,

---

[1] Hymnus Pange lingua. [2] Ps. 89, 4. [3] Joh. 1, 9.
[4] Hab. 2, 3.

welche langsam, ehrwürdig, mit gewaltigen Ketten, Stricken und Gewichten sich bewegt. Aber unter dem Gewichte kommt ein sehr heller, süßer Schlag der Uhr hervor. Darum hat sie die Inschrift: Ubi onus, ibi sonus; „Aus Druck und Drang kommt heller Klang“. So auch in der Menschheit unter dem Gewichte der Zeiten. Stolz, keck und kühn, in jugendlichem Uebermuthe, in phantastischem Frevelmuthe waren die jungen Völker ausgezogen, auf eigene Faust Wahrheit zu finden, Glück und Seligkeit zu erobern, mit den Zielen der Menschheit abzurechnen: der vollständige Bankrott der alten Heidenwelt an Glaube und Sitte war das Ende. Und schon aus dem Munde eines ihrer edelsten Vertreter, des Plato, bekennt diese sonst so stolze Welt: „Es kann niemand die höhere Wahrheit erkennen, wenn nicht aus der höhern Welt.“ Die Welt war zum Sumpfe geworden, wenn auch theilweise mit Blumen überkleidet; es war constatirt, daß die Menschheit sich nicht selbst helfen, sich aus Verrottung und Untergehen nicht herausarbeiten könne, wenn nicht Hilfe von oben komme. Gottes Mühlen mahlen langsam, aber zart und fein. Gott unterstützte das Wirken der Zeit mit seiner Gnade. Sein Wort streute Samenkörner unter die Heiden. Während aber die Heidenvölker so durch die bittere Erfahrung des Elendes für das Christenthum reiften, pflügte und pflegte Gottes Hand selbst das auserwählte Erdreich des israelitischen Volkes. Ihr wißt, wie es unter Gottes Hut und durch gotterleuchtete Männer die uralten Weissagungen vom kommenden Erlöser bewahrte, welche die heidnischen Völker mehr und mehr verloren. Bis ins Paradies reichen diese Weissagungen zurück; vom Paradiese aus geht ihre Kette ununterbrochen; durch viertausend Jahre ist das Christenthum vom Paradiese entfernt, aber es ist nicht vom Paradiese getrennt. Ihr wißt, wie die Propheten wie mit hundert Stimmen tief und hoch, sanft und strenge durch Wort und Bild auf den Erlöser hingewiesen.

So wurde dem Erlöser die Stätte zunächst im Innern des israelitischen Volkes und weiterhin im Schoße der gesamten Menschheit bereitet. Alle Völker werden vorbereitet, ein Volk aber wird besonders auserkoren; in diesem Volke wieder eine Familie von allen und in ihr endlich die auserkorene Jungfrau. Aus ihr, der Unbefleckten, ging hervor die Blüthe und Frucht, die Freude der Patriarchen, die Hoffnung und Verheißung der Propheten, die Ehre Israels, die Erwartung der Völker, das Haupt der Engel, der Heiland der Welt. Eine einzige wahre Religion war im Grunde immer auf Erden, eine einzige Heilsanstalt, die Religion Jesu Christi, früher des Ersehnten, jetzt des Geschenkten; er ist der Mittel- und Wendepunkt. Als er erschien, da war die rechte Stunde, da war sein Eintritt in des Wortes höchster Bedeutung „zeitgemäß“.

„Zeitgemäß“: mit diesem Worte wird viel Mißbrauch getrieben. Weiß man sonst nichts Rechtes gegen gute Dinge vorzubringen, so sagt man:

sie sind nicht zeitgemäß. Zeitungen besonders glauben oft das unfehlbare Endurtheil über das, was zeitgemäß ist, zu haben, wahrscheinlich, weil sie „Zeitungen" heißen. Unzeitgemäß sind geistliche Vereine, Missionen, das Sichtbarwerden und der Einfluß der Kirche, die öffentlichen Erscheinungen und Zeugnisse des Glaubens, die Encyklika des Heiligen Vaters. Wenn ein muthiger Priester den Wolf in die Herde einbrechen sieht und laut ruft, so ist es unzeitgemäß. Wißt ihr, was das Allerunzeitgemäßeste ist? Wenn man um achtzehnhundertachtundsechzig Jahre im Leben sich verspätet, das ist sehr unzeitgemäß; wenn man im Jahre 1868 nach Christi Geburt so denkt und urtheilt, so fühlt, will und lebt, als ob man ein Heide wäre, so ist das sehr unzeitgemäß. Wenn man, nachdem vor achtzehnhundert Jahren das Astrallicht aufgegangen und angezündet ist, sich lieber zu dem armseligen Lämpchen eines Erdenweisen setzt, als ob es noch Nacht wäre, wo heller Mittag, die Fülle der Zeiten ist, wenn man dann noch schläft und heute noch das Wort des Apostels uns anstoßen muß: „Stehe auf, der du schläfst, und Christus wird dich erleuchten" [1], das ist sehr unzeitgemäß, paßt nicht in die Zeit. Wenn man nach achtzehnhundertjährigen Siegen Christi in jedem Sturme glaubt, seine Sache werde fallen, seine Barke untergehen, das ist sehr unzeitgemäß, und ein solcher paßt mehr als Matrose in den Sturm auf dem galiläischen See vor achtzehnhundert Jahren. Wenn man bei jeder neuen Entdeckung im materiellen Leben des Menschen naiv meint, nun werde das goldene Zeitalter anbrechen, das ist sehr unzeitgemäß. Wenn man meint, die Menschen wären glücklich, wenn sie den Dampf bändigen, sich selbst aber nicht durch die Religion, das Christenthum bändigen können, das ist nach so vielen Erlebnissen und Erfahrungen sehr unzeitgemäß. Wenn man meint, man nehme auf der Eisenbahn seine Leidenschaften nicht so gut mit sich wie auf der Schneckenpost, man sei mit sich selbst nicht in einer unliebenswürdigen Gesellschaft, das ist unzeitgemäß.

Wie man aber in Bezug auf die große Menschenwelt eine dunkle Zeit vor Christus und eine lichte Zeit nach Christus unterscheidet, so ist es, wie auf dem Erdenrunde, so auch in dem kleinen Runde des Menschenherzens, in der innern kleinen Welt des einzelnen Menschen. So beginne denn wenigstens mit dem heutigen Weihnachtsfeste für uns alle eine lichte Zeit. Es verschwinden Irrthum und Sünde, Aergernisse und heidnische Greuel; es erleuchte und erwärme uns der Aufgang aus der Höhe! „Stehe auf, der du schläfst, und Christus wird dich erleuchten"; dazu rufen die Stimmen der Prediger, der Hirten; dazu stehen überall weit offen die Richterstühle der Buße; dazu wird der Tabernakel erschlossen, diese wahrhaft heilige Krippe des verhüllten Christus

[1] Eph. 5, 14.

in unsern Kirchen. „Die Nacht ist vergangen, der Tag ist angebrochen.“ In tiefer, dunkler, rauher, langer Decembernacht liegt der Zeitpunkt des Eintrittes des Herrn und Heilandes in die Welt; unter dem tiefen Schatten der Nacht schlug er sein menschliches Auge auf. Sinnbild des Werkes Jesu Christi auf dieser Welt! Die Finsternisse und das Unheil der Seelen verscheuchen, die Menschen hinausführen aus den bangen Todesschatten in die lichte Himmelsklarheit, Licht bringen, wo die Nacht am längsten und tiefsten war: das ist ja der Zweck seines erbarmungsvollen Erscheinens. Als das Licht der Welt steht er über unsern Häuptern. „Wirket, solange es Tag ist“; und er spricht von einer andern Nacht: „Es kommt die Nacht, da niemand mehr wirken kann.“ [1] Denn während der Heiland als das Licht der Welt bis zum Ende der Zeiten dasteht, sind uns nur wenige Tropfen der Zeit gegeben, welche wir unsere irdische Lebenszeit nennen. Es ist nur ein unaussprechlich kleiner Theil in dem ewigen Fortleben unserer Seele, aber der entscheidende Theil. Lasset uns die goldenen Stunden kaufen, solange des Lebens Zeiger läuft. Diese Stunden sind die einzige Zeit, in welcher wir der Gnade Christi theilhaftig werden können. Diese Erde selbst ist ja auch nur ein kleiner Punkt im Weltalle, aber als Stätte der Menschwerdung und des Wohnens Gottes vor allen begnadigt: die Hütte Gottes, das Bethlehem im Weltalle.

## II.

In dem langen Laufe der Zeiten hat der Vater für den Eintritt seines eingeborenen Sohnes in die Welt den Zeitpunkt gewählt, welcher der würdigste, der segensvollste war, indem die Geister und Herzen bereitet waren. Es war die Fülle, die Reife der Zeit. Ebenso gewiß hat der göttliche Vater im Raume der Welt dem Sohne den Ort ausgewählt, welcher für sein Kommen die entsprechendste, die würdigste Bereitung hatte.

Wo ist dieser Ort? Wie weit weichen Gottes Gedanken ab von den Gedanken der Menschen! Das erste Evangelium spricht heute gleich zu Anfang von Rom, vom Kaiser Augustus, dem Weltbeherrscher. Soll man nicht beim Anfange bleiben? Ist der Ort etwa in Rom, wo der Kaiser Octavianus Augustus in hohem Palaste in Pracht und Prangen residirt, im Schoße des Weltglanzes? Soll Augustus dem neuen Könige aus höherer Welt sein Schlafgemach, das prachtvollste Gemach der Welt einräumen? O liebste Christen! Nein. Eine Siegestrophäe zwar hat später der Heiland allerdings aus seinem Palaste, entnommen. In der berühmten Franziskaner-Kirche Ara coeli in Rom steht eine Säule, welche zur Zeit, da Christus geboren ward, im Palaste, und zwar in dem prachtvollen Schlafgemache des Kaisers stand, und noch heute trägt diese Säule die

[1] Joh. 9, 4.

bezeichnende Inschrift: „Aus dem Schlafgemache des Augustus.“ Jetzt ist sie in die Kirche des Heilandes versetzt, hilft dieselbe zieren. Wenn etwa Augustus in der heiligen Weihnacht erwachte und die Säule beim Lampenlichte beleuchtet sah, er hätte gewiß nicht gedacht, daß dieselbe einst einem Kinde gehören würde, welches in dieser Nacht fern von Rom, ohne Ruhm und Weltglanz geboren sei. Wenn er seinen stolzen Titel Augustus schrieb und verkündigen ließ und damit nach dieses Titels Sinn und Bedeutung aussprach, daß er sein Weltreich nicht allein wahren, sondern, soweit möglich, noch weiter ausbreiten werde, so ahnte er wohl nicht, daß sein Reich bald verfallen, aber einer in die Listen der Bevölkerung eingetragen werde, der ein ewiges Reich des Friedens gründen und der wahre Augustus sein werde, von welchem auf den alten Geldstücken unserer Kaiser steht: Christus vincit, Christus regnat, Christus imperat, d. i. zu deutsch: Christus siegt, Christus regiert, Christus ist der Kaiser der Welt. Bei dem allem aber, was sollte um den Heiland her der glänzende Tand der Welt? Glanz, Ehre, Zierde und Reichthum hatte er doch genug und in unermeßlicher Fülle um sich her in seinem Lichtreiche dort oben ausgegossen gesehen, und wenn er in die Tiefen seiner Allmacht schaute, sah er in denselben noch zahllose glänzende Welten, welche er, wenn er nur wollte — von ihm einzig hing es ab —, zur Vermehrung dieses Glanzes und Reichthums ins Dasein hätte rufen können. Was kann der auf der Wanderung anstaunen und verlangen, der zu Hause alles besser besitzt? Der einfache Junge vom Lande, der ob der glänzenden Gegenstände der Stadt sein Staunen zeigt und seine Wünsche nach ihrem Besitze laut werden läßt, verräth damit, daß er zu Hause wenig gesehen hat und wenig besitzt. Wer an Größeres gewohnt ist, bestaunt und wünscht das Geringere nicht. So zeigte unser Herr und Heiland seinen hohen Ursprung und seine Größe, indem er an dem schimmernden Tande der Welt verschmähend und verachtend vorüberging. Aber e i n e s konnte ihm die Erde bieten, was er in seinem ganzen Himmel nicht fand, was aber auf Erden ein gar gewöhnlicher und sehr unbeliebter, verachteter und gehaßter Artikel ist: A r m u t und M a n g e l. Von der Armut und dem Mangel wollte er umfaßt sein und mit ihnen in unzertrennlicher Verbindung sich vermählen. Dessen bedurfte die Menschheit, daß ihr der Werth, das Verdienst und die Würde der Armut offenbart wurde. Nach Glanz und Ehre, Reichthum und Pracht, nach dem ganzen Pompe des Teufels zu streben, dazu bedurften die Menschen keiner Anspornung von oben; dazu wurden sie genug von den Geistern des Abgrundes gejagt. „N i e m a n d k a n n s e i n e r G e s t a l t e i n e E l l e z u s e t z e n“, sagte der Heiland in den Tagen seines Erdenlebens [1]. Das meinen die Menschen

[1] Matth. 6, 27.

aber nicht. Sie wähnen gewissermaßen selbst in die Höhe und in die Breite zu wachsen, wenn ihre Wohnungen sich erbreitern, ihre Scheunen sich erweitern, ihre Aecker und ihr Grundbesitz wachsen, Ansehen und Ehre sie schmücken und ihren Schein immer weiter werfen. Und doch bleibt der Mensch nur, was er vor Gottes Auge ist, und kann keine Spanne dem gottbestimmten Maße zusetzen; und doch klebt dem Menschen in seinem tiefinnersten Wesen die Ohnmacht und Nichtigkeit an, welche der Antheil alles Geschaffenen ist, und er kann dem nicht entwachsen. Sich aufblähen, sich gleich dem Frosche in Einbildung und Dünkel aufblasen kann der Mensch; er wird bald zusammensinken. Wahrhaft größer werden kann der Mensch nur, wenn er recht arm in sich selbst wird, seine Erlösungsbedürftigkeit anerkennt und dadurch ins Himmelreich wächst. Wäre der Heiland im Glanze erschienen, so würde er die falschen, verderblichen Anschauungen der Welt in den Menschenseelen befestigt haben, statt sie zu zerstören. Und wie wenige nur hätten ihm ähnlich werden und sich mit dem Glanze der Welt bekleiden können! Die Mutter Erde ist selbst nicht reich genug, um alle Menschen mit Reichthümern und Gütern zu beschenken. Da die Erde für die große Zahl ihrer Kinder selbst arm ist, so sind viele derselben, wir sagen nicht „verurtheilt" — so sagen die Menschen ohne Glauben —, aber bestimmt, arm zu sein und den ungekannten, wunderbaren Schatz zu heben, der in der Armut verborgen ist. Dies zu zeigen, that der Menschheit noth. Und da alle Erdengüter nur geliehen, ungewiß und trügerisch sind, so ist es aller Menschen Sache, sich in ihrem eigenen tiefsten Innern arm zu fühlen.

Dann bedenket den hauptsächlichen Zweck der Sendung Christi auf Erden. Sein Absehen war nicht bloß, die Menschen in den göttlichen Dingen und den gottgefälligen Wegen des Lebens zu unterweisen, — das hätten auch Engel, ja auch schon von Gottes Geist und Licht verklärte Menschen gekonnt; was er wollte, das überstieg alles, was diese konnten. Er wollte vor allem die Sünden der Welt auf sich nehmen und büßend als schuldloses Opferlamm Genugthuung für die Sünden leisten, eine hinreichende, ja überfließende, überschwängliche, unendliche Genugthuung für alle Sünden, wie ja auch der beleidigte Gott unendlich ist. Das ist die tiefste Bedeutung des wunderbaren Lebens Christi inmitten der Menschheit. Eine solche Genugthuung konnte nur ein Gottmensch leisten. Der Heiland nahm sie auf sich. Nun hat aber, solange Menschen denken können, noch niemand geglaubt, daß man mit Pracht und üppigem Wohlleben Buße thue, wohl aber wissen alle, daß man Buße thue durch ernste und schmerzliche Entsagung. Der Sohn Gottes, welcher als büßendes Opferlamm sich sein irdisches Leben, sein erstes, sein letztes Lager und den Weg, der dazwischen liegt, wählte, wählte darum das ärmste Los der Geburt, des Todes und einen langen Dornenweg des

Lebens zwischen diesen beiden Endpunkten, von welchen heute der eine, der Anfangspunkt des Lebens Christi, unsere Herzen ergreift. Damit dieser Anfang über alle Maßen arm werde, dazu wurde der Kaiser Augustus selbst und eine Bewegung der Völker in Dienst genommen. Das kaiserliche Edict ging in das römische Weltreich aus, daß die Bewohner desselben verzeichnet würden. So wurde der Heiland der Welt amtlich in die Register eingetragen, und er, der das goldene Buch des Lebens führt, gehört schon mit dem Anfange seines Lebens der hellen, klaren, ernstprüfenden Geschichte, dem gebildeten Römerreiche, dem Reiche der Wissenschaft, des Rechtes, der Ordnung an. Nicht verliert er sich in die Dämmerung der dichtenden Sage, des Mythus; das kindliche Zeitalter der Dichtung ist längst verschwunden. Wäre die wunderbare Mutter zu Nazareth geblieben, so wäre er schon sehr arm geboren worden. Aber der kaiserliche Befehl, sich aufschreiben zu lassen, jagt sie an dreißig Meilen weit von ihrem Wohnorte. Denn im Judenlande geschahen die Aufschreibungen nicht in den Wohnorten, sondern an den Stammorten, wo die Ahnen der Familie dereinst gewohnt hatten. So mußte Joseph in Marias Begleitung nach Bethlehem ziehen. Wer kann ohne Rührung, ohne inneres Weinen es im Geiste anschauen, wie die heiligen Fremdlinge überall zu viel sind, überall zu spät kommen? Es ist kein Platz mehr da. Für reiche Leute rückt man zusammen und behilft sich; für gute, liebe Freunde hat man das Sprichwort, daß der geduldigen Wollträger viele in eine Hürde gehen. Aber fremde, arme Leute! Mit weinenden Augen erreicht Joseph die letzten Häuser, die letzten einsamen Hütten. Nun ist er auf freiem Felde, und die Nacht bricht herein. Die Engel sind nahe, denn ihr König ist nahe. Engelhände könnten ja ein Paradiesplätzchen in der winterlichen Oede bereiten. In Spanien pflegt das Volk von den lieblichen Orten, welche sich in jenem Lande der Extreme oft zwischen starren Felsen finden, zu sagen: sie seien von den Engeln angebaut. Das ist nur kindliche Poesie. Aber hier sind in Wahrheit die Engel nahe. Legionen geistiger Hände könnten dem Heilande die Stätte bereiten. Doch der Heiland, der in die Menschenwelt tritt, thut noch einen Schritt tiefer und legt sich sozusagen allen Menschen unter die Füße. Sehet! Auf dem Felde, unter freiem Himmel steht eine Höhle, von rohen Händen zum Obdache für die Thiere, zum Stalle bereitet und mit einer Krippe versehen. Unsere wunderbaren Fremden sind noch froh, dieses Plätzchen mit den Thieren zu theilen. Hier wird der Heiland der Welt, der menschgewordene Sohn Gottes geboren; hier ist seine Eintrittsstelle in die Welt, und die fremde Krippe ist sein erstes, ein geliehenes Lager. Ochs und Esel sind seine Reiterei; arme Hirten, voll Einfalt, mit ihren friedlichen Hirtenstäben sind seine erste Wache, sein Hofstaat und seine ersten Herolde in der Menschenwelt; Stall, Hirten und Schäflein sind der arme Spiegel des Höchsten und

Schönsten, was je auf Erden war: des Hirten aller Menschenseelen, seines Hirtenamtes, seines Hirtenlebens.

In den Tagen des vierzehnten Jahrhunderts, als unser deutscher Heilige, der liebenswürdige selige Amandus Suso, von dem Heilande, der ewigen Weisheit, und von seiner Liebe aus unerschöpflichem Herzen predigte, lebte in einem Kloster eine gotterleuchtete und im innern Leben tief erfahrene Dominikanerin. Ihr wurde in der heiligen Weihnacht das Christkind in wunderbarem Gesichte gezeigt. Es lag da von Dornen umgeben. Es wurde ihr gesagt, wer das Christkind zu eigen haben wolle, müsse es aus den Dornen nehmen und dürfe die Dornen nicht scheuen. Gewiß, — diese Erscheinung, diese tiefe Erniedrigung, diese äußerste Armut und Noth, Hilflosigkeit und Gebundenheit umgeben den Heiland der Welt wie Dornengeflechte, wie er ja auch — der Erlöser-Gott — schon vor Moses im Dornenstrauche erschienen ist; und es sind schon für manche grübelnde Menschen Dornen des Geistes geworden. Aber welche Blumen blühen zur winterlichen Zeit unter diesen Dornen!

Unter diesen Dornen blüht die Gottvertraulichkeit. Nach dem Sündenfalle, als Gott im Paradies seine Nähe verkündigte, fürchteten sich unsere gefallenen Stammeltern und flüchteten sich ins Dickicht der Bäume, und ihre Herzen zitterten heftiger als die Bäume im Sturme. Die Menschen der alttestamentlichen Zeit fürchteten alle vor Gottes Nahen. Noch in der heiligen Weihnacht, da der Engel die Geburt Christi verkündigte, fürchteten sich die Hirten sehr; so berichtet das Evangelium ausdrücklich[1]. Der Mensch fürchtet sich seit dem Sündenfalle vor der höhern Welt, welche ihm höchst fremd gegenüberstand. Erst Gott, der als Kind unter uns erschien, mit uns lallte, sich umwinden ließ und sich uns ganz schenkte, hat die Menschen wieder zutraulich gemacht. Diese Zutraulichkeit ist ein auszeichnender Zug der Kinder Gottes seit der Erscheinung seines Sohnes.

Unter den Dornen blüht die Kindlichkeit. Was ist es Schönes, den kindlichen Sinn zu bewahren und zu retten durch alle bittern Erfahrungen des Lebens hindurch! Wie sieht der Mensch mit Wehmuth nach den goldenen Fernen seiner Kindheit!

Unter den Dornen blüht die Ehre und Würde der Armut. Wie ist diese Krippe so stark! Sie war ein Hebel, womit die Armut aus ihrer Verachtung und die ganze Anschauung der alten Welt von dem Glücke und der Würde des Lebens aus den Angeln gehoben wurde. Da der eingeborene Sohn Gottes die Armut gewählt hat, so ist sie auch durch ihn geweiht. Ein armer, elender Mensch und ein böser Mensch ist also lange nicht dasselbe. Wer wird ein Dachstübchen verschmähen, wenn sein Heiland im Stalle seine Eintrittsstelle in die Welt hatte?

[1] Luc. 2, 9.

Wem dünkt ein armes Lager zu gering, wenn er es im Geiste neben die Krippe zu Bethlehem versetzt.

Unter den Dornen blüht die Hoffnung der Sünder. Wenn der Heiland den Stall seiner Gegenwart würdig gehalten hat, — o so ist die Erde kein verlorener und aufgegebener Sumpf der Sünden. Wenn wir unserer Zeit nützlich werden wollen, dürfen wir nicht damit anfangen, sie schonungslos zu verwerfen.

So lasset uns denn der Weihnacht froh werden, wie die Kinder unter dem leuchtenden Baume! Als die Menschen nicht anfangen wollten zu singen bei der Engel Botschaft, da huben die Engel zu singen an, und die ganze Kirche Gottes setzt den Engelgesang fort, und ihre Gesänge bewegen des Herzens innersten Grund. „Erde singe, daß es klinge.“ Auch in das Leben lasset uns den Gesang fortsetzen; wir sind berufen, Gott die Ehre zu geben und so den Frieden zu finden. Die Menschen wollen oft Gott nichts geben, sondern alles für sich haben, Ehre und Frieden für sich, und so haben sie am Ende weder das eine noch das andere, weder Ehre noch Frieden. Als die Engel geschieden, als ihr Gesang geendigt, kehrten sie in den Himmel zurück, wo andere Lieder ertönen, gegen welche alles irdische Singen nur trauriges Stillschweigen ist. Wohin sie gegangen, dahin sollen wir gehen, wenn auf Erden unsere Lieder verklingen. Amen.

---

## Zweite Predigt.

(1870.)

## Die Botschaft der Engel an die Hirten.

„Ich verkündige euch große Freude.“
Luc. 2, 10.

Einer der gekrönten Ahnherren unseres Heilandes Jesu Christi nach seiner Menschheit, der welterfahrene, weise König Salomon, vergleicht im heiligen Buche der Sprüche erfreuliche und fröhliche Kunden, welche den Menschen nach langgespannter Erwartung von fernen Lieben in fremdem Lande kommen, mit dem Trunke frischen Wassers, wenn ein solcher in glühender Wüste nach langem Schmachten den dürstenden Wanderern endlich zu theil wird. Er spricht: „Was kühlendes Wasser dem dürstenden Leben, das ist eine frohe Nachricht aus fernem Lande.“ [1]

[1] Spr. 25, 25

Dieses uralte Salomonische Bild sahen wir in den letzten Monaten lebendig vor unsern Augen. An den Straßenecken unserer Städte drückten und drängten sich die Menschen um die angeschlagenen Telegramme, lasen sie mit gierigen Augen und hörten sie lesen in äußerster Spannung, ähnlich wie heftig Dürstende um einen Brunnen sich drängen und schöpfen; andere erwarteten anderswo Luftballons und Brieftauben. Mit pochendem Herzen wurden in den Häusern die Briefe empfangen, ihr Inhalt gierig verschlungen, und erst wenn man die Kunde von dem unversehrt erhaltenen Lieben gelesen hatte, kehrte Ruhe in die Seele zurück [1].

So ist es immer in solchen aufgeregten, hochbewegten Zeiten gewesen. Gewiß gar nicht anders war es schon vor mehr denn viertausend Jahren in Noes Arche, als die ausgesandte Taube das erwünschte Telegramm in ihrem Schnabel brachte, den lebendig grünenden Oelzweig, Gruß und Brief von der gereinigten, neu verjüngten Erde. Gewiß weckte diese Botschaft neues Leben, gewiß wurde die geflügelte Botin und ihre Botschaft mit Jubel und Jauchzen empfangen. Nicht anders war es in den stillen Zelten der Patriarchen. Lange Jahre hatte der greise Patriarch Jakob seinen Sohn Joseph als einen Todten betrauert und beweint. Da kamen die Söhne aus Aegypten zurück, und in sein dunkles Härmen erscholl die Kunde: dein Sohn lebt, und er ist Statthalter über ganz Aegyptenland. Da war es, so erzählt die Heilige Schrift, als erwachte der Patriarch aus langem, schwerem Traume und fange wieder zu leben an. Das bewirkte die eine frohe Nachricht. Solche Wirkungen kannten die Feldherren der alten Zeit. Wenn sie nach errungenen Siegen Boten mit den Siegesmeldungen entsandten, so umwanden sie diese Schreiben öfters mit frischen, grünenden Palmzweigen und hießen sie auf dem Wege offen tragen. So erkannte jeder, der seines Weges gehend an den Boten vorüberkam, eine Freudenbotschaft und wurde selbst froh. Als im Jahre 1559 unter König Heinrich II. von Frankreich nach langem, blutigem Kriege vierundzwanzig Boten auf hohen Rossen und mit schmetternden Posaunen durch die Straßen von Paris zogen und den neuen Frieden meldeten, da übertönte das Jubelgeschrei des Volkes den Posaunenschall. So wirkte die gute Nachricht. Daher wurden solche willkommene Boten oft glänzend belohnt. Als unser erster deutscher Kaiser, Karl der Große, ruhmgekrönten, heiligen Andenkens, einst auf einem Kriegszuge über die Alpengebirge dem Feinde entgegenzog, da kam auf einer ganz einsamen Bergeshöhe ein einfacher Hirte, mit seinem Alpenhorn an der Seite, auf den Kaiser zugeschritten. Er brachte ihm unerwartet eine Botschaft und Auskunft über den Zustand der Feinde des Kaisers, welche des Kaisers Herz mit Hoffnung und Freude erfüllte. Dafür wollte der Kaiser den Boten kaiserlich belohnen. Er befahl ihm

---

[1] Der Redner denkt an den deutsch-französischen Krieg von 1870.

daher, sein Hirtenhorn aus Leibeskraft zu blasen; und soweit man ringsum in den Thalgründen, in den Fernen den Schall des Hornes hörte, schenkte der Kaiser dem Hirten alles Land. Glücklicher Bote! Das war für eine frohe Nachricht eine kaiserliche Belohnung.

Doch nun eine Frage an euch, Geliebte, welche alle Geschichten, alle Zeiten umfaßt. Solange die Welt steht, solange die Zeit geht, solange der Himmel hangt, solange die Sonne prangt, wer ist der glückliche Bote, welcher die allererfreulichste Botschaft brachte, dessen freudenreiche Botschaft, einzig in ihrer Art, das Wunderbare hat, daß sie alle Menschen aufs höchste beglücken kann? Sonst melden die Freudenboten zwar dem einen ein frohes Ereigniß, das aber die andern Menschen gleichgiltig und kalt läßt, weil es sie nicht angeht. Kennt ihr den Boten, dessen Mittheilung alle Menschen aufs innigste angeht? Oder das Ereigniß, welches sonst ein Bote meldet, hat ein doppeltes Gesicht, für die einen ein lachendes, für die andern ein weinendes. Kommt z. B. die Botschaft eines großen Schlachtensieges den einen, so meldet sie für die andern eine ebenso große Niederlage. Die Wagschalen der Freude und des Schmerzes sind gleich beladen; sie steigen und sinken in gleichem Grade. Kennt ihr aber den Boten, der allen etwas Erfreuliches, keinem etwas Schmerzliches bringt, der jedem sagen kann, daß er Unendliches gewonnen hat? Sonst haben die freudigsten Botschaften leicht noch ein ernstes, schmerzliches „Aber“ wie ein Bleigewicht angehängt. Eine Siegesbotschaft ist sie, — aber sie kann nicht umhin, sie spricht zuletzt, ganz hinten, von dem stattgehabten Verluste; es gibt keine Siegesbotschaft, welche nicht einen solchen schwarzen Trauerrand, so eine dunkle Umsäumung hat. Kennt ihr den Boten, der Sieg, Gewinn, unendliche Eroberung meldet, ohne daß dabei irgend etwas verloren gegangen, was der Thränen werth wäre? Ein andermal, wo eine frohe Kunde die Herzen freudig bewegt, streut ein „Wenn“ seine trüben Gedanken hinein: „wenn nur jetzt das Glück mit seinem Lächeln uns treu bleibt; wenn es ja uns den Rücken nicht kehrt; wenn wir nur dabei gesund, am Leben bleiben; wenn wir nur lange noch so beisammen bleiben.“ Ich weiß aber einen Boten, bei dessen Botschaft das alles nicht zu fürchten, dessen Botschaft die lauterste, sonnenhellste Freude ist. So wir nicht selbst das verkündigte Glück von uns stoßen, wird keiner es uns rauben können, auch nicht der Tod, der große Räuber, nicht der Teufel, der größte Räuber. Sonst verscheuchen frohe Mittheilungen in angenehmer Weise die Langeweile. Aber mit der Zeit werden sie selbst alt und langweilig, sie vertreiben die Zeit, werden aber auch von der Zeit vertrieben. Kennt ihr die Botschaft, welche niemals alt wird, welche, ein wunderbares Immergrün, stets neu und frisch sich erhält? Den Boten und seine frohe Nachricht, kennt ihr sie nicht? Oder vielmehr, seht ihr den Boten nicht, hört ihr ihn nicht? Sehet, er steht

ja lichtstrahlend vor euch im Festevangelium und bringt seine ewig neue Botschaft: „Fürchtet euch nicht; ich verkündige euch große Freude." [1]

Hören wir recht? Eine „Freude" — eine „große Freude." Ei, so sei uns tausendmal in unserer Mitte willkommen, liebenswürdiger Bote, besonders in dieser trüben, traurigen Zeit, wo Freude so selten geworden ist. „Ich verkündige euch große Freude." Wer den Menschen Freude bringt, der stört sie nicht, wenn sie auch mitten in der Arbeit sind; für den legen sie ihr Werkzeug nieder, sei es Feder oder Hammer, Hobel oder Nadel, und heißen ihn reden; er ist ihnen ein gern gesehener willkommener Gast. Warum soll dieser wunderbare Bote und seine wunderbare Botschaft uns nicht hocherfreuend sein? Doch eins, mein Christ! was verstehst du unter deiner Freude? Die Freude ist zweierlei, wie der Mensch selbst aus Zweifachem geeint ist, aus Leib und Seele, aus Körper und Geist. Freilich für Menschen, welche keine andere Freude kennen als die, welche man aus der dampfenden Küche, aus Gläsern und Tassen holt, aus dem Tempel des Sinnenlebens schöpft, deren Ende Gram und Nacht ist, spricht unser Bote nicht.

Das mußte in frühern Jahren ernste Christen wohl zur Wehmuth stimmen, wenn am heiligen Weihnachtsfeste das hehre Wort: „Ich verkündige euch große Freude", gewissermaßen die Losung, das Signal wurde, losgelassen und ausgelassen zu werden, wenn sogleich schon am zweiten Weihnachtsfeste, noch in der geschlossenen Zeit, als ob die Sache so große Eile habe, allerorts die rauschenden Vergnügen begannen, die Tanzsäle erschlossen, der Carneval eröffnet wurde; ja man konnte noch von Glück sagen, wenn dieses Treiben erst dann anfing, wenn der Bote des Evangeliums in seinem Sinne die Freude verkündigte, und nicht gar vorausgegriffen wurde und schon im ernsten Advente für viele die lustige Zeit begann. Ich erinnere mich sehr gut — denn ich war selbst Ohrenzeuge —, wie ein ehrwürdiger Bischof [2], welcher jetzt dort im Schatten des Pfeilers schläft, von dieser Stätte in heiliger Entrüstung rügte, wie man in jenem Jahre, andere vorgeschrittene Städte nachahmend, die lauten Vergnügen in den Advent gelegt hatte. Wie ist das alles anders geworden, Geliebte im Herrn! Unter dem furchtbaren Ernste dieses zu Grabe gehenden Jahres, in der Erinnerung an die tausend und tausend gebrochenen jungen Leben, über deren ferne Gräber der Schnee sein weißes Leichentuch spreitet, könnte nur ein herzloser Mensch in sinnlichem Vergnügen jubeln. Die drei Reiter, welche der hl. Johannes in der Geheimen Offenbarung schaute, Krieg, Hunger und Pest, reiten weitum durch die Länder und verscheuchen diese Lust. Nur unser Freudenbote läßt sich nicht verscheuchen

---

[1] Luc. 2, 10. [2] Bischof Wilhelm Arnoldi von Trier († 1864).

und nichts macht ihn irre. Nahezu neunzehnhundert Jahre bringt er zu jedem Weihnachtsfeste seine ewig junge, ewig neue, ewig hoffnungsgrüne Botschaft. Er trägt sie auch in diesem Jahr zu uns, die wir so freudearm geworden, so recht nach dem Salomonischen Bilde in einer trostlosen Wüste sind und nach einer freudenreichen Verkündigung dürsten. So wollen wir denn Freude schöpfen aus diesem ewig frischen Brunnquell der Freude.

Dazu wollen wir uns drei Fragen beantworten und so gewissermaßen dreimal mit unserem Gefäße niedersteigen in den Brunnen der freudenreichen Geschichte und dort schöpfen. Diese Fragen sind: 1. **Wer** ist der wundersame Bote, der Bringer der einzigen, ewig neuen, unendlich beglückenden Botschaft? 2. Welche sind die bevorzugten, auserwählten Menschen, an welche er sich **unmittelbar** wendet und welche zuerst im Namen der ganzen Christenwelt, ja der ganzen Menschenwelt diese Botschaft empfangen? 3. Welchen Inhalt hat die frohe Botschaft selbst?

Es gibt eine Auserkorene vor allen, welche vor dieser Freudenbotschaft an die Menschen eine wunderbar freudenreiche Botschaft, das Ave, vom Himmel empfing. Auf ihrer freien Einwilligung gründet die Freude der Menschheit, daher sie auch die Ursache unserer Freude genannt wird. So helfe uns denn Maria durch ihre Fürbitte, daß wir die freudenreiche Geschichte dieser Botschaft verstehen und ihres Trostes uns erfreuen mögen.

## I.

Zuerst denn: wer ist der wunderbar geheimnißvolle Bote, der Verkündiger der großen Freude, und was damit zusammenhängt: wo ist seine Heimat, wie sein Erscheinen? Mit Recht stellen wir diese Fragen an die Spitze; denn die Person des Gesandten, sein Wesen, sein Adel, seine Hoheit, der Glanz, der ihn umgibt, lassen die Bedeutung und Größe, den Freudenreichthum der überbrachten Botschaft fühlen und heben die Herzen hoch empor.

„Siehe“, ruft das Evangelium. Mit diesem Worte meldet es den großen Boten an. Ein kleines Wort; aber auch die kleinen Worte, welche von dem ewigen Worte ausgehen, das im Anfange bei Gott dem Vater war und Gott selbst ist, haben eine große Bedeutung. Man muß die Worte des Evangeliums auf die Goldwage und ja nicht auf die Heuwage legen. „Siehe“: mit diesem Worte will das Evangelium unsere Aufmerksamkeit ungewöhnlich spannen, das Auge uns schärfen; mit diesem Worte meldet es immer etwas Hochbedeutendes an. Hier macht das Wort auf nichts Geringeres aufmerksam, als daß jetzt leise und unvermerkt die Pforte des Himmels sich geöffnet hat und einer der seligen Geister, ein Engel, hinausgetreten ist auf diese dunkle, trübsalvolle Erde. „Siehe,

ein Engel des Herrn stand vor ihnen." Welche Gefühle mögen den Engel durchzittert und durchglüht haben, als er diesen großen Weg antrat! Sobald er gesprochen, treten auch andere Engel hervor und umgeben ihren Wortführer. Sogleich war bei dem Engel eine Menge himmlischer Heerscharen, ein himmlisches Heer, also Engel verschiedener Abstufungen. Sie waren da, sagt die Schrift, als ob sie nur einen Schleier gelüftet, einen Vorhang weggezogen hätte, hinter welchem sie standen. Sie lobten Gott und sprachen: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind." [1] Salomon sagt: Was ein kühlendes Wasser dem Dürstenden, das ist eine frohe Botschaft aus fernem Lande. Ferne Länder! Es scheint, auf dieser Erde verschwinden die Fernen immer mehr; die Länder sind sich nahegerückt, seit die Dampfrosse, alle Hindernisse übersteigend, Länder und Meere durchschneiden. Aber dieses Näherrücken hat die Völker nicht geeint. Man pries diese Erfindungen als den neuen Heiland, und die Dichter sangen von dem Frieden für alle Menschen, welchen diese neuen Verbindungen bringen würden. Die Erfahrung hat sie Lügen gestraft; wir wissen es besser. Aber läugnen läßt es sich nicht: die Menschen sind sich näher gerückt; ein Land ist uns trotzdem noch immer ferne geblieben, wo wir die besten Freunde haben, das Engelland — ich meine das dort oben, das Land, aus welchem der Bote der heiligen Weihnacht kommt. Ja, je näher sich die Länder der Erde gerückt, je inniger dieselben mit eisernen Banden verbunden werden, desto mehr ist manchen Menschen die geistige Welt, der Himmel und seine Güter, in die Ferne gerückt, ja gänzlich verschwunden; das Natur-, das Sinnenleben hält sie in seinen Kreisen, in seinem Zauber gebannt. Und doch ist, im Grunde genommen, im Lichte des Glaubens angeschaut, das Reich der reinen Geister uns kein so fernes Reich. Wie die heilige Kirche, auf Gottes Offenbarung gestützt, uns lehrt, hat Gott, der allmächtige Schöpfer, ein dreifaches Reich, eine dreifache Welt geschaffen. Das ist das Reich, die Welt der Körper, der vernunftlosen Creaturen, welche tief unter uns stehen. Zugleich aber schuf Gott eine große und mannigfaltige Welt reiner Geister, welche an Erkenntniß und Kraft hoch über uns und auf der Leiter der geschaffenen Wesen Gott näher stehen als wir. Sie schauten die von Gott geschaffene Körperwelt und jubelten zu Gottes Ehre als die Morgensterne der Schöpfung. Aber sie waren als reine Geister von der Körperwelt durch eine große Kluft geschieden. In die Mitte zwischen beiden Welten hat Gott uns Menschen gesetzt und uns Leib und Geist zusammengefügt, also daß die Menschen beides sind, daß wir beide Welten verbinden. Wir reichen eine Hand, nur unsere linke, zu der hinfälligen Welt hinab; unsere

---

[1] Luc. 2, 14.

bessere aber, die rechte, reichen wir hinauf und lassen sie von den Engeln erfassen. Wir selbst sind der Mittel- und Bindepunkt, die Vereinigung der ganzen reichen, großen, unabsehbaren Schöpfung Gottes. Wir sind also den Engeln nicht so ferne; wir stehen ihnen viel näher, als wir den Thieren stehen; denn unsere Vernunft erhebt uns hoch über die Thierwelt, während wir nach dem schönen Psalmworte „wenig unter die Engel erniedrigt sind“ [1]. Wir Menschen werden dereinst alle mit den Engeln in ewige Verbindung treten. Alle? denkt einer; doch nur die guten Menschen, die Kinder Gottes. Nein, Geliebte, alle; allerdings mit dem großen Unterschiede: die einen werden in selige Verbindung treten mit den guten, treu gebliebenen, seligen Engeln; die andern werden verstoßen sein in die Gesellschaft der bösen Geister. Denn eine grauenhafte, ewige Spaltung geht durch das Reich der reinen Geister. Und da wir nach Gottes Bestimmung ewig in der Gesellschaft der Engel leben sollen, so streiten um unsere Seelen die Engel des Lichtes und die Engel der Finsterniß, weil die Engelwelt ein Bedürfniß hat, uns zu besitzen. Indem beide Theile, der eine in Liebe, der andere in Neid und Haß um die Menschenseelen rangen, fiel der entscheidende Sieg der Hölle zu. So war das erste Auftreten des gottgetreuen Engelreiches in der Menschenwelt der traurige Dienst ihrer Cherubim an der Pforte des Paradieses, wo sie mit flammendem Schwerte die Menschen abhielten; aber an dieser Pforte erklang auch schon die süße Verheißung der Erlösung. Die Engel konnten uns nicht selbst erlösen, aber uns Hilfe leisten, der Erlösung dienen konnten sie; und mit Freude traten alle von den höchsten Ordnungen und Stufen an für uns in den Dienst der Erlösung, uns tausendfältig dienend. „Sind sie nicht alle dienende Geister, ausgesandt zum Dienste derer, welche das Heil ererben sollen?“ [2] In der alttestamentlichen, vorbildlichen Kirche zumal tritt dieses der Erlösung dienende Wirken überall zu Tage. Ja Engel sind hier in ihren Erscheinungen die unmittelbaren Vorbilder Christi, namentlich einer, der den Namen „Engel Jehovahs“ trägt. Als auf dem Berge Sinai Gott seine unnahbare Majestät unter Donner und Blitz und dem Beben der Erde den zitternden, sünden- und schuldbewußten Menschen fühlbar machte, da wurde das Gesetz durch Vermittlung der Engel gegeben, wie St. Paulus ausdrücklich lehrt [3], und so der Alte Bund geschlossen. Aber auch außerhalb dieses engbegrenzten Bundes waren der Fürsorge der Engel stets die Völker anvertraut.

Wenn aber jemals diese gottgetreue Geisterwelt gegenwärtig sein und jemals den Schleier durchbrechen sollte, welcher sie dem Menschenauge verhüllt, dann war es gewiß in dieser feierlichen, einzigen Nacht, bei

---

[1] Ps. 8, 6. [2] Hebr. 1, 14. [3] Gal. 3, 19.

diesem wunderbaren Umschwunge der Geschicke der Menschheit, da der Heiland, der ewige Tag, das ewige Licht, das jeden Menschen erleuchtet, der in diese Welt kommt, aus Mariä reinem Schoße geboren wurde, und die Engel gleich den Morgensternen in Freude aufglänzten und über die neue Schöpfung der Erde jubelten. Diese Schöpfung war durch die Empörung ihres Reiches verwüstet worden. In dieser Nacht beginnt die große Wiederherstellung, die neue Schöpfung durch die Erlösung, welche das größte Werk der göttlichen Weisheit und Liebe ist. Ist es nicht höchst congruent, daß in dieser Nacht jene heiligen Morgensterne, welche bei der ersten Schöpfung jubelten, hervordrangen, glänzten und jubelten ob der Ehre, welche Gott sich in seinen unendlichen Höhen bereitete? An der Pforte des Paradieses standen ihre Cherubim, und mit weinenden Augen hatten unsere Stammeltern die unnahbaren flammenden Schwerter gesehen: sollen sich jetzt nicht wieder Cherubim zeigen, wo der Himmel sich zur Erde neigt und ein neues Paradies, schöner als das verlorene, den Menschen eröffnet, wo die Flamme des Schwertes ausgelöscht und das Schwert eingesteckt wird? Die Engel, welche in der Zeit des Alten Bundes in sichtbaren Erscheinungen Christum vorgebildet hatten, sollen sie nicht erscheinen, wo das hohe Urbild, auf welches ihr Erscheinen stets hingewiesen, geboren ward? Die Schutzengel der Völker, die Engel des Friedens, sah der Prophet, wie sie aus Mitleid über den Zustand der Völker bitterlich weinten[1]: sollen sie hier nicht zu suchen sein, wo Friede gegründet, Friede verkündet wird für alle Menschen, welche guten Willens sind? Die Schutzengel aller einzelnen Menschen, sollen sie hier nicht ihre Vertreter gehabt haben?

Eine so prachtvolle Erscheinung der Engel kennt die ganze heilige Geschichte nicht wieder. Das himmlische Heer mit seiner Herrlichkeit, seinem Lichtglanze machte den dunkeln Fleck der Erde aufstrahlen, und die Menschen, zu welchen der Engel redete, hatten auf ihrem Angesichte den Widerschein, den Abglanz einer höhern Welt, einer Welt der Liebe und des seligen Friedens. Diese Ausstrahlung himmlischen Lichtes gehört mit zu ihrer Botschaft. So tauschen sich Engel- und Menschenwelt in jener wundergroßen, wunderreichen Nacht aus; so zeigt sich, wie nahe verwandt wir den Engeln werden können.

Und was in jener Nacht geschah, das kehrt, wenn auch nicht so sinnfällig, doch dem Wesen nach wieder, wo immer der Erlöser herrscht und sein Reich besteht. Es verschwinden mehr und mehr jene Leidenschaften, welche das Bild Gottes im Menschen verwüsten, das Zusammenleben der Menschen so traurig, so abschreckend, nicht selten zu einem wahren Bilde der Hölle machen: diese kalte Selbstsucht, dieser Neid, diese Schadenfreude,

---

[1] Is. 33, 7.

dieser Zorn, diese Rachsucht, diese Klatschsucht, diese thierische Sinnlichkeit und Lüsternheit. Es legt sich etwas über das Sein und Leben, wie der Abglanz einer höhern Welt. Die Kindlichkeit und edle Einfalt der Seele, die unversehrt bewahrte Unschuld, die geniale Aufrichtigkeit, die herzliche Liebe, das innige Erbarmen breitet über das Angesicht einen Glanz, welcher selbst noch bei Greisen an den Glanz der Engel erinnert. Ein Prachtexemplar solcher Menschen brauche ich nicht weit suchen zu gehen. Morgen ist das Fest des hl. Stephanus. Was steht von ihm geschrieben? Er wurde vor den Hohen Rath geschleppt, „und alle, welche im Hohen Rathe saßen, hefteten den Blick auf ihn und sahen sein Angesicht wie das Angesicht eines Engels.“[1] So nahe sind die Menschen den Engeln verwandt. Dies wird um so erfreuender und trostreicher, wenn wir fragen — und das ist die zweite der uns vorgesetzten Fragen —, was das für Menschen waren, an welche zunächst mit großer Bevorzugung der himmlische Wortführer mit dem leuchtenden Gefolge sich wendet.

## II.

Was sind das für Menschen, an welche der Bote mit dem ganzen Heere seiner Begleiter sich wendet? Diese ersten Vertreter der Menschheit, welche auf dieser Erde im Namen aller die erste Kunde empfangen: — was für Menschen sind es? Und was ist das für ein bevorzugter Platz, wo sie die Botschaft empfangen? Der Platz — es sind stille Triften, zurückgezogene Thalgründe. Die Menschen — es sind arme Hirten, welche in tiefer Nacht unter dem Sternenzelte, einander ablösend, bei ihren Herden treue Wache halten.

Gott geht seine Wege immer anders, als der Lauf der Welt es mit sich brächte und als wir es gemacht hätten. Ja, wenn wir es nicht wüßten und es würde uns als Räthsel aufgegeben, wir würden es nimmer errathen. So auch hier. Nach Weltlauf und Menschengedanken geht die Stadt vor dem platten Lande, Jerusalem vor dem geringen Bethlehem, der Herr vor dem Diener, der Edelmann vor dem Bauer, der Gelehrte vor dem Ungelehrten, der Reiche vor dem Armen, der Prasser vor Lazarus, der hohe Stand vor dem niedern. Wer sich an diese Rangordnung nicht bindet, wer sie stört und verkehrt, den nennt man nicht einen Engel, viel eher einen Bengel. Und doch haben Gott und seine heiligen Engel sich niemals daran gehalten, ohne Unterlaß sie gestört und verkehrt. Der Heiland ging nicht in die hohen Häuser Jerusalems seine Jünger wählen, sondern an das Ufer des Sees Genesareth. Die Engel nahmen den armen Lazarus auf und kümmerten sich nicht um den reichen Prasser, den

---

[1] Apg. 6, 15.

sie den Teufeln überließen. Der reiche Mann im Evangelium, der seine Scheunen vergrößerte, die Räume füllte und sich dann gute Tage anthun wollte, erhielt mitten in seinem Planen eine kleine Depesche Gottes, welche ihm plötzlichen Tod ankündigte, und die Anrede an den reichen Bauch lautete kurzgebunden: „Du Thor.“ Nach den irdischen Briefstellern redet man so reiche Leute anders an: Geehrter Herr, Euer Wohlgeboren oder Hochwohlgeboren; — lieber etwas zu viel als zu wenig. Derselbe Gott aber nennt die armen Apostel: „Meine Freunde.“ So hat Gott und sein Himmel überall eine andere Ordnung. Die Engel auf Bethlehems Fluren ignoriren alle Männer der Wissenschaft, alle hochbelesenen Frauen, alle Menschen von Stand; nicht — versteht es recht — als ob Hoheit, Reichthum und Größe an sich verwerflich, Niedrigkeit und Armut an sich bevorzugt wären; ein solcher Gedanke sei ferne! — bald wurden ja aus weiter Ferne die heiligen Weisen, die weisen Könige durch einen Stern — gewiß eine glänzende Einladungskarte — zum Throne des neugeborenen Königs berufen und geführt. Es ist nicht der Reichthum, nicht die Armut, nicht Gelehrtheit, nicht Ungelehrtheit, nicht Adel, nicht Hirtenstand an sich — diese Unterschiede verschwinden: — es sind ganz andere Dinge, auf welche es ankommt. Die armen Hirten haben etwas, was den hohen Klassen der Gesellschaft damals — ob nur damals? — fehlte. Sie zweifelten nicht, wo sie glauben, schliefen nicht, wo sie wachen, zauderten nicht, wo sie eilen sollten.

Sie zweifelten nicht, wo sie glauben sollten. Wenn Gott spricht, so hat der Mensch zu glauben. „Gott hat aber“, so hebt die heutige Epistel feierlich zu lehren an, „vielmal und auf vielfache Weise einst zu den Vätern geredet durch die Propheten.“[1] Das ist die Offenbarung des Alten Bundes: diese lehrt die vorbildliche Kirche. Als wahre, echte Israeliten, Israeliten nicht bloß dem Fleische, sondern dem Geiste nach, umfaßten diese Hirten die heilige Gottesoffenbarung mit einem Glauben, an welchem kein Zweifel nagte. So glaubten sie denn vor allem und über alles an den kommenden Heiland der Welt; denn der ist der Kern und Stern und der Inbegriff des ganzen Alten Testamentes. In diesem Glauben verlangten sie nach ihm in heißer Sehnsucht. David hatte als Hirtenknabe auf ebendenselben fetten Triften und grünenden Thalgründen die Herden geweidet. Hier hat er zuerst seine Harfe versucht, seine Sehnsucht an die Sterne gebunden und in sternenvollen Nächten andachtsvoll seine ersten prophetischen Psalmen gesungen. Wie oft mögen diese Hirten auch in Einfalt hier gebetet haben: „Thauet ihr Himmel und Wolken regnet den Gerechten!“ Sie wußten, daß die Zeit nicht mehr ferne war; — sollten sie nicht in jener Nacht ahnungsvoll an

[1] Hebr. 1, 1.

das große Licht gedacht, über den Anbruch des neuen Tages des Heiles geredet haben? Zeugniß ihres Glaubens und Verlangens ist das Wort des heiligen Boten: „Ich verkündige euch eine große Freude." Der Heiland also ist ihre Freude, ihre Liebe, die Wonne ihres Herzens. Er könnte das aber nicht sein, wenn sie nichts von ihm wüßten, wenn sie seine Bedeutung für die Welt nicht gründlich kennten. Man kann aber die Bedeutung des Heilandes erst dann gründlich kennen und würdigen, wenn man die Sündhaftigkeit seines eigenen Herzens, die Finsternisse und das sittliche Elend der Menschen kennt. Alle diese großen, wichtigen Dinge kennen also unsere armen Hirten. Sie kennen sie durch ihren unverfälschten Glauben: im Glauben haben sie die tiefen Blicke gethan. Der Engel spricht dabei von seltsamen Dingen, von einem Kinde, von Windeln, von einer Krippe, also von einem Stalle. Das alles macht sie nicht irre. Es hat die hohen Kreise alle an Christo irre gemacht; diese armen Schäfer nicht. Haben sie nicht einen richtigen, felsenfesten Glauben? Sie zweifeln nicht, wo sie glauben sollen.

Sie schlafen nicht, wo sie wachen sollen. Die Heilige Schrift sagt: „Sie hielten ihre Wachen bei ihren Herden." Sie sagt es im Urtexte buchstäblich mit demselben Ausdruck, den man von Soldaten auf den nächtlichen Vorposten gebraucht; so gehorsam, so treu wachten sie über ihre Herden; es ist ein schwerer Dienst. Sie stehen da ein Bild treuer Pflichterfüllung; es ist ein ernstes Pflichtgefühl, ein strenges Gewissen lebendig und rege unter dem armen Schäferkleide. Deshalb sind sie werth, im Abglanz der Engel, als verwandte Seelen verklärt zu werden, als Vertreter der Erde die erfreulichste Botschaft zuerst zu empfangen, als die ersten vor dem Heilande zu erscheinen. Aus dem Soldatenleben, aus dem Vorpostenstehen hat die Heilige Schrift das Wort entnommen: das ist uns in diesem Jahr besonders bedeutungsvoll. So erinnert es uns an unsere Söhne, unsere Brüder, welche Weihnachten auf freiem Felde, auf nächtlicher Wache, in gefahrvollem Dienste feiern.

Beten wir, daß Gottes heilige Engel ihnen nahe seien in allen Gefahren und sie schirmen, die Engel, welche die pflichtgetreuen Hirten lieben. Niemand aber darf sich schmeicheln, er könne ein frommer Christ, ein guter Katholik, eine Stütze oder Zierde der Kirche sein und übernatürliche Tugenden besitzen, wenn er nicht zuerst ein gewissenhafter, rechtlicher, loyaler Arbeiter in seinem Berufe ist und nicht sein Auge offen hält über diejenigen, welche ihm anvertraut sind.

Die Hirten zögern nicht, wo sie eilen sollen. Kaum sind die Engel verschwunden, so sagen sie: Transeamus usque Bethlehem, und sie treiben ihre Herden näher gen Bethlehem hin, nach dem glücklich entdeckten Orte, wohin der Bote sie wies. Da ist freilich alles anders, als es auf den bethlehemitischen Fluren gewesen. Dort schwamm die Gegend in rosigem

Lichtglanze; hier ist es dunkel, nächtlich finster. Dort der Himmel sichtbar zur Erde geneigt, die Erde zum Himmel erhöht; hier ein niedriger Stall, den Joseph nur so in Eile gereinigt haben mochte. Dort die Fluren von Engeln bevölkert; hier große Einsamkeit. Maria und Joseph sind allein hier, in ihrer Mitte eine Krippe, in der Krippe ein aufs ärmlichste eingehülltes Kind. Sind die Hirten nicht irre gegangen? Wie lautet denn gleich die ganze Botschaft? „Fürchtet euch nicht! Siehe, ich verkündige euch große Freude.“ „Ihr werdet ein Kind finden, in Windeln gewickelt, in der Krippe liegend“; das soll euch ein Zeichen sein. Dieses sprachlose, weinende Kind ist das ewige Wort Gottes, Gott selbst; diese Windeln sind sein Purpur; diese Krippe, welche allein ihre Arme ausstreckte, den zu empfangen, nach welchem die ganze Menschheit ihre Arme hätte ausstrecken sollen, ist sein Thron. Denn diese Zeichen der Schwäche und der Armut sind eben die Zeichen, daß „Christus der **Herr** geboren ist“.

Welch ein Trost dies in unserer dunkeln, traurigen Gegenwart! Die heilige Kirche, in welcher Christus fortlebt und welche in geheimnißvollem Sinne Christi Leib ist, wird beraubt, erniedrigt, verdunkelt. Was bedeuten diese Zeichen? Bedeuten sie Untergang, Ende? Der erhabene Bote auf Bethlehems Fluren lehrt uns von solchen Dingen ganz anders denken.

„Heute ist euch der Heiland geboren.“ So haben wir ihn für immer. „Geboren“: er ist da; damit ist alles entschieden: verschwinden, vergehen kann er nicht mehr. Er läuft wie ein Riese seine Bahn, die Zeiten durchschneidend. Ein Gut hat er sich von der Welt ausbehalten, da er erscheinen wollte, — den Frieden. Es war nach langen, langen Kriegen Friede im weiten römischen Reiche, als der Heiland geboren ward. Der Friede war durch ihn und für ihn gemacht. Stall und Krippe waren ihm gut genug; aber er wollte im Frieden in seiner Armut gebettet sein. Der Friede ist eine Gabe Gottes. Wir sehen ja: Obrigkeiten und Unterthanen wollen den Frieden; aber er schwebt hoch über ihnen; sie greifen nach ihm und können ihn nicht fassen. Betet um den Frieden. Ist es aber im Rathschlusse Gottes beschlossen, daß diese großen Trübsale, die Strafgerichte Gottes über die gehäuften Sünden der Völker noch länger dauern sollen, so betet um eines noch. Betet an der Krippe des neugeborenen Heilandes, daß er uns den Frieden der Seele schenke. Betet, daß allen von den Strafgerichten Gottes betroffenen Christen diese Wege voll Dornen, Blut und Thränen Wege nach Bethlehem werden, d. i. Wege zum Heiland, Wege des Heiles. Amen.

# Dritte Predigt.

(1871.)

## Das Königthum Christi.

„Ein Kind ist uns geboren, ein Sohn ist uns geschenkt. Herrschaft ruht auf seinen Schultern.“ Is. 9, 6.

Aus dem Leben des heiligen Papstes Gregor des Großen wird eine kleine Geschichte erzählt, welche, wie klein auch das Geschehniß ist, doch für das heutige hohe Fest sehr lehrreich sein kann. Zu der Zeit nämlich, da Gregor der Große auf dem Stuhle des hl. Petrus saß und die Kirche glorreich regierte — es war gegen Ende des 6. Jahrhunderts nach der Geburt unseres Herrn und Heilandes —, lebte in Frankreich ein Mann, von seinen Zeitgenossen angestaunt wegen seiner wundersamen Gelehrsamkeit und Wissenschaft, hochverdient um das fränkische Reich. Er hieß auch Gregorius und ist bekannt unter dem Namen Gregorius von Tours. Eines Tages nun ward dem Papste gemeldet, daß der weltberühmte Gregorius von Tours, auf einer großen Reise begriffen, in Rom angekommen sei; er verlange dem Papste seine Huldigung darzubringen. Dem Papste war die Ankunft dieses berühmten Fremden sehr willkommen. War Gregorius von Tours seinerseits begierig, den großen Papst zu sehen, so war andererseits der Papst begierig, seinen berühmten Namensgenossen zu sehen. Als aber der berühmte Fremde eintrat, konnte der Papst in seinen Mienen eine große Enttäuschung und Verwunderung nicht verbergen. Er hatte sich nämlich unter dem gefeierten Gregorius von Tours einen großen, stattlichen Mann gedacht, eine imponirende Erscheinung. Aber der nun leibhaft dastand, war nichts weniger als das; er war ein sehr kleines Männlein, eine ganz unansehnliche und dürftige Gestalt. Der kleine, unansehnliche Mann bemerkte aber sogleich die Verwunderung des Papstes, und die Ursache derselben entging ihm nicht. Lächelnd sagte er: „Gott hat uns gemacht, und wir haben uns nicht selbst gemacht. Gott ist derselbe, wie in den Großen, so auch in den Kleinen“; und dann fügte er ernst hinzu: „Das geistige Wesen und die innere Kraft fallen nicht unter das Maß.“

Ihr stimmt gewiß, geliebte Zuhörer, dem kleinen Manne zu. Wenn die hinfällige Größe es machte, wenn das Maß es thäte, so ginge der Mühlstein über den Edelstein, so wäre der Dornstrauch mehr als der Rosenstock, der Rabe mehr als die Nachtigall, so ginge im Kriegsheere der Flügelmann über den Feldherrn, so wäre Goliath mehr als David und Saul ginge über Zachäus. Zumal in dem höchsten und edelsten Reiche,

dem Reiche der Gnade, wählt Gott mit Vorliebe das Unscheinbare, das Kleine, das, was vor den Augen der Welt nichts ist, und verbirgt oft in demselben eine große, wunderbare Kraft. Daher heißt es: „Es wird eine Hülle sein um alles, was herrlich ist.“

Von dieser Größe in der Kleinheit haben wir heute das höchste Beispiel, das Urbild vor uns. Wenn heute das große Maß anzulegen wäre, so wäre unser Fest, das hohe und hehre, das selige und fröhliche Weihnachtsfest ganz verloren. Denn vor dem sinnlichen Auge ist hier alles unansehnlich, dürftig, klein, über alle Maßen klein, oder besser gesagt, unter allen Maßen klein. Die Stadt Bethlehem ist die kleinste unter den fürstlichen Städten von Juda; der Stall so traurig, so niedrig, wahrhaftig nur nach Spannen, nicht nach Quadratmeilen gemessen; die Krippe so roh geschnitzt, so enge; Maria und Joseph, eben von allen Thüren abgewiesen, erscheinen hier unter dem Drucke der Armut so klein. Und erst der, welcher der innerste Mittelpunkt ist, um den alles sich bewegt und wendet: — es ist ein neugeborenes Kind in den Thränen und in der ganzen Schwäche dieser Kindheit; seine Blöße an dem rauhen Orte ist nur von rauhen Windeln umhüllt, die Krippe, aus welcher die Thiere fressen, ist seine unsanfte, enge Wiege. Was sagt das leibliche Auge und das Augenmaß dazu? Es spricht: Ich finde alles so unbedeutend, so klein, daß es nicht unbedeutender, nicht kleiner sein könnte. Aber der Mensch hat nicht bloß leibliche Augen, nicht bloß Augen am Kopfe: die Seele hat auch ein Auge. Und wenn dieses Auge in dem höhern Lichte Gottes aufstrahlt, so schaut es große Dinge, von welchen das leibliche Auge nichts sieht und welche nicht unter ein sinnfälliges Maß fallen: es ist das heilige, strahlende Auge des Glaubens. Achthundert Jahre vor der Geburt dieses bethlehemitischen Kindes wurde dem heiligen Seher Isaias dieses Kind in der Krippe in wunderbarem Gesichte gezeigt. Er sah es so lebhaft, so deutlich, als ob er bei ihm gegenwärtig wäre und an der Krippe stünde. Er ruft uns freudig bewegt zu: „Ein Kind ist uns geboren, ein Sohn ist uns geschenkt.“ „Ein Kind geboren“, — das ist die Kleinheit, die Schwäche. Der Seher fährt aber fort: „Herrschaft ruht auf seinen Schultern,“ — also die schwache, kleine Schulter des neugeborenen Kindes ist zugleich so stark, daß sie die schwere Last der Herrschaft trägt, daß die schwere Bürde der Herrschaft auf dieser Schulter sicher ruht. Um die armen Windeln sieht der Prophet den Purpur des Königs von den Schultern des Neugebornen wallen. „Man nennt seinen Namen: Wunderbarer, Rathgeber, Gott, starker Held, Vater der Zukunft, Friedensfürst.“ [1]

---

[1] Is. 9, 6.

Diese höchste königliche Macht und Herrschaft in dem Kinde, diese göttliche Größe in der Kleinheit und tiefsten Armut, diese unendliche Gewalt in der kleinen Gestalt -- das ist das Wunder der heiligen Weihnacht, das schaut das Auge des Glaubens. Auf dem neuen Hoch- und Prachtaltare unserer Liebfrauenkirche ist gar kunstsinnig und schön unter mannigfaltigen heiligen Bildwerken auch der Stall und die Krippe mit dem göttlichen Kinde. In der Krippe liegt das schwache Kind wie ein zartes Lamm; aber auf der Spitze über dem Stalle steht ein Löwe, der starke, gewaltige König der Thierwelt, als Bild Christi, des gewaltigen Herrschers, welcher auch der „Löwe vom Stamme Juda" genannt wird. Welche Verbindung: Kind und Löwe zusammen! Klein und groß, ärmstes Kind und höchster König sind hier in einem zusammen. Das Kind von der Krippe begrenzt — der König mit grenzenlosem Gebiete; des Kindes Arme von Windeln umschnürt — der König, der mit freiem Arme das All regiert; das Kind auf dem Arme der Mutter, des Nährvaters und Simeons getragen — der König, der seine unermeßliche Herrschaft, alle Creaturen auf seinen Schultern und in seinen allmächtigen Armen trägt. Je kleiner und niedriger der Herr wird, desto eifriger preist und benedeit ihn die Kirche in ihren Festgesängen und Liedern, in ihren Gebeten und heiligen Sprüchen, und erhebt ihn als den allgewaltigen König und Herrn. Darum sagte sie schon gestern an der Vigilie in der heiligen Messe: „Morgen wird die Missethat der Erde getilgt; morgen wird über uns herrschen der Heiland der Welt." „Hebet eure Thore, ihr Fürsten; erhebet euch, ihr ewig festen Thore, daß einziehe der König der Herrlichkeit." Das heutige Fest hat drei heilige Messen; aber alle drei sind sozusagen erfüllt mit heiligen Sprüchen über Jesus den König. Die Kirche singt: Christum canamus principem; „Vom Aufgang bis zum Niedergang erschalle Lob und Preisgesang dem Sohn der Jungfrau, Jesu Christ, der aller Herren Herrscher ist."

Wohlan, das Evangelium hat uns eingeladen mit den Worten der Hirten: „Laßt uns nach Bethlehem gehen." Indem wir im Geiste in den niedrigen Stall ein- und hin zur Krippe treten, das Kind zu schauen, wollen wir in dem Kinde den Herrn und den großen, allgewaltigen König und Herrscher suchen, in ihm den Fürsten und das Haupt erkennen, ihn anbeten und ihm huldigen. König in der Art und Weise wie die Fürsten der Erde ist er nicht; ein Reich wie die Erdenreiche ist das seinige nicht; sein Regieren ist nicht so. Das lehrt schon ein Blick auf seine Geburt und sein Leben. Was hat es denn für eine Bewandtniß mit dem Königthum, mit der Gewalt und Herrschaft Christi? Welches ist seine Natur und Beschaffenheit? Und woher kommt es, daß es auf dieser Erde so viele Rebellen wider Christum den König und Herrscher gibt?

Führe uns der Herr ein in die rechte Antwort und in ein heilbringendes Verständniß!

I.

Ein merkwürdiges, bedeutungsvolles Fügen in dem Leben und der Erniedrigung unseres Heilandes ist es, daß er gerade da sich König nennen, als König sich suchen, als König sich verkündigen, erheben und sich huldigen läßt, wo man diesen prangenden Namen, den Namen der Herrschaft und Macht, bei ihm am wenigsten erwarten sollte. Es ist nämlich da, wo Jesus, immer niedrig, am allerkleinsten und allerniedrigsten; wo er, immer arm und hilflos, am allerärmsten, am allerverlassensten erscheint: beim Eintritt ins Leben und beim Austritt aus demselben, in seiner frühesten Kindheit und bei seinem Sterben. An diesen zwei Endpunkten des Lebens Christi vernehmen wir das Wort „König". „Wo ist der König?"[1] — „Du bist also ein König?"[2] Dort glänzt sein Königstitel von den Sternen nieder aus Himmelshöhen; da verkündigt ihn die Inschrift von der Kreuzeshöhe. Hingegen wo Jesus in das öffentlich wirkende Leben hinausgetreten ist, im Glanze seiner Lehrweisheit und Wunderthaten strahlt, da würden wir diese Namen und Huldigungen am ehesten erwarten; allein da wird der Name „König" nicht gehört. So kann es in den Reichen dieser Welt nicht sein. Das königliche Kind kann das Scepter noch nicht führen, und dem sterbenden Fürsten fällt das Scepter aus den Händen. Ein Zeichen, daß Christi Königthum eigener Art ist.

Es könnte indessen der eine oder andere denken, so sei es doch nicht; es könnte sich wohl der eine oder andere aus dem Evangelium oder aus der Biblischen Geschichte erinnern, wie der Herr einmal mit wenigen Broden und noch wenigern Fischen fünftausend Menschen speiste. Als die Menschen Zeugen dieses großartigen Wunders, Theilnehmer seines Segens geworden, da riß ihre Bewunderung, ihre Dankbarkeit, ihre innere Bewegung sie fort, daß sie Jesum zum Könige machen wollten. Siehe da, könnte einer entgegnen, das ist geschehen, da Jesus in seinen Wunderthaten im öffentlichen Leben erglänzte. Was werde ich erwidern? Ich erwidere: Unterscheidet. Dieser Menschen Gedanken gingen irre. Sie wollten Jesum zum Könige machen; sie dachten nicht daran, ihm als dem geborenen Könige zu huldigen. Sie wollten ihm mit ihren armen Fingern ein Krönlein machen und aufsetzen, welches, mit der wahren, ewigen, unzerbrechlichen Krone Christi verglichen, unendlich weniger gewesen wäre als eine Krone von Pappendeckel im Vergleiche mit einer massiven goldenen Fürstenkrone. Sie wollten ihn zum Könige machen und bedachten nicht, daß er es schon war. Sie wollten ihn dazu machen, weil es ihnen in

[1] Matth. 2, 2. [2] Joh. 18, 37.

ihrem befangenen Sinne däuchte, das sei ein Dank dafür, daß er keinen Tribut nahm, sondern ihnen den Tisch gedeckt, das Brod gemehrt, und nicht vermindert hatte. Das war im Grunde nicht viel mehr als die Begeisterung ihrer gesättigten Magen, der Jubel der Bäuche. Es ist dem in etwa ähnlich oder erinnert wenigstens daran, wie im lieben deutschen Vaterlande manche am meisten für Christus und seine Kirche begeistert und zur Vertheidigung bereit sind hinter der Flasche. Vor dieser Begeisterung floh Jesus auf den Gipfel eines Berges, wo diese Stimmen in der Ferne verhallten und nicht an sein Ohr drangen. Da war also das Richtige nicht getroffen.

So bleibt es denn dabei: wollt ihr die rechte und echte Krone Christi anerkannt sehen, so schauet hin auf den Anfang und das Ende seines Lebens. Auf den Anfang. Gleich vor dem geheimnißvollen, gesegneten Augenblicke, als Jesus sein menschliches Dasein im Schoße seiner Mutter begann, offenbarte der Engel der armen Jungfrau in niedrigem Kämmerlein, ihr wunderbarer Sohn werde ein König sein; der Thron Davids, die glänzende Vorzeit Davids sei das Vorbild — freilich nur ein schwaches Schattenbild — seiner Regierung; seines Reiches werde kein Ende sein, d. i. er werde den Thron besitzen in Ewigkeit. Kaum war der Heiland geboren, noch waren seine kleinen Hände von Windeln umwunden, da ließ dieses Kind am Himmel den wunderbar glänzenden Stern hervortreten und in demselben sein Königthum strahlen; da zog dieses wunderbare Kind durch das innere Licht Weise aus dem fernen Morgenlande heran zu seinen Füßen, seiner Kindheit zu huldigen. Wen suchen diese geheimnißvollen Fremdlinge? Sie sagen es mit edelster Offenheit und Einfalt. Einen König suchen sie, einen neugebornen König, einen König, der noch ein Kind ist. Sie wollen das Kind nicht zum Könige machen, sondern dem Könige huldigen und ihn anbeten. Und dieses Kindes Königthum erfüllt schon das verkommene Jerusalem mit Furcht und Schrecken. Am meisten entsetzt sich Jerusalems Herrscher, Herodes; denn er hält den Heiland für staatsgefährlich, er fürchtet und bangt, seine Krone zu verlieren. Darob wundert sich höchlich unser alter Kirchengesang und spricht: Crudelis Herodes, Deum regem venire quid times? Non eripit mortalia, qui regna dat coelestia; „Herodes, arger Gottesfeind, was fürchtest du, da Gott erscheint? Der greift irdische Macht nicht an, der Gottes Reich verleihen kann.“ Warum fürchtet Herodes? Es gibt Stellen in der Heiligen Schrift, in den Propheten, welche von Christus als dem großen König, dem Fürsten über alle Fürsten, dem Beherrscher aller Reiche sprechen. Das hatte Herodes mißverstanden, als ob der Heiland die Reiche der Welt um ihre Selbständigkeit und ihren Bestand bringen und sie verderben werde. Es wäre nicht schwer gewesen, durch Vergleich mit andern Aussprüchen der Schrift sich zu beruhigen. Herodes hätte so leicht hören

können, daß dieser König sein Leben damit begonnen, unterthänig zu sein; denn dem Befehle des Kaisers Augustus folgend, war er zu Bethlehem geboren worden. Er hätte leicht einsehen können, daß er die alten Sprüche der Heiligen Schrift von der Herrschaft und dem Reiche Christi mißverstanden hatte; er brauchte ja nur zu warten. Warum so geschwind? Eile ist blind. Es hätte sich gezeigt, daß das neugeborne Kind nicht „staatsgefährlich" sei, daß es seine Rechte nicht angreifen, sein Ansehen nicht schädigen werde; er hätte gesehen, daß das Reich Christi sich über dem seinigen, über allen Erdenreichen wölbe. Aber eine sinnlose Furcht hatte ihn erfaßt. Zuerst versucht er es mit heuchlerischer List; er glaubt schlau genug zu sein, die Weisen mit ihrem Sterne hinters Licht zu führen. Da aber die List nicht gelingt, greift er zu grausamer blutiger Gewalt und läßt die bethlehemitischen Kinder ohne Schonung hinschlachten; den neugebornen König erreicht er nicht. Aber die hingeopferten Kinder sind die ersten Martyrerblüthen, hingestreut auf der Schwelle des Lebens Christi, die ersten Martyrer, geopfert für Jesus den König, und damit auch für sein zu gründendes Reich, welches seine wahre Kirche ist. Der erste ernste Ruf in die Welt: „Jesus ist auch ein König, Jesus hat auch ein Reich", wurde mißverstanden und regte die Welt auf. Das Bild Jesu des Königs und seines Reiches stand vor den Weisen des Morgenlandes in seinem wahren Wesen, voll Friede, voll Lieblichkeit, voll Segen; vor Herodes stand es da als ein Bild des Verderbens, des Umsturzes, des Entsetzens. Es ist bekannt, daß in verschiedenen Spiegeln derselbe Gegenstand sehr verschieden wieder erscheint. Es gibt Spiegel, welche statt des edelsten Angesichtes ein verzerrtes wiedergeben, solche, in welchen alle Gegenstände verkehrt erscheinen. Aehnliche Spiegel sind die Herzen, die Gemüther. In Gemüthern, welche wider Jesum und seine Kirche verstimmt, von Haß erfüllt, erbittert sind, wird das Bild des himmlischen Königs, seiner Herrschaft, seines Statthalters, seines Reiches verzerrt und verkehrt.

Wie zu Anfang des Lebens Christi, so wird uns auch am Ende desselben Jesus als König verkündigt. Der Heiland wird vor Pilatus gebracht; seine Hände, zu Anfang dieses Erdenlebens mit Windeln gebunden, sind jetzt mit harten Stricken und Banden wieder gebunden. Pilatus steht da in der stolzen, gebieterischen Haltung des stolzen römischen Beamten, der sich als Herrscher im Lande fühlt, obgleich er im Innern ein Mensch ohne Charakter und Gewissen ist. Um ihn her stehen die kaiserlichen Adler und Abzeichen der römischen Weltherrschaft. Pilatus stellt verschiedene Fragen; aber der gebundene Heiland setzt der falschen Majestät des Fragenden die Majestät seines Schweigens entgegen; er antwortet auf die Fragen nicht. Bei einer Frage aber macht der Herr eine große, bedeutungsvolle Ausnahme. Das ist die Frage des Richters, ob er ein König sei. „Also

bist du der König der Juden?" fragt der Richter. Jesus antwortet: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Wäre es von dieser Welt, so würden meine Diener für mich streiten; nun aber ist mein Reich nicht von dieser Welt."[1] Das steigert noch des Pilatus Befremden und Grauen: ein König, in die Welt gekommen, nicht von der Welt dazu gemacht, sein Reich in der Welt, aber in seinem Ursprunge nicht von der Welt, nicht aus der Welt entstanden, in seinen Zwecken über der Welt; und das wird ihm in einer unvergleichlichen Ruhe und Würde von einem Gebundenen gesagt. Pilatus kommt nicht los. Mit furchtbarem Grauen erneuert er bald wieder seine Frage: „So bist du denn ein König?" Du, so gering und arm, so elend und verachtet, so verlassen und wehrlos, du ein König? Der Heiland bestätigt es in feierlichen Worten und erklärt sich als König im Reiche der Wahrheit. Da wendet sich Pilatus und spricht verzweifelnd: „Was ist Wahrheit?" Aber mit diesem Wegwenden ist es nicht zu Ende. Der mit erneuerter Frage in den Heiland dringt, der vor dem geheimnißvollen König der Wahrheit in der zerrissenen Seele graut, der muß selbst noch den Königstitel Christi schreiben und bekennen und ihn über sein Kreuz heften. Denn kein anderer als Pilatus ist der Verfasser der Inschrift über dem Haupte Christi, welche Christi Königthum verkündigt und ein Inbegriff aller Geheimnisse der Erlösung ist. Mit den Händen muß er es schreiben, welche mit dem Blute Christi sich befleckt; mit den Händen, welche er gewaschen hat, mit den blutbefleckten, schwarzen Händen, welche alle Ströme der Welt und das ganze Meer nicht weiß waschen könnten, muß er es schreiben. Als die Hohenpriester und Aeltesten des Volkes um das Kreuz her standen und mit dem Hasse der Teufel das Werk ihrer unergründlichen Bosheit vollendet sahen, da war diese Inschrift auf dem Kreuze ihre brennende Qual. O, mit den Nägeln ihrer Hände hätten sie diese Inschrift auskratzen mögen. Aufs bitterste geärgert und verletzt sprachen sie zu Pilatus: „Schreibe nicht: dieser ist König"; schreibe: „er hat sich dafür ausgegeben."[2] Pilatus hatte immer nachgegeben; er war in den bedeutendsten Fragen feige zurückgewichen: was sollte man anders erwarten, als daß er in dieser anscheinenden Kleinigkeit nachgeben werde. Aber es war Gottes Wille, daß Jesus als König unbedingt anerkannt werden sollte. Da wurde durch göttliches Fügen Pilatus, der gewissenlose Richter, der feige Landpfleger, unbeugsam. An den drei bis vier Worten und an jedem Buchstaben hielt er fest, ohne zu weichen. Es war nicht sein Verdienst; er war nur ein Werkzeug in Gottes Hand, seine Hand war von Gottes Hand geführt. Es war der Heiland mit seinen angenagelten Händen, der die Hand des Pilatus führte. Und kein

[1] Joh. 18, 36. [2] Ebd. 19, 21.

Mensch wird diese Inschrift des Königthums Christi vom Kreuze wegreißen; sie steht über jedem Crucifixe in der ganzen Welt. Wo Jesus mit mächtigen, harten Nägeln angenagelt war, wo er an diesen eisernen Banden, an diesen schauderhaften Stützen schwebte und verschmachtete, da sollte auch der glorreiche Titel seines Königthums unvertilgbar prangen. Ueber dem von Dornen hundertmal durchstochenen Haupte, über dem Haupte, welches in namenlosen Schmerzen sich hin und her wendete und endlich sich auf die Schulter neigte, sollte die Krone glänzen und der Titel stehen, daß er das Haupt der Erlösten sei. Ueber dem neugebornen Kinde glänzte der Stern und wob mit seinen Strahlen seinen Königstitel in den Himmel: über dem Sterbenden, über dem Todten steht die klare Schrift und prägt den Königstitel Christi aus. Daraus sollen alle Christen zu ihrer Freude und zu ihrem Troste erschauen, daß das Königthum Jesu Christi und das von ihm gestiftete Reich alle Katastrophen überdauert, in Sturm und Wogen nicht untergeht, ewig dauert, während die Erdenreiche steigen und fallen, in Jammer und Thränen versinken, wenn ihre Zeit vollendet ist. Wir sollen daraus aber auch erkennen, daß Christi Königthum nicht auf dieser Erde seinen Ursprung hat; daß es auf dieser Welt seine höchste Macht, Gewalt und Glorie nicht im Erdenglanze, im Besitzen, sondern im Entsagen, nicht in der Selbstsucht, sondern in der Aufopferung und hingebenden Liebe hat.

## II.

Wo ist der Ursprung des Königthums Christi? Wenn wir eine Sache recht und ganz erkennen wollen, müssen wir zu ihrem Ursprunge steigen. Wo ist der Ursprung, wo springt die Quelle des Königthums Christi? Die Kirche, welche heute soviel von Christus dem König und Herrscher singt, läßt uns den Ursprung im Evangelium der dritten heiligen Messe zeigen. „Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort.“[1] Das ist der Blick des Adlers in die Unendlichkeit, in die allerheiligste Dreifaltigkeit; es ist ein Geheimniß der Ewigkeit; es ist das ewige Dasein dessen, der als Kind in der armen Krippe liegt, das Dasein vor dem Weltanfange, vor dem Anfange aller Creaturen, vor aller Schöpfung, die ewige Geburt dessen, der heute aus der Jungfrau geboren ist, die ewige Geburt aus dem Vater, die wahrhaftige Gottheit dieses Kindes. „Alles ist durch ihn gemacht, und ohne ihn ist nichts gemacht, was gemacht ist.“[2]

Wenn von diesem Kinde in der Krippe seiner Gottheit nach alles gemacht ist, was gemacht ist, alles im Himmel, auf Erden und unter der Erde, so gehört ihm auch alles, so hat auch alles durch ihn sein Bestehen,

[1] Joh. 1, 1. [2] Ebd. V. 3.

so muß er alles erhalten — es würde das Weltall in nichts versinken, wenn er seine Hand zurückzöge —, so trägt er auch alles mit unendlicher Kraft. Er trägt also die Krippe, die ihn seiner Menschheit nach trug; er trägt das Kreuz, das ihn bei seinem Sterben trug; er trägt die Throne und untergräbt sie nicht, die Reiche der Welt. Im gehorchte der Stern, der Trost und die Lust der heiligen Weisen; ihm gehorchen Meer und Sturm; ihm gehorcht selbst der Wille und die Hand des Pilatus; er ist der König der Könige, der Herr der Herrschenden. Er ist im tiefsten Grunde mit dem Vater und dem Heiligen Geiste allein König und Herrscher. „Du allein bist der Herr, du allein der Höchste mit dem Heiligen Geiste in der Glorie Gottes des Vaters."

Der Ursprung des Königthums Christi ruht in dem unendlichen Glorien- und Lichtglanze der Gottheit. Aber das Königthum Christi auf dieser Welt hat umgekehrt seine Größe und Herrlichkeit in Verachtung des geschaffenen Glanzes, in tiefstem Entsagen. Er kam in die Welt; alles war sein eigen. Er ging aber an allen Gütern, an allem Glanze und aller Freude der Welt mit tiefster Verachtung vorüber. Er trug die Throne der Könige und setzte sich doch auf keinen derselben. Einen solchen einzunehmen, wäre seiner nicht würdig gewesen. Er öffnete die Quellen der Freude und kostete sie nicht. An den Quellen der Freude sich niederzulassen, wäre seiner nicht würdig gewesen. Ihm gehörten alle dienenden Hände, und er wollte dennoch nicht bedient sein, sondern selbst dienen.

Betrachtet zuerst, wie er mit Verachtung an den Dingen der Welt vorübergeht, wie dies seine Ehre ist. Je mehr ein Mensch die Dinge der Welt anstaunt und bewundert, desto mehr zeigt er, daß er noch wenig in der Welt gesehen hat, und daß er den wahren Gehalt, oder vielmehr die Gehaltlosigkeit, Hohlheit und Nichtigkeit der Dinge nicht kennt. Darum staunt der Knabe, das Kind alles an, bleibt staunend überall stehen, weil ihm alles neu ist; darum staunt der Mann vom Lande die Stadt an, ihre großen Kirchen, ihre hohen Häuser, ihre erleuchteten Buden und Kaufläden, weil er zu Hause so wenig sieht, weil sein Gesichtskreis so eng begrenzt ist. Der aber zu Bethlehem in der Krippe liegt, der hat seiner Gottheit nach von Ewigkeit allen Glanz, allen Schmuck der Welt gesehen, vorgeschaut von Ewigkeit; denn wenn er in seine eigene Allmacht schaute, schaute er alle geschaffenen Dinge und unendlich viele dazu, Millionen Welten, die er noch hätte erschaffen können und nicht erschaffen hat: wie sollte er denn staunen?

Er verlangte die Dinge der Erde nicht; er hielt sie von sich ferne. Das ist seine Größe, sie nicht zu haben, ihnen zu entsagen. Wer alles begehrt, was er Schönes, Süßes, Glänzendes sieht, der zeigt damit deutlich, daß er sich sehr bedürftig fühlt in seinem Eigenen. Wer aber für sich nichts begehrt, der zeigt, daß er in sich selbst Genüge hat. Und wer

allem entsagen könnte, der müßte alles in sich besitzen. So zeigt also die Entsagung, die Verachtung der Dinge eine gewaltige Größe. Noch weit mehr zeigt sich die Größe dieser Entsagung, wenn alle Herrlichkeit gewissermaßen wie ein mächtiger Strom zudringt, und wenn der Entsagende mit großer, gewaltiger Macht abwehren muß, um entsagen zu können. Nun betrachtet den, der im Stalle zu Bethlehem liegt. Er vereinigt in sich Menschheit und Gottheit. Die Gottheit aber liebt es, sich mitzutheilen, hat die Neigung, ihre Güte, Freigebigkeit auszubreiten. Um seine Güte reichlich mitzutheilen, darum hat Gott die Welt erschaffen. So hat Gottes Güte sich ausgebreitet durch das ganze Weltall; sie fließt durch das All wie ein tausendfältiger, unermeßlicher Strom. Wo aber konnte die Gottheit mehr die Neigung haben, wie ein Strom ihre Güte zu ergießen, als in der Menschheit Christi? Wäre diesem Strome sein Lauf gelassen worden, so hätte er die Menschheit Christi ganz überflossen, daß sie in unantastbarer Schönheit gestrahlt hätte, daß sie ohne Noth, ohne Schmerz, ohne Thränen, ohne Tod gewesen wäre. Was müßte der für eine Macht und Stärke haben, der einen gewaltig rauschenden und niederstürzenden Strom mit seinem Arme im Laufe aufhalten und stauen könnte! Der Heiland hat diesen Strom aufgehalten. Er hat bei seiner Menschwerdung den Strom der überfließenden göttlichen Güte aufgehalten, daß er einen Leib annahm, schwach, zart empfänglich für alle Leiden, Wunden und Schmerzen und zuletzt für den Tod, den Gipfel der Leiden. Er hat den Strom zurückgehalten und hat seine menschliche Seele so gemacht, daß sie, wie ein Blatt am Baum vom Winde bewegt, bis ins Innerste bewegt wurde von dem Undanke und der Härte der Menschen, von ihren furchtbaren Gotteslästerungen, von der Betrübniß. Die Welt sah ihn oftmals weinen; und doch standen ihm alle Tröstungen bereit, und er hielt wie mit starkem Arme ihren Strom zurück, von sich ferne. Seine Seele war so empfindsam für das Leiden, daß er sozusagen zweimal starb. Denn ehe er am Kreuze starb, starb er schon geistigerweise am Oelberge. Da war das Leiden noch nicht an seinen Leib gedrungen; es schwebte ihm nur in Gedanken vor, er ließ nur die Vorstellung auf seine Seele wirken. Seine Seele war so zart besaitet, daß der Gedanke an sein nahes Leiden und Sterben den Todeskampf erregte, daß er mit seinen rinnenden Blutstropfen die Erde befeuchtete. Dabei hielt er die Kraft der Gottheit, den Strom ihrer Macht zurück, weit zurück, so daß er bei seinen schlafenden Jüngern um Trost und Stütze bettelte, daß ein Engel ihn trösten kam. Was zu Anfang am Oelberge in einem unsichtbaren Vorgange in der Seele geschehen, das geschah am Kreuze in leiblicher Weise sichtbar. Er ließ dem Strome aller Leiden freien Lauf an seinem Leibe; er ließ seinem Blute den Lauf durch seine tausend Wunden; er hielt den Strom des Lebens zurück, der aus der Gottheit entquoll; er neigte sein Haupt und

winkte so freiwillig dem Tode, der scheu vor ihm stand, daß er komme. Und der Tod kam zum „Herrn des Lebens" und trennte die Seele vom Leibe.

O wunderbare, unbegreifliche Macht und Weisheit, mit welcher der ewige, wesensgleiche Sohn Gottes es zu stande bringt, daß er Gott bleibt und Mensch wird und, obschon Gottmensch, sich unter den Menschen an die allerletzte Stelle setzt! Er wird der „Letzte der Menschen, ein Auswurf des Volkes" [1], und er macht die letzte Stelle zur königlichen Stelle, die Demuth zur königlichen Tugend. Er setzt sich so an die letzte Stelle, daß er gleich zu Anfang seines Lebens nicht ein Strohdach, ein Dachstübchen, sondern einen Stall erwählt, welcher ja gar keine Menschenwohnung, sondern ein Aufenthalt der Thiere ist, und daß er in den Stall sich keine Wiege stellen läßt, sondern mit einer Krippe vorlieb nimmt. Das ist eine unendliche Größe, daß er so unendlich klein wird. Und wir meinen, das sei Größe und gebe Größe, wenn man in den Augen der Menschen in irdischer Größe glänze. Der Herr der Welt ist erfinderisch, die letzte Stelle zu finden, und viele Menschen möchten an seine Stelle. Viele wollen die Welt regieren, die sich selbst und ihr Hauswesen nicht regieren können. In einem Buche über Geisteskrankheiten habe ich einmal von einer hohen Weltdame gelesen, die sich immer in hohen Dingen ergangen und endlich in Größenwahnsinn verfiel. Dieselbe hatte den Wahn, sie trage die Erdkugel auf den Fingerspitzen ihrer rechten Hand, und daher gab sie wohl acht, die Hand nicht zu drehen, damit die Erdkugel nicht entfalle. Von einem Anflug solchen Wahnes scheinen, mehr oder minder stark, manche angehaucht in dem Dünkel von ihrer Bedeutung, Wichtigkeit, Aufklärung, in der Verachtung vergangener Zeiten, der Weisheit der Jahrhunderte und ihrer Schöpfungen, in dem Wahne, die Natur der Dinge, alle gegebenen Größen, Gott und seine Kirche, der Fels des Glaubens — alles müsse weichen vor ihrer Größe und Hoheit. Setzen wir uns auf die unterste Stufe, dann fallen wir nicht tief hinunter.

In seiner machtvollen, wunderbaren Entsagung, seiner Entäußerung bis zum Leiden und Sterben hat Jesus Christus für die Sünden der Welt genug gethan. Daß man für Sünden mit Lust, Vergnügen, Sinnenfreude genugthun könne, das hat gewiß noch kein verständiger Mensch geglaubt; dies kann man nur mit Entsagen und Leiden. Das war der höchste Zweck des Erscheinens des Sohnes Gottes im Fleische, für uns der erzürnten Gerechtigkeit Gottes genugzuthun und uns zu erlösen. Sein Beweggrund war die Liebe, die barmherzige Liebe zu den gefallenen, verlorenen Sündern. Es ist der Menschen harter Brauch, Gefallene noch tiefer zu stoßen und noch mehr zu erniedrigen; es ist der göttlichen Liebe eigen, sich zu

---

[1] Js. 53, 3.

erniedrigen, um die Gefallenen zu erheben. So war es denn die Macht der Liebe, durch welche der Sohn Gottes so klein und arm geworden, sich entäußert, sozusagen sich vernichtet hat. Indem der Sohn Gottes das Einströmen aller göttlichen Kraft in seine Menschheit aufhielt und seine Menschheit ins kleinste zusammenzog, gewann er eben dadurch in seiner Menschheit die Kraft, den Segen der Erlösung über die ganze Menschheit auszudehnen und alle, welche guten Willens sind, vom ewigen Untergange zu retten, in die Arche seiner Heilsanstalt zu sammeln und sein Reich der Gnade, die Kirche, welche nicht von der Welt ist, durch die ganze Welt zu verbreiten. So ist es denn die Macht der barmherzigen Liebe, womit der Heiland König in seiner Kirche und ganz vorzüglich unter seinen Auserwählten ist, die ihm bis zum Tode getreu bleiben, deren Namen darum auch im Buche des Lebens stehen.

Groß ist die Schar seiner Getreuen; kein König ist je so lange, so innig und treu geliebt worden wie Jesus Christus. Aber warum gehören nicht alle zu dieser immerhin großen und glückseligen Schar? Ist Christus nicht für alle gekommen? Das zu denken, ist unserem Glauben entgegen; es heißt: Qui propter nos homines et propter nostram salutem descendit de coelis; „Der wegen uns Menschen und um unseres Heiles willen vom Himmel gestiegen ist.“ Höret: wegen uns Menschen. Das ist alles; es ist genug, Mensch zu sein, um ob der heiligen Weihnacht sich zu freuen und zu jubeln. Wer ein Menschenantlitz hat, hat Anspruch auf Christi Heil und Erlösung; auf jedem Menschenantlitz soll der Glanz der heiligen Weihnacht widerleuchten. Zuerst hat Gott uns zu Menschen gemacht, uns uns selbst gegeben; dann hat er sich uns gegeben zum König und Retter. Warum denn hat dieser himmlische König unter seinen Unterthanen auf Erden so viele Rebellen, Rebellen in den Höhen und in den Niederungen der Gesellschaft, Rebellen in stolzen Häusern und unter Strohdächern, in Städten und Dörfern, in Handwerksstuben und Wirtshäusern? Manch einer würde sich wohl hüten, wider seinen irdischen König die Lästerungen auszustoßen, die er ohne Scheu und Scham wider Christus, seine Kirche, seinen Statthalter sich erlaubt. Es werden auch nicht leicht Juden oder Mohammedaner ihre Religion so schimpfen und preisgeben, wie verkommene Christen, katholische Christen. Warum so viele Rebellen? Man sagt, in der Geschichte der irdischen Reiche zeige es sich, daß Rebellionen meistens unter milden, langmüthigen Fürsten ausgebrochen seien. Das kann uns den rechten Schlüssel zur Beantwortung der Frage geben, warum Christus in seinem Reiche so viele Rebellen hat. Er ist im höchsten Maße ein milder, langmüthiger, gnädiger König. Das Wort „Gnade“ spielt in der Geschichte dieses Königs und seines heiligen Reiches eine überaus große Rolle; sein Gesetz heißt das Gesetz der Gnade; seine Sacramente sind Mittel der Gnade; die einzelnen Jahre sind „Jahre

der Gnade, des Heiles"; das ganze Leben der Menschheit ist die „Zeit der Gnade". Es ist aber der Gnade eigen, daß sie sanft zieht und keine Gewalt braucht. Der Heiland zwingt nicht. „Die ihn aber aufnahmen, denen gab er die Macht, Kinder Gottes zu werden" [1]; freiwillig muß man kommen. Christi Reich und Kriegsheer besteht aus lauter Freiwilligen.

Wir wollen freiwillig zu Christo gehen; wir wollen nicht scherzen und spielen mit seiner Gnade. Transeamus usque Bethlehem. Wir treten im Geiste in den Stall, scharen uns im Geiste um die Krippe, den ersten Thron des Königs, wo Zeit und Ewigkeit sich einen, legen die Hand auf seine Krippe und schwören ihm ewige Liebe und Treue. Amen.

---

## Vierte Predigt.

(1872.)

### Der Neugeborne der Heiland der Welt.

„Heute ist euch in Davids Stadt der Heiland geboren worden, welcher ist Christus der Herr." Luc. 2, 11.

Vor sechshundert Jahren lebte in der Kirche Gottes ein heiliger Lehrer der göttlichen Weisheit, welcher in einem Grade, wie seit Jahrhunderten kein anderer, die Bewunderung und Begeisterung der christlichen Welt durch seine Unterweisungen gewann. Es ist der hl. Thomas von Aquin. Seine Lehrvorträge waren so tief und so groß, so wahr und so klar, so schön und so einleuchtend, daß es den staunenden Hörern vorkam, als hörten sie ein übermenschliches Wesen aus einer höhern Welt reden, als vernähmen sie die Wissenschaft eines Engels. Man gab dem armen, bewunderten Lehrer den Ehrennamen: Doctor angelicus — der englische, engelgleiche Lehrer. Diesen Ehrentitel hat Thomas von Aquin bis auf unsere Zeit behalten und wird ihn durch alle Zeiten behalten. Wenn in den Schulen der Gottesgelehrtheit gesagt wird: So spricht der Doctor angelicus, der englische Lehrer, dann recken alle die Ohren und vernehmen mit ehrerbietiger Aufmerksamkeit seine Worte.

Heute aber, am Feste der gnadenreichen heiligen Weihnacht, bekommen alle Christen einen Doctor angelicus zu hören, sollen alle Schüler und Hörer eines englischen Lehrers werden; heute spricht in dem verlesenen Festevangelium ein wirklicher und wahrhaftiger Doctor angelicus, ein englischer Lehrer, vom Lichtglanze des Himmels umstrahlt; es ist wirklich und

[1] Joh. 1, 12.

wahrhaft ein Engel, der vom Himmel kommt. Er spricht nicht in dumpfer Schulstube, sondern frei auf Bethlehems Fluren. Die nächststehenden Zuhörer sind schlichte, ehrliche Hirten, mit großen Hirtentaschen, mit langen Hirtenstäben; aber hinter ihnen steht ihr und die gesamte Christenheit, ein unermeßliches Publikum.

O wie tief, wie hoch, wie groß, wie schön, wie freuden- und segensreich ist die Unterweisung dieses englischen Lehrers! Er sagt viel in wenig Worten. So ist es die Art solcher großen Geister. Was der Lehrer sagt, das hat er im ewigen Lichte Gottes geschaut. Er lehrt, daß der Heiland geboren ist, die höchste Gabe des Vaters im Himmel, die Freude der Welt, Christus, der Messias, die Sehnsucht aller Gerechten des Alten Bundes, der Herr, der allmächtige Gott; er gibt die Zeit an, wann er geboren: „heute"; den Ort, wo: „in der Stadt Davids", d. i. in Bethlehem, neben seinen ersten Zuhörern. Er ist ein sehr praktischer Lehrer fürs Leben; denn er unterweist auch, wie man den Heiland finde und gibt darum ein Erkennungszeichen an. „Dies soll euch zum Zeichen sein: ihr werdet ein Kindlein finden, in Windeln eingewickelt und in einer Krippe liegend."[1] Das ist die freudenreiche Unterweisung unseres englischen Lehrers am heutigen Feste.

Wer dieser Engel war, sagt das Evangelium nicht. Allein zwei hochgefeierte, große Bischöfe und Lehrer der ersten Jahrhunderte der christlichen Kirche, der hl. Cyprian und der hl. Ambrosius, bezeugen es in ihren Schriften, daß die allgemeine Überlieferung der Christen ihrer Zeit den Erzengel Gabriel als diesen englischen Lehrer bezeichne. Gabriel! So ist es denn ja derselbe Himmelsbote, welcher neun Monate vorher an Maria die Verkündigung der Menschwerdung vom Throne Gottes hergetragen, derselbe Lehrer, welcher an Maria, die neue, heilige Eva, das Ave vom Himmel gebracht und in diesem Ave auch uns, die geistigen Kinder dieser Mutter, schon damals freundlich gegrüßt hat. Dieser alten, wohlbezeugten Überlieferung gemäß ist es also ein und derselbe Himmelsbote, welcher damals den heiligen Namen Jesus vom hohen Himmel gebracht hat, damit dies der persönliche Name des Sohnes Gottes im Fleische sei: — derselbe Engel bringt nun auch den freundlichen, heilverkündenden Namen „Heiland" vom Himmel, welcher Name sozusagen der Name des Amtes, des Berufes Christi unseres Herrn auf Erden ist. Maria selbst, die Auserkorene des Menschengeschlechtes, wurde gerne die demüthige Hörerin des hohen Engels, welcher ihr die Verkündigung brachte, und stellte an ihn, den Himmelsboten, als Schülerin desselben eine demuthsvolle Frage: — Maria wurde auch wieder eine demüthige Schülerin des englischen Lehrers, als er auf Bethlehems Fluren unterrichtete. Denn, wie der heilige Evangelist Lucas weiterhin berichtet, ließ sie sich den wunder-

[1] Luc. 2, 12.

baren Vorgang von den Hirten erzählen und „erwog und bewahrte die Worte in ihrem Herzen“[1].

Nun, sollen denn wir, die wir alle in so hohem Grade lernbedürftig sind, jetzt nicht gerne unseres englischen Meisters Schüler werden und seinen Worten unser Ohr und unsere ganze Seele schenken, da er uns mit Engelszunge von der gnadenreichen Geburt unseres Heilandes und von dem Zeichen spricht, daran wir ihn, unsern Heiland, den wahren Heiland, den einzigen Heiland, erkennen und finden?

„Heute ist euch der Heiland geboren.“ Heiland: wie schön, wie lieblich, wie tief, wie feierlich klingt dieses bedeutende Wort! Es tönt etwas durch dieses Wort wie der Klang eines Friedensgeläutes. „Heiland“, das heißt Wiederbringer des verlorenen Heiles, Erretter aus tiefer Noth, Erlöser aus eisernen Banden. Der Heiland ist da: das verkündigt dem Verlorenen, daß er glücklich wiedergefunden werde. Heiland: das Wort verkündet dem Schiffbrüchigen, dem Ertrinkenden den rettenden Arm, den schirmenden Hafen. Heiland: das verkündigt dem Gefangenen Erlösung, Befreiung. Heiland: das verkündigt dem rettungslos aufgegebenen Kranken ungeahnte Genesung, wie ja auch das deutsche Wort „Heiland“ geradezu und buchstäblich auf Heilung und Heil deutet. Heiland: das ist nicht ein bloßer Wohlthäter der Menschheit, wie es deren viele gegeben, welche hier oder da theilweise den großen Druck des Elendes milderten: der Heiland hebt den ganzen Druck hinweg, er bringt das ganze Heil. Darum heißt er Heiland für alles Volk, d. i. für die ganze Menschenwelt, und dieser ist Christus der Herr; er kennt keinen neben sich. Wer also neben Christus sich zum Heilande aufwerfen wollte, der könnte nur ein falscher Heiland sein.

Unser himmlischer Lehrmeister, der Engel auf Bethlehems Fluren, spricht von einem solchen ganzen Heilande. Er kennt nur einen, einen einzigen solchen Heiland. Er hält dafür, die Ankunft dieses Heilandes auf Erden müsse für ihre vernünftigen Bewohner alle ein Gegenstand überschwänglicher Freude sein, einer solchen Freude, daß sie selbst von dem freudegewohnten, freudeseligen Engel Freude genannt wird. Es freuen sich zwar auch die Scharen der heiligen Engel auf Bethlehems Feldern und singen ob der Geburt des Heilandes ein himmlisches Lob- und Freudelied; aber sie freuen sich nur als gute, treue Freunde über der Menschen Glück. Ihre himmlische Musik, diese himmlische Harmonie ist die Gratulation, welche in dunkler Nacht ertönt, noch ehe der Morgen graut, und der Menschheit zu ihrem Glücke dargebracht wird. So belehrt uns der englische Meister selbst, denn er sagt: „Heute ist euch der Heiland geboren“; nicht uns, nicht den Engeln, nein: euch Menschen, aber euch allen und jedem von euch, allem Volke.

[1] Luc. 2, 19.

Uns ein Heiland geboren. Warum nicht den Engeln? Darum nicht, weil die Engel im vollen Besitze des Heiles geblieben und glückselig sind. Sie leben seit Jahrtausenden, diese liebenswürdigen Geister, und nie hat eine Sünde ihre klare Schönheit und ihren heiligen Frieden getrübt. Ein Heiland wird nur den Unglücklichen geboren. „Nicht die Gesunden bedürfen des Arztes, sondern die Kranken.“ [1] „Des Menschen Sohn ist gekommen, zu suchen und selig zu machen, was verloren war.“ [2] Alle Creaturen im Himmel und auf Erden und in allen Welten bedurften eines allmächtigen Schöpfers, alle bedürfen eines liebevollen Erhalters und Leiters. Gott als Schöpfer, als Erhalter, als Führer und Leiter ist uns mit den Engeln gemeinsam; Gott als Heiland gehört uns allein. Den verdanken wir unserem großen Elende. „Glückliches Elend, glückliche Schuld!“ möchte ich mit dem hl. Augustinus ausrufen. Eines Heilandes, eines Retters bedürfen nur unglücklich gewordene Wesen. Solche gibt es im Himmel, im Reiche der Engel, nicht. Im Himmel kann der Herr das Heilandamt nicht ausüben. Darum drängt es ihn nach der Erde hin. Dieser Planet, welchen wir Erde nennen, ist er nicht die Wohnung tiefen, millionenfachen Leides? Die Seufzer seiner Bewohner erfüllen die Tage und dringen durch die stillen Nächte. Wäre etwa die Menschheit hienieden nicht heilandbedürftig? Ist die Klage nicht uralt und immer wieder neu, die Klage, daß dieses unser kurzes Erdenleben noch keinen befriedigt hat, dem es geschenkt wurde, daß für alle, die dieses Leben genossen, dessen innerster Kern herbe und bitter war, daß es selbst keine vereinzelte Rosen ohne Dornen, aber viele Dornen ohne Rosen gibt? Wohin wir das Ohr legen, überall diese Klage. Da beklagt aus ferner Vorzeit Job das Los des Menschen: „Der Mensch, vom Weibe geboren, lebt eine kurze Zeit und wird mit vielem Elende erfüllt.“ [3] Kurz die Zeit, viel das Elend. David spricht: „Aus der Tiefe rufe ich zu dir, o Herr.“ [4] „Es liegt ein schweres Joch auf den Kindern Adams vom Tage an, wo sie aus dem Mutterschoße kommen, bis auf den Tag, da sie in die Erde, welche unser aller Mutter ist, begraben werden.“ [5] Der hl. Paulus klagt im Namen der ganzen unerlösten Menschheit: „Ich armer Mensch, wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes?“ [6]

In diesem schmerzlichen Eingeständnisse der Klage über das Elend des Erdenlebens vereinigen sich die Stimmen aller Völker; da ist kein Unterschied. Der größte Dichter der alten Griechen klagt, „es sei auf dieser Welt kein Wesen so unglücklich als der Mensch, nichts von allem, was auf Erden athmet und lebt“. Und das Zifferblatt behält Recht,

---

[1] Marc. 2, 17. [2] Matth. 18, 11. [3] Job 14, 1.
[4] Ps. 129, 1. [5] Eccli. 40, 1. [6] Röm. 7, 24.

welches zu Uruna in Spanien auf der Uhr eines alten Thurmes steht. Es trägt die Worte: Omnes vulnerant, ultima necat; „Alle meine Stunden verwunden, und die letzte tödtet."

Die Stätte so vieler Schmerzen, so großer Angst und Noth — das ist die Stätte, wo man, sei es klarer oder unklarer, das Bedürfniß eines Heilandes fühlt und sich nach einem Retter sehnt. Ein Heiland ist „desideratus omnium gentium". Daher haben auch im Laufe der Zeit so viele Betrüger sich als „Weltbeglücker" aufgeworfen, das Amt und zuweilen selbst den Namen des Heilandes usurpirt. So oft einer behauptete, Christus der Herr, der wahrhaftige, ewige Heiland der Welt, sei antiquirt, so oft einer seine Erscheinung läugnete, ihn ins Reich der Sage verwies, seine Heilsanstalt, den Felsen seiner heiligen Kirche auflösen, seine Heilswahrheit, seine Heilsmittel aus der Welt verdrängen wollte, so oft auch zeigte er statt des Herrn einen andern, falschen Heiland — ein Zeichen, wie nothwendig der Welt ein Heiland ist. Da glaubt einer, sein eigener Verstand könne ihn mit der Zeit noch erlösen, und oft halten diejenigen am meisten auf ihren Verstand, welche am wenigsten Verstand haben. Da wähnt einer, seine eigene Kraft werde noch sein Heiland werden, und er könne sich am eigenen Schopfe aus dem Elende, dem Unbehagen ziehen. Oder der neue Heiland ist ein ungläubiger Naturforscher mit Hypothesen, welche sehr phantasiereich, aber darum noch lange nicht wahr sind. Oder es sind neue, an sich löbliche Erfindungen, neue Staatsformen, Umwälzungen, große Siege, Civilisation, Bildung, die Schule, neue Unterrichtsmethoden, wovon man das Heil erwartet, die man als Messias preist, wenn nicht für die ganze Welt, so doch für eine Nation. Hat man keinen Weltheiland mehr, so verehrt man inbrünstig einen kleinen Nationalheiland, oder gar nur einen Heiland für einzelne Klassen und Stände der Menschen, einen „Heiland" der Arbeiterklassen oder der gebildeten Stände u. s. w. So geht es durch die Zeiten durch. Es wird dieser Betrug mit falschen Heilanden nicht abnehmen, wenn es gegen das Ende geht. Die so oft betrogenen Menschen werden nicht klüger sein; im Gegentheile: vom Ende dieser Weltzeit hat Christus bestimmt vorhergesagt, daß alsdann mehrfach falsche Heilande, falsche Christus aufstehen, und das Geschrei: „Hier ist ein Heiland, da ist ein Heiland", sehr viele glaubensschwache Menschen verwirren und zum Abfalle bringen, und einer über alle als der furchtbarste Widerchrist, der größte Gegenheiland mit großer Macht emporwachsen werde. Dieser Widerchrist aber hat seine Vorgänger, wie der hl. Johannes, der Evangelist und Seher, lehrt, durch alle Zeiten. Besonders aber hat er sie in großen, ernsten Zeitenwenden, welche mit dem Ende dieser Welt besondere Aehnlichkeit haben, wenn Völker wider Völker stehen, Reiche wider Reiche, in welchen der Glaube sehr abnimmt, und die Liebe erkaltet; dann treten die falschen Christus, die falschen Heilande auf. Werdet ihr

euch nun wundern, daß es auch in den gegenwärtigen Tagen falsche Heilande gibt und daß sie Anhang finden?

Daß es aber so viele falsche Heilande, Pfuscher in das Heilandsamt, gegeben, das beweist nichts gegen den wahren Heiland; das beweist nur, wie unbefriedigt vom Leben die Menschheit sich fühlt, wie sie sich hinaussehnt in einen bessern, glücklichern Zustand, und wie sie lieber nach dem Falschen greift, wenn man ihr das Wahre entzieht, als daß sie auf keinen Heilbringer hofft. Daß es in der leiblichen Heilkunst viele Quacksalber gibt, das beweist nichts gegen die tüchtigen Aerzte; daraus folgt nicht, daß alle, welche sich mit der Heilkunst beschäftigen, Quacksalber sind; vielmehr beweist es nur, daß es viele Kranke gibt, welche aus ihrem Zustande heraus, welche geheilt sein wollen, und daß gute Aerzte sehr noth thun. Daß es viele falsche Religionen gibt, das beweist nichts gegen die wahre Religion; es folgt daraus nicht, daß alle Religionen falsch sind. Aber das folgt daraus, daß die Menschenseelen der Religion gar sehr bedürfen und nicht von derselben lassen können, daß sie wohl zum Irrthum greifen, aber nicht ins Nichts versinken wollen. Daß es viele falsche Heilande und Heilsbringer gegeben, beweist, daß in der Menschheit ein tiefes, unaustilgbares Heilandsbedürfniß, eine mächtige Hoffnung und Sehnsucht nach einem Heilande liegt. Wo soviel Concurrenz ist, da muß viel Nachfrage sein; wo viel Nachfrage, da ist viel Bedarf, viel Verlangen, viel Angst, viel Noth.

Unser englischer Lehrer kennt nur *einen* Heiland für alle Noth. Und daß es noch den *einen* gibt, das verdanken wir nur der grenzenlosen Erbarmung Gottes. Denn das Heilandsamt ist das schwerste aller Aemter. Der hl. Augustinus sagt, erschaffen habe Gott mit *einem* Worte, aber erlöst habe er nicht mit *einem* Worte. Der *wahre* Heiland muß allen denen, welche guten Willens zu ihm kommen und an ihn sich halten, das volle, ganze Heil gewähren, er muß sagen können: „*Kommet alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid: ich will euch erquicken.*“ Er muß sie also von dem Drucke ganz befreien können, welcher millionenfach, in Art und Weise verschieden, auf der Menschheit lastet; er muß alles Leid wegheben, alle Thränen trocknen. Wenn ein Leid und Schmerz übrig bleibt, die er nicht stillen, wenn Thränen rinnen, die er nicht trocknen kann, so ist er nicht ein voller, ganzer Heiland, nicht der Bringer des ganzen Heiles; er erfüllt dann seinen Namen nicht vollständig; er hätte nicht die volle Heilandskraft, er würde sein Heilandsamt mangelhaft führen. So meint es aber der englische Lehrer auf Bethlehems Fluren nicht, wenn er verkündigt: „*Heute ist euch der Heiland geboren*“; er spricht von einem *ganzen* Heilande, einem *wahren* Retter. Das ist des Heilandes vorgestecktes Ziel, alles Leid der Erde hinwegzunehmen. Der hl. Johannes, der Jünger

der Liebe, sah dieses Ziel von ferne im himmlischen Jerusalem winken. Daher heißt es von dem Glücke der Erlösten: „Gott wird abtrocknen jegliche Thränen von den Augen seiner Heiligen, und es wird fernerhin der Tod nicht mehr sein, noch Trauer, noch Klage, noch Schmerz; denn das Erste ist vergangen.“[1] Wenn der letzte Auserwählte in diese Glückseligkeit gebracht ist, dann erst ist das Heilandwerk vollendet; dann legt, wie der hl. Paulus sagt, Christus sein Heilandsamt vor seinem Vater nieder.

Dieser Zustand erst ist das volle und ganze Heil der heilandstreuen Menschen; dann hat Christi Werk an ihnen erst seine Fülle, seine Krone. Das ist der Gipfel, nicht der Anfang, sondern das Ende in Christo dem Heilande, wo es keinen Kummer, keine Thränen mehr gibt. Und der Herr, der unser Heil aufbaut, fängt mit seinem Baue von unten an. Die Fülle des Heiles, die Sonne ohne Wolken, die Freude ohne Trübsal, die Helle ohne Dunkel, das Lachen ohne Ach gehört der Ewigkeit an, wo die Bösen geschieden sind. Das ist die Herrlichkeit, welche der Herr seinen Treuen dort oben bereitet. Was thut er auf Erden? Jenseits ist die Fülle der Vollendung, die Krone des Heiles; hier macht er den Anfang und legt das Fundament. Jenseits ist der Gipfel des Glückes; hier legt er den Grund. Wie thut er das, der allweise Heiland?

Alle Uebel, welche die Menschen bedrängen und bedrücken, alle Leiden, alle Schmerzen, welche in unabsehbarer Zahl das Herz der Menschheit durchwühlen, alle ohne Ausnahme haben im tiefsten Grunde eine gemeinsame Ursache, eine giftige Quelle, der sie entströmen, eine Wurzel, die sie emporgetrieben. Wer der wahre Heiland ist und dereinst alle Schmerzen heben soll, der muß vor allem bewirken, daß die Ursache aller Leiden gehoben werde, der muß die Quelle derselben verstopfen, die Wurzel derselben ausroden, das Uebel von der Wurzel aus heilen. Diese Wurzel ist die Sünde. Die Sünde ist die Quelle, welcher alle Leiden und Schmerzen entströmen. Sie ist etwas Geheimnißvolles, etwas schrecklich Geheimnißvolles. Sie ist schon ein Erbtheil von unsern Stammeltern aus dem verlorenen Paradiese her. Damit verbunden findet sich in allen Menschen die böse Begierde, die Hinneigung und der Hang zum Verbotenen, die Lust zum Bösen. Wir können diese Neigung zum Bösen nicht läugnen, denn sie liegt faustdick vor unsern Augen. Diese Neigung hat der Mensch nicht andern abgesehen, nicht sich angelernt; sie wurzelt in ihm selbst. Rousseau meinte: der Mensch werde mit lauter guten Trieben geboren, aber er werde verderbt durch die Gesellschaft. Indessen, woher hat denn die Gesellschaft das Verderben? Diese Neigung ist nicht bloß eine böse Angewöhnung der Einzelnen. Wie käme es denn, daß alle Menschen ohne

[1] Offb. 21, 4.

irgend eine Ausnahme die gleiche Angewöhnung haben? O, es reicht ein Verderben, eine Schuld in die Tiefe des Menschenwesens hinab! Unterricht, Aufklärung, Bildung, die Schule werden es nicht entfernen. Es kann jemand sehr gebildet, sehr gelehrt, sehr geistreich sein und ist doch ein Sklave seiner bösen Begierden, ein elender Mensch. Es kann jemand sehr gute Schulkenntnisse haben und gebraucht sie nur, um desto mehr sich zu erniedrigen und andere zu verderben. Die Lust zur Sünde hat der Mensch nicht abgesehen, nicht angelernt; nein, in seinem Innern trägt er ihren Keim; der wird mit ihm zur Welt geboren, wächst mit ihm auf. Er nährt diesen Keim mit der Nahrung seines Leibes; er kann ihn nicht tödten. Wenn Satan und die Welt den Menschen versuchen, so finden sie schon diesen Feind in seinem Innern; mit ihm knüpfen sie an, mit diesem Verräther verbinden sie sich. „Ein jeder, der versucht wird, der wird von seiner eigenen Begier angezogen und angelockt. Die Begier, wenn sie empfangen hat, gebiert die Sünde, die Sünde aber, wenn sie vollendet, gebiert den Tod.“[1]

Die böse Begierde, aus der Erbschuld entsprungen, die Tochter dieser ersten, der Ursünde, wird so die Mutter zahlloser Sünden in jedem Menschenleben. So ist denn schon durch die Erbsünde die Freundschaft Gottes verloren, und die wirklichen Sünden machen den klaffenden Riß zwischen Gott und dem Menschen immer weiter. So trägt der gefallene Mensch in sich selbst seine Hölle. Das Gewissen ist die Stimme des Richters, welchen Gott in des Menschen Brust gesetzt hat. Es machte dem Adam nach der Sünde das Paradies zum Orte der Qual, ehe Gott seinen Richterspruch that und ihn aus dem Paradiese verwies; es verwandelte dem Judas die dreißig Silberlinge gleichsam in glühende Kohlen, daß er sie aus den Händen warf. Das Gewissen des Bösen ist der Hahn, welcher immer kräht, der Hund, welcher knurrt, bellt und scharrt, der Puls, welcher heftig schlägt, ein Fluß, welcher allzeit rauscht, die Orgel, deren Pfeifen nicht schweigen, welche ohne Berührung des Menschen gehen. Das Paradies ist nicht mehr Paradies für den Sünder mit der innern Qual des Gewissens. Und wenn Gott alles äußere, irdische Glück des Paradieses gelassen hätte, es läge eine dunkle Wolke darüber durch die Sünde. Aber Gott beließ auch nicht das äußere, das irdische Glück. Er hat in gerechtem Gerichte und zugleich in seiner Erbarmung die Schuld der Menschen damit bestraft, daß er das Heer zeitlicher Uebel hereinbrechen ließ. Die Menschheit hat sich durch ihren Abfall und Verrath an Gott die Uebel bereitet; hat sich selbst die scharfe Lauge präparirt und präparirt sie noch täglich, mit welcher Gott sie übergießt.

Die Sünde, an sich das größte Uebel und Unheil, ist auch das erste

[1] Jac. 1, 14—15.

Uebel und die bittere Wurzel alles Unheils auf Erden. Und diese Wurzel des Unheils greift der Heiland vor allem an. Wo der Uebel Anfang ist, da fängt auch die Erlösung von allem Uebel an. Darum sprach der englische Lehrer bei der Verkündigung Mariä: „Es wird sein Volk von seinen Sünden erlösen"[1]; und Paulus: „Christus ist in die Welt gekommen, um die Sünder selig zu machen."[2] Die falschen Heilande kuriren nur an der Oberfläche, an den Blättern und Zweigen, an den äußersten Enden. Wenn auch alle ihre glänzenden Vorspiegelungen von Menschenheil und Weltbeglückung Wirklichkeit würden, aus der Sündhaftigkeit der Menschen bräche immer von neuem das Elend und Verderben hervor. Wer Heiland sein will, der muß den innersten Kern und die Wurzel des Uebels rettend erfassen, der muß Gott für das Geschehene versöhnen und die kranken Seelen von Sünden und bösen Begierden heilen; muß für die geschehenen Sünden Genugthuung leisten, muß zahllosen Sünden wehren, daß sie nicht geschehen, indem er den Strom der Sünden in den Seelen hemmt. Das kann kein bloßer Mensch.

Erstlich kann kein bloßer Mensch und kein bloßes Geschöpf Gott für die geschehenen Sünden Genugthuung leisten. Jede Sünde ist eine dem unendlichen Gott zugefügte Beleidigung. Die Größe und Schwere der Beleidigung bemißt sich nach der Hoheit und Würde des Beleidigten. Die Beleidigung des unendlichen Wesens hat eine unendliche Schwere. Wer diese gutmachen soll, der muß eine unendliche Genugthuung leisten. Kein erschaffenes Wesen ist aber in sich unendlich. Also kann kein erschaffenes Wesen bloß als solches diese Genugthuung leisten. Es kann daher auch kein erschaffenes Wesen unser Heiland sein. Nur Gott allein kann der Heiland sein, wenn er in seiner grenzenlosen Erbarmung das erstaunlichste aller seiner Wunder thun will, wenn er seine Gottheit mit der Menschennatur vereinigt. Dann ist er als Mensch fähig, die Genugthuung auf sich zu nehmen, und seine unendliche göttliche Würde gibt der Genugthuung einen unendlichen Werth.

Ferner ist die Sünde, ihre Häßlichkeit, die böse Begierde, ihre ganze Macht etwas Geistiges, was in der Seele wohnt. Die Seele, ihr böser Wille kerkert sie selbst in sich ein. In die Seele selbst eindringen, den Willen wenden, das kann nur derjenige, welcher die Seele erschaffen hat und von welchem die Seele abhängig ist. Nur Gott allein kann die Sünde tilgen; Gott allein kann also auch nur der Heiland der Sünder sein. Unser englischer Lehrer im Lichtglanze bei Bethlehem spricht: „Heute ist euch der **Heiland** geboren, welcher ist Christus der Herr." „Geboren" — das zeigte Menschheit an; „der Herr" — so

---

[1] Matth. 1, 21. [2] 1 Tim. 1, 15.

heißt der allmächtige, unendliche Gott, welcher im Grunde der einzige Herr, der schrankenlose Gebieter über alle Creaturen ist.

Unergründliches Wunder unserer Erlösung! Das ewige Wort, von Ewigkeit bei Gott dem Vater, Gott von Gott, ist herabgestiegen in die Menschennatur und hat Fleisch angenommen. Es hat sich der Menschennatur mitgetheilt und ist beim Vater geblieben, dem menschlichen Worte zu vergleichen, welches, wenn es ausgesprochen wird, einem andern mitgetheilt wird und doch bei dem bleibt, der es ausspricht. Gott und Mensch in einer Person, geboren aus Maria, der reinen Jungfrau, — das ist unser und aller Menschen alleiniger Heiland.

„Euch ist er geboren", „allem Volke eine große Freude" — das ist des englischen Lehrers Verkündigung. Ja, er ist nur für uns geboren, nicht für sich. Er wurde ja nicht geboren, um sein Dasein anzufangen. Es heißt von ihm: „Im Anfange war das Wort, und das Wort war bei Gott." Er wurde auch nicht geboren, um ein besseres Dasein zu haben und etwas zu erhalten, was er noch nicht hatte; vielmehr „alle Dinge sind durch ihn gemacht, und ohne ihn ist nichts gemacht, was gemacht ist."[1] Er hat für sich keinen Vortheil von seinem irdischen Leben; uns gehört es an ganz und ausnahmslos. Uns gehört jeder Augenblick seiner Zeit, jeder Athemzug, jede Blutwelle, welche durch seine Adern fließt, jeder Schlag seines heiligen Herzens. Schon in der Krippe ist er der seines Heilandsamtes wohl bewußte Erlöser. Darum hat er gerade die Krippe, die Windeln, die Armut erwählt, um sein Heilandamt zu beginnen. Das Heilandsamt ist ein Genugthuungsamt. Er fängt es hier an, um es am Kreuze zu vollenden. Wenn er sich von den andern Menschen unterscheidet, so ist sein Unterscheidungszeichen nur die größere Schwäche, die bitterere Armut. „Das soll euch das Zeichen sein: Ihr werdet ein Kind finden, in Windeln gewickelt, in der Krippe liegend."[2] Das ist das Zeichen des anfangenden Heiles. In der Krippe fängt es an, die Krippe wird zum Kreuze wachsen. Mit den Windeln, welche dürftig die zarten Glieder decken, fängt es an; mit der grausamen Abreißung der Kleider von dem verwundeten, zerfetzten Leibe wird es vollendet. Die Thränen in der Krippenwiege sind der Anfang; die rinnenden und stürzenden Blutströme am Kreuze sind das Ende. In einem rührenden Vergleiche und Bilde wird Jesus das Lamm genannt, welches alle Sünden der Welt hinwegträgt. Dieses Bild spielt schon auf seine Geburt an. Im Stalle wird er geboren, das schuldlose Lamm; in eine Krippe wird er gelegt; arme Hirten sind seine ersten Verehrer und Anbeter. So zeigt er schon beim Beginne seines Lebens sich als das Lamm. Die Lämmer sind für die

[1] Joh. 1, 1—3. [2] Luc. 2, 12.

Schlachtbank bestimmt. Das Lamm wehrt und vertheidigt sich nicht. Vom Löwen bis zur kleinen Biene hat jedes Thier seine Waffe, das Lamm aber nicht. Und doch ist dieses Lamm in seiner Schwäche so stark. Es trägt die Sündenlast aller Seelen, diese Last, so schwer, daß unter derselben die Welt in den ewigen Abgrund versinken würde. Aber wenn die Menge und Masse der Sünden auch ganze Welten füllte und von der Erde bis zum Firmamente reichte, — das Lamm in der Krippe würde sie alle davontragen.

Ist es nun nicht mit blutigen Thränen zu beklagen, daß so viele Menschen eine Centnerlast von Sünden auf ihren Herzen tragen, die Unruhe, die Qual des Gewissens, und sie nicht in die Krippe legen; das will sagen, daß sie die Mittel des Heiles nicht gebrauchen, Beichte und Buße fliehen? Viele thun es aus geistiger Stumpfheit und Trägheit; die Liebe Gottes am heiligen Weihnachtsfeste rührt sie nicht. Aber viele kommen darum nicht zum Heilande der Welt, weil er nach den Worten unseres englischen Lehrers der Heiland für „alles Volk" ist. Sie müßten einen besondern, vornehmern Heiland haben, eine andere, besondere Heilsanstalt und Heilsordnung, besondere Heilsmittel. Sie kommen nicht zum Heilande, weil der Heiland so klein geworden ist. Ja, Geliebte, unser Heiland ist klein geworden, damit wir mit ihm klein werden. „So ihr nicht werdet wie die Kleinen, werdet ihr nicht ins Himmelreich eingehen", spricht der Herr.[1] Ein berühmter Fürst hat sich zur Devise auf seinem Siegel das Wort genommen: „Vor den Menschen ein Mann, vor Gott ein Kind." Das soll die Losung aller Christen sein. Bei vielen ist es aber umgekehrt. Vor den Menschen sind sie ein Kind, vor ihren Vorgesetzten, vor den Menschen, von welchen sie abhängig sind, welche ihnen Geld zu lösen geben, sind sie wie Kinder, lassen sich bewegen und tragen nach deren Willen, Meinungen, Wünschen. Dagegen, wie wenn sie sich für diese unwürdige Erniedrigung entschädigen wollten, recken sie sich vor dem Heilande, vor der Kirche des Heilandes, wo es nichts kostet, empor, machen die kühnen Männer, machen wohlfeil die Ritter vom Geiste.

Der Heiland ist ein Kind geworden, damit wir vor ihm kindlich werden, den demüthigen, kindlichen Sinn annehmen, welchem die Vergebung der Sünden, das Heil, das Himmelreich zugesagt ist. In alter Zeit lebte in unserer Stadt vorübergehend ein Heiliger, welcher diesen kindlichen Sinn in hohem Grade sich angeeignet hatte. Es ist der hl. Hieronymus, der sprachkundigste und belesenste aller Kirchenlehrer, von welchem der hl. Augustinus sagt, daß es beinahe kein Buch gebe, welches er nicht gelesen habe. Dieser Heilige nahm in seinem Greisenalter an der Geburtsstätte Christi zu

---

[1] Matth. 18, 3.

Bethlehem seine arme Herberge, und sein Herz wurde kindlich in der Betrachtung der Kindheit Christi. Er erzählt selbst ein Gespräch, das er in der Beschauung mit dem Jesukinde führte. Er sprach zu Jesus: „Ach, mein Jesukind, wie zitterst du, wie hart liegst du um meines Heiles willen! wie soll ich dir das vergelten?" Das Kind antwortete: „Nichts begehre ich von dir; singe nur: Ehre sei Gott in der Höhe! Ich will noch viel dürftiger werden am Oelberge und am heiligen Kreuze." Hieronymus sprach weiter: „Liebes Jesukind, ich muß dir etwas geben; ich will dir mein Geld geben." Das Kindlein antwortete: „Himmel und Erde sind doch zuvor mein; ich will es nicht; gib es armen Leuten; das will ich annehmen, als sei es mir geschehen." Er redete weiter: „Liebes Jesukind, ich will das gerne thun; aber ich will dir doch auch für deine Person etwas thun, oder ich sterbe vor Leid." Das göttliche Kindlein antwortete: „Da du mir so gerne gibst, so will ich dir sagen, was du mir geben sollst: gib mir deine Sünden, die Unruhe deines Gewissens." „Was willst du damit machen?" versetzte Hieronymus. Das Jesukind sagte: „Ich will deine Sünden auf meinen Schultern wegtragen." Hieronymus rief aus: „O wie hast du mir das Herz gerührt! Du willst von mir, was böse ist, und gibst mir dafür deine Verdienste. So nimm denn, was mein, und gib mir, was dein ist." Amen.

---

## Fünfte Predigt.

(1873.)

## Dreifache Quelle des Heilandes.

„Ihr werdet mit Freuden Wasser schöpfen
aus den Quellen des Heilandes."
Is. 12, 3.

Wie erfreulich dem Auge, wieviel erfreulicher noch ist dem Bedürfnisse des Menschen der Anblick einer lebendigen Quelle, welche unerschöpflich aus verborgenen Tiefen entspringt und mit ihren krystallklaren Wellen die Felder tränkt! Wie wichtig, wie bedeutend wird eine solche lebendige Quelle, wenn sie immer weiter eilend nach und nach zu einem großen Strome wird! Ihr Ursprung liegt auf steilem, schroffem Gebirge, wohin selten der Fuß eines Wanderers kommt; ihr Anfang ist so unscheinbar, so klein. Die Lämmer können mit Leichtigkeit über die kleine Quelle springen, und das enge Becken hat anfangs kaum Wasser genug, daß sich darin die Tauben baden können. Wie wird aber — freilich durch den Zufluß

zahlreicher Bäche und Rinnsale — ihr Wasser so groß, so wogenreich, so tief, so breit; sie wird zu einem Strome. Städte und Dörfer siedeln sich an seinen Ufern fröhlich an; stolze Burgen und hohe Dome zeichnen ihr Bild in seinem Wasserspiegel; er trägt auf seinen Wellen die Erzeugnisse ferner Gegenden, verbindet fremde Länder miteinander und verknüpft das Festland mit dem Meere; seinen Lauf — wer kann ihn hindern? seine Macht — wer kann sie binden? seine Tiefe — welches Auge kann sie ergründen? Und doch ist der Anfang nur eine kleine Quelle im Gebirge gewesen, von wenigen Menschenaugen gesehen.

Von einer solchen Quelle, welche aus fernen Höhen herabkommt, entlehnt die Heilige Schrift, unsere heilige Mutter, die Kirche, und die heiligen Väter hundertmal freundliche Bilder, den geheimnißvollen Ursprung und Anfang unseres Heiles, die zeitliche Geburt des menschgewordenen ewigen Sohnes Gottes aus Marias jungfräulichem Schoße darzustellen, darzustellen das wunderbare Leben, welches aus der Höhe des Himmels kam und auf dem steilen, schroffen Gebirge, wo Bethlehem liegt, an das Licht des irdischen Tages oder vielmehr in die Finsternisse der Erde trat. Wenn aber im Laufe des Erdenlebens Christi und im Laufe der kommenden christlichen Zeiten immer voller, immer weiter und breiter Segen und Gnade, Licht und Leben von dem wunderbaren Kinde, welches in Bethlehem geboren wurde, ausgeht und sich über die Erde verbreitet, dann ist die kleine heilige Quelle zum großen Strome geworden, und unter dem erhabenen Bilde des Stromes stellt das Wort Gottes und die Kirche diese Ausbreitung des Segens vor. So hat denn schon der große Seher Isaias der heilsbedürftigen Menschheit verheißen: „Ihr werdet mit Freuden schöpfen aus den Quellen des Heilandes“[1]; und gleich nach Schluß des Evangeliums, welches ich euch verlesen habe, sagt der hl. Johannes, der Jünger der Liebe: „Aus seiner Fülle haben wir alle geschöpft, Gnade um Gnade.“[2] Ja, alle empfangen etwas von ihm, auch selbst die Feinde des göttlichen Kindes. Es gibt ja in der Christenwelt, inmitten der christlichen Völker traurigerweise Menschen, deren Stirne zwar einst das Wasser der Taufe Christi benetzt hat, die aber den Glauben an ihn, an das Heil, das er gebracht, und seine Heilsanstalt mit Mund, Hand und Herz verläugnen; abgefallene, abgestorbene Zweige des lebendigen Christbaumes, die, wenn sie abgefallene Aeste sind, sich noch obendrein zur Axt gebrauchen lassen, um den Baum des Lebens zu fällen, dem sie selbst einst angehört haben; ehemalige Christen, Katholiken, denen heute kein Heiland geboren wird, die kein Engel begrüßt, denen die Botschaft von einem menschgewordenen Sohne Gottes keine Verkündigung der Freude, sondern eine Verkündigung ist,

---

[1] Is. 12, 3. [2] Joh. 1, 16.

welche sie mit Haß erwidern. Was nur zum göttlichen Kinde von Bethlehem gehört, seinen Namen, seine Worte, seine Feste, seine Kirche, seine Priester — all das hassen sie mehr, als sie sonst im Leben ihre ärgsten Feinde hassen. Und dennoch, ohne es zu denken, empfangen und genießen sie noch von den Wohlthaten Christi. Sie hatten in ihrer Kindheit und Jugend das Licht aufgenommen. Dieses Licht wirkt immer noch nach, ihnen unbewußt; es schimmert ihnen noch in der Seele, so wie das natürliche Licht noch nachzittert im Auge dessen, der plötzlich in Finsterniß tritt. Auch sind sie von christlichen Anschauungen, christlichen Sitten, Einflüssen und Lebensgewohnheiten noch umgeben. Aber wenn einmal die Quellen des Christenthums in der Welt ganz versiegt, wenn alle Anschauungen und Eindrücke, welche vom Heilande ausgehen, überall ausgetilgt wären bis auf die letzten Spuren, dann würde man Zustände schauen, welche den Tod wünschenswerther machten als das Leben, und die Welt würde mit Grausen und Entsetzen zu spät erkennen, was der Heiland ihr gewesen. Lassen wir aber die Entfremdeten! Wir stehen bei denen, welche vollbewußt und mit hoher Freude aus den Quellen des Erlösers schöpfen gehen, bei denen, in deren Namen der hl. Johannes sagt: „Wir alle haben aus seiner Fülle empfangen, Gnade über Gnade.“ Dreifach aber ist die Fülle Christi:

Es ist erstens die Fülle der göttlichen Allmacht. Davon sagt der Weltapostel: „In Christo wohnt die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig.“ [1] Und unser Festevangelium sagt von dem Worte, d. i. vom Sohne Gottes: „Alles ist durch dasselbe gemacht, und ohne dasselbe ist nichts gemacht, was gemacht ist.“

Es ist weiterhin die Fülle der unendlichen göttlichen Weisheit und Wissenschaft. Davon sagt der Weltapostel: „In Christo sind alle Schätze der Weisheit und Wissenschaft verborgen.“ [2] Und unser Evangelium nennt ihn das göttliche, das wahre Licht.

Es ist sodann die Fülle der erlösenden und reinigenden Genugthuung, Versöhnung und Sündenvergebung. Davon spricht schon der Psalmensänger: „Bei ihm ist überreiche Erlösung“ [3]; der Weltapostel sagt: „In ihm haben wir die Erlösung durch sein Blut und Nachlassung der Sünden gemäß des Reichthums seiner Gnade, welche überströmt in uns“ [4], und unser Evangelium nennt die Herrlichkeit Christi „eine Herrlichkeit voll der Gnade“ [5].

Diese dreifache unendliche Fülle wohnt in Jesus, — nicht um in ihm eingeschlossen zu bleiben, sondern um überzufließen, sich auszugießen,

---

[1] Kol. 2, 9. [2] Ebd. V. 3. [3] Ps. 129, 7.
[4] Eph. 1, 7. 8. [5] Joh. 1, 14.

sich der Welt mitzutheilen. Das Wesen Gottes hat diese Neigung, sich mitzutheilen; am allerhöchsten ist diese Neigung aber in dem menschgewordenen Gott. Darum allein ist er ja Mensch geworden — propter nostram salutem, wie das Glaubensbekenntniß sagt —, um aus seiner Fülle, gleichwie aus einer Quelle, zu fließen, überzufließen und unerschöpflich sich auszugießen, sich auszugießen als Quelle göttlicher Macht und Kraft, göttlichen Lichtes, der Erlösung von Sünden, als Machtquelle, Lichtquelle, Heiligungs- und Reinigungsquelle.

Wohin ergießt sich diese dreifache, weit aufgethane Fülle Christi? Sie ergießt sich durch sein ganzes Reich. Sein Reich ist seine katholische Kirche. Er hat seine Kirche gegründet und hinwieder der Kirche sich geschenkt. Wie sehr ist daher, trotz aller Trübsal und Bedrängniß, die Kirche glücklich zu preisen! Man preist ein irdisches Reich glücklich, wenn man von ihm sagen kann: es hat reiche, ausgiebige Quellen seiner Macht, seines Wohlstandes, Quellen, welche so leicht nicht versiegen. Die Quellen der Kirche sind die ausgegossene unendliche Fülle des Gottmenschen; sie werden niemals versiegen noch versagen. Jeder, der wahrhaft und innerlich in der Kirche, der eines ihrer lebendigen Glieder ist, hat, je nach seiner Bestimmung und seinem Berufe, Antheil an dieser Fülle.

Heute ist der selige Tag wiedergekehrt, da diese unerschöpfliche Fülle Christi sich auf Bethlehems Höhen aufthat und zu fließen begann. In frühern Zeitaltern der Welt feierten kindliche Völker Feste der wohlthätigen Quellen, sangen denselben Lieder und bekränzten sie mit ihren schönsten Blumen. Als diese heilige Quelle in der Geburt des Sohnes Gottes zu Bethlehem entsprang, da jubelte der Himmel, sangen die Engel; die Christenwelt singt in jedem Jahre, und ist es gleich Winter bei uns, so weiß doch Glaube und Liebe den Ursprung des Heiles mit äußerer Zierde gebührend zu schmücken. Schöner noch zieren wir die Geburt des Heilandes, wenn wir in dieser Stunde die dreifache Segensquelle verständnißinnig betrachten, welche von Bethlehem sich ausgegossen hat.

## I.

Als derjenige, welchen wir heute in der Schwäche der Kindheit in der Krippe anbeten, dreißig Jahre später ins öffentliche Leben hinausgetreten war, sprach er eines Tages den Volksscharen davon, wie es ein ernstes, schweres Unternehmen sei, ihm nachzufolgen, mit ihm an seinem Werke zu arbeiten und gegen den Wind zu steuern; das müsse jeder vor seinem Entschlusse sich wohl überlegen und klar machen. Zur Veranschaulichung kleidete er, wie er es liebte, diese Ermahnung in zwei Gleichnisse ein. „Wer einen Thurm bauen will,“ so sprach er, „setzt sich zuvor hin und berechnet den erforderlichen Aufwand, ob er seinen Bau vollenden könne; andernfalls setzt er sich der

Gefahr aus, daß das angefangene Werk ins Stocken gerathe und sein hochfliegender Bauplan dem Spotte der Vorübergehenden verfalle."[1] In neuer Wendung stellt er sodann die gleiche Lehre dar: ein König, der mit einem andern König zur Schlacht zusammentreffen soll, überlege sich zuvor wohl, ob er bei geringerer Macht und Mannschaft ihm mit Aussicht auf glücklichen Erfolg entgegenrücken könne; sonst lasse er wohlweislich das Kriegführen und suche lieber den Frieden[2].

Wenn diese beiden Gleichnisse jedem gesagt sind, der es unternehmen will, ein Nachfolger Christi zu sein, mit ihm zu arbeiten und zu streiten — und das soll jeder Christ —, so gelten sie, menschlich gesprochen, mit dem größten Gewichte demjenigen selbst, aus dessen Munde sie gekommen sind; denn er hat es unternommen, den größten Krieg zu führen und den höchsten Bau hinzustellen, welchen die Welt je gesehen. Er ist gekommen, den schwersten Krieg zu führen. Seine Geburt, seine Erscheinung auf Erden, das Wunder: Verbum caro factum est, ist eine Kriegserklärung gegen die größten und allgemeinsten Feinde der Menschheit: wider die Sünde in allen Gestalten, wider alle sittlichen Schatten und Finsternisse, welche die Sünde über die Seele legt, und wider den Fürsten und die Herrscher der Finsternisse. Wohl wurde bei seiner Geburt in dem Gesange der himmlischen Chöre den Menschen nicht der Krieg, sondern der Friede verheißen; ja, den Menschen, aber denen, welche guten Willens sind: den Menschen, nicht den Sünden der Menschen, daß sie bleiben sollen, nicht den Finsternissen der Seelen, nicht dem Fürsten der Finsternisse; Friede den Menschen, aber verbunden mit der Ehre Gottes. Die Ehre wird aber Gott nur da gegeben, wo Gottes Rechte gelten. Sollten die Menschen aus den unseligen Banden gerettet werden, sollten sie Gott wieder die Ehre geben und so den Frieden finden, so mußten jene Feinde bekriegt und besiegt werden. Es handelte sich um einen wahren, nicht um einen faulen Frieden, in welchem alles verwest, nicht um Verkleisterung ungeheurer Schäden und namenlosen Verderbens. Darum sagt auch derjenige, an dessen Krippe die Engel den Frieden verkündigen, „er sei gekommen, das Schwert zu bringen"[3].

Nun aber nimmt die Sünde von frühe an in tausendfacher Gestalt Besitz von allen Menschenherzen. Sie ist als Erbsünde schon da — die wunderbare Mutter, die an der Krippe steht, nehme ich aus — in den ersten Tagen des aufquellenden Lebens. Die wirklichen Sünden ziehen sich durch die Tage des Lebens hin und reihen sich aneinander bis zum Grabe. Die Sünde hat nicht immer dieselbe Gestalt in den verschiedenen

---

[1] Luc. 14, 28—30. [2] Ebd. V. 31. 32. [3] Matth. 10, 34.

Phasen des Lebens, aber sie sichert sich die ganze Gewalt. In allen Herzen ist das Feuer der bösen Begierde; ob es heftiger flammt, ob es tückisch unter der Asche glimmt, es ist da. Sie wird genährt mit der Speise und dem Tranke des irdischen Lebens; sie lebt im Herzen, solange das Herz schlägt; in jedem neuen Sprößling der Menschheit keimt sie von neuem auf und hebt von neuem ihr Haupt empor. Der Krieg, welchen das wunderbare Kind von Bethlehem unternimmt, ist also auf der ganzen weiten Erde und durch alle Zeitalter der Menschheit zu führen. Im Gleichnisse hieß es: vor dem Kriege berechnet der König, ob er mit seiner Mannschaft der großen Zahl seiner Feinde entgegengehen könne. Da kommt es doch vor allem auf die Treue und die Zuverlässigkeit der Streiter an. Was nützte die größte Zahl, wenn allesamt unzuverlässig und ungetreu sind, wenn in jedem geheim der Verräther steckt! Welchen Schaden kann ein einziger Verräther in einer Festung, in einem Heere anrichten! Wo immer aber Jesus Christus für seinen heiligen Krieg Streiter anwirbt, bekommt er mit jedem Streiter auch ein Stück des Feindes mit, den er bekämpfen und vernichten will. Denn jeder ist selbst ein Sünder; jeder trägt die Neigung zur Sünde, die böse Begierde in seinem eigenen Busen bei jedem ist also die Gefahr des geheimen Einverständnisses oder des Anknüpfens mit dem Feinde immer vorhanden. Jeder bringt eine große Schwäche mit, jeder ist ein „gebrechliches Glas". Gibt die Geschichte Christi und seiner Kirche von dieser Schwäche und Unzuverlässigkeit, von dieser Treulosigkeit und diesem Verrathe nicht die Beweise, die sprechendsten Illustrationen und Bilder? Ist nicht Judas, von Christus selbst geworben und berufen, ein Verräther geworden? Hat nicht gleich unter den ersten Diakonen, welche die Apostel selbst auserlesen hatten, einer derselben einer abscheulichen Secte den Namen gegeben? Ist nicht Tertullian, der große Tertullian, der scharfsinnige, geistvolle Tertullian, nachdem er lange glorreich zu Christo gestanden, ins feindliche Lager gegangen? Gab es nicht Zeiten, wo Verrath, Abfall, Ueberlaufen in die Reihen des Feindes an der Tagesordnung zu sein schienen?

Ein anderes Bild. Wer hat es je unternommen, einen Bau zu errichten, wie dieses Kind in der Krippe zu Bethlehem es unternahm? Sein Bau ist seine heilige Kirche; er selbst hat sie seinen Bau genannt. Sein Bauplan? Der Bau soll sich über die ganze Erde erstrecken und wölben; er soll ewig jung, ewig neu dem Angriffe der Zeit widerstehen. Katholisch heißt darum der Bau, d. i. allgemein, für alle Erdenräume und Erdenzeiten. Den Zusatz: deutsch, italienisch, französisch, spanisch, verträgt der Bau bei seinem Namen „katholisch" nicht, eben weil er allgemein ist. Es ist nur ein Wort, welches er verträgt: das ist das Wort „römisch"; denn dieses Wort bezeichnet den Grundfels und den Mittelpunkt der Einheit, welcher den ganzen Bau trägt und zusammenhält. Die

Zinnen, der Thurm reichen von der Erde bis in den Himmel hinauf: das ist der Bau. Die Aufgabe, das zu bauen, ist dem Kinde als Angebinde seines Erdenlebens in seine arme Krippe gelegt. Aber alles war verbündet und verschworen, diesen Bau zu hindern; irdische Mittel fehlten gänzlich. Wenn aber auch niemand die Ausführung dieses Baues hinderte, wenn man sie ruhig geschehen ließe, und wenn dazu alle menschlichen Mittel, welche geboten werden können, in Christi Hand zusammenströmten, so wäre dennoch der Bau der Kirche ein unmögliches Unternehmen gewesen. Der Raum der Erde selbst, der unermeßliche Raum mit seinem Schweigen überwindet alle Menschenkraft, welche an einen solchen Bau gewendet wird. Als unter Augustus der Heiland geboren ward, da war das Reich zu groß. Einer seiner größten Schriftsteller sagte zu jener Zeit: Das Reich ist krank durch seine Größe. Und doch umfaßte es nicht die ganze Erde. Napoleon I. kann von den Pyramiden Aegyptens bis zum Kreml von Moskau kommen; aber die Strecke, die zwischen diesen Grenzsäulen liegt, ist zu groß für das Reich; er kann es nicht erhalten. Es ist unnatürlich; die Kraft geht dem Menschen aus; die Seele senkt die Flügel. Der Raum schweigt und überwindet den Menschen. Wie der Raum, so überwindet auch die Zeit die Werke der Menschen. Die Zeit mit ihrem Schritte, den man nicht hört, mit ihrem stillen Zernagen legt die stärksten Menschenwerke allmählich zu Boden und tritt sie zu Schutt und Staub. Raum und Zeit allein schon sind so hochfliegenden Plänen verderblich.

Hat Jesus Christus nun etwa nicht berechnet, ob seine Kräfte und Mittel ausreichten, das Unmögliche zu vollbringen? Er bedarf dieser Berechnung nicht. „Gott war das Wort. Alles ist durch dasselbe gemacht, und ohne dasselbe ist nichts gemacht, was gemacht worden. In ihm war das Leben.“[1] Dieses allmächtige Wort ist Fleisch geworden. Das ist Jesus Christus; in ihm ist die Fülle der Gottheit leibhaftig. Wir stehen unmittelbar vor der göttlichen Allmacht. Aus der Allmacht Gottes, aus der unendlichen Schöpferkraft Gottes ist im Anfange der Zeit die ganze Welt hervorgegangen; in ihm war das Leben, als sonst noch nichts lebte. Gott ist der Urquell alles Lebens. Aus dem Urquell, aus seinem ewigen Leben theilt er das Leben den Menschen mit; aus Gottes Allmacht haben sie ihr Leben, ihr Dasein geschöpft, und durch Gottes Kraft und Allmacht werden alle geschaffenen Wesen in ihrem Dasein erhalten. Diese Kraft und Allmacht Gottes geht und dringt geräuschlos, unsichtbar zu allen Wesen, erhält, belebt und bewegt sie alle, sie schöpfen ihr Leben aus dem Leben Gottes, aus der unendlichen Quelle alles Lebens. „In ihm war das Leben.“[2] Die

---

[1] Joh. 1, 1—4. [2] Ebd. V. 4.

Heilige Schrift sagt: Es ist der Hauch, der Odem Gottes, welcher durch alle Creaturen, durch die Adern und das Geflechte der ganzen Schöpfung geht[1]. „Ohne das allmächtige Wort ist nichts gemacht, was gemacht ist." So rieselt geheimnißvoll von Gottes Allmacht eine Quelle und ein Strom der Kraft durch alle Welt und vertheilt sich zu allen Creaturen bis an das äußerste Ende. Zieht Gott diese Kraft von einer Creatur zurück, so schwindet sie dahin. Einer der erleuchtetsten Heiligen, der hl. Johannes vom Kreuze, hat in hoher Begeisterung Gott als den Urquell der Kraft und des Lebens erhoben, indem er, in einen dunkeln Kerker eingeschlossen, den Gesang ertönen ließ: „Ich weiß eine Quelle, welche rinnt und fließt, obgleich es bei Nacht ist, d. h. obgleich dem Auge des sterblichen Menschen diese Quelle des Lebens geheimnißvoll tief verborgen ist. Ich weiß, daß nichts an Schöne ihr gleich zu denken, und daß aus ihr sich Erd' und Himmel tränken. Ich weiß, in ewiger Klarheit rinnen ihre Wellen, obgleich es bei Nacht ist."

Diese verborgene, geheimnißvolle, allmächtige Gotteskraft wohnt in dem Kinde der Krippe, wie der Völkerlehrer spricht: „In ihm ist die Fülle der Gottheit leibhaftig."[2] Durch den alles erschaffen ist, was in den endlosen Räumen und Zeiten ist, durch den die Räume und Zeiten selbst erst erschaffen sind, der ist in der Fülle der Zeit als Heiland in der demüthigsten Gestalt und im engsten Raume erschienen. Nachdem der Apostel der Liebe die göttliche Größe des ewigen Wortes mit stammelnden Menschenworten dargestellt hat, sagt er: „Und das Wort ist Fleisch geworden." Aber in der demüthigen menschlichen Hülle ist die unendliche Gotteskraft verborgen. Diese göttliche Macht ruft die Engel aus dem himmlischen Saale auf Bethlehems Fluren und kleidet sie in das Lichtgewand, daß die Hirten sie sehen, läßt den leuchtenden Stern am Firmamente wandeln, dessen Licht die heiligen Weisen zu dem ewigen Lichte führt. „Es ging eine Kraft von ihm aus, und er heilte alle"[3], sagt der heilige Evangelist Lucas; selbst der Saum seines Kleides machte die Kranken gesund. In dieser wunderbaren Gotteskraft vergibt er die Sünden und tilgt die Schuld aus den Seelen, was niemand kann als Gott allein. Wie demuthsvoll und milde sein Erscheinen und ganzes Auftreten sonst ist, so hat er doch Worte gesprochen, in welchen die ganze Hoheit Gottes durch die fleischliche Hülle durchbricht. „Ich will, sei rein."[4] Er gebietet dem Sturme und den Wogen; er läßt seine Jünger blicken in das innerste Wesen seiner Gottheit. „Ich und der Vater sind eins. Was der Vater wirkt, das wirkt in gleicher

[1] Ps. 103, 30. [2] Kol. 2, 9. [3] Luc. 6, 19.
[4] Matth. 8, 3.

Weise auch der Sohn"[1], Worte, welche nur einen Gott richtig kleiden. Mit dieser Kraft richtet der Heiland seine Getreuen auf, daß sie für ihn streiten und nicht wanken trotz menschlicher Schwäche und Sündhaftigkeit.

Geht nun schon die göttliche Kraft gleich einem Odem durch die Schöpfung, welche Gott der Schöpfer gegründet, so noch viel mehr durch diejenige, welche Gott der Erlöser gebaut hat, — durch seine Kirche und durch alle treuen Glieder der Kirche. Die irdische Schöpfung wird doch nur mit einem Gewande Gottes verglichen; die Kirche aber heißt der Leib Christi. Christus ist das Haupt der Kirche; seine göttliche Kraft geht wie ein Lebensquell durch die Kirche. Sie wohnt in den heiligen Sacramenten, in jedem in seiner Weise. An dieser Kraft hat der Priester theil, wenn er an den Altar tritt, das heilige Opfer zu feiern; mit dieser Kraft bekleidet übt er sein Amt der Absolution. Das ist die Autorität des Priesterthums: nicht die Gelehrsamkeit, der Geist, die Beredsamkeit der Personen, sondern die Theilnahme an höherer, göttlicher Macht. Diese Kraft theilt sich dem obersten Hirten der Kirche auf St. Peters Stuhl mit, daß er sei und bleibe der starke Felsengrund der Kirche, der nicht vergeht und niemals weicht von der rechten Lehre, und daß er die Brüder stärke. Sie theilt sich der Kirche mit, daß sie stets im rechten Glauben bleibt. Sie hält die Bischöfe am Papste, die Priester an den Bischöfen, das Volk an den Priestern. Das ist nicht künstlich gemacht; so was läßt sich nicht künstlich machen, sonst wäre es längst nachgemacht. An Versuchen hat es ja nicht gefehlt; sie sind aber immer fehlgeschlagen. Nur die unsichtbare Gotteskraft schafft die Klammern und die Bänder, welche die Diener der Kirche in allen Ordnungen und Stufen vereinen und zusammenhalten. Sie offenbarte sich in dem Heldenmuthe der Martyrer; sie machte das vergossene Blut der Martyrer zum Samen, welchem viele neue Christen als Ernte entsproßten. Sie hat die Heiligen gebildet; Heilige, nicht bloß „honette Leute", Leute von gewöhnlicher Ehrbarkeit, sondern Riesen der Tugend, welche hervorragten durch ganz ungewöhnliche, man kann wohl sagen übermenschliche Arbeiten, durch Entsagungen, Leiden, mit wunderbaren Erfolgen ihres Wirkens gekrönt. Sie hat die Wunder gewirkt, welche den Erdenlauf der großen Heiligen so außerordentlich machen. Von dieser gegenwärtigen Kraft sagt der hl. Paulus: „Christus lebt in mir."[2] In dieser Kraft triumphirt er in Kerker und Banden: „Ich vermag alles in dem, der mich stärkt."[3] Der hl. Bernardus bemerkt zu diesen Worten: „Nichts zeigt klarer des ewigen Wortes Allmacht, als daß es diejenigen allvermögend macht, welche auf es hoffen." Darum ruft der hl. Paulus aus seinem Kerker allen Christen zu: „Erkräftigt euch im Herrn und in der Macht

---

[1] Joh. 5, 19. [2] Gal. 2, 20. [3] Phil. 4, 13.

seiner Stärke."[1] Diese Gotteskraft macht, daß, wenn auch der Apostel gekettet ist, doch das Wort Gottes nicht gebunden ist, sondern durch die Welt geht. Diese Kraft war bei den Heiligen, wenn sie in ferne Länder verbannt wurden. Sie erhielt den hl. Athanasius, als er aus weit entferntem Lande nach Trier, in unsern nordischen Winter kam. Sie begleitete unsern heiligen Bischof Paulinus, als er auf entgegengesetztem Wege vom Kaiser Constantius, dem grimmigen Verfolger der Katholiken, aus Trier nach dem fernen Phrygien in die Verbannung getrieben und dort ohne Rast von Ort zu Ort gejagt wurde, um endlich zu ermüden. „Thörichte Treulosigkeit des Verfolgers!" ruft der hl. Augustinus aus; „wenn du eine Verbannung für die Christen suchst, so suche zuerst, wenn du kannst, einen Ort, wo Christus gezwungen wird fortzugehen. Du glaubst aus seinem Vaterlande den Mann Gottes ausschließen zu können, der mit Christo nirgendwo ein Verbannter, im Fleische ohne Christus aber überall fremd ist." Die Kraft des Heilandes hilft im Kampfe. Als die hl. Katharina von Siena eine große Versuchung und Trübsal der Seele überwunden hatte und es in ihrem Innern wieder heiter wurde, fragte sie den Heiland: „Jesus, wo warst du in den bangen, dunkeln Stunden?" Der Heiland antwortete: „In deinem Herzen war ich, in deinem Innern; da half ich dir kämpfen und siegen." Wenn große Stürme die Kirche erschüttern, dann ist eine große, hehre, heilige Zeit, wo die Macht und die Kraft Gottes sich höher und reicher offenbaren und ergießen will. Da müssen wir zu Jesus, zu seiner Krippe, seinem Kreuze, seinem Opfer, seinem Tabernakel, seinem heiligen Herzen flüchten; da muß mehr gebetet, da müssen die Sacramente eifriger empfangen werden; wir müssen uns der überfließenden Kraft Christi nahen.

## II.

Die Quelle der allmächtigen Kraft, welche von Christus ausgeht, durch die ganze Kirche strömt und die ganze Menschheit durchdringen und beleben soll, will von den Menschen gerne aufgenommen sein. Im Evangelium steht von dem menschgewordenen Gottessohn: „In ihm war das Leben, und das Leben war das Licht der Menschen." O, das göttliche Urlicht, es war das reinste, klarste, kräftigste Licht, in welchem jemals die höhern Wahrheiten gestrahlt. Vor ihm erbleichen und erblassen alle Sterne des Alten Testamentes. Johannes der Täufer, von Gott gesandt, sonst genannt ein „leuchtendes, brennendes Licht", muß vor diesem Lichte schwinden. Er war nicht das Licht, nur der Herold des Lichtes, der Hahnenruf vor dem hellen Tage: dieses ist eine unerschöpfliche Lichtquelle für die ganze Welt. Aber das Licht, wenn es auch die Wirklichkeit

[1] Eph. 6, 10.

und Wahrheit der Dinge zeigt, wie sie ist, wenn es über weite Räume in Strömen sich ergießt, zwingt doch nicht zu sehen, und noch viel weniger, zu stehen, zu gehen und zu handeln. Man kann vor dem Lichte seine Augen schließen, kann vor seinem Glanze in dunkle Höhlen flüchten. Wenn die Sonne auf mittägiger Höhe steht, so kann sie doch nur dahin leuchten, wo man ihren Strahlen den Zugang nicht versagt; man kann verkümmerte Gewächse in dunkeln Glashäusern gegen ihre Strahlen absperren. So versperren heutzutage leider manche Eltern ihre Kinder, die edelsten Pflanzen, dem wahrhaften Lichte, welches jeden Menschen erleuchten will, der in diese Welt kommt, und welches so gerne in die Kinderwelt leuchtet, als ob das Licht schädlich wäre. Das Licht und die gottmenschliche Klarheit Christi leuchtet über die ganze Erde; aber es kommt darauf an, was man will und liebt. Das Licht leuchtet in die Finsternisse, und die Finsternisse haben es nicht erfaßt. Sie können das Licht nicht auslöschen; aber erfassen wollen sie es nicht. Es kommt darauf an, was man liebt; der Heiland aber klagt: „Die Menschen lieben die Finsterniß mehr als das Licht, weil ihre Werke böse sind." [1]

Als das göttliche Kind, welches wir heute in der Krippe anbeten, dem Ziele seines Erdenlaufes nahe war, als Jesus vor Pilatus, dem römischen Richter und gebietenden Landpfleger, stand, da gedachte er des Anfanges seines Erdenlebens, seiner Geburt und Ankunft in diese Welt und sprach die großen Worte: „Dazu bin ich geboren und in die Welt gekommen, daß ich der Wahrheit **Zeugniß** gebe. Wer immer aus der Wahrheit ist, der hört meine Stimme." Pilatus sprach zu ihm: „Was ist Wahrheit?" [2] Das ist sehr bedeutungsvoll. Jesus ist gekommen als der treue, wahrhaftige Zeuge, Zeugniß von der höhern Wahrheit zu geben. Was hat der Zeuge zu sagen? Nicht, was er erfunden, nicht, was er mit seinem Scharfsinne sich ausgedacht hat, nicht seine Gedanken, noch weniger seine Erdichtungen und Träumereien. Der Zeuge gibt Kunde von dem, was er unmittelbar geschaut, gehört, vernommen hat. Der Wahrheit Zeugniß zu geben, dazu ist Jesus geboren und in diese Welt gekommen [3]. Er hat die Wahrheit geschaut vor seiner Geburt und seiner Ankunft auf diese Erde in einem höhern, überweltlichen Dasein, in der Klarheit, welche er beim Vater hatte, ehe die Welt stand. „Das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort." Er hat Gottes Wesen in sich selbst erschaut, denn es ist sein eigenes Wesen; er selbst ist die höchste Wahrheit, wie er gesagt: „Ich **bin** die Wahrheit." Wovon die heiligen Apostel und ihre Nachfolger in der Folge der Zeiten in der heiligen katholischen Kirche Zeugniß geben, das haben sie vom Herrn gehört, getreu überliefert und gleich ihm mit

---

[1] Joh. 3, 19. [2] Ebd. 18, 37. 38. [3] Vergl. ebd. 3, 11. 31. 32.

ihrem Blute besiegelt. Jesus ist das göttliche Haupt aller Zeugen der Wahrheit; er ist das Urlicht. Die Apostel und die Kirche tragen dieses Licht durch die Welt und geben es weiter und weiter.

Pilatus sprach: „Was ist Wahrheit?" Armer Mensch, der daran verzweifelt, Wahrheit zu finden, dieses nothwendige Licht in dem finstern Kerker der Erde! Die Wahrheit ist unserer Seele nothwendig, wie das Brod dem Leibe. An die Wahrheit hat Gott den Menschen so gekettet, daß er ihr niemals ganz entfliehen kann. Und wenn einer mit Pilatus den Ausspruch thut: „Es gibt keine Wahrheit", so hält er wenigstens doch seinen Ausspruch selbst für wahr und hebt ihn damit auf. Armer Pilatus, der an der Wahrheit verzweifelte! Es fehlte ihm gewiß nicht an Bildung, Lebenserfahrung, großer Gewandtheit. Er muß ein bedeutender Beamter gewesen sein, sonst hätten die klugen Römer ihn nicht nach Judäa geschickt, diese schwierige, stets zum Aufstande geneigte Provinz zu regieren. Aber er glaubt nicht an die Wahrheit. Darum hat er keine Grundsätze, keine Festigkeit, keinen Charakter.

Wie es kam, daß er an der Wahrheit verzweifelte, das läßt sich erklären. Er sah um sich her in der Welt lauter Auflösung. Die alte heidnische Welt unter dem Schimmer des goldenen Zeitalters ging unrettbar zu Grunde; um sich her sah er eine Menge verworrener, gegeneinander kämpfender Meinungen; an seiner Hofhaltung fand er keine Wahrheit, wie es so leicht großen Herren geschieht. Daher sagte König Ludwig XI. von Frankreich einmal, er habe an seinem Hofe an allem Ueberfluß, nur an einem sei großer Mangel — an Wahrheit. Diese Complimente, diese Kratzfüße, wo man dem Verehrten lieber einen Fuß zum Falle stellen würde, diese Zustimmungen, dieser Beifall — das sind lauter Lügen.

„Was ist Wahrheit?" O Pilatus! Die wesentliche, ewige, menschgewordene Wahrheit steht vor dir. O geliebte Christen, Genossen des heiligen Gottesreiches! sie steht vor uns seit unserer Kindheit; unsere Kindheit wurde schon von diesem Lichte erleuchtet.

Lasset uns in diesem Lichte wandeln, daß wir ganz licht werden in Geist und Herz, in Wort und Werk. Dazu müssen die Schatten und Flecken unserer Seele getilgt, mit andern Worten, wir müssen von der Sünde gereinigt werden. Daß er unsere Sünden wegnehme und uns erlöse und reinige von den Werken des Todes, dazu ist der Herr erschienen in unaussprechlich großer Dürftigkeit, in einem Leibe, der zum größten Leiden bestimmt war. Er weint in der Krippe, und in seinen Thränen beginnt die reinigende Quelle zu fließen. Vollends aufgethan wird die Quelle am Kreuze, da er seine Hände und Füße öffnen ließ und einen vierfachen Strom der Versöhnung über die Erde ergoß. Und als ob er es dem Menschen noch anschaulicher und ergreifender darstellen wolle, läßt er sein Herz vom Speere öffnen und aus dem Herzen Blut und Wasser

fließen: das Blut, das Zeichen der Versöhnung mit Gott; das Wasser, das Zeichen unserer Reinigung. Mit dem Blute fällt das Wasser aus dem Herzen, so recht aus der innersten Fülle Christi, auf die Sünder nieder. Mit dem Blute fällt das reinigende Wasser aus dem Herzen des Gottmenschen, mit dem Auge des Glaubens gesehen, von Himmelshöhen auf diese Erde hernieder — der größte, ergreifendste, wunderbarste Wasserfall. Möchte er alle Sünder besprengen! Amen.

---

## Sechste Predigt.

(1875.)

### Dreifache Furcht.

„Fürchtet euch nicht." Luc. 2, 10.

„Als tiefes Schweigen alles umfangen hielt und die Nacht inmitten ihres Laufes war, da kam, o Herr, dein allmächtiges Wort vom Himmel, vom königlichen Throne hernieder."[1] Mit diesen biblischen Worten aus dem Buche der Weisheit schildert die Kirche die lautlos stille Ankunft unseres göttlichen Heilandes auf dieser Welt. Die stille Nacht hüllte die zeitliche Geburt des ewigen Wortes schweigend in ihr Dunkel; die Erde schwieg in Schlummer begraben; einsam und still ist die Felsengrotte, wo Christi harte Wiege steht; Maria und Joseph schweigen in Anbetung und Betrachtung versunken, und selbst derjenige, welcher das „ewige Wort" heißt, ist ein schweigendes Kind. Da beginnt aber der Nachthimmel sich in wunderbarem Lichte zu röthen, und ein Engel des Himmels steigt hernieder und unterbricht das feierlich große Schweigen. Das erste Wort, welches wir in der heiligen Geschichte nach der Geburt des ewigen Wortes vernehmen, ist das Wort aus Engelsmund an die Hirten auf Bethlehems Weiden: „Fürchtet euch nicht."[2] Dieses Wort nehme ich aus dem Engelsmunde und bringe es zu frommer Betrachtung in eure Mitte. Es ist ja ein Himmelsruf und Himmelsgruß an alle Menschen; der kleine Ruf und Gruß birgt eine ganze Fülle von Wahrheiten und Segen. Das sage ich nicht so, als ob dieser Himmelsruf: „Fürchtet euch nicht", nur einmal, ganz allein in der Weihnacht gesprochen worden sei. Weit entfernt. Wenn man sich daran geben wollte, vom ersten bis zum letzten Blatte der Heiligen Schrift zu zählen, würde man finden, daß der Zuspruch: „Fürchte dich

---

[1] Weish. 18, 14. 15. [2] Luc. 2, 10.

nicht", „fürchtet euch nicht", an dreihundertmal vorkommt; nahe dreihundertmal, bei den verschiedensten Anlässen, wird es von Gott oder von Gottes Propheten und Sendboten bangenden, zagenden, zitternden Menschen zugerufen: ein Beweis, wie oft die Menschen fürchten und zagen; aber auch ein Zeichen, daß Gott furchtsame, zagende Menschen nicht will, daß das Hasenpanier nicht das Panier der treuen Freunde Gottes sein kann; wie denn Gott auch im Alten Testamente, wo die vorgebildeten Opfer aus dem Thierreiche genommen wurden, den Hasen, welcher in der Thierwelt das Sinnbild der Furchtsamkeit ist, verschmähte und als Opferthier nicht zuließ.

Wie häufig aber der Zuruf: „Fürchtet euch nicht", in der Heiligen Schrift vorkommt, hier hat er seinen Höhepunkt, seinen Glanzpunkt; an keiner Stelle in der heiligen Geschichte, an keinem Orte, zu keiner Zeit hat er die Bedeutung und Tragweite, die Größe und Fülle des Sinnes, wie in der heiligen Weihnacht, auf Bethlehems Fluren, wo die süßen Harmonien des Himmels ertönen, wo alles Huld und Friede athmet, wo ein neues Weltalter, die Zeit der Gnade, anbricht. Darum hatte Gott durch diesen Gruß und Himmelsruf bei der Geburt des Heilandes voraussagen lassen: „Saget den Kleinmüthigen: fürchtet nicht weiter"[1]; und den ganzen Advent hindurch hat die Kirche in ihren Tagzeiten gebetet: „Der Herr wird kommen und nicht zögern. Dann wird Furcht nicht mehr sein in unserem Bereiche."

Soll denn aber mit dem Erscheinen des Erlösers auf dieser Erde alle und jede Furcht aufhören und aus den Herzen der Erlösten, der Kinder Gottes verschwinden? Soll man keine Furcht mehr kennen im Bereiche der Gnade? „Fürchtet euch nicht": wollen wir diesem Zurufe eine Auslegung oder Ausdeutung ins schrankenlose, ins unbegrenzte geben? Das würde der Natur des Menschen widersprechen, widersprechen dem großen Gesetze Gottes, welches lautet: „Wer keine Furcht hat, kann nicht gerechtfertigt werden"[2]; „fürchtet den Herrn, ihr alle seine Heiligen"[3], ihr Angehörigen seines Reiches; „es sollen ihn fürchten alle Enden der Erde."[4] So heißt es denn: fürchtet nicht, und wieder heißt es: fürchtet; wie ist das zu verstehen? Unterscheidet.

Es gibt eine Furcht, welche der Heiland in den Herzen pflanzt; es gibt eine Furcht, welche er ausrodet; es gibt eine Furcht, welche er mildert, mäßigt und durch die heilige Liebe verklärt.

Werden wir die Hirten von Bethlehem tadeln, Geliebte im Herrn? Sie ließen sich von großer Furcht erfassen, als der Himmelsglanz sie umleuchtete, der Engel des Herrn vor ihnen stand, als eine andere, ewige

[1] Is. 35, 4. [2] Eccli. 1, 28. [3] Ps. 33, 10. [4] Ebd. 66, 8.

Welt den geheimnißvollen Schleier durchbrach, der sie gemeinhin dem Auge des Menschen verbirgt. Werden wir diese Furcht geringschätzig das Zittern schwacher Seelen nennen? Der Engel tadelt die Hirten nicht; und wenn wir diese einfachen, schlichten Seelen ob dieser Furcht tadeln wollten, so müßten wir auch den Tadel noch weiter ausdehnen auf alle, denen die verborgene ewige Welt und Gott, der König jener Welt, in außerordentlichen Erscheinungen sich offenbarte. Wo immer jene übernatürliche Welt und ihre geheimnißvollen Bewohner plötzlich sichtbar hineinragten und eintraten in diese Welt der Sinne, da erschauderten und erblaßten unwillkürlich vor ihrem Erscheinen auch die Tapfersten der Tapfern. Moses, der Gottesheld, erbebte. „Ich bin erschreckt", so spricht er, „und zittere."[1] Daniel, der kühne Prophet Gottes am babylonischen Hofe, beschreibt den Eindruck: „Ich erschrak und fiel auf mein Angesicht."[2] Johannes der Evangelist, obgleich so innig vertraut mit Jesus und dessen irdischer Pilgerschaft — hatte er ja an der Brust des Heilandes geruht —, wurde von Schrecken erfaßt, als Jesus, der verklärte, gewaltige Herr, ihm auf dem Eilande Patmos in überirdischer Majestät erschien. Er selbst ist der Geschichtschreiber der Bewegung, welche ihn mächtig ergriff. „Ich fiel zu seinen Füßen hin wie todt." Der Herr mußte auch ihn mit freundlich bekannter, vertrauter Stimme anreden: „Fürchte dich nicht."[3] Und wenn auch das freundliche Licht das Hervortreten der höhern Welt bestrahlt, wie es zu Bethlehem geschah, es kann doch die Furcht nicht verscheuchen; es gilt doch das Wort des alten Römers: Sic nos in luce timemus; „Wir fürchten uns mitten im Lichtglanze." Was Wunder, daß auf Bethlehems Triften das schwache Rohr bebt, wenn in ähnlichem Falle selbst die Säulen erzittern! Es ist dies eine Furcht, welche unzerstörbar in unergründlichen Tiefen der Menschenbrust ruht und nur des rechten Anstoßes bedarf, um auch die stärksten Seelen unwillkürlich, übermächtig zu ergreifen. Aus zwei Quellen zugleich entspringt diese Furcht. Der Mensch fühlt sich abhängig, und er fühlt sich sündhaft.

Ja, der Mensch kann es nicht verkennen, er muß es fühlen, daß er ein gänzlich abhängiges Wesen ist, abhängig von einem unsichtbaren Allgewaltigen. Dieses Bewußtsein, dieses Gefühl schlummert mehr oder minder im gewöhnlichen Laufe des Lebens in der Menschenbrust. Aber wenn ungeahnte, gewaltige Ereignisse an den Menschen dringen, dann bricht es hervor und ergreift den Menschen plötzlich mit überwältigender Macht. Und dies geschieht, auch wenn die Ereignisse ganz natürliche Ursachen haben. Man hat schon in alter Zeit gesagt: Qui nescit orare, eat ad mare; „Wer nicht beten kann, der gehe auf das Meer." Wenn

---

[1] Hebr. 12, 21. [2] Dan. 8, 17. [3] Offb. 1, 17.

das Meer seine Schrecknisse in ihrer ganzen Größe entfaltet, so bricht die Eisrinde um das Herz, und der Mensch lernt beten. Da erzittert er im Gefühle seiner Ohnmacht vor höhern Gewalten, vor dem unendlichen Gott. Wer, wie neulich Unglückliche auch aus unserem Vaterlande, auf zerschelltem Schiffe noch zuletzt am Mastbaume über einer grenzenlosen, tobenden Meeresfluth hängt, der fühlt seine ganze Abhängigkeit, seine Ohnmacht, sein Elend. So hangen wir alle an Gottes Hand, an seinem allmächtigen Willen über dem Abgrunde des Nichts; nur denken wir nicht daran.

Es ist in der Tiefe der Menschenseele noch ein anderes Gefühl, welches allerdings auch im gewöhnlichen Laufe des Lebens mehr, als gut ist, eingeschläfert wird: das Gefühl, das Bewußtsein der begangenen Sünden; das Gefühl einer tiefen Sündhaftigkeit wird auf einmal überaus lebhaft und macht den Menschen schaudern. Ich habe einmal gelesen, wie ein hochgebildeter Mann, der auf einer Seereise Schiffbruch gelitten hatte und nur mit genauer Noth nach angstvollen Stunden aus dem nassen Meeresgrabe lebend hervorgezogen wurde, seine Seelengeschichte in jenen qualvollen Stunden erzählt. Er erzählt, wie in den Wasserfluthen längst vergessene Sünden hell und klar ihm vor die Seele traten, und wie das Bild seiner Mutter, die längst todt war, die er aber im Leben gekränkt hatte, aus dem Wogenbette auftauchte und ihm die Verirrungen seines Jugendlebens aufs genaueste vorhielt. Ja, schreckliche Katastrophen, wenn sie auf dem natürlichen Gebiete des Lebens hereinbrechen, durchdringen schon den innersten Menschen mit dem Gefühle seiner grenzenlosen Abhängigkeit und seiner tiefen Sündenschuld, durchbohren sein ganzes Wesen mit Furcht vor Gott; noch mächtiger erfaßt den Menschen eine gewaltige Furcht, wenn in übernatürlichen Erscheinungen Gott und Ewigkeit sichtbar in diese Sinnenwelt hineinragen. So geschah es vor den einfachen Hirten in der heiligen Weihnacht. Ist es zu verwundern, daß wir lesen: „Sie fürchteten sich sehr"?

Es wäre aber traurig um die Menschheit bestellt, wenn es bei allen so gewaltiger und außerordentlicher Eindrücke auf die Sinne bedürfte, um die Gottesfurcht, die Furcht vor Gottes unendlicher Größe und Macht, vor seiner Heiligkeit, seiner Gerechtigkeit und seinem Gerichte in die Seelen zu pflanzen. Zudem entsteht eine solche Furcht unwillkürlich; sie hat daher an sich kein Verdienst vor Gott; sie geht auch oft bei manchen Menschen mit dem erschütternden Eindrucke spurlos wieder vorüber. Es gibt einen andern großen und königlichen Weg, wie die Menschen zur Gottesfurcht geführt werden. Das ist der Weg des Glaubens. Der Glaube ist eine Gnade Gottes und ein Licht, gleichsam ein geöffnetes Auge der Seele, womit der Mensch Gott und die Dinge der Ewigkeit mit einer solchen Gewißheit erfaßt, daß er der sinnlichen Erscheinung derselben gar

nicht bedarf. Er braucht nicht zu sehen; dennoch sind die Gegenstände des Glaubens, wie Gott sie geoffenbart hat, zweifellos und ohne Schwanken vor seiner Seele, denn, wie der hl. Paulus sagt, „der Glaube ist eine sichere Ueberzeugung von dem, was man nicht sieht“ [1]. Im Glauben wird unsere Seele von Gott und der unsichtbaren höhern Welt unmittelbar berührt und ergriffen; und durch das Licht der Gnade machen dann die Gegenstände des Glaubens den tiefsten Eindruck auf die Seele des Christen. Laß, o Christ, nur deinen Glauben auf die Seele einwirken! Er wird dir deine Abhängigkeit von Gott, deine Sündenschuld, Gottes Heiligkeit, Gerechtigkeit und seine furchtbaren, erschrecklichen Gerichte vorhalten! Laß deinen Glauben in dir wirken und walten und störe ihn nicht, so wird die heilige Gottesfurcht von selbst erstehen! Je kräftiger dein Glaube, je heller, lichtvoller dein Glaubensauge, desto größer wird deine Gottesfurcht sein; je schwächer der Glaube, desto geringer die Furcht Gottes.

Den Glauben in die Herzen der Menschen zu pflanzen und durch den Glauben die heilige Furcht Gottes: das gehört zu den großen Werken, welche Jesus Christus von der Krippe bis zum Kreuze vollbracht hat und welche er vom Himmel herab durch seine Gnade noch immer vollbringt. „Er ist das Licht, welches erleuchtet jeden Menschen, der in diese Welt kommt.“ [2] Betrachtet seine Krippe und sein Kreuz, sein schweres Leben auf Erden, wo die Menschen ihn oft weinen, aber niemals lachen sahen. Das sagt uns ergreifend, was es für eine ernste Sache um Gottes Heiligkeit und um unser Leben und unsere Sünden ist. Wer hat je mit feurigern Zügen, mit flammendern Worten die Furcht Gottes eingeprägt als er, der zu seinen Jüngern so ernst sprach: „Ich will euch zeigen, wen ihr fürchten sollt.“ [3]

Heißen Dank legen wir ihm heute in seine Krippe, daß er es uns gezeigt hat, daß er schon gleich mit seinem Erscheinen auf dieser Welt uns in seiner Armut, seinem harten Lager von Stroh, den Thränen, welche über die Krippe rinnen, in diesen Werken der Buße zeigt, wen wir fürchten, was wir fürchten sollen. Von unserer frühen Jugend bis zu unserem Tode beruht unser wahres Lebensglück, des Lebens weises, gottgefälliges Führen auf der echten Gottesfurcht. Der Heilige Geist läßt sie preisen: „Der Anfang der Weisheit ist die Furcht des Herrn“ [4]; der „Anfang der Weisheit“, jener Weisheit nämlich, welche uns das Ziel des Lebens erkennen und erreichen läßt: Gottes Ehre und unsere eigene ewige Seligkeit. Man kann allerlei Kenntnisse, vielfache Weltbildung haben und hat diese Weisheit nicht. Die Furcht Gottes ist der Anfang, die Grundlage dieser Weisheit, gleichsam der Elementar-

---

[1] Hebr. 11, 1. [2] Joh. 1, 9. [3] Luc. 12, 5. [4] Ps. 110, 10.

unterricht, das Abc in der hohen Schule der echten Lebensweisheit. Sie ist also euer Antheil, die ihr noch in der Blüthe des Lebens steht, deren Stirne noch mit der reinen Schönheit der Jugend geschmückt ist; sie ist aber auch euer Antheil, die ihr im reifern Alter steht. Dir ist sie noch nothwendig, du Greis, der du am Stabe dein Grab aufsuchst. Alle Wissenschaft ist dem verloren, welcher das Abc nicht mehr kennt; denn das ist der Anfang der irdischen Weisheit; alles hat der verloren, welcher die Gottesfurcht verloren, denn die ist der Anfang, das Abc der himmlischen Weisheit.

Die Furcht Gottes stört den Sünder auf aus seiner falschen, verderblichen Ruhe. Nichts ist verderblicher als diese trügerische Ruhe. Der Uebel größtes ist nicht die Schuld; nein, der Uebel größtes ist die Ruhe in der Schuld, das Verbleiben in der Sünde. Da ist der Mensch wie der Schiffer, welcher an gefährlicher Stelle in seiner Barke schläft; unterdessen eilt die Barke, sich selbst überlassen, unaufhaltsam nach der Klippe, an welcher sie zerschellt; sie begräbt den Schläfer in plötzlichem Tode unter ihren Trümmern. Die Furcht Gottes lehrt den Sünder kennen, wie viel es werth ist, einen Heiland zu haben; sie jagt ihn aus den Händen des zürnenden Richters in die milden Arme des Erlösers, vom Richterthrone Gottes zur Krippe und zum Kreuze. Das Jahr 1875 neigt zu Ende, das große Gnadenjahr des Jubiläums. Wie manche Sünder hat die Furcht Gottes ergriffen und in die Kirchen, zu den Beichtstühlen getrieben, um Vergebung zu finden. Wer nicht gekommen ist, der frage sich, ob die Furcht Gottes noch in ihm ist? Die ihr aber erst angefangen habt und noch nicht zu Ende seid mit der Erfüllung der Bußwerke, eilet, die Gnade zu ergreifen. Das Jahr neigt zu Ende; die Zeit entflieht; das Leben hat sein Stundenmaß; auch die Gnade hat ihre Stunden, und sie kehren nicht wieder. Der Furcht Gottes verdankt die heilige Kirche die reichen Ernten bekehrter Seelen in allen Zeiten. O heilige Furcht Gottes! Dir verdankt die Menschheit, daß zahllose Sünden unterblieben sind.

Was ist es, das in dem gebrechlichen Menschengeschlechte die meisten Sünden verursacht? Die kalte, überlegte Bosheit ist es nicht: es ist der Leichtsinn, der sträfliche Leichtsinn. Der Mensch ist leicht und nimmt es leicht; er ist oft ein leichtfertiger Spieler, welcher mit Ehre und Gewissen, mit Zeit und Ewigkeit spielt; ohne Ueberlegung folgt er der Strömung. Die Neigungen, die Launen, die Lüste tragen wie Winde den leichten Menschensinn hin und her; er ist ein Spieler um einen Spielball. Was thut man, geliebte Zuhörer, damit ein leichter Gegenstand nicht ein Spiel der Winde wird? Nun, man hängt an ihn eine Beschwerung, etwa ein Gewicht. Die alten Schriftsteller erzählen von einem Männlein, welches so dürr war und so schwache Beine hatte, daß der Wind, wenn

er stark ging, es aufhob und durch die Lüfte trug. Was that das Männlein? Es band ein Bleigewicht an die unsichern, dünnen Beine. Was thut man, damit das Schiff nicht zu leicht ist und zum Spiele der Wellen wird? Man legt in die Tiefe der Schiffe eine Beschwerung, welche man den Ballast der Schiffe nennt. Und für die Menschen, welche so leicht sind, welche meist aus Leichtsinn sündigen, welches ist der Ballast in ihrem Schifflein, daß es nicht zerschelle, das Blei an ihren Füßen, daß sie nicht weggeweht werden? Das ist die Furcht Gottes; die macht den Menschen ernst, die Jugend und jedes Alter nüchtern, vorsichtig, überlegt.

Welche Narrheit ist es erst, Gott nicht fürchten, dagegen die Gespenster fürchten? Ohne alle und jede Furcht ist kein Mensch auf dieser Welt. Eines von beiden: Gottesfurcht oder Gespensterfurcht. Eine seltsame Alternative, werdet ihr denken. Nun, ich meine nicht gerade die Furcht vor dem, was man im engern Sinne Gespenster und Gespensterspuk nennt. Zwar brauche ich, auch selbst in diesem Sinne das Wort genommen, mich nicht allzusehr zu verwahren. Denn es hat manche Menschen gegeben, welche, wie das Thier mit dem großen Maule in der Offenbarung des hl. Johannes, Spott, Hohn und Lästerungen wider Gott in Wort und Schrift frech ausspieen, die aber nicht gewagt hätten, bei einem Todten in stiller Kammer allein zu weilen, zu nächtlicher Zeit über einen Kirchhof zu gehen. Solche gab es unter den „starken Geistern", den „Freigeistern" der französischen Revolution und der folgenden Zeit. Geisterbeschwörungen, Geisterklopfen, Tischrücken, welche Rolle haben sie gespielt in gebildeten Kreisen im Aufklärungslichte des neunzehnten Jahrhunderts! In unserer Stadt gibt es Leute, nicht im gewöhnlichen Volke, sondern in den gebildeten Klassen, welche bei einem Mittag- oder Abendessen um keinen Preis ihren Platz behalten, wenn die Gesellschaft dreizehn Personen zählt. Keine Gottesfurcht, viel Gespensterfurcht. Indessen ist es nicht dieser engere Sinn, in welchem ich hier das Wort genommen wissen will, wenn ich sage: Gottesfurcht oder Gespensterfurcht. Gespenster nenne ich hier die leeren Gebilde, die Wahnvorstellungen, die Phantome, die hohlen Popanze, mit welchen die Menschen sich in Furcht und Schrecken jagen und jagen lassen. Je kleiner die Gottesfurcht, desto größer wird die Menschenfurcht. Die Menschengröße, die Macht, der Glanz, das Urtheil der Menschen, die öffentliche Meinung, die Strömung der Zeit, der Geist der Zeit werden Ungethüme wie Riesen, denen man nicht genug Rechnung tragen kann. Eine Drohung macht sie erblassen; vor einem Spotte, einem Witze erzittern sie. Wenn der Mensch seinen Gott, wenn er die grenzenlose Ewigkeit seinem Auge entschwinden läßt, dann werden zur Strafe dafür Nichtigkeiten vor seinem Auge riesengroß, und es imponirt ihm mit seiner Lust und seinem Schmerze

der vorübergehende Augenblick, der doch nur ein fallender Tropfen, ein Sandkorn, ein Stäublein im ewigen Dasein des Menschen ist.

„Fürchtet euch nicht", spricht der Heiland im Hinblicke auf solche Schreckbilder. Fürchtet euch nicht. Schon in seiner Krippe, bei seinem Erscheinen auf dieser Welt, wo er Armut, Schmach und Verachtung als seinen Antheil wählte, hat er Macht und Glanz, Schimpf und Schmach der Welt in ihrer Nichtigkeit gezeigt, sie tödtlich verwundet und zu Boden gestreckt. „Fürchtet euch nicht." Um die Vögel von den Erntefeldern abzuhalten, stellt man ein Schreckbild auf, läßt einen alten Fetzen flattern, pflanzt einen Strohmann auf und setzt ihm einen Hut auf. Aber selbst die Vögel werden nur kurze Zeit von dem Schreckbilde geschreckt; bald kommen sie näher, besehen sich das Ungethüm näher, nehmen sich ruhig die Körner, ihre Nahrung, und setzen sich schließlich noch dem Bilde auf den Hut. „Und wer bist du", fragt der Prophet Isaias; du, nicht ein Vöglein, sondern ein Mensch, ein Kind Gottes, „wer bist du, daß du dich fürchtest vor sterblichen Menschen, vor Menschenkindern, die wie Gras verdorren?"[1] Die wie Gras verdorren: das trat einst einem Manne ernst vor die Seele, vor welchem ehedem viele gezittert. Gefangener auf dem Eilande St. Helena, sagte Napoleon eines Tages, wie aus tiefem Sinnen erwachend: „O wie haben wir einst in der Welt gestrahlt, gleich als wären wir das gediegenste Gold; aber die Stürme und Regengüsse sind gekommen und haben die Vergoldung abgewaschen; jetzt sind wir nur noch Blei; und bald werden wir Staub und Asche sein."

„Fürchtet euch nicht." Es ist wahrhaft schimpflich und lächerlich, wenn ein Mensch in einer Stunde wichtiger Entscheidung fürchtet und das Hasenpanier ergreift, wo in der That gar nichts zu fürchten war. So einer wird schließlich der Spott aller, Gottes und der Menschen; ja in der Heiligen Schrift läßt Gott selbst gerechten Spott über solche Hasen ausgießen. „Sie trippeln vor Furcht, wo gar nichts zu fürchten ist", sagt der Herr durch den Psalmisten[2]. Solche Helden waren etliche unter den Leuten, welche Moses als Kundschafter ins Gelobte Land vorausgesandt hatte. In ihrer Furcht waren ihnen Riesen begegnet, und sie selbst waren sich kleiner denn Zwerge vorgekommen. „Wir sahen einige Ungeheuer vom Riesengeschlechte, und wir waren gegen sie anzusehen wie Heuschrecken"[3]; das war ihr Rapport. Hätte das Volk diesen Berichten geglaubt, es wäre niemals ins Gelobte Land gekommen. So geschah es auch in den Tagen des polnischen Königs Boleslaw, als er gegen die Russen Krieg führte. Einer seiner Vornehmsten begann ohne Grund zu zagen. Da sandte ihm

[1] Is. 51, 12. [2] Ps. 13, 5. [3] 4 Mos. 13, 34.

der König einen Hasenbalg und einen Spinnrocken. Der Arme wurde über die Geschenke so bestürzt und beschämt, daß er sich selbst erhenkte. Vor dem glorreichen Tode war er in seiner Furchtsamkeit geflohen; einem schändlichen Tode lief er in die Arme. Als der kriegerische Herzog von Alba in den Niederlanden in der Gegend der Stadt Deventer im Felde stand, schickte er einige Kundschafter voraus, zu sehen, ob Wege und Brücken geeignet seien, sein Heer darüber ziehen zu lassen. Er hatte aber unglücklicherweise auch furchtsame Menschen erkoren, Seher von Phantomen, von Gespenstern. Sie sahen plötzlich in der Ferne Staub aufwirbeln, in der Luft einige Fahnen wehen und vernahmen dabei die fernen Klänge einer muntern Musik. Das war genug. Eilends kamen sie zurück und berichteten bebenden Herzens, ein feindliches Heer sei im Anzuge und schon ganz nahe. Der kühne Alba ordnete sein Heer zur Schlacht, da erschien das vermeintliche Kriegsheer. Es war eine Hochzeit von Landleuten, mit zahlreicher Begleitung, mit Musik und ein paar kleinen Kirchenfahnen. Der allgemeine Spott war der Antheil der Geängstigten, und lange Zeit war es im spanischen Heere Brauch, einen, der im Laufe vorübereilte, zu fragen, ob er etwa eine ländliche Hochzeit gesehen habe. So erfüllt sich in der heiligen und in der weltlichen Geschichte immerdar das Wort Gottes in der Schrift: „Sie trippeln vor Furcht, wo gar nichts zu fürchten ist.“ Das ist der Schimpf und die Schande der Furchtsamen.

Wir auf dieser Erde, in dem Mühen und Ringen des Erdenlebens, sind nach des Apostels großem Worte „ein Schauspiel der Welt, den Engeln und den Menschen.“ [1] Welch kläglichen Anblick werden wir der Erde und dem Himmel gewähren, wenn wir fürchten und zagen im Dienste Gottes, im Bekenntnisse des Glaubens, in der Uebung der Tugend, in der Erfüllung unserer Pflichten. Die Verachtung des Himmels, der Abscheu der Christen, das Hohngelächter der Feinde Gottes wären unser Lohn. Wie herrlich steht dem gegenüber ein Ambrosius da, welchem der Kaiser Theodosius selbst das Zeugniß geben mußte: „Ich kenne die Standhaftigkeit des Ambrosius; ich weiß, daß er vor keinem Schrecken, der von irdischer Macht ausgeht, das Gesetz Gottes übertritt.“ Wie glänzt Chrysostomus, von welchem die Abgeordneten der Kaiserin Eudoxia, der erbitterten Gebieterin, sagen mußten: „Vergebens, o Kaiserin, suchst du diesen Mann zu schrecken; der fürchtet nichts, als allein Gott zu beleidigen.“ So bewährt sich das Wort im Buche Jesu Sirach: „Wer den Herrn fürchtet, der zittert vor nichts und erschrickt nicht.“ „Glückselig der Mensch, der den Herrn fürchtet.“ [2]

Als der Erlöser auf Erden erschien, da war die Furcht Gottes hie-

[1] 1 Kor. 4, 9. [2] 34, 16. 17.

nieden eine gar seltene Pflanze. Die Finsternisse des Heidenthums bedeckten weit und breit die Erde. Die wahre Gottesfurcht aber ist eine Pflanze, welche in den geistigen Finsternissen nicht wächst; sie bedarf des Lichtes, des Glaubenslichtes. Soweit das Heidenthum herrschte, war der wahre Gott nicht bekannt. Wie sollte da die Gottesfurcht erblühen? Diese Himmelspflanze konnte darum nur in dem auserwählten Volke ihren irdischen Boden finden. Aber auch da war, einige bevorzugte Seelen abgerechnet, die Himmelspflanze der Furcht Gottes theils verdorrt theils sehr verkümmert und verwildert; viele im auserwählten Volke lebten ohne alle Gottesfurcht in ihren Sünden dahin. Wo aber auch die Furcht Gottes nicht ganz erstickt war, da war meist nur die knechtische Furcht, die Furcht der Sklaven. Der Sklave zittert allein vor der drohenden Strafe; den Herrn liebt er nicht, er fühlt sich nicht zu ihm hingezogen. Er ist nicht traurig, ihm ferne und fremd zu stehen; den Herrn zu betrüben schmerzt ihn nicht; er fürchtet die Strafruthe, die Züchtigung. Darum bebt er vor seines Herrn dräuendem Angesichte, vor seiner Donnerstimme, wenn er naht; er flieht. So floh Adam zitternd und verbarg sich, als er nach dem Sündenfalle die Stimme Gottes des Herrn im Paradiese hörte; so eilte Kain ruhelos als Flüchtling wie auf glühenden Sandalen über die Erde hin. Wo zur Zeit der Erscheinung Christi Furcht Gottes war, da war es fast ausnahmslos der Geist der Knechtschaft, der sie geboren und ihr den erniedrigenden Stempel der Knechtschaft aufgedrückt hatte; es war eine knechtische Furcht, eine düstere, finstere Furcht, finster wie die Nacht. Da erscheint auf Bethlehems Fluren in tiefer Nacht die Gnade und Menschenfreundlichkeit Gottes unseres Heilandes in wunderbarer Weise. „Fürchtet nicht"; fürchtet nicht mit scheuer, knechtischer Furcht. Gott kommt; aber nicht um zu richten, sondern um selig zu machen. Darum fährt er nicht herab in Wetterwolken und den Donnern des Sinai. Er kommt in lautloser Stille; er ist nicht bewaffnet mit den Blitzen der Gerechtigkeit. Er hat in der Krippe die Hände umwunden; er kann nicht strafen. Er will nicht, daß Menschen in scheuer Ferne zitternd stehen; er will anziehen, gewinnen, Vertrauen einflößen. Er kommt als Mensch, als Bruder, kommt als Fremdling und bittet um Aufnahme bei den Menschen. Er erscheint als Kind. Wer fürchtet ein Kind? Selbst die schlichten Hirten kommen zutraulich zu ihm heran. Als sie fürchteten, ertönte das Wort: „Fürchtet euch nicht; ihr werdet ein Kindlein finden." Sie hatten gefürchtet; eine geheimnißvolle Furcht durchschauert ihre Seele. Aber sie dürfen das Kindlein zutraulich sehen und liebkosen; von Liebe entzündet kehren sie zurück; sie fürchten und lieben zugleich. Sie gehen von Bethlehem fort und sehnen sich zurück. Die Sehnsucht ist größer als die Scheu, die Liebe größer als die Furcht.

So ist an der Krippe von Bethlehem durch die Menschwerdung unseres Herrn nicht jede Furcht von der Menschenbrust gehoben; das wäre den Erdenpilgern nicht gut. Aber die elende Menschenfurcht, die knechtische Furcht Gottes ist entfernt, und die kindliche Furcht an ihre Stelle getreten. Es ist eine Furcht mit Liebe gemischt und von Vertrauen begleitet; und die Liebe soll im Fortgange des Lebens immer größer werden. Die knechtische Furcht kann nicht selig machen; sie muß wenigstens mit einem Anfange der Liebe gemischt sein. Die knechtische Furcht kann zur Gottesflucht bringen; die kindliche Furcht nicht. Die knechtische Furcht kann den Menschen kleinmüthig machen und lähmen; die kindliche Furcht macht ihn lebhaft, daß er überall schaut und sorgt, was Gott gefällt; sie macht den Menschen wachsam. Den Wachenden hat der Heiland die Krone verheißen: „Wachet, denn des Menschen Sohn kommt zu einer Stunde, da ihr es nicht vermuthet.“ [1]

So war es, als der Heiland geboren wurde. Ein bekanntes Weihnachtslied beginnt mit den Worten: „Ihr Hirten, erwacht!“ Die Hirten auf Bethlehems Auen brauchte man nicht erst zu mahnen; der Heiland fand sie wachend in tiefer Nacht. Uns gelte die Mahnung. Wir alle sind Hirten. Geistliche Hirten, erwacht und habet acht auf eure Herden! Eltern, erwacht und haltet die Augen auf über die Schäflein, welche Gott euch anvertraut, eure Kinder, daß sie auf guten Triften weiden und die rechte Nahrung für ihre Seelen finden! Und wem keine fremde Seele anvertraut ist, dem ist doch seine eigene Seele als Schäflein übergeben. Also, ihr Christen alle, ihr Hirten, erwacht! Amen.

---

# Fest Mariä Reinigung.

## Christus, das Leben und das Licht der Welt.

„Meine Augen haben dein Heil gesehen, das du bereitet hast vor dem Angesichte aller Völker, ein Licht zur Erleuchtung der Heiden.“ Luc. 2, 30—31.

Auf mannigfachen Wegen rief Gott schon in den ersten Anfängen des menschlichen Lebens Christi seine Auserwählten zum Heilande heran. Einsam und friedlich weilten in jener heiligen Nacht, in welcher für die

[1] Luc. 12, 40.

ganze Welt der geistige Morgen anbrach, Hirten auf Bethlehems Fluren bei ihren Herden, als plötzlich ein himmlischer Lichtglanz alles erleuchtete, der Wonnesang herniederschwebender Engel durch die horchende Nacht ertönte und einer dieser Boten aus der höhern Welt mit milder, freundlicher Rede die Hirten zum Erlöser hinwies. Aus fernem Lande kommen heidnische Weise gezogen; sie blicken hinauf zu einem wunderbar leitenden Stern; ihre Frage lautet nach dem neugeborenen König der Juden. Ohne äußeres, in die Sinne fallendes Zeichen, ohne Lichtglanz in finsterer Nacht, ohne Himmelsboten und Sternenschein kommt der greise Simeon zum Heiland heran. Wer zeigt ihm unter allen Frauen die hochgebenedeite Mutter, welche den Segen der Menschheit trug? Wer zeigt ihm denjenigen, auf welchen er schon so lange in hoher Sehnsucht geharrt, den Trost Israels, das himmlische Licht, dessen Glanz aber von der Niedrigkeit der menschlichen Natur umschattet war? Hier ist der Vorgang ein bloß innerer und darum um so mehr geheimnißvoll. Aus Antrieb des Heiligen Geistes kommt der Greis in den Tempel, da gerade Maria und Joseph mit dem Kinde erscheinen. Und wie es schon im Psalme heißt: „In deines Tempels Mitte haben wir, Herr, deine Barmherzigkeit empfangen“ [1], so geschah es hier auf ganz besondere Weise. Jenen, in welchem alle Gnade Gottes geschaut wird, in welchem Gottes Barmherzigkeit gleichsam leibhaftig und verkörpert erschienen ist, empfängt Simeon frohlockend in seinen Armen; in freudiger Begeisterung strömt die Rede von seinen Lippen; und wie das wunderbare Kind gekommen war, die alte, hinschmachtende Welt zu kräftigen und zu erneuern, so erscheint auch dieser Greis, der gleichsam als Stellvertreter der alten Welt dasteht und den Messias empfängt, wie neugekräftigt, noch einmal freudig verjüngt, da er das aufgehende Licht erschaut. Er selbst nennt Jesus das „Licht“; er preist ihn als ein großes, den ganzen Erdenrund überstrahlendes Licht. Denn während vor Zeiten der Prophet klagte: „Finsterniß deckt die Erde und Nacht die Völker“ [2], heißt es hier: „Das Licht zur Erleuchtung der Heiden, das Heil, welches bereitet ist vor dem Angesichte aller Völker.“ Dieser Ausspruch ist es auch, welchen die heilige Kirche am heutigen Feste uns besonders nahelegt. In feierlichem Umzuge tragen wir die geweihten brennenden Kerzen; der oft wiederholte Gesang: „das Licht zur Erleuchtung der Heiden“, begrüßt ihr Licht. Stellt der Umzug unsere Wanderung durch das irdische Leben dar, so sind die Kerzen ein ehrwürdiges Sinnbild jenes himmlischen Lichtes, welches Gott uns in Christo angezündet hat, um allen Menschen auf dem dunkeln, wirren Lebensgange zu leuchten. Es ist aber auch nicht ohne Bedeutung, daß gerade bei dem Opfer der

---

[1] Ps. 17, 10. [2] Is. 60, 2.

Reinigung, welches an das Verhängniß der Erbschuld, an die Sündhaftigkeit und Beflecktheit des Menschen mahnt, Christus von der Stimme dieses Propheten als das Licht verkündigt wird. Worin liegt die Bedeutung des Opfers der Reinigung und sein Zusammenhang mit dieser Verkündigung? Und wenn Christus das Leben und das Licht der Menschen ist, wie kommt es denn, daß manche, obschon das Licht leuchtet, dennoch zum Falle kommen, als wenn das Licht nicht leuchtete, ja daß das Licht selbst manchen zum Falle dient? Das sind die Punkte, um welche sich unsere Betrachtung dreht.

## I.

Wie in einem großen Krankenhause die verschiedensten Stimmen klagend und seufzend sich hören lassen, der eine dies, der andere wieder ein anderes zu beweinen hat, so ist auch unsere Erde gleichsam ein weit ausgedehntes Krankenhaus, in welchem die mannigfachsten Klagen laut werden. Während der eine es bitter empfindet, daß er in saurer Mühe kargen Verdienst sich erringen müsse, seufzt der andere über den peinvollen Druck der Langweile und sehnt sich nach fester Beschäftigung. Einem andern geht ein einträgliches Geschäft im Schwange; was er unternimmt, hat glücklichen Erfolg; alles ist nach Wunsch, wenn nur, so seufzt er, die körperlichen Leiden und Gebrechen mir nicht so in die Quere kämen. Jener erfreut sich einer blühenden Gesundheit, aber geheime Seelenleiden zehren in seinem Innern und verbittern sein Leben. So laufen die mannigfachsten Klagen bunt und wirr durcheinander. Eine Klage gibt es, welche ganz gewiß allen Menschen — die seligste Jungfrau Maria ausgenommen — gemein ist, aus welcher auch alle andern Klagen wie aus einem gemeinsamen Stamme auslaufen, die Klage, welche schon im Psalme so wehmüthig sich erhebt: „Siehe, in Ungerechtigkeit bin ich empfangen, und in Sünden hat mich meine Mutter geboren.“ [1] Im Lichte der Gerechtigkeit und Unschuld, Gott zugewandt, wandelte der Mensch, wie der Schöpfer ihn schuf und zierte. Aus der Tiefe des Abgrundes aber, aus dem Reiche der gefallenen Engel, stieg die Finsterniß hinauf in die Heimat des Menschengeschlechtes; da gewann die Sünde Macht über des Menschen Herz, trieb ihn aus dem Paradiese. Das Menschengeschlecht breitete sich immer mehr aus, aber auch die Sünde und die Schuld erbte sich fort und wanderte mit dem Menschen über die ganze Erde; und mit der Sünde breiteten sich auch ihre schrecklichen Folgen über die ganze Menschenwelt aus. Nicht nur ist das leibliche Leben von jeher mit hundertfachen Bedürfnissen und Mühen

[1] Ps. 50, 7.

belastet, von allen Seiten mit Gefahren umdroht, um endlich im Tode zu verschwinden, auch die Seele hat die übernatürlichen Gaben und Gnaden verloren, der Geist ist verfinstert und seine Kraft geschwächt, und in rebellischer Zwietracht des Fleisches mit dem Geiste hat die böse Lust die Obmacht gewonnen. Daher zeigt uns denn auch die Geschichte, wie das Menschengeschlecht in die Tiefe sank.

Mit Gotteserkenntniß, mit der Erkenntniß der dereinstigen Erlösung, mit der Wissenschaft vom ewigen Leben und jener Belohnungen und Strafen, welche die Ewigkeit in Bereitschaft hat, waren die Stammeltern aus der Heimat der Unschuld auf die mühevolle Erde gekommen. In heiliger Ueberlieferung sollte sich ihre Gotteserkenntniß und ihr Glaube auf die nachkommenden Geschlechter fortpflanzen. Aber dem umnebelten Geiste ging bald die Wahrheit verloren; aus der Schwäche des Geistes, aus der Oede und Verfinsterung, welche durch die Erbsünde im Innern eingetreten war, stieg die Nacht der Gottvergessenheit und Abgötterei auf. Das Heidenthum in den verschiedensten Arten und Gestalten entwickelte sich; der Geist der Menschen verschwamm bald in der Außenwelt, ohne zu Gott vordringen zu können; der Mensch erwies bald den Himmelskörpern, deren strahlenden Glanz er bewunderte und deren wohlthätige Einwirkung er empfand, bald den Elementen, die mit furchtbarer Macht zerstörend wirkten, bald den Thiergestalten, welche durch Kolossales und Seltsames die Aufmerksamkeit fesselten, bald seinen verstorbenen Vorfahren, ja selbst den leblosen Gebilden von Holz und Stein göttliche Ehre. Aus der angeerbten Sünde entfaltete sich, wie aus einem vollen giftigen Keime, in üppigster Entwicklung jene furchtbare Masse von Sünden, welche schon in der Urgeschichte unseres Geschlechtes das erste Buch Mosis uns aufzeigt. „Damals“, sagt die Heilige Schrift von jenen ältesten Zeiten, „waren Riesen auf Erden.“[1] Wie die Menschen damals riesig waren an Größe und Kraft und darum im Guten und Bösen Gewaltiges wirken konnten, wie sie das Riesenalter mehrerer Jahrhunderte erreichten, und darum auch ihre Leidenschaften ins Ungeheure wuchsen, und sie um so gedankenloser und verwegener frevelten, da der Tod muthmaßlich noch in weiter Ferne stand, so mußten sich um so mehr die Greuel der Sünde riesenhoch häufen. Riesengroß freilich brachen da auch Gottes Strafgerichte herein, die Menschen mit Tod und Verderben überfluthend und alles Lebendige vertilgend. Durch die dunkle Wolkennacht rauschte ohne Aufhören der Platzregen, aus den Rissen und Klüften der Erde brachen die Wasser hervor. Nur ein gebrechliches Fahrzeug trieb sicher und wohlbehalten in riesiger Höhe auf und nieder; es führte Noe und seine Familie. Welch ein Anblick ohnegleichen, als diese begnadigte Familie

---

[1] 1 Mos. 6, 4.

von der Höhe des Berges, auf welchem die Arche stehen blieb, aus dem nassen Grabe die Erde wieder hervortauchen sah, öde, erstorben, keiner mehr übrig von all den Tausenden, selbst ihre Leichen fortgeschwemmt, die ganze Natur um der Sünde willen umgestaltet! Welch ein Anblick ohnegleichen noch immer für alle, welche sich in die geheimnißvolle Zeit hineindenken und auf jenen Bergesgipfel, der damals allein noch lebende Wesen trug! Dennoch zeigt sich auch dieser furchtbaren Offenbarung der göttlichen Strenge gegenüber bald wieder das alte Verderben und greift durch die ganze Menschenwelt um sich. „Alles, was in der Welt ist,“ so hören wir Johannes klagen, „ist Augenlust, Fleischeslust und Hoffart des Lebens.“ [1] Und fragen wir, wie es um Gottesfurcht und Gottesliebe, um Reinheit der Sitten am Ende der Welt einst stehen wird, so gibt uns der Heiland selbst die Antwort. Die in weiter Zukunft erst kommende Generation, welche am Ende der Welt diesen Planeten bewohnt, findet ihr Abbild in jener Generation der uralten Vorzeit, zu welcher Noe mahnend und warnend redet. „Wie in den Tagen Noes,“ spricht der Heiland, „ebenso wird es auch sein bei der Ankunft des Menschensohnes.“ [2] Wie weit ist die Menschheit vorgeschritten seit jener uralten Zeit, wie weit mag sie noch vorschreiten, bis jene Generation, noch im irdischen Leben begriffen, von der Ankunft des Menschensohnes ereilt wird: dennoch dieselbe Sündhaftigkeit, dieselbe ungeheure Verschuldung vor Gott, dasselbe Verderben. So verfolgt in der Vergangenheit, so in der Gegenwart und Zukunft den ernsten Betrachter das trostlose Bild eines sündhaften, mit Gott entzweiten Geschlechtes.

Aus der Erbsünde entwickelte sich das Verderben, jene böse Lust, das Gesetz des Fleisches, welches zwar nicht gebieten und befehlen, wohl aber auf tausendfachen Wegen mächtig verlocken und verleiten kann, daß der Mensch, was er als böse erkennt, dennoch thut, wie der hl. Paulus es mit sichtbarer Wehmuth schildert. Tausendfach sind die Lockungen in der äußern Welt, und außerdem haben wir noch zu streiten gegen die Mächte der Finsterniß in der Luft. Aber all die sichtbaren und unsichtbaren Feinde bestürmen und überlisten uns nur durch unsere innere Lust. „Jeder wird versucht,“ spricht der Apostel Jacobus, „indem er von seiner eigenen Lust gereizt und gelockt wird; die Lust aber, wenn sie empfangen hat, gebiert die Sünde.“ [3]

Aus der Erbsünde sproßt das Verderben; das wurde stets anerkannt. Da sehen wir einen gottgeliebten König des Alten Bundes in tiefster Zerknirschung vor dem Herrn weinen. Einst hatte er in unbefangener Unschuld als Hirtenknabe auf Bethlehems Fluren dem Herrn fröhliche

---

[1] 1 Joh. 2, 16. [2] Matth. 24, 37. [3] Jac. 1, 14—15.

Lieder gesungen; nun trägt er die Königskrone: doch alle Freude ist von ihm gewichen; denn die Lust hat empfangen und schwere Sünden hervorgebracht, die ihm unablässig vor Augen schweben. Und indem er seine Sünden betrachtet, steigt er auch in die unheimliche Tiefe, aus welcher sie aufschweben, zur Erbsünde mit ihren weitverzweigten Folgen. „Siehe, in Sünden bin ich empfangen." Dieses Grundübel und die tiefinnerste Beflecktheit des Menschen, welche in seinem Thun und Handeln so vielfach aus ihrer Verborgenheit ans Tageslicht kommt, anzudeuten, ist auch der große Zweck jener sonst vielleicht seltsamen und räthselhaft erscheinenden Anordnung des Gesetzes Mosis, daß die Mütter nach der Geburt eine Zeit der Reinigung einhalten mußten, vierzig Tage, wenn sie einen Knaben, achtzig Tage, wenn sie ein Mädchen zur Welt geboren hatten, und daß sie nach Ablauf dieser Tage ein Opfer, das „Opfer der Sünde", wie die Schrift es nennt, darbringen mußten; während der Reinigungszeit durften sie nicht im Tempel erscheinen, sondern erst, wenn diese Tage zu Ende waren, gingen sie hinein, jenes Opfer zu bringen. Auf einem solchen Gange erblicken wir heute auch die Hochgebenedeite, welche über alle Menschen erhoben war, auf daß sie die Wohnstätte der höchsten Geheimnisse würde und der Menschheit den Segen brächte.

War sie denn auch durch jenes Gesetz verpflichtet? Gewiß nicht. Denn der aus ihr geboren ward, war kein sündhafter Sohn Adams, eine neue Schöpfung war von Gott in Maria vollbracht; er war selbst ein neuer Adam, ein zweiter, heiliger Stammvater der Menschheit. Dennoch machte Maria in der Tiefe ihrer Demuth ihre über alle Menschen hinausragende Erhabenheit und Hoheit nicht geltend; sie will nicht aufglänzen und hervorstechen. Von Gott auf die höchste Höhe des Lebens gestellt, zieht sie sich dennoch gerne in die Niederung des gewöhnlichen menschlichen Daseins zurück, birgt sich und die Wunder, welche in ihr vollbracht, bescheidentlich in die Reihen jener Frauen, deren Kinder mit dem Makel der Erbsünde behaftet und ins Verhängniß der alten Schuld verflochten sind. Sie kommt an der Seite ihres jungfräulichen Gemahls, das himmlische Kind auf dem Arme. Und da dem reinen, auf Gottes Wegen wandelnden Menschen überhaupt die Sündhaftigkeit und Beflecktheit seiner Mitbrüder am meisten zu Herzen geht, welchen Eindruck mußte die Handlung auf jene machen, die makellos war ihr ganzes Leben hindurch, in einer Zeit, wo Bosheit und Verkehrtheit ihre höchste Höhe erreicht, wo aber auch unter den Drangsalen der Zeit die bessern Seelen nach Licht und Hilfe schmachteten! Aber da ist auch die alte Nacht auf dem Gipfelpunkte und schwingt sich in den Tag um. Wie treffend! Gerade bei der heiligen Handlung, wo die erbsündliche Verschuldung, aus welcher wie aus einer unheilvollen Quelle das Elend sich in Bächen und Strömen

über die Menschenwelt ergoß, wo die tiefinnerste Beflecktheit des Menschen verkündigt und damit auch das Bekenntniß abgelegt ward, daß man aus eigener Kraft sich nicht retten könne, da erschien der Heiland und wurde als das Licht und Heil der Welt verkündigt.

Die Menschen fanden sich nicht aus sich zurecht; „in Christo ist das Leben, und das Leben ist das Licht der Welt.“ Christus ist das Licht der Welt in seiner Lehre, seinem Leben, seiner grenzenlosen Liebe, dem sich ganz entäußernden Gehorsame gegen seinen Vater, der Sanftmuth, Geduld und Demuth, in der reichsten Fülle aller Tugenden, die sein irdisches Leben entfaltete. Und das nicht allein. Denn was würde es dem kranken, schwachen, von der Gewalt der Versuchung bezwungenen Menschen nützen, den rechten Weg zu kennen, wenn er zu sehr kränkelt, um sich aufzumachen und zum Vater zu gehen? So harrt in den langen, trübseligen Winternächten der Kranke mit heißer Sehnsucht dem Sonnenlichte entgegen; aber wenn auch die Sonne alles erleuchtet, ist er dennoch krank, unfähig, sich zu erheben und den Weg zu seinem Berufe zu wandern; das Licht der Sonne kann ihn nicht heilen. Anders ist es mit jenem Lichte der geistigen Welt. Denn also spricht schon der Prophet Malachias: „Ueber euch, die ihr meinen Namen fürchtet, wird die Sonne der Gerechtigkeit aufgehen; Heilung bringt sie auf ihren Fittichen.“[1] Durch Christi Wunden sind wir geheilt; aus dem Opfer, das er gebracht, quillt allen Menschen die Genesung. Und wenn die Propheten von der Zeit des Messias rühmen, daß die Fluren grünen, daß Felder und Berge Wein und Frucht im Ueberflusse tragen werden, welches ist das geistige Verständniß dieser Worte, welche Wahrheit liegt hinter diesen freundlichen Bildern verborgen? In reichgesegneten Ländergebieten findet man im Lichte und der Wärme der Sonne die regste Entwicklung des Naturlebens; die Fluren sind in voller Pracht, mit Kräutern geschmückt, welche Gesundheit und Stärke bringen, in reicher Fülle zeigen sich die mannigfachsten Früchte, auf sonnigen Hügeln und Bergen erheben sich die Weinreben, selbst weit in tiefblauer Luft zeigt sich noch ein reges Pflanzenleben — alles, um des Menschen leibliches Leben zu stärken und zu erquicken. So nun — wollen die Propheten sagen — wie das sich im Gebiete der irdischen Natur zeigt, um die irdische Seite des Menschen zu nähren, so hat das geistige Licht Jesus Christus uns himmlische Gaben und Gnaden gebracht, unsere Seele zu laben und zu erquicken, zum ewigen Leben zu stärken.

Sehet da, Vielgeliebte, warum unsere Kirche Christum so gerne als das Licht preist, warum sie beim heiligen Meßopfer, bei Spendung der heiligen Sacramente, bei den öffentlichen Andachten, besonders aber am

---

[1] Mal. 4, 2.

heutigen Feste die Lichter anzündet, bedeutend und sinnbildend jenes geistige Licht, welches unsere Finsterniß erhellt, durch welches wir wieder zum Himmel gelangen. Erst kam der Herr, das verborgene Licht, noch in den Tempel zu Jerusalem. Es war ein Tempel des jüdischen Volkes; nur einen Vorhof bot er den Heiden an. Aber wo das Licht aufgeht, in welchem allen Völkern Heil bereitet ist, da geht der Tempel mit seinem vorbildlichen Opfercult seinem Ende entgegen. Freilich ist das himmlische Licht noch nicht zu allen gedrungen; viele wandeln noch im Finstern. Aber selbst auch da, wo das Licht hingedrungen, kommen dennoch viele in geistige Finsterniß und zum Falle; ja das Licht selbst dient ihnen zu tieferem sittlichen Falle. Welche sind diese?

## II.

Es war im Jahre 1812, als ein jetzt in Europa durch seine Schicksale, seine Reisen und seine geistvollen Schriften bekannter Mann in einem fernen dänischen Seehafen als Feind Frankreichs aufgegriffen und mehr als zweihundert Meilen weit nach Frankreich geschleppt ward. Man brachte ihn nach Vincennes; sein Weg ging in einen furchtbaren Gefängnißthurm. Ueber die mannigfachen, langen Windungen einer düstern Treppe ward er hinaufgeführt in ein Gemach mit zehn Fuß dicken Pfeilern und nur mit einem einzigen kleinen Fenster versehen, und dieses Fensterchen war noch mit starken Eisenstäben so umgittert, daß die Sonnenstrahlen nur verstohlen und kärglich ins Verließ drangen und seine Thränen beschienen. Dumpf schloß sich hinter ihm die Thüre, welche ihn unbarmherzig von allen Lebenden trennte. Aber in der langen Nacht des Gefängnisses, im unheimlichen, düstern Gemache ließ der Herr sein Licht ins Herz des Gefangenen leuchten. Ehedem hatte der Rausch irdischer Freuden und Zerstreuungen ihm dieses Licht umnebelt; unverwandt war sein Blick zur Erde gerichtet, und da so das Licht, welches vom Himmel leuchtet, seine Seele nicht erhellte, so war er auf seinem ohnehin wirren und dunkeln Lebenswege vielfach gefallen. Jetzt aber, wo der Dunst der Außenwelt entfernt war, zeigte sich ihm das himmlische Licht in seiner Helle und Schöne. Und wie die Pflanze in bewußtloser Naturbestimmung aus dem dunkeln Boden sich erhebt, sich immer höher zum Sonnenlichte hinaufringt, so erhob er sich in geistiger Freiheit aus der Finsterniß, womit das Irdische die Seele umnachtet, aus dem Dunkel und der Trostlosigkeit des Kerkers zum himmlischen Lichte Jesus Christus, er ward ein anderer Mensch. Als einige Jahre später die unerwarteten Fügungen, welche die Gestalt unseres Erdtheiles änderten, auch ihm die Kerkerthüre wieder öffneten, kehrte er nicht zum frühern Leben zurück, dem man ihn gewaltsam entrissen hatte. Er ging einen andern Lebensweg; er schlug seinen Weg nach dem Kloster ein. Wo der Lärm des Irdischen schwieg, irdischer

Schimmer nicht mehr blendete, da sah er das höhere Licht. Er sah es in der Stille des Kerkers, wie der Greis unseres heutigen Evangeliums, welcher auch in der Welt der Genüsse und Zerstreuungen nicht mehr lebte, es sah in der Stille des Tempels.

Viele verlieren in ähnlicher Weise beim Gewirre des zeitlichen Lebens, ganz an irdische Geschäfte, an Sorgen der Haushaltung und zerstreuende Genüsse gefesselt, das wahrhaftige Licht aus den Augen, das uns leuchtet in den Aussprüchen des Gewissens, in der Lehre und im Leben des Heilandes, in unserer heiligen Kirche. Darum gerathen sie auf Irrwege und fallen immer tiefer. Nur der Seele, welche zum Ernste und zur Stille gekommen ist, geht das himmlische Licht auf; nur sie hört auf die Lehre des Herrn, schaut in frommer Betrachtung sein heiliges Leben, welches die Richtschnur unseres Lebens ist, ist offen seinen Gaben und Gnaden. Freilich, ein dunkles Gemach aufzusuchen, ist nicht nöthig. Aber an jedem Tage lasse der Christ es in seinem Innern ruhig und stille werden, entschlage sich des Weltlichen, daß er zu Jesus Christus aufschaue, zu ihm sich aufringe im Gebete, in Erneuerung des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe, prüfend sein Leben gegen Christi Leben halte.

Besonders will die Kirche, daß wir an Sonn- und Festtagen, in der heiligen Zeit des Advents und der Fasten die Thüre hinter uns schließen, wodurch die Sorgen, Genüsse und Zerstreuungen der Welt eindringen. Solche kostbare Stunden, in welchen das himmlische Licht uns leuchten will, sind die, wo Krankheit und Leid uns getroffen, theure Angehörige uns entrissen sind, wo die Freude der Welt uns lästig ist, wo wir Stille und Einsamkeit suchen. Da leuchtet uns das himmlische Licht und zeigt uns, wo wahrer Trost zu finden sei, es legt unsern eigenen Lebensweg lichthell vor uns und zeigt, was wir zu hoffen und zu fürchten haben. Ja, selbst auf dem dunkeln Pfade, welcher zur Sünde und schwarzen That führt, leuchtet oft das Licht. So leuchtete es dem Saulus auf dem Wege nach Damaskus und rief ihm zu: „Warum verfolgst du mich?“ So leuchtet das Licht gleichsam mitten in die schwarzen, lüsternen Gedanken dessen, der auf dem Wege zu bösen Thaten begriffen ist, sein Gewissen wird wach und stößt an; er denkt an die Lehren seiner Eltern, seines Beichtvaters, des Predigers. Wehe dem, der nicht achtet, wenn das Licht leuchtet! Das Licht selbst dient dann nur zum tiefen Falle. Es ist der Wetterhahn im Sturme, das Wetterleuchten vor dem Ungewitter.

Mitten im Glanze des Lichtes Christi fallen dennoch manche, weil sie im stolzen Wahne leben, sie trügen des Lichtes genug in sich selbst und bedürften es nicht von außen. Aber viel treffender als diese urtheilte schon ein Weiser der heidnischen Vorzeit. „Nur ein Funke des Göttlichen“, sagt er, „ist im Menschen, und der ist noch wie unter dem Schutte begraben.“ So wenig wir im nächtlichen Dunkel auf unbekannter Strecke, wenn das

Licht ausgelöscht ist, mit mattglimmenden Funken, welche noch am Dochte schweben, uns behelfen können, so wenig auch mit dem vermeinten eigenen Lichte, welches in uns glimmt. Wahrhaftig, wenn wir die Heiden sehen, wie sie im langen Zeitlaufe von tausend Jahren, auf dieses Licht beschränkt, nach allen Richtungen hin irre gingen, wenn wir die Verkehrtheit, welche es an Tag stellt, die Geistesnoth und Blindheit auch ihrer gefeierten Weisen sehen, wer wollte da noch sagen, das Licht der eigenen Vernunft und Einsicht reiche auf jenem höhern Gebiete aus, er bedürfe des Lichtes Christi nicht, wie es uns in unserer heiligen Kirche leuchtet? Wie kamen die Heiden zum Lichte heran? Gerade wie nach dem Gleichnisse des Evangeliums der verlorene Sohn ins Vaterhaus. Wie der kam, ist bekannt: als Hüter borstigen Viehes aus unsauberem Revier, in kläglich herabgekommenem Zustande, sein Angesicht bleich und von Hunger abgezehrt, sein Gang schlotternd und lahm, seine Kleider in morsche, verwitterte Reste zerfetzt. Siehe da das sprechende Bild der Heiden, welche aus ihren Irrsalen zum Lichte kamen.

Während das Licht hell und klar in die Menschenwelt leuchtet, kommen dennoch viele zum Falle. Das sind endlich jene großen Sünder und Irrlehrer, welche ihre Sünden nicht meiden, die hartnäckig Verstockten, welche den Irrthum nicht ablegen wollen, welche, wenn das Licht in ihren Abgrund scheint, wenn der Herr ihnen ihre Verworfenheit im Rufe des Gewissens, in der Heiligen Schrift, in der Predigt, im Beichtgerichte zeigt, so schnell sie können, dem Lichte zu entfliehen suchen. Am Tage gehen die redlichen Geschäfte, auf offenen, freien Fluren, auf hellen, sonnigen Bergen regen sich die Hände ehrlicher Menschen; aber die Diebe können das Licht nicht leiden, sie fliehen ins Dickicht und ziehen nachts auf ihren unheimlichen Pfaden; der Wald ist ihr Aufenthalt, der Mond ihre Sonne. So fliehen auch manche das Licht der Wahrheit, die es nicht redlich meinen. Sie sprechen lieber von dem Triebe der Natur, welchem sie nicht widerstehen können; da heißt es: Ich soll ersetzen, wieder gut machen, aber meine Ehre, meine Familie? Ich soll mich recht katholisch zeigen, aber was werden die sagen, welche meine frühern Grundsätze kennen? Und mit solchen Ausrufungen flieht der Mensch vor dem Lichte; es scheint ihm zu helle, es brennt und sticht ihn. „Wer Böses thut," sagt der Heiland, „kommt nicht ans Licht."[1] Die Diebe kommen nicht gerne ans Licht, es sei denn, um das Licht selbst zu löschen. Wenn in nächtlicher Weile ein friedlicher Wandersmann, die helle Laterne in der Hand, durchs Gehölz zieht, dann fährt die unheimliche Bande, durch den hellen Schein gereizt, ans Licht heraus, um es in Wuth zu vertilgen: so kommen auch die Bösen, die Feinde des Lichtes Christi und seiner Kirche wohl zu

[1] Joh. 3, 20.

dem Lichte, aber nicht um in seiner Helle und Wärme das Heil zu finden, sondern in erbitterter Bosheit, um das Licht zu löschen. So fuhr auf Jesus die vereinte Rotte aller Lichtscheuen: Pharisäer und Sadducäer, Richter, Priester und Höflinge. Sie vermochten jedoch das Licht nicht zu tilgen; aus dem Grabe ging es herrlicher hervor; aber ihnen war es verschwunden. Das Licht selbst diente ihnen zu noch tieferem Falle.

Daß wir doch immer dem Lichte eine ernste, stillgesammelte, demüthige, nach Wahrheit und Gottgefälligkeit strebende Seele entgegenbrächten! Die Stimme Simeons ruft: „Das Licht, das Heil, bereitet vor dem Angesichte aller Völker!" und wir antworten: O wahrhaftiges Licht, das du die Nacht dieses Lebens mit deinem Glanze erleuchtest, laß uns hier deine Geheimnisse recht erkennen und im Himmel dich in vollendetster Klarheit schauen! Amen.

---

# Fest der Auferstehung Jesu Christi.

## Erste Predigt.

(1847.)

### Die Macht Christi über seine Feinde; die Freundlichkeit Christi gegen die gottgetreuen Seelen.

„Mußte nicht Christus leiden und so in seine Herrlichkeit eingehen?"

Luc. 24, 26.

Die Völker der Vorzeit pflegten auf Bildern die Freude und die Trauer als zwei Schwestern darzustellen, welche zwar einander sehr unähnlich und feindselig, aber doch mit unauflöslichen Banden, mit einer diamantenen Kette aneinander gebunden sind. Und wohl gibt es kein Menschenleben hienieden, welches die Sonnenstrahlen der Freude erhellen, über welches nicht auch die dunkeln, düstern Wolken des Schmerzes hinzögen; ja selbst über das Grab reicht das diamantene Band, welches Leid und Freud aneinander kettet; denen, welche hier in heiliger Trauer weinen, ist ja verheißen, daß sie jenseits getröstet und erfreut werden. Wie dies für jedes Menschenleben gilt, so ist auch Jesus Christus, der in allem uns gleich wurde, die Sünde ausgenommen, in dieses Los der Menschheit

freiwillig eingetreten, in diesen Wechsel von Freud und Leid, der sich durch sein ganzes Erdenleben zieht. Ganz besonders aber sind in der letzten Lebenszeit Christi hienieden Schmerz und Freude, Erniedrigung und Glorie aufs innigste miteinander verschlungen. Die klagende, trauerumflorte Karwoche und die fröhliche Osterzeit mit ihrem Alleluja und all ihrem Frohlocken gehören eng zusammen; enge verbunden sind das Weinen unseres Herzens um den gemarterten Dulder am Kreuze und das Jubeln um den gekrönten, verherrlichten Sieger, die Schatten des Todes, welche sich um das Grab Christi lagern, und der strahlende Glanz des neuen Lebens, welcher aus dem geöffneten Grabe hervorbricht und heute uns ins Angesicht, in die tiefsten Tiefen der Seele leuchtet. Die Sonne des ersten Karfreitags hatte mit ihren abendlichen Strahlen wehmüthig einen Leichenzug beschienen, der sich in der Nähe Jerusalems von dem öden, schauerlichen Calvarienberg nach einem Garten hinzog und durch diesen Garten nach einer neu ausgehauenen Felsengruft. Klein war der Leichenzug, kurz sein Weg: denn der Garten, in welchem das Grab sich befindet, lag nahe an der wüsten Höhe des Calvarienberges, wie ein Bild des fröhlichen Lebens dicht neben der Stätte des schauerlichsten Todes. Aber in dem kleinen, kurzen Leichenzuge, der durch den Frühling dieses Gartens zog, waren die edelsten und heiligsten Züge menschlicher Trauer, alle Größe und Macht menschlichen Schmerzes vereinigt. Maria geht — eine Wittwe — hinter der Leiche ihres einzigen, wunderbaren Sohnes, der ihres Lebens strahlende Ehre und Wonne, dem ihr Leben gewidmet gewesen; sie ging nun ihren allerschwersten Gang, das Auge voll Thränen, das Herz durchbohrt und blutend, unter dem siebenfachen Schwerte des Schmerzes, dennoch standhaft und voll Ergebung; die Strahlen höherer Hoffnung fallen noch immer ins Dunkel ihrer Leiden. Ihr zur Seite ziehen die frommen, edeln Frauen, welche als Heldinnen, heiligen Muthes voll, sich unter das Kreuz, an das Sterbelager Christi gestellt und des Hasses und Hohnes nicht geachtet hatten, der dieses Sterbelager umgab. Weiter ist es der Apostel Johannes, der auch mit ungebrochener Treue die traurige Wanderung auf den Calvarienberg gemacht, und Christi Jünger Nikodemus und Joseph von Arimathäa. Betrachten wir aber die Leiche, welcher diese edeln Menschen in heiligem Schmerze nachziehen, die Leiche, um welche all ihr Leid sich sammelt, — ach, wer könnte auch nur von ferne die Hoheit und Größe, die Huld und das Erbarmen aussprechen, welche dreiunddreißig Jahre lang in dieser entseelten Hülle gewohnt? In dem Leben, das in diesem Leibe wohnte, floß ein lebendiger Quell des Segens auf die Menschheit; auf diesem Leben ruhten, wie auf einer Säule, alle Hoffnungen und Erwartungen der gottgetreuen Seelen. Nun ist dieser Quell des Segens versiegt, die Säule umgestürzt, die so viel Heiliges und Herrliches getragen, und alle Hoffnung und Erwartung ist mit ihr niedergerissen.

Höret nur, Geliebte im Herrn, im morgigen Evangelium, wie die zwei Jünger Christi sich aussprechen, die nach Emmaus gehen, wie aussichtslos, wie hoffnungsleer! Man hört es ihren Worten an, sie schwimmen auf auf einem ganzen Meer von Trübsal und Trostlosigkeit.

Wie die Sonne an jenem Freitagabend hinter den Bergen versank und ihre letzten Strahlen verglommen, so verschwindet auch dieser Leib und mit ihm der letzte spärliche Trost, wenigstens noch die Leiche zu sehen, hinter dem großen Steine in der dunkeln Gruft. Die Nacht zieht herauf, und auch über die Seelen zieht die öde, düstere Nacht. Dunkle Räthsel und Fragen schweben um Christi Grab. Christi wundervolles Leben — wie kann es enden in der Gruft des Todes? Wie kann der Vater seinen Sohn ohne Vertheidigung und Rechtfertigung lassen in solchen Anklagen, unter solchem Hohne, inmitten so schreiender Ungerechtigkeiten? Ueber ihm, dem todten, zerrissenen Leibe, hat ehedem, da er in den Jordan stieg, der Himmel sich verklärt, und der Vater hat Christum als seinen geliebten Sohn ausgerufen. Warum hüllt sich denn bei seinem Tode die Erde in die schweigenden Schrecken der Finsterniß, und warum läßt die Stimme des Vaters sich nicht wieder hören? Ist dieser Tod nicht ein greller Widerspruch gegen das Leben Christi? So ungefähr dachten, so sprachen Christi Freunde untereinander. Wohl weiß der Glaube Aufschluß auf diese Fragen; aber bei ihnen war es Nacht im Herzen; sie faßten nicht Christi bedeutsames Wort vom dritten Tage; sie gedachten nicht des Wortes, welches schon in ferner Vergangenheit, achthundert Jahre früher, der Prophet Isaias vom Grabe des Erlösers gesprochen: „Sein Grab wird glorreich sein.“ [1] Glorreich wahrhaft war dieses Grab; denn es barg in seinem dunkeln Schoße in dem verwundeten, zerrissenen Leibe Christi einen überreichen Schatz, das kostbare Unterpfand und den Preis unserer Erlösung. Glorreich war dieses Grab; denn die Gewalt der Verwesung reichte nicht hinein, vielmehr war dieses Grab die Geburtsstätte eines neuen, verklärten Lebens; schöner und lieblicher ward dieses Felsengrab als der Garten, in welchem es lag, denn durch den Garten zog nur ein Frühling, der bald verweht war, in ihm trieben Keime, sproßten Blüthen, die bald wieder hinwelkten, rankte üppiges Leben, das unter den Herbststürmen und im Winterfroste bald wieder starb; aber das Grab Christi wird zu einem Frühlingsgarten, in welchem der hundertfach zerrissene Leib aus schauerlicher Todesnacht zum neuen Leben in unverwelklicher, unzerstörlicher Schönheit auferblühte. Noch jetzt lebt dieser Leib, und die Zeiten wandeln huldigend vorüber und vermögen ihm seinen Glorienglanz nicht abzustreifen. Darum bebte die Erde freudig und frohlockend bei Christi Auferstehung; denn war sie bisher nur ein weites,

[1] Is. 11, 10.

großes Grab für alle Creaturen, die auf ihr leben, so ist jetzt einmal aus dem Grabe ein Leben hervorgegangen, welches nie mehr stirbt, in welchem Heimatluft des Himmels weht, in welchem alle Grabeshügel sich in die grüne Farbe der Hoffnung kleiden. Darum ziehen die Engel fröhlich in dieses Grab hernieder, in die freudige weiße Farbe gekleidet; denn sie freuen sich über den glänzenden Sieg der Wahrheit und Tugend, welcher aus diesem Grabe hervorgegangen; sie freuen sich an dem neuen, unverwelklichen Leben, wie die Teufel sich an dem Tode freuten, den Gott nicht geschaffen, der durch den Neid des Teufels in die Welt gekommen. Und auch wir, Geliebte, wie alle Christen auf dem ganzen Erdenrunde, steigen heute im Geiste der Betrachtung in dieses Grab hinein, sonnen uns in seinem unvergänglichen Frühling und singen in ihm fröhlich Alleluja. Denn hier enthüllt sich uns die Gewalt, womit Christus seine Feinde zu Schanden macht, und zugleich die milde Freundlichkeit, womit er die redlichen, gottgetreuen Seelen aus der Nacht der Trostlosigkeit emporhebt.

## I.

Was die Bosheit gegen die Wahrheit und Heiligkeit vermag, das hat sich, solange die Welt steht, noch nirgend so grell und schauerlich gezeigt als im Leiden Christi. Die großen Mächte, welche die Welt bewegen, die Macht und die Lockung des Geldes, die Macht und der Schrecken der Waffen, die Macht und das Ansehen der regierenden Obrigkeit, die Macht und die Verführung der Lüge und des falschen Zeugnisses, die Macht und die Beschämung des Witzes und Hohnes, die Macht und der vernichtende Schmerz der Geißeln und des Kreuzes: — sie alle waren vom Satan gegen den Herrn aufgeboten und zogen miteinander gegen ihn zu Felde.

Gegen Christum stritt die Macht des Geldes. Ein König der alten Zeit pflegte zu sagen, es sei keine Festung und Burg so steil gelegen und unangreifbar, ein mit Gold beladenes Maulthier könne sie einnehmen. O, selbst die Burgen der Herzen aller Apostel waren vor diesem Feinde nicht sicher; und es bedurfte nicht einmal großer Summen. Für dreißig Silberlinge verkaufte Judas seinen Herrn und Erlöser, wie man einen Sklaven verkauft. Er stellte sich an die Spitze der Schar, die mit Waffen auszog, den König des Friedens gefangen zu nehmen, vor deren kriegerischem Auftreten die Schar der Apostel schüchtern auseinander stäubte. Wehrlos, verlassen steht der Herr da inmitten der trotzigen Schar, und während die Laternen zum schauerlichen Werke leuchten, wird er gebunden hinweggeführt. Von Bewaffneten, von Stangen und Spießen umringt, von allen Zeichen der Gewaltthätigkeit umgeben, wird der König, welchem das Volk vor kurzem noch die Palmen geschwungen, nach Jerusalem hereingebracht. Nun wird die Obrigkeit gegen ihn aufgerufen, und der schrecklichste

Frevel, der zwischen Himmel und Erde nur einmal möglich war, der Mord des Gottessohnes, soll zuerst noch mit dem gleisnerischen Scheine der Gerechtigkeit umkleidet werden. Die Versammlung im Hause des Hohenpriesters ist in die schrecklichen Pläne eingeweiht, ja von ihr sind diese Pläne ausgegangen; nun setzen sie sich über Christum zu Gerichte, um das Urtheil zu sprechen, welches schon längst bei ihnen fertig ist. Falsche Zeugen haben die Richter selbst aufgestellt, und die menschliche Zunge erhebt ihre Macht gegen Christum. Sie tritt sein Leben in den Staub und weiß selbst den römischen Richter dahin zu bringen, daß er Jesum zur Geißelung und zum Kreuzestod übergibt. Und wie vernichtet das Kreuz die Macht und die Ehre Christi! Die Füße, welche umhergewandelt sind, die Hände, welche den Segen gespendet, sind angenagelt an das Kreuz, und die Zunge, welche einst mit großer Kraft gelehrt, klebt vor Durst am Gaumen. Nicht nur das fernere Wirken Christi ist gehemmt, über sein Leben und Wirken legt sich die Schande des ehrlosesten Todes. — Nach dem römischen Gesetze durfte nie einer gekreuzigt werden, der das römische Bürgerrecht besaß. Als einmal ein despotischer Statthalter in einer Provinz des großen Römerreiches sich herausgenommen hatte, römische Bürger kreuzigen zu lassen, galt dies als der größte Frevel, als die schreiendste Ungerechtigkeit in der ganzen frevelhaften und ungerechten Verwaltung des Mannes; ganz Rom war darüber empört; der Staat gerieth in Bewegung, und der erste Redner in Rom trat mit gewaltiger Rede, mit Anklagen voll Feuer und Gluth gegen den Statthalter auf, der es gewagt, römische Bürger mit der so schmählichen Todesart des Kreuzes hinzurichten; nein, ein römischer Bürger durfte nicht gekreuzigt werden. Aber über den, welcher König im Himmel ist, dessen Eigenthum die Erde, der seine Krone in den Firmamenten trägt, der uns allen das Bürgerrecht im Himmel geben kann und geben will, wird der ganze Schmerz und das volle Maß der Verachtung und die Schmach des Kreuzestodes ausgeschüttet, um ihn unwiderruflich zu vernichten; er wird in den Staub der Verachtung getreten, wird „die Verachtung und der Abscheu des Volkes", wie es schon der prophetische Psalm von ihm vorausgesagt hatte[1]. Damit die Verachtung aufs höchste steige, die Vernichtung Christi vollendet sei, gesellt sich zur Macht der Schmerzen und der Schmach noch die Macht des Witzes und Spottes. Wohl ist es das Zeichen der äußersten Roheit, das Zeichen einer verwilderten Seele, selbst gegen einen Verbrecher auf seinem letzten Lebensgange, auf der Stätte der Hinrichtung, in der Stunde seines Todes Witz und Sticheleien zu schleudern, ihn mit rohem Spott zu mißhandeln. Aber die Feinde Jesu Christi greifen auch zu dieser Waffe des Witzes und Spottes; sie haben in ihrer

[1] Ps. 21, 7.

Art die Wirksamkeit des Witzes und Hohnes wohl berechnet. Witz und Spott nämlich peinigen und stechen wie Dornen den Menschen, gegen den sie ausfliegen; sie bringen ihn in Verlegenheit; der Mensch erröthet, wie wenn ihm ins Angesicht geschlagen worden wäre, ja sie sind oft schmerzlicher als rohe, handgreifliche Mißhandlung; sie sind die Mittel, mit welchen leichtfertige Menschen wohlfeilen Kaufes an schweren Bedenklichkeiten des Gewissens vorüberhüpfen, mit welchen sie die innern Anklagen und Vorwürfe, die wie Steine aufs Herz drücken, von sich zu schleudern suchen; sie machen endlich auch großen Eindruck auf andere; sie gelten bei vielen oberflächlichen Menschen weit mehr als die triftigsten Gründe, welche sie oft nicht verstehen, öfter gar nicht einmal anhören mögen; sie bewegen die Herzen, welche auf keinem rechten Grunde stehen, der Glaube schwankt, die Ehrfurcht weicht, Irrthum und Thorheit siegen, die Grausamkeit verliert in vieler Augen schon von ihrer Grauengestalt, wenn ein lustiger Witz ihr zu Hilfe kommt. Darum wird Witz und Spott gegen Christum in Dienst genommen; ob spitz und fein, ob plump und bleiern — das gilt gleich. Die jüdischen Knechte und Schergen hängen ihm ein Tuch vor das Angesicht und verspotten seine Prophetenwürde; die plumpen Soldaten des Pilatus verhöhnen seine Königswürde, legen ihm um den Leib, welcher schon mit dem Purpur seines Blutes bedeckt ist, einen rothen Kriegsrock, der den königlichen Purpur vorstellen soll; ein stechender Dornenkranz und ein Stab von schlechtem Schilfrohr soll im gräßlichen Spiel des Hohnes seine Krone und sein Scepter vorstellen. Ist ein König nicht auf immer in den Augen der Menschen gerichtet, wenn er so ohnmächtig, in solchem Spiele der ganzen Gewalt des Gelächters ausgesetzt gewesen ist? Noch bis ans Kreuz folgen Jesu die beißenden Sarkasmen, die schneidenden Witze und winden sich wie giftige Schlangen und zischen am Kreuze hinauf, Christum, den Hohenpriester, verhöhnend, der sich selbst auf dem Altar des Kreuzes opfert und betet.

Warum aber, Geliebte im Herrn, kehrt an diesem Tage der Freude und des Frohlockens unsere Erinnerung in die Leidenszeit zurück und steht einen Augenblick stille an den Werkzeugen der vielfältigen Marter und des Todes Jesu Christi? Warum blicken wir hinaus in jene düstere Zeit, von welcher der Heiland selbst zu seinen Feinden sprach: „Das ist eure Stunde und die Macht der Finsterniß?“[1] Eben darum, weil hier Schmerz und Freude ganz besonders innig wie mit diamantener Kette verbunden sind. Nur aus einem solchen Tode der Erniedrigung und des Schmerzes ringt sich das unsterbliche Leben voll Siegesherrlichkeit und Verklärung empor, wie der Heiland, der Auferstandene, selbst es gesagt: „Mußte denn nicht Christus leiden

---

[1] Luc. 22, 53.

und durch Leiden in seine Herrlichkeit eingehen?"[1] Und auch sein großer Apostel verkündigt es: „Christus war gehorsam bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuze. Darum hat Gott ihn erhöht und ihm einen Namen gegeben, der da ist über alle Namen."[2] Nur einer so dunkeln Nacht entwindet sich die Sonne des Osterfestes; nur wo die Finsterniß alle ihre Macht aufgeboten und gegen Christum ins Feld gestellt hat, kann Christi Macht und sein unvergleichlicher Triumph sich zeigen. Gott läßt die Finsterniß gewähren, läßt sie alle ihre Macht entfalten, so daß ihr Triumph gesichert scheint. Die ganze Menschheit kann in der größten Sünde sehen, was Bosheit vermag, ihre entsetzlichen Kräfte bemessen. Nun aber auf einmal zerriß Gott der Bosheit Höllengewebe und macht alle ihre Anstrengungen zu Schanden. Zu Schanden werden die Maßregeln der Obrigkeit, die ihre Gewalt mißbraucht hat; denn mit mächtiger Hand zerbricht Christus das obrigkeitliche Siegel am Grabe; erschrocken stürzen die Wächter vom Grabe und laufen athemlos zur Stadt. Zunichte wird der Schmerz und die Schmach; denn in neuem Leben erhebt sich mit seinen klaffenden Wunden der Leib, welchem die Lanze die Seite zerriß. Die Wunden, in deren weiten Oeffnungen die Schmach der Kreuzesnägel und des Lanzenstoßes lag, schmerzen nun nicht mehr; sie sind die Zeugen, daß Christus selbst es ist, der Auferstandene, und ihre klaffenden Oeffnungen führen eine sehr beredte Sprache; sie glänzen als die ewigen Narben des Kampfes, welcher der Welt das Heil gebracht, als die Zeichen des Sieges, welchen Jesus gefeiert. Diese Wunden hat Jesus gen Himmel emporgetragen, und wenn er am Ende der Zeiten herniedersteigt in seiner Herrlichkeit, dann werden alle Geschlechter der Menschen diese Wunden schauen, werden Jesum schauen als den, welchen sie durchstochen haben. Der Feinde Geld und Bestechung sind zu Schanden gemacht. Christum haben sie um Geld gekauft; das Geld hat Judas in seiner Verzweiflung ihnen zurückgeworfen, und sie selbst schauderten zurück bei dem Gedanken, dies Blutgeld als Opfer zu nehmen; aber ob sie auch das Geld nicht annehmen wollten, der Gekaufte ist dem Todeskerker, der Felsenthür, welche sie vor den Eingang dieses Kerkers gewälzt, entronnen; die Todtentücher, welche sein Haupt, seine Hände und Füße umschnürt, hat er von sich abgethan; frei von ihren Banden und von den Banden des Todes überhaupt, ihrer Macht hoch entrückt, schwebt er aus dem Grabe hervor. Noch einmal zwar boten die Feinde gegen Christum die Macht des Geldes und der Lüge auf; sie gaben, wie der heilige Evangelist Matthäus erzählt, den Soldaten viel Geld, und diese, welche gleich den Aposteln hochbegnadigt als Zeugen der Auferstehung hätten auftreten können, traten bestochen

[1] Luc. 24, 26. [2] Phil. 2, 8—9.

mit dem falschen Zeugnisse auf: „Seine Jünger sind bei Nacht gekommen und haben ihn gestohlen, da wir schliefen.“[1] Aber diese lügnerische Aussage fällt beim ersten prüfenden Blicke schon ohnmächtig in ihr Nichts zusammen. „Thorheit“, ruft der heil. Augustinus aus, „ihr bringt schlafende Zeugen. Wenn sie geschlafen haben, wie konnten sie denn etwas sehen? Wenn sie aber nicht gesehen haben, wie können sie denn Zeugen sein?“ Rathlosigkeit und Verlegenheit sind dem muthwilligen, gräßlichen Witze und Spotte gefolgt; aus dem offenen Grabe blickt ein gerechter Spott, die ewige Ironie sie an. Da die Apostel bald muthvoll auftreten und Jesum, den Auferstandenen, verkündigen, haben sie ihrer Predigt nichts entgegenzusetzen, als den Befehl, die Apostel sollten schweigen und nicht von Jesus predigen. Aber ihr Befehl ist ohnmächtig gewesen, und die apostolischen Zungen haben nicht geschwiegen, sondern durch alle Jahrhunderte hin mit dem freudigsten Muthe, mit heiliger Begeisterung dem Auferstandenen Zeugniß gegeben. Keine Macht des Geldes, der Waffen, der irdischen Herrschaft, der Schmerzen und des Todes, des Witzes und Hohnes konnte dieses Zeugniß von der Erde vertilgen; es ist vielmehr gewachsen und hat sich über die ganze Erde hin ausgebreitet. Besonders heute erklingt es durch die ganze Christenheit, und die Glocken mit ihrem metallenen Munde haben es ausgerufen, und schon die früheste Morgenstunde führte das frohe Wort im Munde: „Alleluja, Christus ist erstanden.“ Diese Auferstehung ist unsere süßeste Freude.

## II.

Wenn die Nacht von der Tageshelle abgelöst werden soll, dann verliert sich allmählich das tiefe, dichte Dunkel; wie ein halb durchsichtiger Schleier legt sie anfangs die Dämmerung über die Erde hin; in der Morgenröthe glüht das Gewölke im Sonnenaufgange, einzelne Strahlen der Sonne zucken über die Berge hin; allmählich hebt sich das glänzende Gestirn des Tages über unsern Gesichtskreis empor, bis es endlich in seiner vollen Pracht dasteht, sein Licht und seine Wärme reichlich ausgießt. Aehnlich ist es mit den Erscheinungen des Auferstandenen. Die schrecklichen Ereignisse der letzten Lebenstage Jesu und sein ruhmloses Begräbniß hatten die Jünger des Herrn in die Nacht der Trauer und des Zweifels hinabgestoßen; denn sie verstanden die Schrift noch nicht und wußten nicht, daß Jesus leiden und durch Leiden in seine Herrlichkeit eingehen müsse. Aber auch in ihren Herzen soll die Nacht dem Tage weichen, und wie in der Natur allmählich aus dem tiefsten Dunkel die Tageshelle sich emporwindet, so soll auch die Trauer und die Trostlosigkeit ihrer Seele all-

---

[1] Matth. 28, 13.

mählich sich zerstreuen und bis zur vollsten und freudigsten Gewißheit der Auferstehung Jesu Christi sich verlieren. Der Herr, der Auferstandene, Verherrlichte und Verklärte, trägt auch in seinem verklärten Leben seine armen, zerschlagenen Freunde liebevoll in der Tiefe seines Herzens, das er durchstechen ließ zum Heile der Menschen und das nun neu belebt war; es verlangt ihn danach, hervorzutreten, um sich ihnen wieder zu zeigen. Damit aber sein Erscheinen sie nicht überwältige, läßt er sie mannigfaltig vorbereiten. Sie finden den schweren Stein weggewälzt, die Leichentücher, welche Christi Leib umhüllt hatten, im Grabe geordnet liegen, zum Zeichen, daß keine räuberische Hand eilfertig den Herrn geraubt. Das muß schon eine höhere Ahnung in ihnen wecken; es muß wie ein schwankendes Dämmerlicht zitternd neue Hoffnung in ihren Herzen aufdämmern. Da strahlen in weißen Gewanden die Engel und verkündigen in klaren Worten den Auferstandenen; ihr Erscheinen, ihr strahlendes Gewand, ihre Worte sind die schöne Morgenröthe des Ostertages für die Seelen. Da die Jünger trostlos auf dem Wege nach Emmaus gehen, über Jesum reden und sich immer tiefer in ihre Verwirrung und Betrübniß hineinreden, zieht das Mitleid Jesus zu ihnen auf den Weg; sie kennen ihn nicht. Er aber schließt ihnen die Schrift auf, befestigt den Glauben, weckt die Hoffnung in ihren Herzen wieder auf, daß sie an eine Auferstehung glauben. Nach solchen Vorbereitungen erscheint der Herr selbst seinen Jüngern und Freunden; er stellt sich in die Mitte der Apostel, daß alle ihn genau sehen können; er redet mit ihnen, zeigt ihnen seine Wunden, heißt den Thomas die Finger hineinlegen in die Male seiner Hände und die Hand in die breite Oeffnung seiner Seite. In seinem Munde ist der heilige Friedensgruß; er tröstet und erhebt seine Jünger und trifft Anordnungen für seine heilige Kirche. So weilt er freundlich und milde unter ihnen vierzig Tage lang. In diesem milden, freundlichen Weilen aber hat er reichliche Quellen des Trostes und Segens der ganzen Christenheit geöffnet. Denn alle seine Jünger und Freunde, diese ganze, erst jugendlich aufblühende Kirche hat sich wiederholt aufs festeste und unumstößlichste überzeugt, daß er selbst es sei, daß er wahrhaft auferstanden, und sie konnten mit ihrer klaren Ueberzeugung der Welt kühn entgegentreten. Auch wir hören ihr Zeugniß, das Zeugniß über das, was sie mit ihren Augen gesehen, mit ihren Ohren gehört, mit ihren Händen betastet haben vom Worte des Lebens. Und in dieser Auferstehung des Herrn ergreifen wir schon mit Sicherheit den Sieg seiner Kirche. Der alle Mächte der Erde und die ganze Gewalt der Finsterniß zu Boden gerungen und in seiner Auferstehung zu Schanden gemacht, der wird seine Wahrheit und seine Lehre erhalten können, daß sie nicht untergehen, daß sie bleiben, wenn Himmel und Erde vergehen; er wird ihnen siegreiche Bahn durch die Welt brechen können.

Dem berühmten Eroberer und Herrscher von Ostindien, Vasco da Gama, ward einmal ein Eingeborener des eroberten Landes vorgeführt mit der schweren Anklage, daß er dem Eroberer und Herrscher nach dem Leben getrachtet. In mannigfacher Weise versuchte der Angeklagte sich zu rechtfertigen; endlich beugte er sich zu den Füßen des Herrschers nieder, legte seine Hand ehrfurchtsvoll an den Griff des Degens und sprach: „Wahrlich, es wäre eine grenzenlose Thorheit von mir, wenn ich dir nach dem Leben streben und deine Herrschaft vernichten wollte. Du trägst ein scharfes, starkes Schwert, welches mit einem Hiebe mir das Leben durchschneiden kann, und bist mit Stahl und Eisen gegen jeden Angriff gepanzert, während ich schutzlos gegen dich nur hölzerne Waffen trage." Wahrlich, auch Christus trägt ein starkes Schwert; alle Pläne und Anschläge der Bosheit hat er mit seiner Macht in seiner heiligen Auferstehung zerrissen. Wahrlich, auch sein Leib und Leben ist gegen Angriff sicher; denn „Christus, einmal gestorben, stirbt nicht wieder", wie der Apostel lehrt[1]; die Waffen aber, welche gegen ihn geschwungen werden, sind hölzerne Waffen, welche bald brechen. „Warum toben die Heiden und sinnen auf Eitles die Völker? Es stehen auf die Könige der Erde, und es kommen zusammen die Fürsten wider den Herrn und seinen Gesalbten. Aber der im Himmel wohnt, lacht ihrer, und der Herr spottet ihrer."[2] Amen.

---

## Zweite Predigt.

(1849.)

## Christi Auferstehung unser Trost und unsere Hoffnung.

„Ich bin die Auferstehung und das Leben;
wer an mich glaubt, wird leben in Ewigkeit."
Joh. 11, 25.

In den tiefsten Ernst der Fastenzeit tritt auf einmal der Sonnenglanz des schönsten Festes, Geliebte im Herrn! Der dunkeln Trauer entwindet sich die ungetrübte, heilige Freude des Ostertags; die Stimme der Wehmuth, des Schmerzes ist übergegangen in den Klang entzückender Freude, in den lauten Jubel des Alleluja. War in der Karwoche das Herz der Kirche von Gram umwölkt, die dunkeln Wolken sind zerrissen und zerstoben; die Sonne der Freude lacht in voller Klarheit auf uns

---

[1] Röm. 6, 9. [2] Ps. 2, 1. 2.

nieder, strahlt uns ins Herz hinein. Die öden Altäre sind wieder geschmückt, gleich als ob aus dem öden Winter auf einmal der Frühling in der Kirche erblüht wäre; die Blumen sind wieder auf ihnen erschienen und umknien den Tabernakel, die demüthige Wohnung, in welche der Heiland wieder eingezogen ist; die Glocken wurden wach vor der Morgenröthe, gleich als ob auch sie um jene schönere Morgenröthe wüßten, die am Himmel der Menschheit aufgestiegen.

Und was ist es, Vielgeliebte, was auf einmal schon von der Morgenfrühe an die düstere Trauer verdrängt hat, was die Brust in Freude hebt und den Mund mit überströmendem Jubel füllt? Wenn die Menschen an einer theuren Leiche, an einem frischen Grabe mit zerrissenem Herzen, mit namenlosem Schmerze dastehen, dann helfen menschliche Trostworte nicht viel; man bemüht sich, sie mit sanfter, liebevoller Gewalt vom Grabe wegzuziehen, man heißt sie den Wohnort verlassen, an welchem sie der herbe Schlag getroffen; die Veränderung des Wohnortes soll wohlthätig wirken, mannigfaltige Zerstreuungen sollen die Gedanken von dem Gegenstande des Schmerzes abziehen. Hat vielleicht in solcher Weise der Schmerz sich aus dem Herzen der katholischen Kirche verloren? Die Kirche saß weinend im Geiste der Betrachtung vor der Leiche des Heiligen und Gerechten, der mit Wunden und Schmach bedeckt, krank von der Fußsohle bis zum Scheitel, auf dem harten Sterbebette des Kreuzes gestorben war. Wir alle hatten uns niedergelassen am Grabe des Erlösers und schweigend dem ganzen Schmerze uns hingegeben, der dieses Grab umzieht. Gedenken wir vielleicht heute nicht mehr des Grabes, welches bildlich in der Kirche aufgeschlagen war, welches auch aufgeschlagen stand in unserer Erinnerung, in unserer Seele? Haben wir unsere Betrachtung von ihm weggezogen, andern Gegenständen uns zugewendet? Ist so die Freude wieder eingezogen in die umwölkten Herzen? Nein, Geliebte, keinen Blick haben wir vom Grabe weggewendet; gerade am Grabe hat die Freude uns überrascht. Das ist das Eigenthümliche dieser Osterfreude, das wunderbar Großartige in ihr, daß sie aus dem Grabe kommt; wo sonst nur Schmerz und Trauer wehen, wo Moder und Verwesung wohnen und der Todtengeruch aufqualmt, da steigt das höchste Fest der Christenheit auf; aus dem düstern Grabe leuchtet die Morgenröthe uns ins Auge und in die schmerzbewegte Seele hinein. So ist es schon denen ergangen, welche das erste christliche Osterfest feierten, von welchem das heutige Evangelium erzählt: die Freude wird ihnen nicht ohne den Gang zum Grabe zu theil. Die frommen Frauen haben sehr frühe sich vom thränenbenetzten Lager erhoben, und ihr Schmerz und ihre Klage sind mit ihnen aufgestanden. Die Sonne geht eben auf und wirft ihre ersten Strahlen durch die Dämmerung. Aber die Erde hat für sie keinen Reiz; nur ein Grab bescheinen die ersten Strahlen, zu welchem heilige Liebe die Frauen mächtig hinzieht. Dort

sehen sie die Zeichen einer wunderbaren Veränderung. Der Stein, von welchem das Evangelium sagt, daß er sehr groß gewesen, ist weggerückt, das Auge schaut frei in die Gruft hinein und sieht die Stätte leer, wo der Leichnam gelegen; die Leichentücher aber liegen in guter Ordnung zur Seite. Der Himmel hat seine Engel gesandt, gekleidet in die weiße Farbe des Sieges und der Freude; sie verkünden in der Grabesgruft selbst die Auferstehung. Der weggewälzte Stein, die Leichentücher, die Engel in weißem Gewande füllen das Herz mit den Strahlen der Hoffnung, bis Christus selbst auf dem Wege den Frauen begegnet und so die vollste, siegendste, unwidersprechlichste Gewißheit, und die Sonne mit ihm aufgeht.

Es wird uns von Männern, welche weit gereist sind, viel darüber erzählt, welch schönes, entzückendes Schauspiel der Sonnenaufgang auf dem Meere gewähre. Noch liegt das unermeßliche Weltmeer in tiefer Nacht begraben; die Wasserpfade, auf welchen das Schiff dahinfahren soll, sind dem Auge verborgen; nur das matte Licht der Sterne zittert durch das unheimliche Dunkel, die Wogen rauschen durch die schweigende Nacht. Da auf einmal schießen einzelne feurige Strahlen über die Wasserfläche hin und beleuchten plötzlich streifweise die Fluthen.

Das ist die kurze Morgenröthe, und gleich steht auch schon die ganze Sonne strahlend über dem Wasserspiegel; es kommt den Menschen so vor, als wäre sie plötzlich aus dem Meere aufgetaucht.

Auch das menschliche Leben, Geliebte, gleicht einer nächtlichen Meeresfahrt. Christi Auferstehung ist die Sonne, welche uns auf einmal die dunkeln Pfade beleuchtet. Darum hat die Kirche gestern schon bei der Kerzenweihe gesungen: „Es freue sich die Erde ob des Glanzes, welcher sie jetzt umstrahlt, und von dem Glorienlicht des ewigen Königs beglänzt, fühle sie, daß das Dunkel verscheucht ist.“ Christus ist das Gestirn, welches keinen Untergang kennt, welches, aus dem Todtenreiche aufgestiegen, dem menschlichen Geschlechte in voller Klarheit leuchtet.

## I.

Auf dem Kirchhof der Stadt Pisa in Italien steht noch von ältern Zeiten her ein Gemälde, voll ernster, christlicher Gedanken, das hochberühmte Werk einer großen Meisterhand. Auf dem Bilde erblickt man einen lieblichen, einladenden Lustgarten; es glüht die mannigfaltige Farbenpracht der Blumen; es wölben sich schattige Lauben; die Myrten schlingen sich auf, die Reben ranken sich fröhlich empor. Aber gleitet der Blick weit über das Bild hin, so trifft er überrascht auf Särge, welche theils leer sind, theils schon Leichen im Innern beherbergen; geht das Auge in die Höhe, so schwebt über dem lieblichen Lustgarten der Todesengel und breitet seine schwarzen Flügel weit aus wie zwei dunkle Gewitterwolken. Treues Bild dieser Erde! Wohl blüht auf ihr manche Freude, und die Klänge

der Luft gehen durch die menschlichen Wohnungen. Jedes Jahr hebt sich die Erde aus der Erstarrung ihres Winterschlafes, erneuert sich im Frühlinge; wir sehen die Bäume knospen und blühen; die Blumen schließen ihre duftenden Kelche auf; es sprossen die Saaten, und es wallen später die goldenen Aehren, und die Traube schwillt am Rebzweige. Und doch ist bei all dem üppigen Leben die Erde weiter nichts als ein großes Grab. Alle ihre Nahrung erhält nur kurze Zeit; alle Geschöpfe, welche sie mit ihrer Nahrung erfreut, sieht sie kraftlos in ihre Grüfte sinken. In dem Garten steht das Grab, wie auch in einem Garten das Grab war, in welches Jesu Leichnam niedergelegt ward; alle Wege gehen auf das Grab zu, und alle Aussichten und irdischen Hoffnungen sind am Ende mit dem schwarzen Todtentuche abgeschlossen. Wir mögen wollen oder nicht, mit jedem Athemzuge rücken wir näher, mit jedem Pulsschlage, der in den Adern springt, ist ein Schritt weiter zu diesem Grabe hin gethan, mit jeder Nahrung wächst der Keim des Todes, der an jedem Menschenleben nagt. In jeder Krankheit, in jedem Sterbefalle solcher, die uns nahe gestanden im Leben, rauscht der Flügel des Todesengels vernehmlich an uns vorüber. Vor keiner Höhe der Ehre, des Wohlstandes, der Zufriedenheit bebt die Macht des Todes zurück. Er drängt die Könige in die Gleichheit mit andern Menschen hinab, zwingt ihre Größe in den engen Raum weniger Bretter zusammen und bedeckt sie mit unwürdigem Grabsande; einige Bretter — das ist die Breite ihres ganzen Landes. Es wird uns in der alten Geschichte erzählt, daß König Philipp von Macedonien, da er an der Spitze seines schlagfertigen großen Heeres stand, einst mit seinem Rosse in den Sand niederstürzte. Als er seine Gestalt im Sande abgebildet sah, blickte er mit ernstem Auge nieder. In seinem Herzen waren Todesgedanken aufgestiegen, und er sprach: „Welch ein kleiner Raum für einen so großen Mann!"

Und wahrlich, wie könnte der Mensch das ansehen ohne Wehmuth und tiefen Schmerz! Wie könnte er sich glücklich finden ohne Hoffnung, über den Tod zu siegen! Wie könnten ihm einige Jahrzehnte voll Ehre, Genuß und Erdenglück genügen, wenn ihm dann nichts übrig bleibt, gar nichts als das dunkle Grab mit seinem Schweigen, seinem Moder, mit all den ungelösten Räthseln, welche das Grab umschweben? Wohl wird jetzt allerlei geträumt und dem Volke vorgespiegelt von spätern bessern Zeiten; aber der schreckliche Tod — wer kann ihn hinwegheben? das düstere Grab — wer kann sein Dunkel lichten? All jene leeren Hoffnungen, Vorspiegelungen sind ja nur auf einen Grabhügel aufgebaut; er weicht unter ihnen: die Hoffnungen, Aussichten und Pläne brechen alle zusammen und stürzen mit dem todten Leibe in die Gruft, welche sich auf immer über ihnen zuschließt. Ach, alle jene Einbildungen und trügerischen Vorspiegelungen irdischen Glückes können nur Menschen berücken, die das

Elend und den ungeheuern Jammer nicht kennen, welcher auf der Menschheit lastet; können nur in den Lebensjahren trügen, in denen noch die Fülle der Gesundheit und ungebrochene Lebenskraft strömt, wo das Grab noch nicht im Gesichtskreise aufgestiegen ist. Aber in den ernsten Stunden klingt die Psalmenklage ans Herz: „Unser Leben ist siebenzig Jahre, wenn's hoch kommt, achtzig.“[1] Was aber sind siebenzig Jahre, was achtzig Jahre, was ein Jahrhundert für das Verlangen der Menschenseele? Nur die Ewigkeit und Unsterblichkeit ist etwas.

Noch nie hatte in den Zeiten vor Christus der Tod seine Beute zurückgegeben, noch nie war aus einem Grabe unsterbliches Leben aufgeblüht. Die großen Propheten, deren Auge in die Zukunft geschaut, an der Zukunft gehangen, stiegen in die Gruft und hatten das Heil nur von ferne gesehen. Als das eintrat, was sie vorhergesehen, wonach sie sich gesehnt, da hüpfte ein leichtfertiges Geschlecht über ihre Gräber; keiner ist dem Grabe mehr entstiegen, um mit leiblichem Auge zu schauen und zu begrüßen, was er vor Jahrhunderten verkündigt. Wohl hat Christus Todte in großen Wunderthaten erweckt, aber es war ihnen nur eine Spanne Zeit länger gegeben, um als lebendige Denkmale der Macht und der erbarmungsvollen Liebe des Erlösers umherzuwandeln. Der Strenge und dem Gesetze des Todes waren sie nicht entronnen. Alle, welche auferweckt wurden, stiegen später wieder ins Grab hinab; keine Stimme drang mehr in die Gruft und rief mit wunderbarer Macht sie wieder ins Leben zurück. Also auch an ihrem Grabe gehen wir ungetröstet vorüber, und mit Betrübniß schauen wir auf die Erde, welche wie ein großer Leichenacker, wie ein ungeheures Beinhaus in Gottes schöner Schöpfung dasteht. Es gibt nur ein Grab auf dem ungeheuern Leichenacker dieser Erde, aus welchem der Leib zur Unsterblichkeit erstanden. Das ist das Grab, an welchem wir uns betrachtend niedergelassen haben, dem unsere Osterfreude und mit ihr unsere Hoffnung entstiegen ist. Der Heilige und Gerechte war mit Wunden bedeckt am Kreuze verschieden. Mit lauter Stimme hatte er noch seine menschliche Seele in die Hände des Vaters, d. h. in Gottes Allmacht und Liebe, empfohlen. Der Leib, entseelt, entstellt, von Striemen zerrissen, ruht in der schaurigen Grabesgruft; die durchbohrten Füße ruhen aus von den Wunden und dem Schmerze der irdischen Wanderschaft; die Hände, welche so viele mit Wohlthaten gesegnet, die noch zuletzt sich selbst geöffnet, um den Strom des Blutes auf die dürre Erde niederzugießen, sind kraftlos daniedergesunken; das Herz, welches alle Menschen in seinen Tiefen getragen, das alle zu sich geladen, das Tag und Nacht zu Gott gewacht, ist vom Speere in klaffender Wunde aufgerissen. In diesem Grabe wohnt der Tod in

---

[1] Ps. 89, 10.

der abschreckendsten, grausigsten Gestalt. Aber der in diesem Grabe ruht, hat die Wunden nicht empfangen um seiner Sünden willen; er ist ja der Heilige und Gerechte, und hat ja zweimal unter großen Wunderzeichen die Stimme des Vaters vom Himmel herab ihn als den geliebten Sohn erklärt, an welchem der Vater sein Wohlgefallen habe. Um uns von der Sünde und dem Tode zu erlösen, uns von der Gewalt des Todes zu befreien, darum hat er mit dem Tode gerungen. Er ist dem Tode entgegen gegangen und hat mit ihm gekämpft. Die Kirche betet, diesen Kampf bewundernd, am heutigen Tage in der heiligen Messe die Worte: Mors et vita duello conflixere mirando; „Tod und Leben kämpften in wunderbarem Zweikampf.“ Der Fürst des Lebens hat mit dem Tode gekämpft, daß am Oelberge unter den rauschenden Bäumen auch sein Herz erbebte und sein Leib zitterte, daß die Schweißtropfen blutig von ihm herabrannen; er ließ sich binden und spannte seine Arme wehrlos am Kreuze aus und gab sich allen Pfeilen des Todes preis. Zerstochen wurden seine Füße, seine Hände, zerstochen und durchlöchert sein Haupt, zerstochen und durchlöchert sein Herz; er neigt sein Haupt und verscheidet. Mit seinem Tode hat er dem Tode die Macht genommen. Anscheinend klein und wehrlos, hat er den Tod bezwungen, der wie ein gewaltiger Goliath auf Erden dastand. In lautem Jubel singt die Kirche in der heutigen Präfation: „Wahrlich, es ist würdig und recht, billig und heilsam, o Herr, zwar zu jeder Zeit, aber doch besonders an diesem Tage deinen Ruhm herrlicher zu verkündigen, da als unser Osterlamm Christus geschlachtet ist. Denn er ist das wahre Lamm, welches die Sünden der Welt hinweggenommen; durch sein Sterben hat er unsern Tod zerstört und durch seine Auferstehung das Leben uns zurückgestellt.“ Im Garten war das Grab; der Garten grünte und blühte auf nach dem Winterschlafe, und es durchwehten ihn die milden Frühlingslüfte. Aber das Grab ist zu einem noch schönern Garten geworden; es weht in ihm die Frühlingsluft der Unsterblichkeit, es ist die Geburtsstätte der Unsterblichkeit; es erblüht der hingesäte Leib am dritten Tage zu einem unverwelklichen Leben. In weiße Leinwand hatte die Liebe treuer Freunde am Karfreitage die theure Leiche gehüllt; das Haupt war mit einem Schweißtuche umschnürt, die Hände mit Binden umwunden: der Herr, der Wiederbelebte, streift die Todtentücher von seinem verklärten, verherrlichten Leibe ab und legt sie von sich. Einstmals, da er den Lazarus erweckte, kam dieser auf seinen Ruf aus der Gruft, Haupt, Hände und Leib in Tücher gehüllt, denn er sollte wieder sterben; er war noch umschnürt von der Regel und dem Gesetze des Todes. „Christus aber,“ so sagt der große Apostel, „einmal gestorben, stirbt nicht wieder. Der Tod hat über ihn keine Herrschaft mehr.“ [1] Darum streift

[1] Röm. 6, 9.

er die Todtentücher ab, welche zu seinem Leben nicht passen, da sie ein Sinnbild des Todes sind, und schwingt sich in der Kraft seines verklärten Leibes aus dem verschlossenen Grabe. Da erbebt die Erde in freudigem Beben; jetzt ist sie nicht mehr ein düsteres Leichenfeld, ein großes Grab; jetzt ist auf ihr ein unsterbliches Leben aufgegangen. Da steigen Engel vom Himmel herab; weiß ist ihr Gewand und Freude strahlend. Bisher hatte die Erde den Himmelsbewohnern einen düstern Anblick dargeboten, den Anblick des Todes, der Verwesung, der Gräber, und wohl mochten sie gefragt haben: Herr des Lebens, Urquell des Lebens, was soll das häßliche Leichenfeld in deiner schönen Schöpfung? Wer wird in jenem düstern Todtenreiche dich loben? Jetzt zeigt die Erde ihnen eine Stätte, wo das Leben über den Tod gesiegt, eine Stätte der Auferstehung und Unsterblichkeit. Ein Engel wälzt den Stein vom Grabe, auf daß alle glaubensvoll und getröstet in die leere Gruft hineinsehen sollen, auf den Tod, dem seine Beute entrissen ist.

Auch wir stehen in Betrachtung da und schauen hinein mit freudigem Beben, versenkt in heilige Bewunderung. Und während das Grab leer dasteht und der Tod überwunden drinnen sitzt, da seine Beute seinen Klauen entrissen ist, wandelt der Herr über die Erde hin, erscheint seinen Freunden, stellt sich in ihre Mitte, er, das neue Leben, auf daß alle ihn sehen. Er erscheint nochmals; sie können vom ersten Staunen sich erholen, können ihn betasten; Thomas darf, um sich und alle Jahrhunderte aufs festeste zu überzeugen, die Wundmale berühren, seine Hand in die klaffende Herzwunde legen. Die Jünger stellen Fragen; Christus antwortet ihnen, wandelt traulich mit ihnen, und sie sind am Ende so erholt vom ersten Staunen und Schrecken, daß sie mit seiner Erscheinung ganz vertraut sich darstellen. Als Petrus, Johannes, Thomas und noch andere Jünger auf dem galiläischen See in geringen Fahrzeugen rudern und Jesus vom Ufer her sie anruft, da spricht Johannes gleich: „Es ist der Herr.“[1] Petrus stürzt sich ins Wasser und eilt zu ihm hin. So wandelt er noch vierzig Tage auf Erden. O glückliche Tage, wie die Erde sie noch nie gesehen, vierzig Tage des Frühlings, in welchen alle Gräber sich in die grüne Farbe der Hoffnung kleiden. Denn Christi Auferstehung ist das Bild unserer Auferstehung. „Ich bin die Auferstehung und das Leben,“ spricht der Herr; „wer an mich glaubt, wird leben in Ewigkeit.“[2] Und sein großer Apostel spricht: „Christus ist von den Todten auferstanden, der Erstling der Entschlafenen. Denn durch **einen** Menschen ist der Tod und durch **einen** Menschen die Auferstehung von den Todten.“[3] In der Auferstehung Christi heißen die Todten die Entschlafenen; in ihr erscheint

[1] Joh. 21, 7. [2] Ebd. 11, 25. [3] 1 Kor. 15, 20. 21.

uns der Tod als ein Schlaf. Der Schlafende erwacht neugestärkt wie zu verjüngtem Leben. Darum spricht Christus, da er vor der Leiche der Tochter des Jairus stand: „Das Mädchen ist nicht todt, sondern schläft" [1], weil er es wiederum erweckte; darum spricht er zu den Jüngern: „Lazarus, unser Freund, schläft; ich aber gehe hin, ihn vom Schlafe zu erwecken." [2] Im Munde von Menschen, welche an keine Auferstehung glauben, ist es unsinnig, den Tod als Schlaf zu denken; der Tod ist dann nichts Besseres als ein Auseinanderfallen, als Moder und Vernichtung. Dem Christen aber erscheint die Erde als ein hehres, heiliges Schlafgemach, worin die Todten ruhen; die Nacht dämmert schon im Morgenlichte der Auferstehung Christi und harrt dem Tage entgegen. Die Schriften der heiligen Apostel pflegen in dieser Anschauung und in diesem Glauben die Todten Schlafende zu nennen, und die ersten Christen nannten, und unsere Kirche nennt jetzt noch in ihrer Sprache den Kirchhof „Schlafstätte" (coemeterium). O, selbst die Gräber sind der Kirche nicht schauerlich; selbst die Gräber schaut sie mit heiliger Freude an. Diese Freude hat sie am Grabe des Erlösers geschöpft. Schien sein Leiden nicht schauerlich? War nicht thränenvoll der kleine Leichenzug, der am Abend des Karfreitags ihn zum Grabe brachte? War nicht grausig die kühle Grabesgruft, welche nach heißem Kampfe ihn aufnahm? War nicht schrecklich anzusehen der Stein, der, wie auf ewige Zeiten, vor das Grab sich wälzte? Aber der Stein wälzte sich von der Stelle, und sein Rollen verkündigte das Wunder der Auferstehung; die grause Gruft ward gefüllt mit neuem, freudigem Leben; die mit Thränen den Herrn zum Grabe geleitet, schauen nun ihn, den Wiederbelebten, mit Thränen der Freude, und seine Wunden strahlen im Glanze der Verklärung.

## II.

Der Tod selbst ist nur der Endpunkt unzählig vieler und mannigfaltiger Leiden, die wie Disteln und Dornen sich durch das Leben hienieden schlingen. Du siehst, wie die Wahrheit verfolgt wird; wieviel Blut hat die Erde schon aufgetrunken, das um des Namens Jesu willen vergossen worden ist; du siehst allenthalben, wie die Tugend verkannt, ein echtes Verdienst und wahre Größe von Neid angeeifert, von der Verleumdung besudelt, in den Staub niedergezogen wird. Und wer soll der Wahrheit zum Siege verhelfen, wer die verkannte Tugend rechtfertigen, ihre Feinde beschämen, ihr die gebührende Krone winden? Und über jedes Menschenleben ist eine bittere Schale von Schmerzen ausgeschüttet. Wie schön und lieblich auch der Garten der Erde ausgemalt werden

---

[1] Marc. 5, 39. [2] Joh. 11, 11.

möge, das Weilen und Wohnen in ihm, das tägliche prosaische Leben zeigt uns bethränte Augen, kummervolle Stirnen, tiefgebeugte Herzen. Mit Thränen zieht das Kind ins Leben ein, als ob die Natur schon in blindem Zuge den Schmerz des Lebens ahnte. Wie vielen stillen Kummer birgt oft das kleine Kämmerlein! Es gehen Hunderte vorüber und sehen nicht und wissen nicht, wie es den Armen drinnen hungert, friert, und wie seine Wunden schmerzen. Und wo auch irgend ein irdisches Paradies in goldenem Lichte zu glänzen scheint, da fehlt, näher besehen, der Dornenstrauch des Leidens nicht, welcher überall auf Erden seit der Sünde unserer Stammeltern steht. Schon die Heiden schauten mit ernstem Auge und mit wundem Herzen auf dieses Elend der Erde hin. O, Gott und seinen Engeln erscheint die Erdkugel mit einem breiten, schweren Dornenkranze umwunden.

Ist nun hier, in diesem ordnungslosen, wirren Erdentreiben auf den Sieg der Wahrheit zu hoffen, zu hoffen, daß aus den Dornen sich ein Ehrenkranz der Tugend winde, daß aus Schmerz und Leid Glück und Freude blühe? Oder sollen wir mit gebrochenem Herzen und verzweifeltem Blicke in die Stürme des Lebens hinausschauen müssen? Da steht das heutige Fest, da steht die Auferstehung Jesu Christi vor uns wie ein tröstlicher Stern. Siehe, in Christo wurde das ewige Wort des Vaters, die ewige Wahrheit und Liebe Gottes von den Menschen gehaßt mit der Lüge und allen Mitteln, die ihnen zu Gebote standen, angefeindet, verfolgt. Die Füße, welche die Wahrheit in der Wanderschaft über die Erde getragen, nagelten sie fest ans Kreuzesholz; der Mund, welcher überquoll von Worten der Wahrheit, ward mit Faustschlägen verwüstet; die Zunge, unermüdlich thätig im Dienste der Wahrheit, klebte im Durste am Gaumen. Es ruht die Lüge und der Haß der Wahrheit nicht, bis Christus verschieden ist. Von Freitag 3 Uhr nachmittags an soll sich nach ihrer Berechnung der unfehlbare Sieg der Bosheit und Lüge über die Wahrheit Gottes datiren. Der schrecklichste Frevel, welcher je auf Erden möglich war, soll mit Christi Leiche zu Grabe getragen und der Vergessenheit übergeben werden. Nach vierzehn Tagen, vier Wochen soll kein Mensch mehr von dem gefürchteten Gegner reden, so meinen und hoffen Christi Feinde. Der schwere Stein und das Siegel am Steine sollen alles verbergen, alles endigen; hinter dem Steine soll Christus sich nicht mehr hervorarbeiten; es soll, wie der gemeine Ausdruck sagt, kein Hahn mehr nach ihm krähen. Und wirklich scheint auch der Himmel Christum verlassen zu haben. Siehe, da die falschen Anklagen sich erheben, rechtfertigt der himmlische Vater ihn nicht; da sie Hand an ihn legen, wehrt er ihnen nicht; da er unterm Kreuze wankt, hilft keine himmlische Macht die Last ihm tragen. Die Feinde können höhnisch zum Kreuze hinaufrufen: „Andern hat er geholfen; sich selbst kann er

nicht helfen: wenn er Gottes Sohn ist, so steige er herab."[1] Das erscheint dir räthselhaft. Wo ist die Lösung dieses Räthsels? Als alles verloren schien, da regen sich im Grabe die todten Glieder; es schlagen die Pulse wieder; die Seele ist aus der Vorhölle heraufgezogen; die Siegel brechen wie Spinngewebe; der Stein fliegt von dannen wie ein Sandkorn im Winde. Alle Anschläge der Feinde sind vernichtet; Christus lebt, Christus regiert. Gott hat ihn in seiner Unschuld und Gottgefälligkeit, in seiner unbefleckten Heiligkeit dargestellt. Seine Apostel ermannen sich bald, seine Kirche wächst mit erstaunlicher Schnelligkeit, und die Völker fallen ihr freudig in die Arme.

Der Leib aber, den die Wunden zerfleischt, ist mit Verklärung angethan. Es leuchtet das Angesicht, welches die Faustschläge mißhandelt und verwüstet; es strahlt das Haupt, welches der peinliche Dornenkranz umschnürt hatte. Die heiligen fünf Wunden sind Christi Siegeszeichen, die er trägt als Wahrzeichen seines Kampfes mit dem Tode und der Hölle, und welche seine Feinde sehen werden beim Weltgerichte. „Sie werden den sehen, welchen sie durchstochen haben."[2]

Wenn nun Gott also seine Wahrheit schirmt, wenn er sie hoch über allen Gefahren aufrecht hält und sie im Wirrsale der Gegenreden und Verfolgungen nie untergehen läßt, was hilft es denn, wenn du dich selbst betrügst, dies und das sei Menschenerfindung? Und wenn Gott die Tugend so herrlich hinausführt, was werden dann die Verleumdungen schaden, welche in lügenhaften Geschichtsbüchern, in schlechten Romanen gegen sie geschleudert werden, die über die Bretter elender Theater gehen? Als einst jemand an den heiligen Cyprian Briefe voll Ingrimm und Schmähung schrieb, antwortete der Heilige zurück: „Du hast meine Briefe, ich habe die deinigen. Am jüngsten Tage werden sie wieder gelesen werden." O wenn doch nur aus dem heutigen Osterfeste Kraft und Muth sproßte, an unserem Glauben festzuhalten und ihn überall geltend zu machen, dann wäre dieses Osterfest uns hoch gesegnet. Amen.

---

[1] Matth. 27, 42. [2] Joh. 19, 37.

## Dritte Predigt.

(1868.)

# Der Grabstein Christi.

„Auf Jerusalems Straßen wird Alleluja gesungen.“ Tob. 13, 22.

Das frohe Alleluja, der Jubelruf, mit welchem die liebe Christenheit die Wege des Auferstandenen, des Siegers über Tod und Hölle, bedeckt, der höchste Ausdruck der Freude im Heiligen Geiste, — welch eine Wanderung über die Erde hat dieses Wort gemacht, welch einen wundersamen Klang und Schall hat es! Es stammt aus einer fremden, fernen Sprache und ist doch selbst nirgendwo fremd, sondern es ist einheimisch geworden in den Kirchen, auf den Wegen, in den Häusern, in den Hütten aller christlichen Völker auf dem Erdenrunde, ja es ist bis zum Himmel gestiegen; vom Himmel her hat Johannes in seiner Geheimen Offenbarung das Alleluja gehört. Nicht allein daß es unsere Herzen im innersten Grunde freudig erregt, wenn wir es in unserer Nähe aus heller Kehle vernehmen: es entzückte schon zum voraus in alttestamentlicher Vorzeit einen vielgeprüften heiligen Seher Gottes, der es nur wie aus verklingender Ferne vernahm. Dieser Seher der Vorzeit ist der greise Tobias. Lange hatte dieser in der assyrischen Gefangenschaft, auf fremder Erde trauernd, blind und elend, geduldet und ausgeharrt, da schenkte ihm Gott nicht allein das süße Licht des leiblichen Auges wieder, sondern er öffnete ihm viel wunderbarer das Auge der Seele, daß er in grauer Zeitenferne hell und klar ein neues Jerusalem, eine geistige Stadt des lebendigen Gottes schaute, die heilige Kirche, und deutlich erkannte, wie sie ihre großen Feste beging. Während er die Pracht und das Prangen dieser Feste staunend erwog, quoll und drang von heitern, sonnenlichten Wegen auch das Alleluja aus der Ferne deutlich an sein inneres Vernehmen. Und wie er die geschauten Zierden schilderte, so sagt er auch von dem vernommenen Gesange: „Auf ihren Straßen wird Alleluja gesungen.“

Das muß wohl ein Osterfest gewesen sein, welches hellprangend vor der entzückten Seele des alttestamentlichen Sehers vorüberschwebte. An keinem andern Feste ertönte ja so macht- und schwungvoll, so aus wogender Seele das Alleluja, als am Osterfeste, welches das höchste Fest, Halt und Band, Gipfel und Krone aller christlichen Feste ist. Der Aufschrei der Freude und des Jubels ist der natürliche Klang, welchen die von der plötzlichen Wendung und dem fröhlich seligen Umschwunge der Dinge ergriffene, staunende Seele von sich gibt. Mit dem Ostertage

aber wurde durch Gottes unendliche Macht plötzlich wie im Handumwenden alles umgestaltet. Die Grabesgruft Christi, in blühendem Garten gelegen, in diesem Garten der einzige traurige Ort, vom Schauer des Todes umweht, wird selbst zum schönsten, wunderbarsten Garten der Welt, in welchem ein ewiger Frühling aufgeht; dem Tode selbst entspringt unverwelkliches Leben. Die frischen Wunden, in Christi Leib gegraben, werden zum schmerzlosen, ja sonnenlichten Siegeszeichen; zahllose Stiche am Haupte, welches die Dornenkrone umschnürt hat, werden zum Diadem der Glorie; der dunkelsten Trauer wird die höchste Freude entlockt; alles ändert seinen Charakter; man muß über die traurigsten Sachen auf dieser Stätte der wunderbarsten Verwandlungen froh werden. Die Geschichte der Auferstehung Christi ist ein Buch der wunderbarsten Verwandlungen.

Von diesen Dingen nun, welche auf der geheimniß- und wunderreichen Stätte der Auferstehung eine so große Wendung und Veränderung erfuhren, soll heute eines besonders unser Augenmerk, der Gegenstand unserer Festbetrachtung sein. Der Gegenstand, welchen wir uns wählen, fiel schon sinnfällig ins Auge durch seine materielle Größe und Schwere; er fiel durch seine schauerliche Bestimmung den frommen Frauen, den Freundinnen Christi, schwer aufs Herz, daß sie noch am frühen Ostermorgen seiner gedenkend seufzten. In der großen Wendung der Dinge wurde er im buchstäblichen Sinne sichtbar gewendet und deutete auf die größte, geistige Wendung; er sollte einen Eingang sperren, daß er nicht zum Ausgange würde. Ihr bemerkt: mein Gegenstand ist der Leichenstein, der Grabstein Christi. Erst wenn die Gruft geschlossen ist, ist der Todte vollends begraben; der Verschluß, das Vorrollen hat erst das Begräbniß Christi vollendet. Wenn Isaias vom Grabe Christi weissagt, so ist dieser Stein besonders sein Augenmerk. Wenn wir im Glaubensbekenntnisse sprechen: „gestorben und begraben", steht dieser Stein vor unserer Seele. Diesen großen, plumpen, schauderhaften Stein rückt uns auch das heutige Evangelium sehr vor Augen; daß wir ihn nie vergessen, läßt selbst ein Engel vom Himmel lichtglänzend sich auf diesem Steine nieder und verkündigt von dem lichtumflossenen Leichenstein als von der ersten Kanzel zuerst den frommen Frauen und durch sie der ganzen Welt die Freudenbotschaft von dem auferstandenen Herrn. Wo ist es erhört, daß ein Bote, der die höchste Freude der Welt verkündigt, zur Verkündigung sich an einen Leichenstein lehnt, einen Grabstein zum Piedestal wählt? Aber das gehört mit zum Triumphe des Fürsten des neuen Lebens, daß sein Leichenstein zu seiner Kanzel wird, der Grabstein wird zum Grundstein des Glaubens.

So wollen wir uns denn in dieser Feierstunde betrachtend, mit verständnißinnigem Herzen im Geiste wehmuth- und freudenvoll am Fuße des wunderbaren Leichensteines niederlassen, von dessen Höhe die Schwingen

des Engels erglänzen. Wir betrachten den Leichenstein, was er war vor der Auferstehung, was er geworden ist am Auferstehungstage, was der Fürst des Todes und was der Fürst des Lebens aus diesem Steine gemacht haben. Der Fürst des Lebens aber, welcher die Schlüssel des Todes und der Hölle trägt, bekenne sich zu unserer Betrachtung und erschließe uns die Geheimnisse, welche seinen Grabstein umwehen.

## I.

Hat wohl jemals, im Herrn geliebte Zuhörer, eine willen- und leblose Creatur eine traurigere und schauerlichere Bestimmung erhalten als dieser Stein, welcher dröhnend in den Eingang des Grabes Christi gewälzt wurde? Geschaffen durch das ewige Wort, ohne welches nichts gemacht ist, was gemacht ist, sollte dieser Felsblock das Werk, den Sieg des Todes über seinen menschgewordenen Erschaffer verkündigen, befestigen, besiegeln. Er sollte den, welcher das Leben, das Auge und das Licht der Menschheit ist, auf ewig scheiden und trennen von der Welt, die seiner so sehr bedarf. Hinter ihm sollte die Verwesung in der dunkeln Gruft ihre schauerliche Arbeit an dem zerfleischten, zertretenen Leibe, an diesem vieldurchstochenen Haupte, an diesen durchbohrten, auseinander gerenkten, zerrissenen Gliedern thun, und von dem wunderbarsten Leben, das je auf dieser Erde gewesen, sollen bald nur die letzten Reste des Zerfalles, eine Handvoll Staub, übrig bleiben. Das besagt der Leichenstein. Dem Siege, der Herrschaft des Todes wurde mit diesem Grabsteine ein Monument gesetzt, wie die Erde kein zweites trägt. Wenn der Tod, der „König der Schrecken", alle gebleichten Todtengebeine der Erde sammelte und daraus sich ein Denkmal aufrichtete, welches bis zu den Sternen reichte, er würde kein schauerlicheres bauen. Denn alle andern, welche seine Sense niedermähte, wie man sie auch wende und betrachte, waren doch nur arme Geschöpfe und nach keiner Seite mehr, Geschöpfe, denen als solchen eine unaustilgbare Armut und Schwäche anklebt, die ihrer Natur nach viel näher bei der Vernichtung als bei der Unvergänglichkeit sind. Ihr Leben war nur wie die Blume des Feldes; wenn es auch stark schien wie eine Eiche, war es doch nur ein eingestecktes Reis, das bald ausgehoben ist, ein armes Zelt, ein Rauch, der bald verweht, eine Spur im Wasser. Hier aber war das wahrhaftige Leben in die Schranken getreten, mit dem Tode zu ringen. Mors et vita duello conflixere mirando. Daher auch der hl. Petrus am Pfingstfeste sprach: „Den Urheber des Lebens habt ihr getödtet."[1] Das Leben war vom Tode verschlungen worden. In diesem neuen Felsengrabe im Garten bei

[1] Apg. 3, 15.

Calvaria ist der Urquell des Lebens der Menschheit abgegraben, unter diesem Steine verschüttet worden; daß in diesem Garten der Tod seine Sichel triumphirend tragen und schwingen kann, darüber kann er sein Victoria blasen, das ist ein unendlich großer Sieg, ein Sieg über alle Siege.

Aus uralter Zeit ist uns in der römischen Geschichte die sagenhafte Erzählung aufbewahrt, daß einst in der Stadt Rom die Erde sich aufthat und in einem immer weiter klaffenden Abgrunde alles zu begraben drohte. Weissagende Stimmen verkündigten, daß der gähnende Abgrund sich dann schließen würde, wenn einer, zur Sühne sich weihend, hineinspränge. Ein edler Römer, Namens Curtius, vollbrachte die hohe That der Sühne, und Rom war gerettet. Was hier sagenhaft ausgemalt und überliefert ist, das ist im Grunde eine große Wahrheit. Der Abgrund des Todes, welcher schon unter Adams Füßen sich öffnete, drohte, weil er immer weiter durch die ganze Menschenwelt ging, alle Menschen zu verschlingen. Göttliche Seher und Weissager aber hatten einen kommenden Retter verkündigt, der in duldender Sühne den Tod überwinden und aus dem Abgrunde der Gräber die Verschlungenen ins Leben zurückführen würde. Er erschien, der Verheißene, in Christo Jesu und rief dem Tode und den armen Opfern des Todes zu: „Aus des Todes Hand will ich befreien und vom Tode erretten. Ich werde dein Tod sein, o Tod. Ich werde deinen Abgrund schließen."[1] Er warf sich dazu in das dunkle Todtenreich hinein. Nun aber hat der Abgrund ihn selbst festgehalten und sich in diesem Grabsteine über ihm geschlossen; jetzt legt Hoffnungslosigkeit sich auf die Herzen: „Wir meinten, er werde Israel erlösen." O häßlicher Felsblock, wie entsetzlich ist deine Bestimmung! An dir sollen alle höhern Hoffnungen der Menschheit scheitern. Wer wird uns dich vom Grabe nehmen?

Und daß der Stein diese Bestimmung erfülle, liegt eine geheimnißvolle Hand auf ihm, die noch viel schwerer ist als der schwere Stein, und viel fester hält als die Knochenhand des Sensenmannes, und die, unerbittlich, nicht loslassen will, was sie einmal ergriffen hat. Die Hand ragt aus den ewigen Finsternissen, aus dem Höllengrunde. Im Hintergrunde steht eine ganz andere Figur als der grinsende Sensenmann; die ist auf dem Gebiete des Todes der eigentliche König, die Person, welche im Reiche des Todes die Hauptrolle spielt. Was man vom „Knochenmann" sagt, ist ja nur figürlich, bildlich zu verstehen. Aber es ist doch eine wahrhaftige Person der wirklichen geschaffenen Welt, ein unheimlicher Geist im Spiele. Ihr wißt, wen ich meine; ihr wißt, daß Gott nicht von Anfang an den gottähnlichen Menschen unter die Sense des Todes gebeugt hat. Als er dem Leibe Adams die Seele eingehaucht hatte und

---

[1] Os. 13, 14.

so das lebendige Wesen entstand, welches die Körperwelt mit der Geisterwelt in sich vereinigt, was wir Mensch nennen, da war es Gottes Wille, daß das edle Gebilde des Menschen niemals zerbrochen werde, daß Leib und Seele immer vermählt blieben, das gottgeschlungene Band zwischen Leib und Seele niemals zerrissen werde. Gott hat den Tod nicht erschaffen; „durch den Neid des Teufels ist der Tod in die Welt gekommen", sagt der Heilige Geist[1]; „der war ein Menschenmörder von Anfang an", spricht der Heiland und weist dabei auf den höllischen Feind[2]. Der Teufel ist der eigentliche „Fürst des Todes", der „König der Schrecken", welcher in den Schatten des Todes die armen Heiden ohne sichern Hoffnungsstrahl gebannt hielt, der mit den Schrecknissen und den ungelösten Räthseln des Todes sie verfolgte und quälte, der mit dem Rufe: „Es ist bald alles aus, morgen werden wir sterben", die Menschen immer tiefer in seine Netze jagte. So lehrt der hl. Paulus in dem Briefe an die Hebräer, daß der Teufel die Herrschaft des Todes hatte und mit der Furcht des Todes durch das ganze Leben die Menschen seiner Dienstbarkeit unterworfen hielt[3]. Daß aber dieser Geist der Finsterniß ganz besonders auf den Tod des Herrn gedrungen, daß er den Haß im Herzen der Feinde Jesu angefacht, daß sein glühender Hauch in ihren Worten athmete, daß ihre Arme seine Werkzeuge waren, das sagt der Heiland selbst: „Das ist eure Stunde und die Macht der Finsterniß."[4] „Es kommt über mich der Fürst dieser Welt."[5]

Nun läßt der Fürst dieser Welt den Getödteten vom Hasse seiner Werkzeuge noch ins Grab verfolgen. Zwar ist der Stein schon in den Eingang gewälzt, das Grab geschlossen. Aber noch greller muß es an diesem Steine dargestellt, schärfer ausgeprägt werden, daß der größte Gegner Satans von den Banden des Todes gefangen, daß diese Thüre des Grabes eine wahre Pforte des Todes ist, die einen Eingang, aber keinen Ausgang hat, die keinen mehr entläßt. David nennt die Pforten des Todes „eherne Pforten", die Riegel des Todes „eiserne Riegel"; das soll hier in jeder Hinsicht gelten. Da kommen die Großsiegelbewahrer und Obrigkeiten zu diesem Steine, ziehen den Faden hin und her über den Thürstein, siegeln den Faden an seinen Enden mit Siegelerde fest und prägen breit und feierlich das Siegel auf, welches der Obrigkeit gegeben ist, Recht und Eigenthum zu wahren, und welches hier ein Insiegel des Fürsten der Finsterniß ist. Es ist sein größter Schatz, welchen er drinnen hüten will; es ist das Siegel seiner Furcht, ihn zu verlieren; die Arme, welche sich da regen, sind nur seine lebendige Siegelpresse. So fügen sie dieser Todespforte zu ihrer materiellen Schwere noch

---

[1] Weish. 2, 24. [2] Joh. 8, 44. [3] Hebr. 2, 14—15.
[4] Luc. 22, 53. [5] Joh. 14, 30.

eine moralische Schwere zu, das moralische Ansehen der Obrigkeit, das unzerbrechliche Siegel, die Besiegelung des Werkes des Fürsten der Finsterniß. Und eine Truppe jener ehernen römischen Soldaten, jener Krieger, welche unter den Adlern dienen, die über die damals bekannte Erde ihren siegreichen Flug gehalten, wird als Wache an diesem Grabsteine aufgepflanzt und bildet einen ehernen Gürtel um das Grab. Wir kennen sie schon vom Karfreitage her, diese mitleidslosen Krieger, welche vor Jesu als einem fabelhaften König das Knie gebeugt und jetzt dafür so degradirt sind, daß sie, ohne es zu wissen, dem Fürsten der Finsterniß dienen, für den Teufel auf die Wache ziehen.

Ihr seht den Tod, den Fürsten des Todes und die Thore des Todes; Ihr seht den Kerkermeister, seine Bande, seine Wache: alles gilt diesem Leichensteine. Vor einem der Thore der Stadt Wien steht ein uralter Grabstein, der keine weitere Inschrift hat als die drei Silben: „Ruck mich nicht." Das wäre nach dem Sinne der Feinde Christi die treffendste Inschrift auf Christi Leichenstein. Darauf weisen alle ihre Veranstaltungen, daß dieser Stein unbeweglich bleibe, daß er nie gerückt, nie gewendet werde, daß der Eingang nie zum Ausgang werde. Hier entscheidet sich für die ganze Menschheit der Kampf zwischen Tod und Leben, die große Frage über Vernichtung oder Auferstehung, Sein oder Nichtsein in Ewigkeit. Geht aus diesem Grabe der Todte am dritten Tage lebendig hervor, wie er es vorhergesagt — seine Feinde selbst müssen Zeugen dafür werden, daß er es vorhergesagt —, dann wird das Haupt die Glieder nachziehen in das Leben, Christus, „der Erstling der Auferstandenen", wird nachziehen „seine Brüder"; dann ist der Tod nicht Herr in den Särgen, Grüften und Grabgewölben, dann wird er seine Todten herausgeben müssen. Wird aber diese heiligste, mit der Gottheit persönlich geeinigte Menschenseele Jesu Christi im Todtenreiche festgehalten, wird dieser vom Heiligen Geiste erschaffene, makellose Leib in der Kerkerhaft des Grabes der Verwesung hingegeben, dann ist der höchste Sieg des Todes errungen, dann bleiben die Gräber geschlossen. Und was soll man denken von der Unsterblichkeit der Seele, welche ja doch für den Leib von Gott geschaffen ist? Dann ist dieser Grabstein zugleich der Grabstein auf alle gescheiterten Hoffnungen eines höhern Lebens. So unterweist uns auch ausdrücklich St. Paulus, indem er spricht: „Wenn Christus nicht auferstanden ist, dann ist unser Glaube eitel."[1] An dieser verschlossenen, schweigenden Grabespforte im Garten steht alles in Frage; die Spannung ist aufs höchste gestiegen. Entweder wird dieser Garten ein Garten ewiger Frühlingshoffnungen oder ein Irrgarten ohne Ausgang und Aussicht. Diese steinerne Thüre öffnet oder

[1] 1 Kor. 15, 14.

schließt die Himmelspforte. Dieser Stein an Christi Grab ist entweder der Grabstein für höheres Glauben und Hoffen oder der Grundstein, auf welchem Glauben und Hoffen sich auferbaut.

Das weiß die Hölle auch und ihre Helfershelfer auf dieser Welt. Darum lassen sie diesen Stein siegeln und hüten. Er soll der Grenzstein des ganzen kurzen und flüchtigen Reiches Christi auf Erden sein. Den Stein wird Moos überziehen; Christi Bild und Erinnerung wird bald in den Herzen seiner Freunde erbleichen; aus den Augen — aus dem Sinne. „Nur das Leben hat Recht." Die Gedanken der Feinde Christi hat zum voraus der Prophet Jeremias aufgezeichnet, indem er schreibt: „Wir wollen ihn vertilgen aus dem Lande der Lebendigen, und seines Namens soll nimmermehr gedacht werden." [1]

Schon sind die angstvollen Jünger verscheucht und zersprengt und wagen kaum, sich leise den Namen ihres todten Meisters zuzuflüstern. „Sie können sich auch begraben lassen"; ja sie begraben sich schon lebendigen Leibes durch Flucht und Schweigen. Einige fromme Frauen setzen sich noch nieder und wenden ihr thränenbenetztes Angesicht dem Grabe und dem entsetzlichen Steine zu, welcher die Oeffnung abschließt. Sie halten die erste Betrachtung über Christi Grab und sind lange Zeit da, wie Cypressen und Trauerweiden an den Gräbern stehen. Dann reißen sie sich blutenden Herzens los und gehen von dannen. Da sie mit dem grauenden Ostermorgen sich von ihrem thränenbenetzten Lager erheben, wissen sie nichts von der Versiegelung des Grabes, welche mittlerweile stattgefunden, und von der militärischen Wache. Wenn nur gutwillige Menschen sich bemühen wollten, den Stein ein wenig auf einige Augenblicke zu rücken, so würden sie dem heiligen Leichnam noch die letzte Ehre erweisen. Das sind ihre Gedanken, von Liebe und Schmerz eingegeben. Von jedem Gedanken an Auferstehung sind sie so weit entfernt, wie überhaupt der Mensch im natürlichen Denken davon entfernt ist. Thränen sind das erste und letzte Erbtheil der Kirche. Das sind die Reste des Freundeskreises und Reiches Christi; die Zeit wird bald mit ihnen aufgeräumt haben.

Thue ich aber recht, so dunkle Schatten am Osterfeste aufzuregen? Geliebte! Die Gegensätze, gleich nebeneinander gestellt, stellen sich um so deutlicher dar. Niemals in der Weltgeschichte waren die Schatten so grauenvoll dunkel und das Licht so erbleicht als in den Tagen, deren Gedächtniß die Kirche jetzt begeht; aber niemals auch waren Schatten und Licht näher zusammen. Das Osterfest ist der Tag der höchsten Contraste.

---

[1] Jer. 11, 19.

## II.

Wie seltsam, wie sonderbar ist der Lauf des schönen und mächtigen Rhonestromes im südlichen Frankreich. Wo der Fluß zwischen dem alten Frankreich und Savoyen als Grenzlinie hinwogt, treten gewaltige Felsen wie feindselig an sein Bett näher heran, immer näher, immer enger, bis sie endlich über dem Wasser sich berühren, den Strom überwölben und ihn wie in einer Felsengruft förmlich begraben. Der Strom heißt auch in der Sprache des Volkes der verlorene Fluß. Er ist dem Auge gänzlich verloren, man hört eine Strecke lang nicht einmal mehr sein Geräusch, sein dumpfes Murmeln, man glaubt ihn in die Erde zurückgekehrt. Aber gerade da ist seine Gewalt am unwiderstehlichsten, seine Arbeit am wunderbarsten. Unsichtbar bohrt er sich durch die granitnen Felsen und bricht siegend ihren Widerstand. Da tritt er mächtig hinter seinem Felsengrabe wieder zu Tage, breitet sich aus und wälzt seine Wogen dahin.

Soll ich aus dem Bereiche der Schöpfung ein Bild von dem wunderbaren, geheimnißvollen Lebensstrome und Lebenslaufe Jesu Christi, des Erlösers, leihen, so wähle ich dieses Bild des Rhonestromes. Aus dem geheimnißvollen Schoße der Gottheit ist dieses Leben ausgegangen, klar und rein; befruchtend und segnend ist es über diese Erde gegangen. Aber immer näher, immer feindseliger wurde dieses Leben eingeengt und erniedrigt. O wenn Satan den aus der Gottheit kommenden Strom dieses Lebens dämmen und versiegen machen könnte! Es scheint zu gelingen. Endlich ist Jesus in der Felsengruft begraben, wie es schien, für immer begraben. Aber mit der Seele und dem Leibe blieb die Gottheit geeinigt, und gerade in dieser Zeit vollbrachte der Herr seine wunderbarste Arbeit. Seine Seele zog in die Vorhölle und verkündigte den harrenden Seelen die Erlösung, und zurückkehrend von diesem großen Werke verband sie sich wieder mit dem Leibe im Grabe, der dreiunddreißig Jahre lang ihr treuer Gefährte in allen Mühen und Leiden gewesen und der jetzt zu einem neuen, verklärten Leben auferwachte. Tod und Hölle staunen. Das Sterbliche hat angezogen die Unsterblichkeit; der Tod ist verschlungen im Siege. „Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg?“[1] Geboren ist der Heiland als Gott von Ewigkeit aus dem Schoße des Vaters, als Mensch in der Zeit aus dem jungfräulichen Schoße Mariä, neugeboren aus Tod und Verderben in der heilgekrönten Osternacht, in tiefster Stille, aus diesem Grabesschoße. Das Grab ist die Geburtsstätte eines verklärten Lebens. Und wunderbar ist des Herrn Ausgang aus dem Grabe. Er sprengt sein Grabgewölbe nicht; er beseitigt nicht erst den vorgeschobenen Grabstein, um herauszugehen.

[1] 1 Kor. 15, 55 ff.

Der verklärte Leib ist diesen Schranken nicht unterthänig; der Herr tritt heraus und läßt sein Grab verschlossen zurück, und der belebende Strom seines Lebens geht klar und segnend durch die Menschheit, bis in die weitesten Fernen, bis zu uns an diesem Osterfeste, in dieser österlichen, sacramentalen Zeit, bis in die Ewigkeit. „Wer kann ausreden die Länge seines Lebens?“ [1]

Und nun bemerket das satirreiche Schauspiel. Der Stein liegt noch vor dem Eingange; die hohen Siegel hangen officiell herunter. Aber der Gefangene des Todes ist entronnen. Im Psalme heißt es: „Der Strick ist zerrissen, und wir sind befreit“ [2]; hier sind alle Bande noch unversehrt, und dennoch ist der Herr befreit. Die eiserne Cohorte der Römer wacht noch vor dem Eingange, aber es gibt nichts mehr zu bewachen; sie stehen Schildwache vor einem leeren Hause. Die Adler dieser Soldaten haben ihren Flug über die Welt gemacht; aber der Gefangene dieses Felsengrabes ist aus dem schauerlichen Verließe des Todes in eine Region des Friedens und der Verklärung entschwebt, wo sie die matten Flügel senken, wo sie ihn nicht erreichen können. Und hätten alle eisernen Legionen der Römer ihre Adler vor diesem Steine zusammengetragen und ihr Feldlager vor ihm aufgeschlagen, sie hätten ihn nicht festgehalten.

Geliebte Festgenossen! Wie viele in unsern Tagen hassen Christum, seine Kirche, ihr Oberhaupt und ihre Hirten mehr, als sie ihre größten Feinde hassen! Wie viele haben keinen heißern Wunsch, als daß es mit dem Herrn aus sein möchte! Wie begrüßen sie mit pochendem Herzen jeden, der ihm den Todesstoß zu geben verspricht! Bei allen Wissenschaften fragen sie nach, ob sie nicht helfen könnten, Christum zu verdrängen, zu vergraben. Einwendungen, scheinbare Widersprüche aus Bibeltexten, Naturkunde, Geschichte werden als höchst willkommene Leichensteine herbeigewälzt. Wenn der Papst so heftig angefeindet wird, so gilt es bei den Wissenden, den Eingeweihten, in ihm Christi Sache zu begraben. Ganze Bücher sollen nur Grabsteine Christi sein. Kaum aber sind die unwiderleglichen Blöcke herbeigewälzt, so zeigt sich, daß sie Christum nicht gefangen halten. Kaum ist er hier verdrängt, so tritt er anderwärts wieder hervor. Die unüberwindlichen Einwendungen werden hinfällig. Und es geht heutzutage schnell mit dieser Hinfälligkeit; mancher steht nur mehr Schildwache am leeren Grabe.

Aus verschlossenem Grabe war der verklärte, geistig gewordene Leib des Herrn hervorgegangen. Von dem Steinklotze, von der irdischen Masse konnte ein verklärter Leib nicht gehemmt noch gefangen gehalten werden. So hätten denn die Wächter vor dem Grabsteine, welcher ihnen das geschehene Wunder nicht verrieth, noch lange Schildwache stehen

---

[1] Is. 53, 8. [2] Ps. 123, 7.

können, hätte es Gott hier — wie oft seitdem in der Geschichte der Kirche — nicht gefallen, den ganzen Apparat, Stein, Siegel, Soldaten zu seiner Verherrlichung, zu einem großen Zeugnisse der geschehenen Auferstehung zu verwenden. Und hier bildet der Leichenstein den Mittelpunkt; den hatten die Feinde Christi durch Siegel und Soldaten für ihre Zwecke in Beschlag, in ihre Hände genommen. Nun geht er aber in bessere, reinere Hände über und wird aus einem Grabsteine ein Baustein des Lebens, ein Grundstein des Glaubens. Ein Engel steigt vom Himmel und entfernt den Grabstein aus dem Eingange. Dröhnend weicht er von der Stelle, die Erde bebt, die Wächter stieben entsetzt auseinander und fliehen durch die Thore in die Stadt. Was für eine Zeitung bringt sie, die zersprengte Cohorte? Sie kommen als die Eilboten der Auferstehung Christi, als die Zeugen der größten Gottesthat; sie tragen unser Evangelium auf glühenden Sohlen in die gesunkene Gottesstadt noch vor den Aposteln und den heiligen Engeln. Wie viele Mühe, wie viele Unkosten machte es, die Zeugen zu bestechen. Sie sollten sagen, sie hätten geschlafen; da seien mittlerweile die Jünger gekommen und hätten ihn gestohlen. Wie? Römische Soldaten sollen auf der Wache schlafen? Alle schlafen? Ungestraft schlafen? Vom Posten fliehen? Nicht wach werden bei dem Lärme?

Schlafende Zeugen! ruft der heilige Augustinus aus; wenn sie geschlafen haben, wie konnten sie sehen? Wenn sie nichts gesehen haben, wie können sie Zeugen sein? Die Christum verspottet haben, sind selbst der Spott der Kinder auf den Schulbänken geworden. Der heilige Evangelist Matthäus aber, welcher sein Evangelium gerade für die Juden in hebräischer Sprache geschrieben, wirft ihnen unverhohlen vor: Sie sind bestochen worden, die Wahrheit zu verschweigen[1]. „Wenn aber die Menschen schweigen, werden die Steine reden", sprach einst der Heiland[2]. Hier haben wir einen solchen Stein, welcher eine laute Sprache führt. Er verbarg sich nicht, sondern ließ sich neben das Grab an eine Stelle legen, wo er als beredter Zeuge einer höhern, wunderbaren Wendung den frommen Frauen sogleich in die Augen fiel. „Als sie aber zum Grabe kamen, sahen sie, daß der Stein weggewälzt war."[3] Der Stein wird zum Grundstein der Hoffnung. Er gab jedem Kommenden freien Einblick und Eintritt in das wunderbare Grab. Die heiligen Frauen traten ein, Maria Magdalena trat ein, die Apostel traten ein; sie sahen das Grab leer und die Tücher daliegen. Hier war kein eilfertiger Raub geschehen. Der erwachte Todte, welcher im verklärten Leben der armen Kleider dieser Pilgerschaft nicht mehr bedurfte, hatte sie der Erde zurückgelassen. Das läßt der Stein sie schauen. Und an jedem

---

[1] Matth. 28, 12—15. [2] Luc. 19, 40. [3] Marc. 16, 4.

Osterfeste schaut die Christenheit vor süßer Freude bebend in dieses Grab, die wunderbare Stätte des Lebens. O lasse uns Gott, wenn uns das Auge bricht, in unserer Todesstunde in dieses Grab schauen!

Damit dieser Stein noch lauter, überzeugender schreie, vermählt sich mit seiner Sprache eine himmlische Stimme. Ein Engel betritt seine Fläche und verkündigt vom Steine herab: „Fürchtet euch nicht. Ihr suchet Jesum von Nazareth, den Gekreuzigten. Er ist auferstanden; er ist nicht hier. Sehet die Stätte, wo sie ihn hingelegt haben.“ [1] Das freudenreiche Evangelium von dem Auferstandenen blüht zuerst als wundersüße Himmelsblume auf diesem Steine auf. Wo ist ein Grund der Erde, welcher eine solche Wunderblume getragen? An dieses erste offene Zeugniß reihen sich nun die weitern Zeugnisse der Engel und die mannigfaltigen Erscheinungen Christi, die Zeugnisse der Apostel, der Jünger, die Glaubensbekenntnisse der ganzen Kirche, ununterbrochen bis auf diesen Tag, bis auf Euer Alleluja. Von diesem Steine hat die erste Stimme im Frühlingsgarten geklungen; die Zahl der zeugenden, preisenden, dankenden Stimmen ist immer größer geworden.

Werde der Stein, welcher am Grabe Christi eine so wunderbare Wendung erfahren, ein Denk- und Mahnzeichen innerer Wendung! Der Alleluja-Ruf ist ein Freudenruf, aber auch ein Weckruf der Kirche. Der große Kirchenlehrer St. Hieronymus erzählt von der heil. Paula, daß diese hochedle, heilige Frau, als sie noch inmitten blühender Kinder und von einer Menge Dienstboten umgeben, ihr großes Hauswesen verwaltete, mit dem Morgengrauen über die Gänge gewandelt sei und mit dem hellen Rufe Alleluja, Alleluja die Schlafenden geweckt und zu neuer Tagesarbeit ermuntert habe. So wandelt auch unsere heilige Mutter, die Kirche, durch die österliche Zeit und ruft alle schlafenden Christen, ihre Kinder, und die todten Seelen aus den Gräbern auf. Die Seelen haben auch ihre Gräber. Der Platz, wo ein todter Körper niedergelegt und bestattet wird, ist sein Grab: die Dinge, an welche die Seele sich sündhaft anschließt, werden das Grab der Seele. Der auferstandene Leib geht aus seinem Sarge hervor: die erstandene Seele muß sich vom Gegenstande der Sünde scheiden. Gott, wie viele Gräber der Seelen! Der sucht eitle Ehre, Lob der Menschen und wird unter Beifall und Schmeichelei verschüttet; jener hat seine Seele in seinen Weinbergen und Feldern begraben; der im Weinfasse, in Flasche und Krug; der im Geldsacke oder in der Geldkiste; der da mit seinem liederlichen Blicke, seinen häßlichen Worten in der Kloake der Unzucht. Wie man manchmal Leiber in mehrere Särge einschließt, so sind auch manche Seelen eingesargt. Die Gewohnheit der Sünde wird zum schweren Grabstein der Seele. Gott! wenn über diese

[1] Marc. 16, 6.

todten Seelen ein Todtenbuch in dieser Stadt, in der weiten Diöcese geführt würde — wie viele würden dieser Bücher sein, wie zahlreich ihre Blätter! Wenn diese Bücher aus allen Pfarreien in dieser Kathedrale auf einander gelegt würden, welch einen Berg von Büchern würden wir sehen! Und manche, welche nicht gerade todt sind, sind doch betäubt, stumpf, schläfrig. Wenn diese Reihe noch hinzukäme!

Die Kirche aber geht in der österlichen Zeit, singt Alleluja, weckt die Todten, rüttelt an den Grabsteinen und ruft: „Steh auf, der du schläfst, und Christus wird dich erleuchten.“ [1] Glückselig, wer ihrem Rufe folgt. Felsenblöcke wurden in der Osterzeit gewendet: sollen Menschenherzen sich nicht wenden? Die es thun, die schreibt der Auferstandene in das Buch der Lebendigen, und sie singen dereinst das ewige Alleluja mit, welches der Evangelist Johannes in der geheimen Offenbarung aus dem Himmel vernahm, das Alleluja im höhern Chore. Amen.

---

## Vierte Predigt.

(1869.)

## Der Friedensgruß Christi.

„Der Friede Christi triumphire in euern Herzen.“ Kol. 3, 15.

Als in uralten Tagen die Erde von den Verbrechen und Greueln, deren Schauplatz sie geworden, durch die Sündfluth abgewaschen war, als sie aus den Fluthen wieder auftauchte, welche sie zu verderben schienen, in Wahrheit aber sie erneuert und gereinigt hatten, und gewissermaßen ihre Auferstehung aus dem Wassergrabe feierte, — welches war das erste Zeichen des neu erwachten Lebens, womit die Erde die Freunde Gottes in der verschlossenen Arche erfreute? Welches war der erste Gruß, welchen sie sandte, die erste Gabe? — Es war ein frischer grüner Oelzweig. Gott ließ ihn sprossen und grünen über dem unermeßlichen Leichenfelde und in freundlicher Fügung ihn von der Taube, die Noe ausgesandt hatte, gefunden werden. Den abgebrochenen Zweig im Schnabel haltend, schwebte die treue Taube über die grenzenlose Verheerung hin und trug ihn in stillem Fluge zur Arche. Hier, wenn je einmal, galt das Wort: Ein kleiner Strauß — ein großes Fest. Ganz gewiß ist

[1] Eph. 5, 14.

aus keinem der Gärten, mit welchen die Erde prangt, jemals ein Blumen- und Blüthenstrauß gewunden worden, der eine solche Wirkung gethan, wie dieser stille Olivenzweig, der eine so freudige, festliche Stimmung erregte, soviel Wonne und Jubel aus dem bewegten innersten Grunde der Herzen erweckte. Es sind ungefähr dreihundert Jahre her, als ein hochadeliger Bräutigam, ein Königssohn von Frankreich, seiner erkorenen Braut, einer spanischen Prinzessin, zum Gruße, den Völkern zugleich zum Zeichen des Friedens, einen Blumenstrauß zusandte, welcher damals seinesgleichen nicht hatte, der in ganz Europa berühmt wurde. Denn den großen Strauß zu winden, hatte der Prinz die Blumen der Gärten verschmäht und nur die kostbaren, funkelnden Blumen gewonnen, welche aus dem Dunkel der Erde gehoben werden, und welche man Edelsteine nennt. Der ganze Strauß war nämlich aus Edelsteinen gebildet. Seine grünen Blätter waren lauter Smaragde, seine Rosen lauter Rubine. Gelbe Topase und lichthelle Diamanten vereinigten sich zu gefälligen Figuren. Das war viel Prunk, aber kein tiefer Sinn. Wie ganz anders, wieviel mächtiger ist der Eindruck, die Wirkung, welche jener einfache Oelzweig machte, als dieser künstliche, eitle Prunk! Denn jener Oelzweig war nach langen Finsternissen, nach langen Schrecknissen, nach langem Schalten und Walten der göttlichen Gerechtigkeit, des göttlichen Zornes über der Erde das verheißungsvolle, tröstende Sinnbild und der Bote von der Beendigung der schrecklichen Zeit, das Sinnbild, die Bürgschaft und Weissagung eines viel schönern Gottesfriedens und Menschenfriedens in einer fernen Zukunft.

Als unser Herr und Heiland, ein schuldloses, heiliges Opferlamm, den Zorn des dreimalheiligen Gottes über die Sünder auf sich genommen, als er in Strömen sein Blut und sein ganzes Leben ausgegossen hatte, die Sünden der Welt abzuwaschen, als er am dritten Tage darauf die ehernen Bande des Todes triumphirend durchbrach, da war der schönere Oelzweig gebrochen. Er trug sogleich am Osterfeste den schönern Oelzweig im Munde: er trug ihn auch in die verschlossene Arche, in das verschlossene Haus, wohin seine geängstigten Jünger sich vor der Sturmfluth gerettet hatten, und reichte ihn als ersten, als neuen Gruß und Gabe seinen Jüngern, seiner ganzen Kirche dar.

Was meine ich damit? Was ist das für ein Oelzweig? Es ist der neue, anmuthsvolle Gruß, welcher auf der gesegneten Lippe des auferstandenen Herrn aufblüht, der Gruß: „Der Friede sei mit euch." Das war des verklärten Herrn Gruß gleich am hehren Abend des ersten heiligen Osterfestes. Das ist wiederum sein Gruß, da er nach acht Tagen erscheint, der Gruß der ersten Osteroctave. So liebt der Herr zu grüßen, nachdem er unsterblich geworden. Den Gruß bringt er aus dem seligen Lande, welchem er jetzt auch seiner Menschheit nach angehört, auf die

streitbewegte Erde. Diesen Gruß, wie ein heiliger Oelzweig in überirdischem Lande gebrochen und zu uns gebracht, trägt in dieser heiligen Osterzeit das Evangelium und in dem Evangelium der Heilige Geist, der Geist des Sohnes, diese himmlische Taube, wieder über die Erde, die jetzt beinahe ohne Ruhepause schmerzlich aufgeregt ist und an Frieden immer ärmer wird.

„Der Friede sei mit euch!" — ein kurzer Gruß, dem kleinen Oelzweige ähnlich, aber ein Gruß von unendlich großer Bedeutung. „Der Friede sei mit euch!" — ein gewöhnlicher Gruß; er war so gewöhnlich anzutreffen wie die Oelzweige, welche an allen Wohnungen waren; denn die Israeliten führten das Wort: „Der Friede sei mit euch!" als Grußwort sehr viel im Munde, in den Wohnungen, auf dem Felde, beim Begegnen. Aber der Gruß hat hier, wie der Oelzweig der Arche, der nur durch die Umstände eine ganz außerordentliche Erscheinung wurde, einen ungewöhnlich, einen einzig großen Sinn. Es ist kein leerer Gruß, von welchem das alte Sprichwort sagt: „Ein leerer Gruß kommt mit lahmem Fuß." Der Heiland kann vollbringen, was er sagt; seinem kurzen Worte soll die lange Wirkung folgen bis in die Tiefe der Herzen hinein. Er will nunmehr die Welt in den Besitz eines Friedens setzen, der hier anfängt und jenseits vollendet wird, der das höchste Gut der Seelen, der Gipfel ihres Glückes ist, und der einzig nur von den durchbohrten Händen des auferstandenen und verklärten Heilandes empfangen werden kann. Dieser Friede soll sich schützend und schirmend um Geist und Herz aller Christen legen, wie der Weltapostel sagt: „Der Friede Gottes, der allen Begriff übersteigt, beschirme eure Herzen und eure Sinne in Christo Jesu."[1] Er soll nach desselben Apostels Wort, welches ich zum Vorspruche genommen, in unsern Herzen frohlocken und über jede Erdennoth triumphiren[2]. In diesem Frieden soll Gott in unserer Seele wohnen; denn von ihm ist geschrieben: „Im Frieden wird seine Wohnung sein."[3]

Ein solches Glück kann aber der Friede Gottes nur dann in uns wirken, wenn wir ihn frei und freudig annehmen, ihn uns tiefinnerlichst an- und zueignen und uns immerfort bemühen, ganz in seinem Umfange zu leben und zu weben. Das wird von uns sicher nur dann geschehen, wenn wir durchdrungen sind von dem unvergleichlichen Werthe dieser heiligen Ostergabe. Der Apostel sagt von diesem Frieden, daß er jedes menschliche Erwarten und Begreifen übersteige. Erwartet darum auch nicht, daß mein schwaches Wort den ganzen Werth dieser Gabe euch jetzt zu zeigen vermöge. Aber darum kann ich doch nicht schweigen von dem höchsten Geschenke der Ostern, von diesem Oelzweige des Friedeus Christi,

[1] Phil. 4, 7. [2] Kol. 3, 15. [3] Ps. 75, 3.

der beiden Welten angehört, der Zeit und der Ewigkeit, da er hier auf Erden und noch viel schöner im Himmel grünt. Und es wird mir leichter, wenn ich denke, daß ich ja vor „Kindern des Friedens“ spreche, und daß unter meinen Zuhörern gewiß keine einzige Seele ist, die nicht schon in ihrem Leben etwas vom Glücke dieses Friedens empfunden hat — in den Tagen der Kindheit, in einer bessern Jugendzeit, nach einer guten Beichte, nach einer würdigen heiligen Communion, nach Ueberwindung und Sieg, nach einem Werke der Barmherzigkeit, in Gott gethan. Und so denke ich, den Kundigen ist gut predigen. Ich sage daher getrost: Geheimnißvoll, unbegreiflich groß ist dieser Friede nach seinem Ursprung, seiner Herkunft; geheimnißvoll, unbegreiflich nach seinem innersten Wesen und seiner allumfassenden Kraft.

## I.

Der Friede, welchen Christus uns bietet, ist geheimnißvoll, unbegreiflich groß nach seinem Ursprunge, seiner Herkunft.

Um eine Sache recht zu erkennen, muß man zu der Quelle hinaufsteigen, die Quelle erforschen, aus welcher sie ihr Dasein schöpft. Woher kommt der Friede, welchen Christus uns gibt, wo ist sein Ursprung? Er kommt nicht aus dieser Welt. „Meinen Frieden hinterlasse ich euch; meinen Frieden gebe ich euch. Nicht wie ihn die Welt gibt, gebe ich ihn euch.“ [1] Nicht aus der Welt, nicht aus dem natürlichen Leben, nicht von der Erde kommt dieser Friede. Allerdings brauchte der schöne Name Friede nicht aus der Ferne zu kommen, er war auf Erden von jeher heimisch und hatte für die Menschenherzen einen süßen, bewegenden Klang; die Sache war nicht unbekannt. Als Gott den Menschen schuf, bestimmte er zweierlei: die Creatur und ihren Ort, den Menschen, der handeln soll, und seinen Platz. Dieser Ort war ein Ort des Friedens. Der Friede ist die Seele und das Siegel des Paradieses. Nehmet den Frieden hinweg, und das Paradies ist nicht mehr da. Im Frieden des Paradieses ließ Gottes Huld und Gnade den Menschen das Auge aufschlagen; in diesem reinen, ungetrübten Frieden ließ er die Menschheit ihren Lebenslauf beginnen, der so verhängnißvoll geworden ist. Die Erinnerungen an das verlorene Glück jener ersten goldenen Friedenszeit verfolgen den Menschen über die ganze Erde. Unaustilgbar hat Gott dem Menschen die Sehnsucht und das Bedürfniß des Friedens ins Herz gepflanzt; der Friede ist dem Menschen nothwendig. Tausend Sprichwörter der Völker preisen den Frieden, und die Gesänge der Dichter und Völker feiern seine Segnungen. Die alten Heiden stellten den Frieden dar als eine Göttin, die in der einen Hand den Oelzweig, in der andern ein

[1] Joh. 14, 27.

Füllhorn aller Güter trägt. Nulla salus bello, pacem te poscimus omnes, spricht der edle Römer im Namen der Menschheit. Wir sagen: der „liebe Friede", wie wir der „liebe Gott", das „liebe Brod" zu sagen pflegen, und sprechen damit unser höchstes Bedürfniß, die höchste Nothwendigkeit aus. Die wildesten Urheber des Umsturzes finden es nothwendig, den Frieden im Hintergrunde zu verheißen und den bethörten Menschen gaukelnde Bilder des Friedens vorzuführen. Sie feiern sogen. Friedenscongresse; die unheimlichen Raben, Raubvögel, möchten für Friedenstauben mit dem Olivenzweige gelten. Die ruhelosesten Krieger, die mit dem Lärm und Geklirre der Waffen die Länder erfüllten, die unersättlichen Eroberer, welche unter den Hufen ihrer Rosse, unter ihren ehernen Schritten alles vor sich niedertraten, Ordnung, Bildung, Recht, Gesittung und Völkerrecht, — wohin wollten sie, welchem Ziele jagten sie auf den blutigen Bahnen entgegen? Dem Frieden. Natürlich dem Frieden, wie s i e ihn verstanden und sich ausmalten. Sie fanden sich unbehaglich, beengt; ihre Begierden dürsteten nach Befriedigung; sie glaubten, sie träumten, jenseits der Kriege einen andern Zustand zu finden, der sie befriedige, in welchem sie ruhen könnten, wo ihr Ehrgeiz zufriedengestellt, ihre Ungeduld zur Ruhe gewiegt werde; kurz, sie jagten dem Frieden nach, wenn auch einem Zerrbilde, einem Trugbilde.

Blicken wir anderswo hin. Es eröffnet sich uns eine kleine, ganz weltliche Scene im Evangelium. Ein einziger Mensch, durchaus kein Krieger, kommt in unsern Gesichtskreis, reich und doch arm, weil er noch immer nicht zufrieden ist. Er faßt neue, unruhvolle Pläne. Der Segen der Früchte ist zu groß geworden, seine Scheunen sind zu enge; also eine neue Arbeit, ein Vergrößerungsplan. Er hat schon so viel vergrößert. Was will er mit seinem Unfrieden? Den Frieden endlich erreichen. Denn höret, wie er mit sich selbst spricht. „W a s s o l l i c h t h u n?" Denn ich habe noch keinen Ort, wo ich alle meine Früchte zusammenbringen kann. Ich will meine Scheunen abbrechen und größere bauen; daselbst will ich alles, was mir gewachsen, und meine sonstigen Güter zusammenbringen. Dann will ich zu meiner Seele sagen: „M e i n e S e e l e! d u h a s t g r o ß e n V o r r a t h a n G ü t e r n a u f s e h r v i e l e J a h r e. R u h e a u s, i ß, t r i n k u n d l a ß d i r w o h l s e i n."[1] Ist der Mann nicht ein wahrer Fanatiker des Friedens, ein Schwärmer des Friedens? Freilich mit seiner S e e l e spricht er sehr sonderbar. Ein Thier würde auch so sprechen. Aber wie malt er sich den Frieden aus, wie dürstet er nach dem Frieden? Freilich ist sein ganzer Friedensbau in die Luft gebaut. Der thörichte Projectenmacher — weiß er nicht, daß nach der Noth der Tod kommt? „D u T h o r, n o c h i n d i e s e r N a c h t w i r d m a n

[1] Luc. 12, 17—19.

deine Seele von dir fordern; was du nun bereitet hast, wessen wird es sein?"

So jagen die Menschen dem Frieden nach; er flieht immerfort vor ihnen, wie das Scheinbild der Quelle vor dem dürstenden Wanderer in der Wüste. So verlangen sie von der Welt den Frieden immerfort, und sie kann ihn nicht geben. Unsere Voreltern liegen im Boden der Erde begraben wie auf einem großen Schlachtfelde, und doch verlangen wir von neuem den Frieden und spinnen an seinem Faden. Die heiße, untilgbare Sehnsucht nach dem Frieden wohnt im Menschenherzen. Aber der Friede, der ihm genügt, wird hienieden nicht gefunden. Der Friede, welchen die Welt gibt, und der aus dem Sinnen und Arbeiten der Menschen entspringt, ist im besten Falle immer nur ein theilweiser, ein äußerer, und darum ein noch sehr gebrechlicher Friede. Oft ist es ganz und gar nur ein verderbliches Trugbild des Friedens. „Friede, Friede, und es ist kein Friede." In pace amaritudo mea amarissima; „Im Frieden ward mir die bitterste Bitterkeit." [1] „So viele und so große Uebel nennen sie Frieden." [2] Sollen wir darum die Menschen tadeln? Vielleicht edle Menschen, welche thun, was sie können? Nein, Geliebte! Die Welt kann euch den tiefen, wahren, bleibenden Frieden nicht geben; sie kann den Oelzweig nicht brechen und euch reichen; denn er wächst nicht in der Welt. Wo ist denn sein Ursprung?

Als Jesus mit Palmen und Oelzweigen seinen Einzug in Jerusalem hielt, da riefen die Menschen wie der hl. Lucas berichtet: *Pax in coelis,* „Friede im Himmel." [3] Tiefes Ahnen des Menschenherzens und Gottes Erleuchten treffen in diesen Worten zusammen. Der Friede, welchen der Heiland als Ostergabe bringt, ist himmlischen Ursprungs. Wollen wir zu seinen ersten Quellen hinaufsteigen, wo werden wir sie finden? Im Reiche der heiligen Engel? Wohl tönen hier die ewigen Harmonien des Friedens; aber unser Friede, der allen Begriff übersteigende, liegt höher. Die Engel sind seine Boten und Herolde geworden auf Bethlehems Fluren, am Grabe des Auferstandenen in ihren Lichtgewanden; aber die Gründer, die Stifter dieses Friedens sind sie nicht; die Gedanken des Friedens über der Menschheit sind in ihren Kreisen nicht entsprungen. Die höchste Quelle des Friedens rinnt und strömt in des dreieinigen Gottes wunderbarem Rathschlusse unserer Erlösung. Wo in jener geheimnißvollen Gottessprache der Vater zum Sohne sprach: „Du bist ein Priester", d. h. ein Opfer zur Erlösung der Welt, das Osterlamm, wie unsere heutige Festepistel sagt, und als der Schwur vom Munde des Vaters fiel: „Du bist Priester auf ewig nach der Ordnung Melchisedechs" [4] — da war unser Friede beschlossen und

---

[1] Is. 38, 17. [2] Weish. 14, 22. [3] Luc. 19, 38. [4] Ps. 109, 4.

besiegelt. Auf Erden ward sein erster Grund gelegt, als der Sohn Gottes herniederstieg in Marias reinen Schoß, die menschliche Natur annahm, jedoch ohne Sünde, und diese mit der göttlichen Natur zur Einheit einer göttlichen Person unauflöslich verband. Diese geheimnißvolle, wunderbare Vermählung ist der Anfang des Friedens Christi auf Erden. Der hl. Chrysostomus bezeichnet es mit Recht als den vorzüglichsten Zweck der Erscheinung des Sohnes Gottes auf Erden, das Entfernte zu nähern, das Getrennte zu vereinen. Der stille Anfang seiner Erscheinung ist schon eine solche Verbindung der entlegensten Punkte. Diese Verbindung ist mit mehr denn diamantenem Bande auf ewig geschlungen. Der Tod trennt die irdische Vermählung; er trennt sogar das geheimnißvolle Band, welches Leib und Seele in uns vereint. Auch bei Jesus geschah dies. Mit lautem Rufen übergab er seine Seele in des Vaters Hände, während sein Leib am Kreuze hing und verschied. Als aber der Tod, der König der Schrecken, diese innige Verbindung zwischen Leib und Seele zerbrach, mußte er stille stehen und konnte die Vereinigung der Menschheit mit der Gottheit nicht lösen. Da mußte der Fürst des Todes in seinem größten Siege ahnen, daß er vor seiner größten Niederlage stehe. Die Gottheit blieb mit dem Leibe im Grabe, mit der Seele in der Vorhölle vereinigt. Und als am frühesten Ostermorgen der Herr in eigener Macht erstand, da vereinigte sich wohl seine abgeschiedene Seele mit dem Leibe, aber die Verbindung mit der Gottheit brauchte nicht neu geknüpft zu werden, da sie von Anfang an auf ewig geschlossen war. Ja, diese unzertrennliche Vereinigung ist der Grund des Friedens zwischen Gott und der Menschheit.

Irdische Vermählungen wurden oft begrüßt als die Bürgschaft, daß lange Kriege endigten, und ein weltlicher Friede, immerhin ein gebrechlicher Friede beginne. Als nach heftigen, blutigen Kämpfen Heinrich II. von Frankreich seine Tochter dem Könige Philipp II. von Spanien vermählte, schauten die erschöpften Völker in dieser Vermählung das Pfand der Liebe und des Friedens, und so groß war die Freude und das Entzücken, daß man vielfach Olivenzweige um die Helme und Schwerter wand, ja selbst in olivenlaubbekränzten Briefen die Botschaft meldete. Und dies war doch nur eine zaghafte und zerbrechliche Hoffnung; denn irdische Verbindungen sind zerbrechlich wie Glas, und der Tod zerbricht sie eines Tages unfehlbar. Hier aber hebt der Friede mit einer unauflöslichen Vermählung an. Das ist der Anfang des Friedens der Welt in Christo. Dem großen Anfange entspricht die unaufhaltsame Entfaltung. Im irdischen Leben unseres Heilandes, in welchem wir seine Herrlichkeit voll der Gnade und Wahrheit sahen, erschien ein Friede, überirdisch, so hehr und heilig, wie ihn die Erde niemals getragen. In Lehre und Beispiel machte der Heiland die Wege des Friedens offenbar. Er breitete sein Wort

und seine Arme zu allen aus und rief: „Kommet alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, und ich will euch erquicken. Lernet von mir, denn ich bin sanftmüthig und demüthig von Herzen, und so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen.“ [1] Himmelhohes Wort! Wie übermenschlich groß stellt der Heiland sich mit demselben vor die ganze Menschheit hin! Welcher Mensch hätte je die Kühnheit gehabt, mit solchem Worte sich vor die Menschheit zu stellen! Und doch muß noch unendlich mehr geschehen, um den Menschen den Frieden zu geben.

Um uns, um der Welt den Frieden von Gottes Thron herabzuziehen, schließt eines Tages der Heiland seine eigene menschliche Seele gegen den Strom unaussprechlichen Friedens ab, der aus der Verbindung mit der Gottheit in dieselbe fließt. Er hemmt diesen Strom und nimmt selbst den Unfrieden der Welt in seine heiligste Seele auf; den Strom, das ganze salzige, bittere Meer dieses Unfriedens nimmt er geheimnißvoll in sein Inneres auf mit seinen unaussprechlichen Schmerzen. Das ist der Anfang seines Leidens. Ihr wißt, was am Oelberge geschah unter den Oelbäumen, deren grüne Zweige von uralten Tagen her das Sinnbild des Friedens sind. Damit es im tiefsten, vollkommensten Sinne Wahrheit werde, was der Olivenzweig prophetisch bedeutete, den die Taube, die Friedensbotin, zur Arche brachte, tauschte hier der Herr seinen Frieden ein gegen den Unfrieden der Welt, der Sünder. Als diese Last sich heranwälzte, senkte sich sein Haupt zu Boden, und sein Angesicht, der Spiegel des Friedens, die Lust der Engel, welches auf Tabor in seligem Frieden gestrahlt, birgt sich auf der Erde. Von der Tiefe her ruft seine Stimme; er zittert und zagt, steht auf ruhelos, trostlos, geht zu seinen Jüngern, kniet wieder nieder, erhebt sich sodann und er, von dessen Trost alle Creaturen in Fülle empfangen, fleht seine Jünger um ein Almosen des Trostes an. Er zittert und zagt, schwere, blutige Schweißtropfen überströmen seinen Leib und fallen zur Erde nieder. Sehet, diese Tropfen sollen den verwelkten, verdorrten Oelzweig des Friedens beleben helfen. Helfen? denkt ihr. Sind sie nicht genug, daß er wieder grüne auf der ganzen Welt? Nein, diese blutigen Tropfen sind nur der erste Thau. Am Kreuze erst ergießt sich der volle Regen; erst am Fuße des Kreuzes sproßt dieser Oelzweig auf. Der Auferstandene nimmt ihn; er ist das Verdienst seines vergossenen Blutes, die Frucht seines Todes. Seine Wunden und der Friede der Welt gehören innig zusammen, wie Ursache nnd Wirkung. Vor seinen Leiden hat der Heiland uns wie in einem Testamente diesen Frieden verheißen. „Meinen Frieden hinterlasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch.“ [2] Nach seiner Auferstehung setzte er uns

[1] Matth. 11, 28. 29. [2] Joh. 14, 27.

feierlich in dessen Besitz; er ist unser Erbe vom verstorbenen Heilande. Der Heiland stellt ihn unter die ewige Obhut des Heiligen Geistes, welcher ihn in seiner Liebe beschirmt.

## II.

Das ist des Friedens Christi Ursprung und Herkunft. Dem hohen Ursprunge entspricht sein Wesen und seine Macht; es entspricht der ganzen Tiefe des Unfriedens und seiner ganzen Ausdehnung. Der Friede der Welt ist im besten Falle nur ein äußerlicher Friede, ein Friede, der über die Oberfläche streift, aber die aufgeregten Tiefen nicht beruhigt, der für eine Zeit den Sturm in den aufgestörten Zweigen in etwa beschwichtigt, aber nicht im Stamme und der Wurzel des Lebens Ruhe hervorbringt.

Der tiefste Grund alles Unfriedens, aller Zerrissenheit, der Mutterschoß zahlloser Leiden und Trübsale ist ein Krieg der seltsamsten Art, welchen der Mensch unternommen hat, ein Krieg, so ungleich, so aussichtslos, wie es keinen zweiten je geben kann; ihn unternehmen bezeichnet daher den Gipfel der Thorheit: es ist der Krieg des Menschen wider Gott. Dieser Krieg ist durch die erste Sünde in der Menschheit eröffnet worden und wird in allen Augenblicken fortgeführt. Denn der Sünder spricht: „Ich will nicht dienen"[1] und wird damit ein Empörer, der die Krone, die Majestätsrechte Gottes antastet. In diesem schändlichen Lager der Rebellen werden alle Menschen geboren. Wie friedlich auch Mutterarme und Wiege uns umfangen, und das traute Dach des Vaterhauses uns beschirmt haben, wir waren nicht Kinder des Friedens, sondern dem Sturme preisgegeben. „Wir sind von Natur Kinder des Zornes."[2] O wie oft kehrten wir in dieses entsetzliche Lager zurück! Es ist die traurige Heimat aller unerlösten Menschen, aller, die in schweren Sünden leben.

Der Krieg mit Gott ist aber gewiß nicht die Atmosphäre, in welcher die zum Frieden geschaffene Menschenseele froh athmen und sich glücklich fühlen kann. Friede ist ein Genüge und Ruhe, welche die rechte Ordnung verleiht: „Wer hat je sich Gott widersetzt und Frieden gehabt?" spricht Job[3]. „Die Gottlosen haben keinen Frieden."[4] Im Namen aller tritt David vor die Welt; er trägt eine Krone auf dem Haupte. Aber was ist darunter verborgen? „Gottes Pfeile stecken in mir. Kein Frieden ist in meinen Gebeinen vor dem Angesichte meiner Sünden."[5] O wie hat er recht, zu sagen: in seinen Gebeinen sei kein Friede! Friede ist Ordnung, Harmonie. Aller Ordnung Grundstein aber ist die Ordnung zwischen dem Menschen und

---

[1] Jer. 2, 20. [2] Eph. 2, 3. [3] Job 9, 4. [4] Js. 48, 22. [5] Ps. 37, 3. 4.

Gott. Wird diese Ordnung zerrissen, so bleibt der Riß nicht hierbei stehen. Wird das Band zerrissen, welches uns an Gottes Thron bindet, so steigt die qualvolle Unruhe und Zerrissenheit in unser kleines Reich herab, wie David, der Büßer, sich ausdrückt. Da entsteht in unsern Gebeinen der innere Krieg, der Bürgerkrieg. In diesem Kriege tritt vor allem das Gewissen auf. Es sollte uns ein weiser und gütiger Leiter, ein Tröster und Belohner sein. Friede mit dem Gewissen — welch ein unschätzbares Gut! Es kann in unaussprechlicher Weise belohnen. Aber nun wird es zum furchtbar drohenden Ankläger. Es ist ein Wurm, der immer nagt, und wie der Holzwurm das Holz zernagt, worin er geboren ist, so zehrt und nagt es an dem Herzen, darin es wohnt. O, das böse Gewissen brennt schmerzlich, wenn es draußen auch kühl ist. Es ist ein dunkles Ungewitter, aus dem es blitzt und donnert, wenn auch draußen die Sonne heiter scheint; es bebt, wenn auch draußen kein Hauch durch die Lüfte geht; es schreit in der tiefen Stille der Nächte. Es ist ein Hahn, der immer kräht, ein Fluß, der immer rauscht, eine Brand- und Sturmglocke, die immer läutet. Den Petrus ließ es bitter weinen; es wurde der Henker des Judas.

Der innere Krieg schreitet weiter. Der Leib soll dem Geiste dienen; das ist die rechte Ordnung. Denn der Geist ist vornehmerer Abkunft; er kommt von Gott. Der Leib kommt von der Erde; die Lehmgrube ist sein Stammhaus. Seitdem aber die Seele Gott nicht mehr folgt, seitdem folgt der Leib der Seele nicht mehr. Er ruft alle Begierden auf, und sie erheben sich. „Es ist kein Friede in meinen Gebeinen.“ Die Begierden erheben sich und heulen nach Befriedigung. Sie heulen fort und fort und werden nie gesättigt; sie werden mit der Sättigung nur unverschämter in ihrer Forderung; sie wollen immer mehr haben und bleiben immer hungrig. Sie gerathen dabei untereinander in heftigen Streit, denn was die eine will, das will die andere nicht. Die eine zieht den Menschen dahin, die andere dorthin; die eine will rechts, die andere links, und sogar eine und dieselbe Begierde will verschiedene Dinge haben, welche sie gar nicht miteinander haben kann. Von dem heiligen Martyrer Julian erzählt die Geschichte, daß man ihn in einen Sack steckte, worin man zugleich giftige Schlangen verschloß. So schleuderte man ihn ins Meer. Also Feinde drinnen, Meeressturm draußen — das war sein Leiden. Ein ähnliches Leiden haben wir uns selbst bereitet. Die Begierden und Leidenschaften haben wir mit uns eingenäht und den Sturm auch selbst gemacht.

Weil wir keinen Frieden in uns haben, ist auch kein Frieden in der äußern Welt. „Woher“, fragt der hl. Jacobus in seinem Briefe, und der ist an uns alle adressirt, „woher kommen Streitigkeiten und Krieg unter euch? Nicht wahr, aus euern Begierden, die

da kämpfen in euern Gliedern?“[1] Wenn jeder für seine Begierden und Leidenschaften Befriedigung im Leben sucht, müssen dann nicht nothwendig die Menschen sich gegenseitig entfernt und entfremdet werden, sich bekämpfen und bekriegen und in heftigen Zerwürfnissen wider einander stoßen? Nur das selbstlose Streben nach einem edeln und würdigen Ziele, nur ein heiliger, göttlicher Mittelpunkt kann die Menschen einigen. Gott ist so groß, daß im unendlichen Umfange seiner Liebe alle Menschen und alle geschaffenen Wesen sich versammeln können. Aber auch nichts anderes ist groß genug dafür. Nicht das irdische Vaterland, wie theuer es auch ist; denn andere haben auch ein Vaterland, welches nicht das unserige ist. Nicht die Familie, die noch viel kleiner ist; nicht Standesgenossenschaft noch irgendwelche Körperschaft. Am wenigsten kann der einzelne Mensch verlangen, daß nach seinem Willen sich alles richte. Jesus, der Gottessohn, kam, stellte sich in die Mitte und sprach: „Der Friede sei mit euch.“ Wo ein anderer sich in die Mitte stellt, da ist der Fluch der Entzweiung und des Streites.

Und dürfen wir, am Osterfeste zumal, einen Gast ganz vergessen, den unsere Sünden gerufen, der in jedem Hause von Zeit zu Zeit seinen erschütternden Besuch macht, der uns immerfort bedroht, der gewiß kommen wird, wir wissen nicht wann, nicht wo, nicht wie? Er hält uns in Spannung: es ist der Tod.

Wer kann aus dem Elende dieses Unfriedens die Menschheit erretten? Derjenige allein, welcher die Quelle verstopfen kann, aus welcher alles Elend kommt. Und das kann nur einer. „Meinen Frieden gebe ich euch.“ Der Ursprung alles Unfriedens der Menschheit ist die Empörung wider Gott: die Sünde. Der wahre Friede muß daher vor allem ein Gottesfriede sein. Es muß eine Versöhnung stattfinden. Diese ist geschehen im Leiden und Sterben Jesu Christi. Hier war Gottheit und Menschheit in einer Person geeint; hier konnte die Menschheit für die Sünder leiden; hier gab die Göttlichkeit der Person dem Leiden den Werth einer unendlichen Versöhnung. Diese Versöhnung Gottes mit den Sündern, dieser Gottesfriede ist der blutbenetzte Grund jedes wahren Seelenfriedens auf dieser Erde. „Es gefiel, daß durch Christus alles versöhnt werde, sowohl was auf der Erde als was im Himmel ist, indem er Frieden machte durch das Blut seines Kreuzes.“[2]

So ist denn für die friedebedürftigen Menschenseelen der Grund des Friedens gelegt; so ist denn die Morgenröthe eines hellen Friedenstages angebrochen, nach welchem alle Seelen schmachten. Es ist noch nicht der volle Aufbau. Der Bau ist erst vollendet, wenn unsere Leiber auferstehen.

---

[1] Jac. 4, 1. [2] Kol. 1, 20.

Am heiligen Osterfeste, am Abende, in dieser Stunde, sprach der Herr: „Der Friede sei mit euch", und in derselben Stunde gab er seinen Jüngern Macht und Sendung, die Sünden zu erlassen. Wie das Sacrament des Altars den Tod Jesu Christi feiert, so ist das Sacrament der Buße das Sacrament der Auferstehung der Christenheit; es ist das Portal zum Frieden Christi. Und nun wende ich mich zum Schlusse weniger an die Frauen als an die Männerwelt, die ich zu meinen Füßen so zahlreich vertreten sehe. Es handelt sich, einen Krieg zu beendigen, von welchem nichts in Zeitungen steht, über welchen keine telegraphischen Depeschen vom Kriegsschauplatze einlaufen, der nicht in Wirtslocalen verhandelt wird, dessen Beendigung aber in eurer Hand liegt und dessen ernste und entschiedene Beendigung die bedeutendste Sache in dieser Osterzeit ist. Wir sagen: „der liebe Friede", wie wir sagen: „das liebe Brod"; und doch tritt mancher sein Brod mit Füßen, den Frieden sehr viele. Wir sollten lieber sagen: der arme, zerfetzte, zertretene Friede. Doch er soll sein Haupt erheben, er soll herrschen; und das nicht nur, er soll triumphiren. Der Friede Christi triumphire in euren Herzen. Amen.

---

## Fünfte Predigt.

(1873.)

## Die Auferstehung Christi die Zuversicht der Kirche.

„Christus der Herr entwaffnete die Oberherrschaften und Gewalten, führte sie kühnlich einher im Triumphe." Kol. 2, 15,

Es ist ein bekannter und vielfach angewandter Spruch: „Die Jahre folgen aufeinander, aber sie gleichen sich nicht." Als heute in der Frühe vor den ersten Strahlen der Morgenröthe die Glocken rege wurden in allen Thürmen und mit ehernem Munde feierlich und fröhlich verkündigten: das freudenreichste, das glorreichste aller Feste, das heilige Osterfest, zieht triumphirend herauf und mit ihm Friede und Freude, Wonne und Heil, da mag wohl manchem guten Christen, manchem glaubensstarken Katholiken, der in frühern Jahren mit ungetrübter Freude das Fest begrüßte, ein trauriger Gedanke schwer aufs Herz gefallen sein. Es war der Gedanke, wie der Jubel des kirchlichen Festes und die Zustände der gegenwärtigen Zeit so wenig zu einander stimmen. Die traurige Lage der Christenheit beinahe überall auf dem Erdkreise, die Zerrissenheit und der

Verfall der christlichen Völker, die Bedrängnisse der Kirche, die Noth ihres sichtbaren Oberhirten, der heute nicht einmal zum feierlichen Segen über die Stadt Rom und den Erdkreis seine Hände erheben kann, die Verfolgung des Glaubens in so vielen Ländern stellen sich unwillkürlich vor das Auge des ernsten Christen, der treuen Kinder der Kirche und bilden zu dem Jubel des Osterfestes einen schneidenden, grellen Contrast. Sollte man nicht meinen, statt der hellen Glockenklänge, statt des Alleluja, der Jubelgesänge dauere am besten die Karwoche, die Leidenswoche fort, das Miserere passe besser zur Zeit als das Alleluja? Glockenklang und Alleluja, — werden sie nicht vom Leid der Zeit gedämpft, ja vom Siegesgeschrei des Unglaubens, des Hasses übertönt und geradezu verschlungen?

Haltet ein! So denkt die Kirche nicht. Die Jahre lösen sich einander ab, sie folgen aufeinander und gleichen sich nicht; aber das heilige Osterfest bleibt in allem Wechsel immer das gleiche, immer das höchste, reinste, hellste Freuden- und Triumphfest. Auch heute fordert die Kirche auf: Die Stimme des Jubels und Frohlockens erschalle in den Hütten der Gerechten. Solange es eine katholische Kirche gibt, in keiner Bedrängniß hat sie jemals die Osterfreude unterdrückt, jemals das Alleluja schweigen heißen. Leset die Reden, die Briefe der Apostel, so seht ihr, wie in all ihrer Trübsal allein schon der Gedanke an die Auferstehung des Herrn ihre Herzen mächtig in Freuden hebt. Wenn Petrus, der Apostelfürst, wenn Paulus, der Weltapostel, der Auferstehung Jesu Christi gedenken, so ist in allem Leid, in allen Bedrängnissen gleich von den frohesten Hoffnungen, von der seligsten Zuversicht, von der höchsten Siegesgewißheit ihre Seele erfüllt. Damit sein geliebter Timotheus zum schweren Kampfe bereit und munter sei, fordert der hl. Paulus, selbst in Banden, aus dem Gefängnisse ihn auf, immer daran zu denken, was ihm selbst die Seele ganz erfüllte: „daß Jesus Christus von den Todten auferstanden ist.“ [1] Er selbst aber, der Weltapostel, schaut mit der Erinnerung an das Wunder des heiligen Ostertages in seinem ersten Sendschreiben an die Korinther dem Tod und allen Schrecknissen des Todes und dem Fürsten des Todes ins Angesicht. Er triumphirt über diese Schrecknisse; er spottet des Todes und des Fürsten des Todes; er ruft siegesgewiß: „Tod, wo ist dein Sieg? Tod, wo ist dein Stachel?“ [2] Wohl mag der Tod, oder besser gesagt, der Fürst des Todes erstaunt gewesen sein ob solcher Kühnheit. So hatte noch keiner ihn zu fragen sich erdreistet. Hätte er nicht antworten können: „Wo die armen Menschen sich im Todeskampfe winden, da ist mein Stachel; wo immer über die ganze Erde hin frische Gräber sich erheben, wo die alten

---

[1] 2 Tim. 2, 8. [2] 1 Kor. 15, 55.

Gräber eingesunken sind, wo die Gebeine der Todten auf der Erde bleichen, die Fluthen des Meeres zahllose Menschenleben verschlingen und spurlos begraben, überall da ist meine Gewalt, mein Sieg. Dringe ich nicht durch alle Schutzwehren, steige ich nicht über alle Schranken, breche ich nicht das stärkste Leben? Wenn ich aus allen Erdengräbern und Meerestiefen alle Gebeine sammelte und aufeinander thürmen könnte, ich würde ein Denkmal meiner Gewalt, meiner Siege erbauen, das weit über die Wolken zu den Sternen reichen würde. Wer hat eine Macht wie ich? Wer ist Sieger wie ich?" O das alles weiß der hl. Paulus wohl, wie jeder Mensch es weiß; aber das Wunder des heiligen Osterfestes steht vor seinem Auge und überragt und überwältigt das alles. Während Tod und Verfolgung jeden Tag die Apostel und die Christenheit bedrohen, ruft er aus: „Gott sei Dank, der uns den Sieg gegeben durch unsern Herrn Jesum Christum."[1] Als in den ersten Jahrhunderten die blutige Verfolgung die Christen mit ihren Gottesdiensten und heiligen Festen in die Katakomben, Klüfte und Einöden verscheuchte: — wenn das Osterfest kam, vergaßen sie alles Leides. Sie athmeten auf aus der Beschwerung und dem Drucke der Zeit; sie riefen einander beim Eintritt in die gottesdienstlichen Räume jubelnd zu: „Christus ist erstanden"; sie streuten Blumen auf dem Wege zur Kirche, steckten Siegesfähnlein auf; am Ende erschallte der Jubelruf: Alleluja. Die Seelen nahmen einen hohen Flug in die heilige Region der Hoffnung, wohin die Bedrängnisse der Erde nicht reichen. Die heiligen Lehrer und Väter der Vorzeit nannten den Ostertag den Fürsten der Tage, den Tag, der alle Finsternisse besiegt, die Sonne der Tage, das Fest aller Feste. Nun, ist er die Sonne, so muß er Meister werden über alle dunkeln Wolken, so besiegt er die trüben Nebel, so verscheucht er die dunkeln Wolken des Kummers. Leid und Trübsal darf die Osterfreude nicht verschlingen oder verkümmern; es ist keine Trübsal in den wechselnden Zeiten so groß, die nicht von der heiligen Freude des Osterfestes überwunden, überstrahlt, verschlungen werden soll.

So ist es der Sinn der Kirche; so haben es ihre besten Kinder auch in den schlimmsten Zeiten gehalten. Sie ließen vom heiligen Osterfeste ihre Herzen erwärmen und durchglühen, zur Hoffnung erheben, zur ungetrübten Freude stimmen, mit dem höchsten Siegesbewußtsein erfüllen.

Das geschehe auch heute. Die Kirche hat uns schon in der Frühe zugerufen: „Das ist der Tag, den der Herr gemacht; lasset uns frohlocken und seiner uns freuen." Es ist recht, daß dies geschehe. Denn das erste Osterfest, der Tag der Auferstehung Christi, hat die Kirche gleich zu Anfang mit einem Siege beschenkt und geschmückt, der, an sich

[1] 1 Kor. 15, 57.

betrachtet, einzig, unvergleichlich, wunderbar groß und herrlich ist. Dieser Sieg Christi ist aber auch darum so außerordentlich bedeutungsvoll und freudenreich, weil er zugleich die Eröffnung, der Anfang, das Vorspiel und die Quelle einer unabsehbaren Reihe von Siegen des Reiches Christi durch die Jahrhunderte auf Erden ist, weil er allein schon zugleich die feste Bürgschaft, die unwiderlegliche Versicherung enthält, daß die Kirche unter allen wechselnden Geschicken der Zeit überwinden, aus den Kämpfen der Zeit nur als Siegerin hervorgehen kann, daß sie durch Verfolgung wohl gedrückt, aber nicht erdrückt werden, nicht elend zu Grunde gehen kann, weil sie die göttliche Bestimmung hat, von jedem Falle sich glorreich zu erheben und durch Leiden in ihre Herrlichkeit einzugehen. Um diese Gedanken wendet sich unsere Betrachtung.

## I.

Der erste Ostertag, der Tag der Auferstehung unseres Herrn Jesu Christi von den Todten, hat der Kirche die Ehre und den Schmuck eines Sieges geschenkt, der ganz einzig groß dasteht, dessengleichen Zeit und Ewigkeit nicht haben. Darum singt ein hohes Osterlied: „Es freue sich die Mutter, die Kirche, daß sie mit dem Glanze eines solchen Lichtes geschmückt ist.“

Ihr denkt: Gehört und gebührt denn die Ehre und die Zierde dieses Sieges der Kirche? Wie kann die Kirche diesen Sieg der Auferstehung sich zur Zierde anrechnen, da die Kirche diesen Sieg ja nicht erworben hat und nicht erwerben konnte? Wie kann sie den Glanz des Sieges auf sich beziehen? Allerdings, insoweit habt ihr recht, Geliebte. Die Glieder der Kirche haben den Sieg nicht errungen: nicht Petrus, nicht Johannes, nicht die Apostel, nicht der Jünger einer, nicht alle zusammen. Sie alle, die Mutter des Herrn, die Königin der Apostel allein ausgenommen, hatten von diesem Siege nicht einmal eine Ahnung. Gramgebeugt, in namenlosen Schmerz versenkt, trostlos, wenn sie einsam, trostlos, wenn sie beisammen waren, — das war ihr Seelenzustand, als der glorreiche Sieg schon errungen war. Sie kommen zum Grabe, sie stehen am Grabe und gehen in das Grab und wissen nicht, daß sie auf der Stätte des wunderbarsten Sieges stehen, den jemals die Schöpfung gesehen. Gewiß also haben die Glieder der Kirche an diesem Siege keinen persönlichen Antheil; und doch ist der Sieg die Ehre und der Glanz der Kirche. Denn der den Sieg errungen hat, Jesus Christus, ist mit der Kirche aufs allerinnigste verbunden; haben die Glieder der Kirche den Sieg auch nicht errungen: der ihn erworben, der Sieggekrönte, ist an der Kirche mehr als die Glieder. Er, der Sieggekrönte, ist das ewige Haupt der Kirche; er ist der Schöpfer und Stifter der Kirche; er ist der Gründer jener unsterblichen Dynastie von Päpsten, Fürsten und

Hirten der Kirche, der Vater der Familie der Gläubigen aller Zeiten. Schon der Prophet Isaias schaute diese innige Verbindung zwischen Christus und der Kirche. Er sah, wie die Kirche aus ihm hervorging; er nennt darum Christus den „Vater der zukünftigen Zeiten" und die Kirche das „Geschlecht, die große Nachkommenschaft" Christi. Wenn aber der Vater einer Familie, wenn der Gründer einer Dynastie, das Haupt eines Reiches im Glanze großer Siege strahlt, so fühlt sich jedes Glied der Familie, jeder Theil des großen Ganzen in seinem Haupte und Vater verherrlicht, und der Lorbeer, welcher das Oberhaupt schmückt, wird der Antheil, der Ehrenschmuck des Ganzen. Wenn Adam, unser Stammvater, im Paradiese über Satan und dessen List gesiegt hätte, so wäre sein Sieg die Ehre der Menschheit gewesen, es wäre der gerechte Stolz der Menschheit, einen siegreichen Stammvater zu haben. So innig ist aber Adam mit dem Menschengeschlechte nicht verbunden, das aus ihm hervorgegangen, wie Christus mit der Kirche verbunden ist. Dieses Recht liegt einmal im Zusammenhange der Menschheit. Es ist vorgekommen, daß die Nachkommen gefallener fürstlicher Häuser aus der Verborgenheit hervorgezogen und auf den Thron zurückgeführt wurden um der Siege ihrer Ahnen willen. Denn der Schimmer dieser Siege ruhte noch auf ihnen. Es gibt auf Erden kein Reich, keine Familie, die mit ihrem Haupte so innig und unauflöslich verbunden ist wie die Kirche mit Christus. Denn sie ist ja aus seinem geöffneten Herzen, aus seinem Herzblute wunderbar hervorgegangen; sie ist Christi Leib, Christi anderes Ich, sein zweites Selbst. Die Kirche hat also gewiß das Recht, über den Sieg Jesu Christi zu jubeln und sich dieses Sieges als ihrer eigenen Ehre und Zierde zu freuen. Das sieggekrönte Haupt ist die Zierde des ganzen Leibes, d. i. der ganzen Kirche. Dies um so mehr, je herrlicher der Sieg ist.

Wie groß aber die Ehre dieses Sieges ist, das wird klar, von welcher Seite wir auch die Sache betrachten; sei es daß wir Jesus betrachten, wie er allein das Ziel aller Angriffe war, den Kampf ganz allein aufnahm, sei es daß wir die große Macht und Zahl seiner Feinde betrachten, die ihm gegenüberstanden, sei es daß wir den unendlich großen Preis des Sieges ins Auge fassen. Jesus Christus, er allein und einzig, ist im Grunde das Ziel der feindlichen Angriffe und des Hasses, welche sich gegen das Werk richten, das seinen Namen trägt, gegen das Christenthum. Seine Feinde sind sich darüber klar, daß auf ihm allein das ganze Unternehmen beruht, daß er die Seele der ganzen Bewegung ist, daß mit ihm alles steht und fällt, alles lebt und aufhört. Sie haben recht damit. Noch nie hat in der Welt eine hochwichtige Sache so auf einem Dasein, einem Leben beruht wie Christi Sache auf Christi Dasein und Leben. Noch nie war eine Stiftung, eine Bewegung, Unternehmung in dem Maße von einer Person abhängig wie hier. Gelang es, ihn zu ver-

nichten, so war alles vernichtet, sein ganzes, so groß angelegtes Werk vernichtet. Konnte Jesus vernichtet werden, so war damit sein ganzes, wunderbar großes Werk vernichtet, ja durch alle Zeiten, rückwärts und vorwärts, alle wahre Religion. Er wurde ja schon verheißen, als Adam und Eva schuldbeladen über die Grenze des Paradieses in das Land der Disteln und Dornen traten. Auf ihn, den kommenden Retter der Seelen, schauten die sündigen Stammeltern des Menschengeschlechtes reue- und hoffnungsvoll hin durch die Schleier ihrer Thränen; sie, die Stammeltern nach dem Fleische, waren willige Kinder des Erlösers in der übernatürlichen Ordnung des Heiles. Abel, der Hirte, war selbst ein Schäflein dieses Hirten Jesus Christus. Und noch der letzte Auserwählte am Ende der Zeiten wird dies sein. „Es ist ja nur **ein** Mittler zwischen Gott und den Menschen, der Mensch Jesus Christus.“ [1] „Nur ein Name ist, in dem wir selig werden können, der Name Jesus.“ [2] Wer seit dem Sündenfall auf dieser Erde mit Gott versöhnt, mit Gott vereinigt war, der war es nur durch den einen, durch Jesus Christus.

Ist es nun zu verwundern, geliebte Zuhörer, daß wider diesen einen der ganze Haß der Hölle entbrannte und aufs höchste entflammte, der Hölle, welche wohl wußte, was sie wollte? Und auch die Feinde der Sache Christi in Menschengestalt trachteten, den einen zu vernichten. Die Jünger ließ man gehen; die mitleidigen Frauen auf dem Leidenspfade Christi ließ man weinen und wehklagen; den hl. Johannes, die frommen Frauen, selbst die heilige Mutter des Herrn, welche wie ein milder Abendstern in der Leidensnacht leuchtete, ließ man am Kreuze, unter den ragenden Armen des Kreuzes stehen: einer vereinigt allen Haß auf sich. „Es ist gut, daß ein Mensch sterbe“, der bekannte, der gehaßte Eine, das war die von Kaiphas gegebene Losung, oder wie der Prophet die Losung der Feinde Christi verkündigt hat: „Wir wollen ihn ausrotten aus dem Lande der Lebendigen, und sein Name soll nicht mehr erwähnt werden.“ [3] „Ein Mensch“, „er“, sagen die Feinde. Den Namen selbst nennen sie nicht. So ist es der Menschen Weise, wenn sie aus tiefster Seele hassen, wenn alle Gedanken, alle Gefühle nur um den Einen kreisen. „Was werden wir thun, da der Mensch so viele Zeichen thut?“ [4] so fragen sie einander verlegen. „Was wollt ihr mir geben, und ich überliefere **ihn** euch?“ so fragt Judas sie hinwieder [5]. Wer der ist, den er an sie verrathen will — er nennt den Namen nicht —, versteht sich von selbst. Es ist ja nur einer, den sie so gründlich hassen. Er, er allein ist des Hasses Ziel, das Ziel der Angriffe.

[1] 1 Tim. 2, 5. [2] Apg. 4, 12. [3] Jer. 11, 19. [4] Joh. 11, 47. [5] Matth. 26, 15.

So nimmt er denn auch allein den Kampf auf. Die Könige der Erde haben ihre Kriegsheere, welche mit ihnen für sie streiten. Ihre Siege sind das Werk vieler; an dem Lorbeerkranze um das eine Haupt flechten viele tausend Hände. Das kann nicht anders sein. In eigenthümlicher Weise bekannte dies in alter Zeit offen vor seinem Heere der berühmte König Pyrrhus von Epirus. Als er nach vielen glänzenden Kriegsthaten einen neuen großen Sieg errungen, da nannten seine Krieger in begeistertem Zurufe ihren sieggekrönten König einen Adler. Der König erwiderte: „Nicht mit Unrecht nennt ihr mich einen Adler. Aber wenn ich der Adler bin, so seid ihr die Flügel, womit der Adler seinen Siegesflug gethan.“ Was ist der mächtigste Adler, wenn ihm die Flügel fehlen? Welch ein anderer Flug ist der Siegesflug Christi! Hat er auch solche Helfer, welche dichtgedrängt ihn heben und tragen? Da spricht schon in der fernen Vorzeit in den Büchern der Propheten der Heiland von seinem großen Kampfe und wie er dabei ganz allein gewesen. „Fremd bin ich geworden meinen Brüdern. Ich erwartete, ob einer mit mir trauere, und es ist keiner da; ob einer tröste, und ich finde keinen[1]. Aus den Völkern ist niemand mit mir. Ich schaute mich um, und da war kein Helfer; ich suchte, und es war niemand, der half. Da half mir mein Arm.“[2]

O, wir Menschen klagen oft und leicht darüber, daß wir allein gelassen werden bei unsern Leiden und Mühen, daß wir nicht verstanden werden. Wir fühlen uns oft so einsam, so isolirt; wir hören mit innigem Mitleid von Menschen, welche einsam vertrauern und verlassen sterben; wir denken mit bitterer Wehmuth, wie in den letzten Augenblicken eigentlich jeder Mensch sehr einsam wird. Weiterhin, wir blicken um uns in der Welt, und es stimmt uns traurig, zu sehen, wie Wahrheit, Recht und Gerechtigkeit oft so verlassen, wie ihre Vertheidiger so einsam stehen; wir sprechen — gewiß mit Recht — von der großen Verlassenheit der Kirche und ihres Oberhauptes, des gemeinsamen Vaters der Christenheit. Allein die allergrößte Verlassenheit und Vereinsamung war die Verlassenheit unseres Helden von allen Menschen.

So mußte es aber sein, da er sie alle vertreten und die Sünden aller tragen wollte. Furchtbare Vereinsamung des Herrn am Oelberge! Die Schrecknisse des furchtbarsten Todes stiegen vor ihm auf. Die Sünden der ganzen Welt sah er aufsteigen und sich wie einen Berg auf seine Schultern legen. Er sollte sie ja alle tragen. Er rang mit seiner Last. Es ist ein Seelenkampf, ein geistiger Todeskampf. Blutige Schweißtropfen fallen gleich blutigen Thränen auf die Erde nieder. Seine

---

[1] Ps. 68, 21. [2] Is. 63, 5.

menschliche Seele zittert und zagt. Von Angst gejagt, eilt er zu seinen Jüngern. Sie schlafen und können nicht mit ihm wachen in dieser schrecklichen Stunde. Judas wird sein Verräther, Petrus sein Verläugner. Alle Jünger fliehen davon und stieben auseinander, da er ergriffen wird. Wo sind die Scharen, die ihm einst gefolgt, die ihm zugejauchzt, die ihm die Krone eines Königs aufsetzen wollten? Es ist, als seien sie von der Erde verschwunden. Es zittern in unsichtbaren Welten die Engel vor Verlangen, ihm zu Hilfe zu eilen; mehr denn zwölf Legionen Engel harren; wenn er es verlangte, würden sie ihm zu Hilfe eilen [1]; ein Wort des Verlangens, und sie wären da. Er spricht das Wort nicht. Aus der Menschen-, aus der Engelwelt nimmt er keine Hilfe. Selbst seine eigene Stimme gebraucht er nicht zu seiner Vertheidigung; er schweigt wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird. Nun ist noch ein einziger Trost übrig, der aus seinem eigenen Innern aus geheimnißvoller Quelle fließt, aus der persönlichen Verbindung seiner Menschennatur mit der Gottheit. Da läßt er auch den versiegen, so daß er ruft: „Mein Gott, mein Gott, wie hast du mich verlassen!" und so ist die Verlassenheit vollständig, die höchste, bitterste Verlassenheit, welche es jemals gegeben hat. Er hat sie getragen, damit niemals mehr ein Mensch so verlassen werde. So ist er allein, der Stellvertreter aller Sünder, der Mittler zwischen Gott und den Menschen; so, ganz allein, geht er seinen Feinden entgegen. Welchen Feinden?

Unzucht, Hochmuth, Neid, Haß, Bosheit, Lüge, frevelhafter Undank, flache Weltsitte, grausame Roheit, die ganze Masse des sittlichen Verderbens steht ihm gegenüber; alles, was Böses, Tigerartiges in den Tiefen der Menschenherzen schläft, war aufgeregt, es ist eine Verbitterung und Verschwörung aller Gemüther. Nicht eine Partei, nein, alle Parteien, Fürsten, Obrigkeiten und Unterthanen, Priester und Laien, Feine und Halbwilde, aus den deutschen Wäldern und scythischen Stämmen, Krieger, aus rohen Völkern gedungen und geworben, eine hochaufgeregte, wüthende Menge, die wohl mehr als eine Million betrug, — das sind die sichtbaren Streitkräfte, welche wider den Einen, den Wehrlosen, stehen. Wer aber eigentlich der Kopf dieser vielköpfigen Schar, der unheimliche Führer der feindlichen Schlachtordnung ist, das hat der Heiland gesagt: er weist auf die Hölle hin. „Es kommt über mich der Fürst dieser Welt. Das ist eure Stunde und die Macht der Finsterniß."

Mit Menschenauge betrachtet, wenn Welt und Unterwelt wider einen stehen, da ist nicht nur ein ungleicher Kampf, da ist scheinbar gar kein Kampf, nur ein Untergehen möglich. Und wirklich wird der Held in die

---

[1] Matth. 26, 53

Hände seiner Feinde gegeben. Durch Leiden ohne Zahl und Maß treiben sie ihn. Mit Siegesgeschrei heben sie ihn ans Kreuz empor; und es kommt der letzte Feind heran, der Tod. Er neigte sein Haupt und winkte ihm gleichsam zu, zu kommen. So endigt der Kampf vor den Augen der Menschen. Damit sein trauriger Ausgang noch sicherer und klarer sich dem Auge zeige, schwingt ein Soldat seinen Speer gegen die Leiche und stößt ihn durch die Seite dröhnend in das Herz des Herrn. Die Leiche wird in ein kaltes Felsengrab gebracht. Starr und fühllos stand der Fels und nahm die Leiche auf. Ein schwerer Stein wird vor den Eingang gewälzt, das Siegel der Obrigkeit aufgesetzt. Die Nacht senkt sich auf die Erde. Feindliche Kriegsknechte umstanden wie eine eherne Mauer das Grab, die arme Welt vor jenem Heilande zu schützen, dessen sie so sehr bedarf. So ist der Herr scheinbar spurlos vernichtet.

Es war aber im letzten Augenblicke aus dem Munde des Heilandes ein Siegeswort gekommen, das Wort: „Es ist vollbracht“ [1]; und die heiligen Evangelisten bemerken bedeutungsvoll, daß Jesus sein letztes Wort mit lauter Stimme gerufen habe. Nach maßlosen Leiden verschmachtend, verdürstend, dieser laute Ruf! Das ist wunderbar. Mit Schrecken hörten ihn die Menschen; aber es muß das Entsetzen der Hölle sein. Soll der Unterliegende dennoch Sieger sein? Ja, er ist es schon jetzt. Darum war er verlassen, weil er alle Menschen vertrat. Der Tod, der sein irdisches Leben auslöschte, tilgte zugleich die Sünden der Welt und wurde die Quelle einer ewigen Glorie Christi nach seiner Menschheit. Diese Glorie wurde zuerst der Seele Christi zu theil. Sie wurde ihr zu theil in dem Augenblicke, als sie den gemarterten Leib am Kreuze verließ. Im Reiche der abgeschiedenen Seelen fing jetzt schon das Osterfest an. Der Herr stieg hinab als Sieger in die Unterwelt, ins Reich der Todten; seine Seele steigt triumphirend in die Vorhölle. Hier erleuchtet der Herr die langen Finsternisse, stillt die lange Sehnsucht; hier ist er der langersehnte Befreier. Unser Alleluja ist nur ein schwach verklingender Jubel im Vergleiche zum Jubel in der Vorhölle. Viele dieser Seelen waren Jahrhunderte, Jahrtausende bereits in diesen abgeschiedenen Regionen, und die Sehnsucht hatte die Zeit noch länger gemacht. Wie hoch muß ihr Verlangen gestiegen sein! Wenn man eine kleine Quelle an ihrer Oeffnung mit Gewalt nur kurze Zeit zurückdämmt, wie dringt, wie rauscht sie dann hervor, wenn das Hinderniß weicht! Jahrhunderte lang war die Sehnsucht dieser Seelen in die Tiefe zurückgedrängt worden: wie werden sie gejubelt haben bei der Ankunft Christi! Indes das sind lichte, freudenvolle Vorgänge jenseits in den unsichtbaren Regionen der Geister gewesen, in welche Menschenaugen nicht eindringen. Der Schleier, welcher

---

[1] Joh. 19, 30.

die Welt der abgeschiedenen Seelen verhüllte, ward damals nicht gehoben; diese lichte Seite war der Erde nicht zugekehrt. Jenseits war Freude der Gerechten, Sieg und Triumph Christi; hier aber war nichts zu sehen als Untergang und Grabesdunkel. Man dachte sich weiter hinzu Verwesung, Asche, spurlose Vernichtung. So konnte es aber nicht lange dauern; der armen, erlösungsbedürftigen Erde konnte nicht lange diese dunkle, schreckliche Seite zugekehrt bleiben. Denn von dem scheinbaren Unterliegen und Untergehen Christi fiel für die schwachen Menschenaugen eine trübe, dunkle Wolke über das ganze Leben Christi und hüllte alles in Finsterniß ein. Sein Erscheinen und Wirken wäre den Menschen ganz unverständlich geworden; alle wären irre geworden. Das Kreuz der Erlösung wäre ein Holz der Schmach vor Menschenaugen geblieben. Durch seinen Tod hat der Herr die Sünden getilgt und die Gnade der Erlösung allen erworben; aber niemand hätte geglaubt, niemand von der Erlösung Gebrauch gemacht. Die Predigt der Erlösung wäre nach den Worten des hl. Paulus vergeblich gewesen. Die Erlösung der Menschheit, die Genugthuung Christi wäre dagewesen, aber ein unbekannter, vergrabener Schatz geblieben. Was nützt der größte Schatz, solange er nicht gehoben, unbekannt in dunkeln Erdentiefen ruht? Es war nothwendig, daß ein glänzender Umschwung eintrat. Und was für ein Umschwung? Kein kleinerer als das Unerhörteste — die Vernichtung des Todes, die Auferstehung. „Es ist nothwendig, daß der Menschensohn auferstehe", so hatte Christus gesagt, und der Engel am Grabe erinnert an dieses hochwichtige Wort. Der Herr durfte von den Banden des Todes nicht zurückgehalten werden. Die Auferstehung und Verherrlichung gehört zum Leben Christi wie die Krone zum Baume. Was einst Simson gethan, der die Thore von Gaza forttrug, das mußte geschehen, und mehr als dieses. Die Thore des Todes mußten zertrümmert und seine Riegel zerschmettert werden. So geschah es.

Gestorben ist der Herr als Mensch für unsere Sünden. Er blieb so lange todt, daß sein Sterben nicht bezweifelt werden konnte, und er erstand so bald, auf daß die Versuchung dem armen Menschenherzen nicht zu groß würde. Er wurde zu Grabe getragen, um das Begräbniß der Christen zu heiligen; er ruhte in fremdem Grabe. Denn die Menschen bedürfen eigentlich der eigenen Gräber der Verwesung wegen; er schaute die Verwesung nicht, er machte das Grab zur Stätte der wunderbarsten Wiedergeburt. Aus dem reinsten Schoße der seligen Jungfrau, der Gottesmutter, war er zum leidensvollen, sterblichen Leben geboren: aus dem Felsenschoße wurde er wiedergeboren zum unsterblichen Leben der Glorie und Verklärung. Er erweckt sich in eigener göttlicher Kraft und geht als Sieger hervor. Zwar waren Siegel am Grabsteine und Wachen; aber kein Christ wird denken, daß, wenn der Herr die Macht des Todes

zerbrechen und aus dem Grabe hervorgehen wollte, er vorerst noch der Genehmigung des Pilatus oder der Schriftgelehrten bedurft hätte. Er ersteht vor den ersten Strahlen der Morgenröthe. Als er zur Erde geboren ward, war es Mitternacht; als er den Geist aufgab, neigte der Tag zum Abend; im Abendscheine ward er begraben; aber er erstand vor dem Morgenlichte, zu sinnbilden, daß er das Licht der Welt sei. Er machte die Frauen zu seinen ersten Boten, weil sie mit ganzer Seele an ihm gehangen, mit weinenden Augen sich frühe erhoben hatten, ihn zu suchen. Auch ist eine Frau, Eva, unsere irdische Stammutter, die Ursache des Falles, die Bringerin des Todes gewesen: ihre Töchter werden wieder Botinnen des Lebens.

So faßt der Herr wieder glorreich Fuß auf Erden, wo scheinbar alles verloren war, und steigt in die ewige Klarheit des Himmels, ohne diese Erde zu verlassen. Im Glanze seines Sieges verschwindet die Schmach, welche bisher auf dem Kreuzestod lag. Sein Kreuz wird eine Siegestrophäe und eine Glorie. Die Erlösung der Menschen durch seinen Tod, bisher ein verborgener Schatz, ist jetzt ins Licht emporgehoben. Jetzt werden die Menschen, welche guten Willens sind, in wachsenden Scharen mit Freuden kommen und aus den Quellen der Erlösung schöpfen.

## II.

Nun wird der Herr alles an sich ziehen. Er ist das unsterbliche, allmächtige Haupt der Kirche. Die Kirche wird nie ohne dieses Haupt sein, aber das Haupt auch nie ohne die Kirche. Es wird keine Macht geben, welche Christum und seine Kirche voneinander trennen kann. Er ist das verklärte Haupt der Kirche. Alle Glieder, welche treu und fest an ihm halten, welche dem Sturme der Verfolgung trotzen, wird er in seine Verklärung emporziehen. Es wird aber auch niemand in die Seligkeit Christi emporgezogen werden, der nicht ein Glied an seinem Leibe ist.

Der Auferstandene, der Sieger, ist bei uns alle Tage bis zum Ende der Welt. Er ist bei uns in allen Kämpfen, in innern und in äußern Kämpfen. Er, der Sieger des Osterfestes, geht siegreich mit seinen streitenden Kindern durch die stürmischen Zeiten der Welt. In den zahllosen Schlachten und Gefechten, welche die Christen in Spanien beinahe sieben Jahrhunderte lang gegen die eingedrungenen Mohammedaner, die sogen. Mauren, führten, erwarb sich kein Held der Christen einen so berühmten, gefeierten Namen als der große Ritter Cid im elften Jahrhunderte. Indes schlug auch für diesen Helden die Stunde des Todes. In einem alten Kloster bei Burgos zeigt man sein Grab. Ueber diesem aber steht eine merkwürdige Inschrift; sie sagt von dem Ritter, der im Grabe schläft: „Cid hat 70 Schlachten in seinem Leben gewonnen und eine noch nach seinem Tode." Das hört sich seltsam an: eine Schlacht nach dem Tode

gewinnen. Das Räthsel aber wird von der Ueberlieferung gelöst. Es hatten nämlich die Mohammedaner bald gehört, der große Cid sei gestorben. Da schöpften sie neue Hoffnung und griffen die Christen sogleich mit Heeresmacht an. Diese aber nahmen die Leiche des Cid, hoben sie aufs Roß, befestigten sie, gaben ihr das Schwert in die Hand, und so führten sie dieselbe aufs Schlachtfeld. Da riefen die Feinde: „Cid ist nicht todt; er lebt noch; er führt die Christen.“ Und sie flohen davon. So gewann dieser Ritter eine Schlacht nach seinem Tode.

Das war aber nur mehr der Schein des Lebens. Von unserem Herrn gilt mit Recht: die größten Feinde hat er am Kreuze geschlagen, zahllose andere aber schlägt er nach seinem Tode. Zuerst hat er den Tod selbst besiegt; und durch der Zeiten Lauf legt er alle zum Schemel seiner Füße. Den Sieg am Osterfeste hat er allein errungen für uns, aber ohne uns. In den folgenden Siegen ruft er die Christen an seine Seite, daß sie mit ihm kämpfen, für ihn leiden, mit ihm siegen. So seid ihr alle gerufen in der Taufe, in der Firmung. Welche Ehre! Selig, die mit Christo leiden; glorreich sind die Wunden. Selig, die mit ihm fallen; sie werden mit ihm auferstehen. Amen.

---

## Sechste Predigt.

(1875.)

### Die erste Erscheinung des Auferstandenen im Kreise der Apostel am Osterabend.

„In der Welt werdet ihr Bedrängniß haben; aber vertrauet, ich habe die Welt überwunden.“ Joh. 16, 33.

Mit der Hirtentasche und der Schleuder versehen, unbewaffnet und ohne jede Rüstung, so war einst David für die Rettung seines Volkes muthig in den Zweikampf gegangen gegen Goliath, den Riesen. Die kleine, unscheinbare Gestalt des unbewaffneten Hirten erregte das Hohngelächter der Feinde; mit Zittern und Beben folgen ihm die Blicke seiner Freunde. Denn gar ungleich und hoffnungslos war der Kampf. Aber siehe! ein kleiner Stein aus Davids Schleuder trifft schmetternd die stolze Stirne des Riesen. Der Koloß stürzt mit seiner Waffenrüstung dröhnend zu Boden; und da David selbst kein Schwert hat, setzt er siegend seinen Fuß auf den Nacken des Gewaltigen, zieht ihm das gigantische Schwert aus der Scheide und schlägt ihm mit seinem eigenen Schwerte das Haupt

ab. Das Schwert des getödteten Riesen aber wurde als Siegestrophäe davongetragen.

Die Zeiten gingen weiter. David stieg auf den Königsthron und vom Throne hinab ins Grab; Jahrhunderte kamen und vergingen. Da endlich erschien auf Erden Davids wunderbarer Nachkomme, jener göttliche Sprosse aus Davids Stamme, den David selbst seinen Herrn nannte und der unser aller Herr und Retter ist, Jesus Christus. Davids Kampf und Sieg über den Riesen war nur ein schwacher Schatten von dem Kampfe Jesu Christi mit einem andern Riesen; ohne Vergleich größer, unendlich bedeutungsvoller ist dieser Zweikampf. Wer ist der Riese in diesem Kampfe? Es ist der Tod, dieser furchtbare Goliath, der mit Riesenschritten Tag für Tag um die Erde schreitet, vor dem keine Hütte sich verbirgt, dem kein Schloß zu hoch liegt, vor dem kein Thor und Riegel, keine Leibwache, Macht und Rüstung schützt, dem alles Leben zur Beute wird und der seine Beute nicht mehr entläßt; der Tod ist der Riese. Oder die Sache noch tiefer gegriffen: der Riese ist der Herrscher der geistigen Finsterniß; es ist derjenige, durch welchen der Tod in die Menschenwelt gekommen ist, der, seit das Paradies verloren, mit den Schrecknissen des Todes die geängstigten Menschen beherrschte. „Den Fürsten dieser Welt“ nennt ihn der Heiland, und dieser Fürst verfügt in der That über die ganze gottentfremdete Menschheit. Er hat eine Welt von Knechten und Handlangern der Finsterniß zu seinen Diensten. Wie mancher macht sich eine Ehre daraus, ein langer Spieß, ein scharfes Schwert, eine schneidige Waffe in der Hand des Teufels zu sein.

„Es kommt über mich der Fürst dieser Welt, aber er hat nichts an mir“, so sprach der Sohn Davids, Jesus Christus, als die Stunde des Kampfes schlug. Da legte der Herr seine höhere Kraft gleichsam ab; er entäußerte sich seiner selbst und aller Hilfe. Verlassen, ganz allein, unscheinbar und schwach — so trat er in den ungleichen Kampf. Es fiel hohnlachend, triumphirend über ihn der Riese her mit seiner ganzen Macht. O wie schien der Heiland und Erlöser in jenem verhängnißvollen Kampfe zu unterliegen; er schien auf immer vernichtet und mit ihm seine Sache. Aber wunderbar! Nicht Jesus ward besiegt, sondern sein Gegner. Mit seinem versöhnenden Leiden und Sterben hat Jesus die sündige Menschheit erlöst und sie der Gewalt des Fürsten der Finsterniß entrissen; mit seiner Schwäche brach er die vieltausendjährigen Ketten und Bande; mit seinem Unterliegen raubte er dem Riesen seine Macht; durch seinen Tod gab er der Welt das geistige Leben und nahm vom Tode die Schrecken hinweg, durch welche Satan herrschte. Aus scheinbarer Vernichtung ging der Herr verklärt und verherrlicht hervor, und sein Grab ward die Geburtsstätte eines Lebens, das in unverwelklicher Schönheit blühte.

So ist denn der Riese in dem wunderbaren Kampfe mit seinen eigenen Waffen besiegt. Welch ein Entsetzen muß ihn erfaßt haben, als die Waffen ihn betrogen, sich gegen ihn selbst kehrten, welche in den Jahrtausenden der Menschheit ihm noch niemals den Dienst versagt hatten. Lebend und als glorreicher Ueberwinder stand derjenige da, den er getödtet, den er nicht gekannt, den er so sehr unterschätzt hatte.

So geschah es in der Osternacht. Beachtet die Zeit und sehet, wie die natürliche Zeit und die Vorgänge der höhern Welt harmoniren. Als am Karfreitag die natürliche Sonne niederging und den Tag im Abendroth begrub, war auch unser Herr und Heiland, die geistige Sonne der Welt, begraben worden: als in der Osternacht die mitternächtliche Stunde vorüber war und die nächtlichen Finsternisse bald vor dem neuen Tage verschwinden sollten, da überwand der Herr das Reich der geistigen Finsternisse und machte ihrer Uebermacht ein Ende; als die Sonne des Ostertages aufging, beleuchteten ihre ersten Strahlen das leere Grab des Herrn und sein aus der kalten Felsengruft wunderbar erblühtes, neues Leben. Nehmen wir allein die Mutter des Herrn aus, die eine und einzige, welcher nach der Ueberlieferung der Kirche der Sohn nach seiner Auferstehung sogleich im Glanze der Verklärung erschien, so wußte in der Frühe des Ostertages niemand in der ganzen Menschenwelt etwas von diesem wunderbaren Umschwunge der Dinge: nicht die Feinde, nicht die Freunde Christi. Daher entsprachen die Stimmungen der Menschen gar nicht der neuen Wirklichkeit. Bei Christi Feinden dauert der Jubel fort, denn sie halten sich noch immer ihrer Beute sicher. Die Freunde und Freundinnen Christi aber findet das Morgenroth nach einer traurigen Nacht in Gram und in Thränen; sie alle haben keine Ahnung von der Wandlung der Dinge. So ist es oft das Los der Menschen in der Freude wie im Schmerze. Ihr Herz frohlockt noch und ein großes, unbekanntes Unglück ist schon geschehen; mancher meint zu einem Freudenfeste zu kommen, und wenn er kommt, kommt er zu einem Grabe. Und umgekehrt glaubt der Mensch oft alles verloren, und Gottes milde Hand hat das Unheil in Segen verwandelt. Die heilige Geschichte ist voll solcher Beispiele. Als z. B. Sisara, der Feind Gottes, gegen Israel zu Felde gezogen war, sprach sein Weib mit Jubel davon, wie er bald als Sieger zurückkehren werde mit reicher Beute, mit vielen Geschenken für sie, mit prangenden, bunten Kleidern und zierlichem Schmucke. Das alles aber war eitler Wahn. Denn Sisara war damals eben kläglich erschlagen worden. Der Patriarch Jakob dagegen glaubte, sein Sohn Joseph sei unter den Todten, und er beweinte ihn mit heißen Thränen. Unterdessen der Vater weinte, stieg Joseph im fernen Aegyptenlande zu den höchsten Ehren empor. Eines späten Tages erscholl vor dem greisen Patriarchen die Freudenkunde: „Dein Sohn lebt und er ist Herrscher über

ganz Aegypten.“ [1] Da war es dem greisen Vater, als erwache er aus einem langen, schweren Traum zu neuem Leben.

Andächtige Christen! Wer wird den gramgebeugten Freunden und Freundinnen in die Nacht ihres Kummers die frohe Kunde bringen: Jesus lebt? Menschen können es nicht, denn sie kennen die Wunder der Osternacht nicht. Die unsichtbare Engelwelt hat die Wunder gesehen, und sehet, wie sie sich am Grabe beeilt und bemüht, die frohe Kunde zu bringen und Glauben für dieselbe zu gewinnen: „Er ist auferstanden; er ist nicht hier; suchet den Lebenden nicht bei den Todten“ [2]; sie weist auf das leere Grab hin. Aber es ist das Wunder aller Wunder, um welches es sich handelt, und selbst Engel genügen nicht; es ist selbst für Engel zu schwer, die Menschen wirksam davon zu überzeugen. Wer ist am besten als Herold des größten Wunders Gottes zu gebrauchen? Wer wird am leichtesten, wirksamsten die Menschen überzeugen, daß der Herr von den Todten auferstanden ist? Gewiß niemand wird es besser, niemand wirksamer thun können als der Auferstandene selbst. Wenn er, der unläugbar todt und begraben war, selbst erscheint, oftmals kommt und bei den Menschen verweilt, — so wird das der handgreifliche und unwiderlegliche Beweis seiner Auferstehung sein. Das ist die exacte Beobachtung, der exacte Beweis, wie die Gelehrten sagen, unmittelbar aus dem Acte der Auferstehung selbst geschöpft; es ist der einfachste, natürlichste Beweis. Gewiß standen dem allmächtigen Gott noch tausend andere Mittel und Wege zu Gebote, die Menschen zu überzeugen: eine einfachere und natürlichere Weise aber gewiß nicht. Gott liebt aber die einfache Weise. Die Einfachheit ist schon das Gepräge der Menschen, welche Gott mit hohem Geiste, mit großem Genie vor andern ausgezeichnet. Man muß oft staunen, wie sie mit sehr einfachen Mitteln Großes vollbringen, in einfacher Weise schwere Aufgaben lösen. Die gewöhnlichen Geister meinen hintendrein, sie hätten das auch so machen und erfinden können. Gottes große Werke tragen vor allem das Gepräge einer erhabenen Einfachheit; nach einfachem Gesetze leitet Gott das Sternenheer, das ganze Weltall. So sehen wir auch den Heiland nach seiner Auferstehung handeln: einfach er selbst ist der Bote seiner Auferstehung. Dazu macht er in seinem Siegeslauf vom Grabe zum Himmel eine Pause. Denn im Grunde hätte es ihm gebührt, aus dem Grabe aufzustehen und geradezu gen Himmel zu fahren und in seine Herrlichkeit einzugehen. Denn das Werk der Erlösung war vollendet; am Kreuze war er verschieden mit dem Rufe: Es ist vollbracht. Seine heilige Menschheit hat bereits alle ihre Verdienste erworben. Die Heilige Schrift sagt: „Er war gehorsam bis zum Tode am Kreuze. Darum hat ihn

---

[1] 1 Mos. 45, 26. [2] Luc. 24, 5.

Gott erhöht."[1] Auf die Arbeit folgt der Lohn; auf den Tod Christi soll die Erhöhung in den Himmel folgen. So wäre denn eigentlich sein Siegeslauf aus dem Todtenreiche direct ins Himmelreich gegangen; Ostern wäre zugleich Himmelfahrt. Der Herr aber unterbricht auf vierzig Tage diese Bahn seiner Glorie; er steht sozusagen vor den Stufen seines Thrones stille, bleibt auf dieser Erde und schenkt der Erde nicht nur einen Ostertag, sondern eine freudenreiche österliche Zeit. Daher sagt er zu Magdalena: „Ich bin noch nicht aufgefahren"[2]; darum heißt es in unserem Evangelium: „In Galiläa werdet ihr ihn sehen."[3] Er offenbart vierzig Tage lang sein neues Leben in den lieblichsten Erscheinungen und Erweisen seiner Gegenwart. Er zeigt das hehre Wesen eines Verklärten, der über diese Welt erhaben ist; zugleich aber ist sein Umgang so traulich, so innig, daß seine Jünger bald alle Furcht ablegen und auch ihrerseits die trauteste Weise gegen ihn annehmen. Nirgends wird man übermenschliche, hehre Würde und liebenswürdige Vertraulichkeit so vereinigt finden wie in den Erscheinungen des Auferstandenen die vierzig österlichen Tage hindurch. So erschien er einzelnen, so auch, wenn mehrere beisammen waren; einmal erschien er fünfhundert versammelten Brüdern, wie der hl. Paulus bezeugt. Er redet mit ihnen, ißt mit ihnen, fordert sie auf, sich in jeder Weise von der Wirklichkeit seiner Auferstehung zu überzeugen. Jede von diesen vielen Erscheinungen des Auferstandenen birgt in sich eine Fülle von Belehrung, Erbauung und Trost für alle Zeiten; jede ist der Betrachtung der Christen im höchsten Grade werth. Da wir heute aber den ersten Tag des neuen Lebens Christi feiern und bereits an der Neige dieses Tages stehen, so mögen wir wohl am liebsten derjenigen Erscheinung gedenken, welche dieser Stunde entspricht. Dies ist die Erscheinung des Auferstandenen im Kreise seiner Apostel. Es war dies die letzte der Erscheinungen, mit welchen der Herr den Ostertag selbst schmückte; sie war zugleich in mehrfacher Hinsicht die bedeutendste, inhaltreichste, der würdigste Schluß dieses größten aller Tage.

So sei denn der Kreis der Apostel am Abende des Ostertages und die Erscheinung des Auferstandenen in diesem auserwählten, hochbegnadigten Kreise der Apostel unserer Betrachtung Gegenstand.

## I.

Die Reisenden, welche mit einem für die Schönheiten der Natur empfänglichen Sinn viel auf dem großen Weltmeere gefahren sind, wissen nicht genug davon zu sagen, welch überraschend schönen, entzückenden Eindruck nach einer tief dunkeln Nacht der Aufgang der Sonne auf dem

[1] Phil. 2, 8. [2] Joh. 20, 17. [3] Matth. 28, 7.

Meere macht. Das Geheimnißvolle der Nacht, das schwankende, einsame Schiff, das Brausen der Wogen, die tiefen Finsternisse, welche ringsumher alles bedecken, erfüllen in solchen Nächten den Neuling der Seefahrten mit Furcht und Grausen. Langsam fließen die Stunden dahin; die dunkle Nacht ist so lang. Da wird es plötzlich an einem Punkte des Horizontes hell, ein glühendes Roth zeigt sich. Einzelne Lichtstrahlen zucken über die Wasserfläche; es sind die freundlichen Vorboten des neuen Tages. Dann steht aber sogleich, ohne daß eine Morgendämmerung vorangeht, die Sonne, die volle, glänzende Scheibe da über dem unermeßlichen Wasserspiegel, und in wenigen Augenblicken ist die Nacht in den hellen, vollen, freudigen Tag verwandelt.

Das ist einigermaßen ein Bild von dem dunkeln Seelenzustand der Apostel am Abende des heiligen Ostertages und von der frohen Umwandlung durch die Erscheinung desjenigen, welchen das prophetische Wort den „Aufgang aus der Höhe" nennt[1]. — Tage der Schrecken, Tage voll namenlosen Entsetzens hatten die Apostel des Herrn erlebt. Das Verderben, der Untergang, die völlige Vernichtung, welche über Jesus, ihren geliebten Herrn und Hirten, hereingebrochen zu sein schienen, hatten sie anfangs gleich einer erschreckten Herde auseinander getrieben und zerstreut. Nach und nach, wie sie bemerkten, daß ihnen persönlich noch keine besondere Gefahr in nächster Nähe drohe, waren sie wieder, freilich scheu und schüchtern, zu einander gegangen. So fand sie der Tag der Auferstehung bei einander. Die Liebe und Neigung der Gemeinsamkeit, die gegenseitige Verbindung und Freundschaft hatte der Herr nach und nach so tief in ihre Herzen gesenkt, daß die Katastrophe der letzten Tage, welche so vieles zerstörte, die Vereinigung der Freunde Christi untereinander nicht zerstören konnte. Das war in jenen Tagen des Schreckens eine große Wohlthat; das machte sie der Erscheinung des Auferstandenen werth. Denn es war der Geist der Kirche. Der Mensch, einzeln und auf sich beschränkt, ist sehr wenig: wenig im Wissen, wenig in der Tugend, wenig im Wirken. Die Vereinigung verdoppelt, verzehnfacht die Kraft des Menschen. Nur der einzige Apostel Thomas hielt sich noch abgesondert und hing in der Einsamkeit seinen traurigen Gedanken nach. Ihr kennt die Folgen davon; sein Name ist sprichwörtlich geworden. Er glaubte noch nicht, als schon die andern Apostel fröhlich geschaut hatten. Und wäre er in seiner Absonderung verblieben, so war er verloren; er mußte später sich wieder mit dem Ganzen vereinigen, um Jesus zu sehen.

Werfen wir aber nun einen Blick in diesen Kreis der Apostel Christi — o wie sind die Herzen und die Häupter von Gram und Wehmuth gebeugt! Sie haben sich wieder zusammengefunden, es ist wahr, aber sie

---

[1] Luc. 1, 78.

empfinden jetzt nur um so schmerzlicher, daß derjenige ihnen entrissen ist, welcher der belebende Mittelpunkt, die Seele ihres Kreises war. Ihr Glaube ist erschüttert, ihre Hoffnung gebrochen. Was ihnen früher das Sicherste war, ist unsicher geworden. Sie haben, wie man zu sagen pflegt, keinen sichern Boden mehr; der Boden schwankt unter ihren Füßen. Sie lassen sich treiben und wissen nicht, wohin; sie sind wie in einem Schiffe, welches ohne Steuermann, mit zerrissenem Segel in sternenloser Nacht auf brausendem Meere treibt. Es leuchten zwar einzelne Lichtstrahlen auf und verkündigen den neuen Tag des Sieges und der Auferstehung; aber sie trauen dem Lichte nicht.

Warum dieses? Hatte der Herr nicht in den Tagen seines Erdenwandels wiederholt und feierlich seine Auferstehung vorhergesagt? O ja. Aber diese Vorhersagung war ihnen niemals ganz klar geworden. Aber waren nicht die frommen Frauen, die heiligen Freundinnen Christi, vom Grabe wie auf Flügeln der Freude nach Jerusalem zu den Aposteln zurückgeeilt? Brachten sie nicht Licht in die Finsterniß? O ja. Diese frommen, heiligen Frauen hatten sich mit den ersten Strahlen der Morgenröthe erhoben und waren ans Grab gegangen, in treuer Liebe Jesum zu salben. Und weil sie mit der Morgenröthe aufgestanden waren und Jesum suchten, so bewährte sich an ihnen in höherem Sinn der alte Spruch: „Morgenstund hat Gold im Mund“; darum wurden sie auch zuerst mit der Kunde der Auferstehung erfreut. Wie einst im Garten des Paradieses Eva, unsere Stammmutter, die Botin und Ueberbringerin des Todes durch die gefallenen Engel geworden ist, so finden diese Töchter Evas im Garten, wo das Grab Christi war, heilige Engel, und sie werden auserkoren und ausgezeichnet, die ersten Botinnen des neuen Lebens zu sein. Als solche glänzen sie mit ewigem Ruhme im Evangelium, mit ewigem Ruhme am heutigen Feste.

Aber schenkten die Apostel den Frauen keinen Glauben? Ihre Botschaft war doch so freudenvoll; und was der Mensch wünscht, das glaubt er leicht. Und waren denn die Apostel nicht phantasiereiche Menschen, zur Schwärmerei geneigt? Geliebte Zuhörer! Man sagt, wenn Menschen lange auf dem Meere gefahren sind, wo der Boden des Schiffes unter ihren Füßen schwankte, und betreten wieder festes Land, dann geht das Gefühl des Schwankens, der Unsicherheit ihnen noch eine Zeitlang nach, wenn sie auch auf festen Grund und Boden treten; sie meinen immer, der Boden schwanke unter ihren Füßen. Aehnlich erging es den Aposteln. Es war so vieles anders gekommen, als sie gemeint hatten; sie schwebten dergestalt unter Gefahren, sie schwankten derart zwischen Furcht und Hoffnung, daß auch das Sichere ihnen unsicher wurde. Wohin sie den Fuß setzen wollten, hatten sie das Gefühl, es schwanke der Boden. Zudem ist wohl zu merken: der Herr hatte seine Apostel nicht aus der

Zahl der Leichtgläubigen oder gar der Phantasten, der Schwärmer genommen, die leicht dem Außerordentlichen sich hingeben; durchaus nicht. Die frühern Beschäftigungen dieser Männer, ihr früherer Stand bewahrte ihnen einen sehr schlichten, nüchternen Sinn. Als Zöllner am Geldtische, wo die Steuern eingenommen wurden, war Matthäus an einem Platze, wo gerechnet wird, wo Phantastereien keine Rolle haben. Die derben Beschäftigungen der galiläischen Schiffer und Fischer waren nicht geeignet, der Schwärmerei Nahrung zu bieten. So sehen wir denn überall in den Aposteln Männer, welche nicht leicht, nicht gerne einem hohen Schwunge folgen. Nahm die Rede Jesu einen hohen Schwung, so blieb ihr Sinn ohne Verständniß. Der Schwung kam den Aposteln erst später mit dem Feuer des Heiligen Geistes. Ihre Auffassung ist eine langsame, nüchterne, trockene; sie sind, wie der Heiland sagt, „von schwerer Fassungskraft; langsam zum Glauben“ [1]. Der sogen. gesunde Menschenverstand, besser gesagt, der nüchterne, trockene, hausbackene Naturverstand spielte bei ihnen eine bedeutende Rolle. Demgemäß empfingen sie denn auch die frommen Frauen, die Botinnen des neuen Lebens, und ihre frohe Verkündigung; sie schüttelten ungläubig die nüchternen Köpfe. Die Worte, wie die Schrift sagt, kamen ihnen wie Märchen vor, und sie glaubten ihnen nicht [2]. Wie, Märchen? o, wir verstehen es, sie finden die frommen Frauen mit den bekannten Worten ab: es sind ja nur Frauen.

Sonderbar, seltsam! Als Eva die Botin des Todes war, da schenkte Adam ihr doch Glauben. Und als im schauerlichen Wehen und Rauschen des Abendwindes Gott erschien, den Adam zu richten, da war Adam, der doch der größte Adelige, der Ahnherr aller Edelleute und der König der ganzen Erde war, unedel und unritterlich genug, sich auf sein Weib zu berufen und die ganze Schuld auf sie zu werfen. Er sprach: „Das Weib, welches du mir zugesellt hast, hat mir von dem Baume gegeben, und — ich aß.“ [3] Jetzt aber, wo heilige Frauen die Kunde des Lebens und des Heiles bringen, heißt es: es sind ja nur Frauen; ihre Botschaft löst die dunkeln Räthsel, welche um das Grab Jesu schweben, — aber es sind ja nur Frauen. Haben diese Frauen sich nicht ruhig und groß, würdig und seelenstark erwiesen? Sie hatten sich doch ruhig, heldenstark in die Nähe des Kreuzes begeben, an welchem Jesus starb; sie hatten den Leichnam Jesu zu Grabe geleitet und sich der Felsengruft gegenüber gesetzt. Wo waren damals die Jünger Christi?

Leuchten nicht ähnlich in den spätern Jahrhunderten des Christenthums weise, heilige Frauen, denen ganze Länder verdanken, daß das

---

[1] Luc. 24, 25. [2] Ebd. V. 11. [3] 1 Mos. 3, 12.

Christenthum den ersten Eingang bei ihnen fand oder zur schönsten Blüthe gedieh: eine hl. Helena, Chlotilde, Mathilde, Kunigunde und so viele andere? Welche Schätze himmlischer Weisheit ruhen in den Schriften einer hl. Brigitta, einer hl. Katharina von Siena, einer hl. Theresia! Wie mancher hoffnungsreiche Jüngling, wie mancher bedeutende Mann hat es seiner Mutter zu verdanken, allein und einzig nächst Gott seiner Mutter, daß er vor Irrwegen und sittlichem Verderben bewahrt blieb! Ihr Wort, ihr Bild schwebt noch lange nach ihrem Tode lehrend und mahnend vor seiner Seele. In den großen Gefahren der Zeit vertrauen wir auf die christliche Mutter und rufen die christliche Mutter zu Hilfe gegen die drohende Verwilderung der Sitten.

Sage man also nicht: es sind ja nur Frauen. Die frommen Frauen, welche vom Grabe Christi kamen, wußten wohl, wie wahr ihre Botschaft des Lebens sei. Sie brachten den Aposteln ein Licht und es leuchtete in ihre Nacht. Die Apostel aber wagten nicht, zu glauben; sie schwankten zwischen Furcht und Hoffnung: ist diese Botschaft ein Licht oder ein Irrlicht?

## II.

Da steht auf einmal voll und ganz, hell und klar derjenige selbst vor ihren Augen, der von den Todten auferstanden, der die Sonne aller Geister ist. Sein Erscheinen muß alle Zweifel besiegen. „Jesus stand in ihrer Mitte.“ [1] O, sehen sie nun recht? Können sie ihren Augen trauen? Nun, Jesus steht in ihrer Mitte. Er schwebt nicht flüchtig vorüber: er bleibt. Sie sind anfangs „erschrocken und fürchten sich“, wie der heilige Evangelist Lucas sagt, „und meinen einen Geist zu sehen.“ O, Jesus steht vor ihnen; sie haben Zeit, ruhig zu werden; sie haben Muße, ihn zu betrachten. „Tastet und sehet“, spricht der Heiland. Er steht mitten unter ihnen; sie sind berufen, die Auferstehung Jesu Christi durch die ganze Welt zu verkündigen und für die Wahrheit und Wirklichkeit derselben zu sterben; darum sollen sie sich überzeugen. Ob es nicht ein Geist ist? denken die verlegenen Jünger. Der Herr weiß, was sie denken, und antwortet, ehe sie fragen: „Sehet meine Hände und Füße. Ich bin es selbst. Berühret und sehet; denn ein Geist hat nicht Fleisch und Bein, wie ihr seht, daß ich habe.“ [2]

Aber wie ist der Herr plötzlich inmitten der Jünger erschienen, da zudem die Thüren verschlossen waren? Der verklärte Leib Christi ist den Gesetzen unserer schwerfälligen Körperlichkeit nicht unterthänig; er ist dem Willen des Geistes zur Verfügung. Schnell, geistähnlich, wie der Lichtstrahl durch die weiten Räume geht, folgt der verklärte Leib, wohin der

[1] Luc. 24, 36. [2] Ebd. V. 39.

Geist will. Jesus will, und sein Leib steht inmitten der Jünger; er steht vor ihnen ohne Hülle. So haben sie ihn gekannt; das ist deutlich ganz er selbst; es ist seine Gestalt, seine Gebärde, sein Angesicht, — bis in die kleinen Züge ist er es selbst.

So steht er da, als wenn er auf Tod und Hölle trete. Die Kirche singt von ihm: Pede conculcans tartara. Er steht in der Mitte, als der Fürst der Apostelschar, als das Haupt der Kirche, wie die Sonne unter den Sternen, welche ihr Licht aufnehmen und ausgießen. Er steht vor ihnen. Welch ein Triumph! Er hatte nicht immer gestanden; er war gefallen. O wie war sein heiliges Haupt, sein heiliges Angesicht und sein ganzer Körper zur Erde gefallen am Oelberge, als er die ungeheure Last der Sünden auf sich nahm und unter dieser Last zitterte und zagte und blutigen Schweiß vergoß! Wie hart war er gefallen, als auf dem Pfade nach dem Calvarienberge sein erschöpfter Leib unter der Wucht des Kreuzes erlag! Und als er starb, fiel sein müdes Haupt auf seine Schulter nieder. Als liebevolle Hände die Nägel löſten, da fiel sein Leib in die Arme des Joseph von Arimathäa; aus diesen Armen fiel er auf den Schoß seiner weinenden Mutter; vom Schoße der Mutter fiel er ins dunkle Grab. Aber von diesem Falle hat er sich erhoben in eigener Gotteskraft. Denn kein Fallen konnte diese Gotteskraft brechen oder schädigen; sie blieb auch mit dem Todten verbunden. Von diesem Falle stand er nur herrlicher auf. War er früher schon „der Mann der Schmerzen“, wie David ihn besungen, so ist er jetzt der Verklärte. Er steht. So fest wie er steht keine Eiche, keine Ceder; so fest steht kein Gebäude, von Menschenhand gebaut; so fest sind nicht die Gesetze, welche wie mit ewigen Klammern die Welt umspannen. Denn „Christus, einmal gestorben, stirbt nicht wieder“ [1]. Menschen kommen und verschwinden, Reiche steigen wie Sterne auf und nieder, in unaufhörlichem Wechsel kreisen die Dinge: er steht, der ewig bleibende Mittelpunkt der Kirche und der Weltgeschichte. Mit ihm steht Petrus, der Felsenmann, stehen seine Apostel; mit ihm steht die Kirche durch alle Zeiten; sie hält an ihm und wird nicht fallen. Einzelne Glieder der Kirche, die nicht an ihm gehalten haben, sind gefallen; die Kirche nicht; sie läßt er nicht fallen. Er läßt sie Bedrängnisse leiden, aber nicht untergehen. Er hat es vorausgesagt: „In der Welt werdet ihr Bedrängnisse haben; aber vertrauet: **ich** habe die Welt überwunden.“ [2] Zu diesen Worten gibt der Herr eine bedeutungsvolle Illustration. Was er bei keiner Erscheinung des Ostertages gethan, das thut er hier zum erstenmal. Zum erstenmal an diesem Abende gebraucht er seine Wunden als Erkennungszeichen. Er zeigt seine Hände; er macht aufmerksam auf seine

[1] Röm. 6, 9. [2] Joh. 16, 33.

Füße; er weist auf seine durchstochene Seite. Da sind die Male der großen, purpurrothen, der glorreichen Wunden. Wundmale nimmt er in seine Glorie mit, nicht Geschenke. An den Leiden, an den Wunden soll man den Heiland erkennen. Diese Wunden sind das Zeichen, daran man die einzige Liebe des Heilandes erkennt. In aller Geschichte der Menschheit gibt es kein zweites Beispiel, daß sich jemand aus Liebe zu seinen Freunden ans Kreuz nageln ließ, geschweige denn aus Liebe zu seinen Feinden. Solche Wunden sind die Distinction Christi. Er hat die Wunden beibehalten als ein Zeichen, daß diese Liebe ewig dauere.

Große Wunden und große Glorie müssen sehr gut zu einander passen. Wäre das nicht der Fall, so würde der Heiland seine Wunden nicht mitgenommen haben in seine Glorie, um sie da ewig zu tragen. Solche Wunden müssen beitragen, die Glorie zu erhöhen. In der That, auf dieser Erde, wo der Kampf zwischen Wahrheit und Lüge, zwischen Tugend und Laster, Gott und Satan immerfort wogt, wo alles wahrhaft Große von bitterem Widerspruch begleitet und verfolgt wird, gibt es nichts Ehrenvolleres, nichts Ruhmwürdigeres, als Leiden und Wunden für die Sache Gottes empfangen. Als der Heiland suchte und wählte, was er von dieser Erde Ehrenvolles und Herrliches in sein neues Leben mitnehmen könne, da sah er z. B. das Gold, welches die heiligen Könige seiner Kindheit huldigend dargebracht hatten: er ließ es der Erde. Er sah die grünenden Palmen, die man ihm bei seinem Einzuge in Jerusalem geschwungen: er ließ sie verwelken. Die wenigen Ehren, welche sein armes Leben zierten, er ließ sie alle zurück. Aber die großen, breiten Wunden nahm er mit in seine Glorie als sein höchstes Gut; er behält es und theilt zugleich denen mit, welche ihn lieben.

Drei große Güter aus seinem armen Erdenleben bewahrt sich der Herr ewig in seiner Glorie. Aber alle drei theilt er zugleich auch seinen Getreuen mit. Das erste ist sein Leib, aus Mariens Schoße gebildet, seine heilige Menschheit, ganz und unversehrt. Er bleibt der „Menschensohn“ auch in seiner Glorie. Als Menschensohn sah ihn Stephanus bei seiner Steinigung; als Menschensohn, wie er selbst sagt, wird er am Ende der Zeiten in seiner Herrlichkeit kommen. Er behält seine heilige Menschheit, insbesondere auch seinen menschlichen Leib, ganz und unversehrt; er behält sie ewiglich. Er schenkt sie aber auch uns in der heiligen Communion. Es gereicht mir zur größten Freude und unaussprechlichem Troste, von allen Seiten her zu vernehmen, wie in diesen Zeiten der Gefahren hier in Trier und überall in der Diöcese die Gläubigen heilsbegierig sich um die Beichtstühle drängen und um den Tisch des Herrn sich sammeln.

Das zweite ist seine heilige Mutter. Was ist dem Sohne theuerer als die Liebe zu seiner Mutter? Dieses Gefühl der Liebe bewahrt der

auferstandene Herr seiner Mutter auch in seiner Herrlichkeit; er behält seine Mutter. Aber er theilt sie mit uns. Als er sterbend sein Testament abschloß und seine Güter vertheilte, schenkte er seine Mutter allen Christen, indem er zu Johannes, dem Jünger der Liebe, und in ihm zu allen spricht: „Siehe deine Mutter."

Der dritte Schatz sind seine Wunden. Er behält sie ewiglich an seinem verklärten Leibe. Zugleich aber theilt er sie mit seinen Getreuen. Nachdem er den Jüngern seine Wunden gezeigt, haucht er sie an, indem er ihnen so die Theilnahme an seinem unsterblichen Leben und an seiner Kraft und Macht andeutet und verleiht. Dann spricht er: „Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch."[1] Er sendet sie, wie der Vater ihn gesandt; also zu demselben Zwecke, die Menschen zu erleuchten, von Sünden zu befreien, zu heiligen. Er sendet sie, ausgerüstet mit derselben Kraft und Macht. Er sendet sie aber auch zu Leiden, ähnlich wie er gelitten. „Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch." Nun hat der Vater ihn nicht gesandt in Lust und Ehren auf dieser Welt, sondern in große Leiden. Indem Jesus seine Wunden zeigt, verkündigt er seinen Jüngern zugleich, daß sie in Leiden und Bedrängniß gesendet werden. So hat der hl. Paulus ganz im Sinne und Geiste Christi geredet, als er im Briefe an die Galater schrieb: „Ich trage die Wundmale Christi an meinem Leibe."[2] Er sagt nicht: Ich habe sie, sondern ich trage sie, wie man ein hohes Ehrenzeichen, eine Siegestrophäe trägt. Er glaubte mit Recht, daß diese Zeichen Christi zu ehren seien. Aber nicht alle ehrten diese Zeichen. Paulus weiß davon zu erzählen, daß einmal bei seinem Verhöre alle ihn verlassen haben; er weiß solche, die sich seiner Bande schämten; er sagt mit Schmerz, daß Demas aus Liebe zur Welt ihm den Rücken gekehrt. Aber viele ehrten die Wunden Christi an ihm.

Als die Jünger Jesus mit seinen Wundmalen sahen, freuten sie sich sehr. An diesem Abende sahen wir im Geiste der Betrachtung die glorreich glänzenden Wunden und freuten uns derselben. Wir alle, die wir hier versammelt sind, keiner ausgenommen, werden gewiß noch zwei Abende erleben, an welchen wir die Wunden Christi leibhaftig sehen. Der eine Abend ist der Abend unseres Lebens; denn dann „müssen wir alle vor Christi Richterstuhle erscheinen". Der andere Abend ist ein überaus großer Abend, der Abend der Welt, das Ende dieser Weltzeit. Dann wird des Menschen Sohn mit seinen Wundmalen in den Wolken zum Gerichte erscheinen. Das prophetische Wort wird erfüllt werden: „Sie werden den sehen, den sie durchstochen haben."[3] Mögen wir auch an diesen Abenden die Wunden Christi

---

[1] Joh. 20, 21. [2] Gal. 6, 17. [3] Joh. 19, 37.

mit ruhigem Gewissen sehen und uns derselben freuen! Möge diese Osterzeit helfen, euch allen diese Freude zu bereiten! Das ist mein Gebet für euch an diesem feierlichen Abende, das ist mein Osterwunsch, mein Ostersegen für euch! Amen.

---

## Siebente Predigt.

(1876.)

### Die Osterfahne: Christi Siegeszeichen, unser Feldzeichen.

„An diesem Tage wird die Wurzel Jesses als eine Fahne für die Völker stehen; die Nationen werden zu ihm beten, und sein Grab wird herrlich sein.“ Js. 11, 10.

Auf alten und neuen Gemälden und Bildwerken, welche die Auferstehung des Herrn darstellen, hält der Auferstandene eine Fahne in der Hand. Der Fahnenstab ist ein Kreuz. Frei und heiter wie im Triumphe weht und wallt von dem Kreuzesbalken das Fahnentuch in der Luft. Das ist die Osterfahne Christi. Unsere Kirche und ihre heilige Kunst liebt dieses Zeichen der Fahne und ist ihm sichtbar zugethan. Der Herr, der für die Sünden der Welt gelitten hat und von den Todten auferstanden ist, wird oft nach dem alttestamentlichen Vorbilde nicht in seiner Menschengestalt, sondern unter dem milden und rührenden Bilde des Lammes dargestellt. Wer kennt nicht das Bild des Osterlammes? Bis in die Urzeit des Christenthums reicht dieses Bild Christi als des geopferten Lammes, ja es findet sich schon auf den alten grauen Mauern der Katakomben, gezeichnet von den Händen der ersten Christen in Rom. Aber auch auf diesen Bildern trägt das Osterlamm, der geopferte und auferstandene Heiland, die wehende Fahne mit dem Kreuzesstabe. So ist die Fahne seit alten Tagen beinahe unzertrennlich geworden vom Auferstehungsbilde: sie ist des auferstandenen Herrn beständige Begleiterin.

Nun brauche ich euch, Geliebte im Herrn, nicht erst zu sagen, daß die Osterfahne sinnfällig, wie das Bild sie darstellt, nicht der Geschichte der Auferstehung Christi angehört. Der Herr trug nicht eine wirkliche, sinnfällige Fahne in der Hand, als er die Riegel des Todes und der Hölle triumphirend zerbrach und aus dem Grabe emporstieg; die Fahne ist nicht Geschichte, sie ist ein Symbol, ein Sinnbild. So war es auch ein Sinnbild, als der Herr einst seinem großen Diener, dem hl. Ignatius von Loyola, in hoher Betrachtung mit dem Bilde der Fahne sich darstellte.

Die Fahne ist ein Sinnbild, aber ein sehr bedeutsames Sinnbild. Ein heiliges Sinnbild birgt einen tiefen Sinn, eine große Wahrheit; es spricht zu dem Auge und regt durch die äußern Sinne den Geist an, diese Wahrheit zu suchen; es will das Gemüth für diese Wahrheit freundlich gewinnen. Auch die Osterfahne ist sehr sinnvoll, sehr bedeutsam.

In dem Leben der Völker, in der Geschichte und den Geschicken der Nationen und Reiche haben von uralten Tagen durch alle Zeiten Fahnen, Paniere stets eine große Bedeutung behauptet. In das Gewoge der Völker, in Glück und Unglück, in Sturz und Sieg sind die Fahnen verflochten, wird der Fahnen gedacht, von den Fahnen gesprochen. In den Kämpfen wird die Fahne aufgepflanzt; um die Fahne sammeln die Streiter sich wieder; Fahnenflucht entehrt. Die Fahne wird von den Siegern auf die eroberten Städte und Plätze gesetzt. Schon im Psalme 73 klagten die verbannten Israeliten in Babylon, was sie zu Jerusalem gesehen, was die Chaldäer gethan: sie pflanzten ihre Fahnen auf die Höhen von Jerusalem, auf die Burg und die Thore der heiligen Stadt. Welch hohe Namen, welche Ehre hatten in dem Mittelalter, im 12. Jahrhundert insbesondere, die Haupt- und Heerfahnen, die pomphaft auf einem hohen Wagen einhergefahren wurden, die Reichsfahne, die Sturmfahne der alten Kaiser! Unendlich friedlicher als solche Sturmfahnen war in dem 4. Jahrhundert der christlichen Kirche eine andere Fahne, welche einen weltgeschichtlichen Namen erlangte. Es war dies das Banner Kaiser Konstantins des Großen, des Sohnes der uns ewig denkwürdigen heiligen Kaiserin Helena, jenes Herrschers, der zuerst nach einer Unterdrückung durch dreihundert Jahre der gedrückten Kirche die Fesseln löste und die christliche Religion auf den Thron der Cäsaren erhob. Bei diesem Umschwunge der Dinge nahm Konstantin eine neue Fahne an. Die neue Fahne des Reiches hatte zum Stabe ein Kreuz, ganz von Gold eingefaßt; von dem Querbalken des Kreuzes fiel ein glänzendes Fahnentuch von Purpur nieder, mit Gold und Perlen reich geschmückt; auf des Kreuzes Spitze erglänzte eine kostbare Krone und unter derselben der heilige Namenszug Christi. Mit Wonne und Entzücken, mit jubelnden Zurufen sahen die Christen jener Zeit, die Söhne der Martyrer, die neue Fahne in den Lüften wehen. Aber schon nahe zweitausend Jahre, bevor Konstantin zum Lichte der Erde geboren wurde, hatte die pilgernde Gemeinde Gottes, die vorbildliche Kirche, bei der Wanderung aus Aegypten in das Land der Verheißung bedeutungsvoll ihre Fahne. Das vierte Buch Mosis gibt Zeugniß davon. Gott selbst befahl, daß die Männer, die Scharen des Heeres unter Panieren und Fahnen als ihren Feldzeichen sich sammeln und sich lagern sollten, das Bundeszelt inmitten dieser Paniere. Aber bedeutungsvoller ist noch, was der Prophet Isaias in wunderbarem Gesichte, in der goldenen Ferne der Zeiten darüber schaute, wie die Erlösung

der Menschheit geschah. Er sah den Heiland, wie er eine Fahne, ein Panier unter den Völkern aufrichtete, und wie das niedergebeugte Volk des Herrn bei dem Anblicke der hochwehenden Fahne frohen Muth schöpfte, wie die zerstreuten Kinder Gottes von allen Enden der Welt sich um diese Fahne als um ihr gemeinsames Feldzeichen sammelten. Ja der Prophet sagt weiter: „An diesem Tage wird die Wurzel Jesses", d. i. der Heiland, „zum Panier, zur Fahne für die Völker dastehen; die Nationen werden zu ihm treten, und sein Grab wird herrlich sein."[1] Sehet, wie der wunderbare Seher Gottes das herrliche, glorreiche Grab und die Fahne der Erlösung der Menschheit verbindet. Ueber dem glorreichen Grabe weht die Fahne für alle Völker. Das ist ja schon die Osterfahne des Auferstandenen. So wird also in den Reichen der Welt, aber auch im Gottesreiche, in profaner, aber auch in heiliger Geschichte der Fahne, dem Banner eine große Bedeutung beigelegt.

Was gibt aber der Fahne diese hohe Bedeutung, den unverhältnißmäßig großen Werth? Warum erregt, entflammt ihr Anblick die Gemüther? Warum verspritzen die Getreuen ihr Blut für sie? Warum wird ihr Verlust beklagt? Gewiß, es ist nicht der materielle Werth einer solchen Fahne, und wenn es Konstantins kostbare Fahne wäre. Das ist es: die Fahne bedeutet eine große Sache, stellt eine große Sache vor; das gibt ihr den Werth und die Ehre. Die Fahne vertreten heißt die Sache vertreten. Im weltlichen, irdischen Gebiete ist es die Heimat, das Vaterland, die Krone des Fürsten, die Unabhängigkeit, die Freiheit, das angestammte Recht und welche Güter sonst; man nennt die Fahne und zeigt die Fahne: man meint die große Sache, auf welche sie deutet.

So ist denn auch Christi Fahne, geliebte Festgenossen, Christi heilige Sache, für die er auf Erden erschienen ist. Christi Sache aber ist die höchste Sache in der Menschheit. Christi Sache, das ist die Erlösung der Welt, Heil, Leben und Auferstehung für alle. Seine Fahne ist also nicht eine nationale, sondern eine Fahne der ganzen Menschheit. Christi Sache: das ist die Wahrheit, die er vom Himmel auf diese Erde gebracht und welche die nothwendige Nahrung aller Seelen ist; das Blut, das er zur Vergebung der Sünden vergossen; die Sacramente, die er eingesetzt hat; die Gnade, welche tausendfach aus seinem Herzen strömt. Christi Sache — das ist sein Reich auf dieser Welt. Er hat ein sichtbares Reich gegründet, ein Reich nicht von dieser Welt, aber auf dieser Welt, nicht in der Luft: das ist seine Kirche. Und er hat dieser Kirche eine Verfassung, dauernd für alle Zeiten, gegeben. Nach des Heilandes Willen und Einrichtung ist die Kirche das Gefäß, worin Christi Wahr-

[1] Is. 11, 10.

heit und Gnade den Menschen bewahrt wird. In der Kirche wird das todte Wort lebendig, wird das stumme Wort laut; das Leben Christi wird im Laufe des Jahres geschaut und nachgelebt. Unwissende werden belehrt, Sünder werden bekehrt, die Gerechten in der Gerechtigkeit erhalten und befördert; alle, die guten Willens sind, werden zu einem heiligen Tode und zu einer seligen Auferstehung bereitet. Das ist des Heilandes unendlich große Sache. An diese Sache denkt man, von dieser Sache spricht man, wenn man von Christi Fahne spricht. Wenn wir sagen: wir schwören zu Christi Fahne, so geloben wir, an Christi Sache zu halten. Und die Sache Christi ist mit der Person Christi unzertrennlich verbunden. Die Fahnen der Weltreiche sind dies nicht. Stirbt ein Fürst, so wenden sich Blick und Herz dem Nachfolger zu: der nimmt die Fahne auf, die der Hand des Sterbenden entfällt, und trägt sie weiter durch die Zeiten, solange es Gott gefällt. Der Heiland hält seine Sache selbst; Nachfolger kann er nicht haben. Sichtbare Stellvertreter — ja, die hat er wohl. Als sichtbarer Stellvertreter hält der oberste Hirte der Kirche Christi Fahne für den ganzen Erdkreis empor. Der Bischöfe und Priester Pflicht ist es, in den Diöcesen und Pfarreien diese heilige Fahne hochzuhalten. Familienhäupter! Ihr müßt es in euern Kreisen. Aber in allen und über allen hält die Fahne aufrecht des Herrn eigene, allmächtige Hand, und diese Hand trägt sie uns allen im Kampfe voran.

So ist die Fahne in der Hand des Auferstandenen sein Siegeszeichen, unser Feldzeichen.

## I.

Aus den Tagen der blutigen großen französischen Revolution, wo so viele schreckliche Worte geredet wurden, bewahrt die Geschichte auch ein Wort, das durch seine eigenthümliche Fassung besonders grauenhaft ist. Es wurde nämlich eines Tages in dem Kreise der Blutmenschen über das Los unglücklicher Menschen verhandelt, die als Feinde in die Hände dieser Tiger gefallen waren. Was soll man mit ihnen anfangen? Die einen rathen, sie in die Gefängnisse zu werfen: so würden sie unschädlich gemacht sein; andere, denen dies noch zu wenig dünkte, verlangen, daß man sie verbanne und über das Meer an ferne Gestade bringe. Einer aber überragte an fanatischem Hasse alle andern um Kopfeslänge. Ich werde seinen Namen nicht nennen; der würde diese heilige Stätte beflecken. Geringschätzig sah er auf die andern herab, als ein Meister der Bosheit auf verächtliche Stümper. Er sprach seine Meinung nur in einem einzigen, eiskalten Satze aus: „Nur die Todten kommen nicht wieder“, das war sein Wort. Wir verstehen, er denkt: Die Zeiten können sich ändern; dann können vielleicht die Riegel der Kerker fallen, und die eingeschlossenen Opfer können wieder erscheinen. Die Zeiten

können sich ändern; dann können eines Tages die Verbannten über das weite Meer den Heimweg finden; sicher ist man nur, wenn man die Opfer tödtet. Das Grab ist ein Gefängniß, dessen Thüre sich nicht öffnet. „Nur die Todten kommen nicht wieder."

Wie hat das Ungeheuer geirrt, als es dieses Wort sprach! Auch die Todten kommen wieder. Wie auf der Erde die Schichten der Gebirge übereinander liegen, tief, dann höher und immer höher, so liegen die hingeschiedenen Geschlechter der Menschen in ihren Gräbern und Grüften, um einst auf den Ruf des Sohnes Gottes, des Ersterstandenen von den Todten, zu erwachen. Der Ruf wird so laut sein, daß er alle Schlafenden in den versunkensten Gräbern weckt. Dieselbe Stimme, die einst diesen Ruf wird erschallen lassen, hat uns gesagt: „Es kommt die Stunde, in der alle, welche in den Gräbern sind, die Stimme des Sohnes Gottes hören werden."[1] In gewissem Sinne kommen noch vor dem Gerichte die verfolgten, getödteten Opfer wieder. Es ist, als stiegen sie mit ihren Wunden aus dem Grabe; sie stellen sich vor ihre Henker und schrecken sie hinweg von ihren Stühlen und aus ihren Freuden und lassen ihnen keine Ruhe.

„Nur die Todten kommen nicht wieder." Nur das Wort war neu, der Gedanke nicht; es war schon vor achtzehnhundert Jahren der Grundgedanke der Feinde Christi, und niemals in der Geschichte hat der Gedanke eine schrecklichere Rolle gespielt als bei ihnen. „Ich will ihn geißeln lassen und ihn dann losgeben," sprach Pilatus[2]. Ein öffentlich gegeißelter und zerfleischter Mensch, was kann der euch noch schaden? Aber sie denken: Man weiß nicht, nur die Todten kommen nicht wieder. Darum heulen sie gleich Tigern und Hyänen nach Christi Blut und erfüllen die Luft mit dem Geschrei: „Kreuzige ihn."[3] Das Leben des Herrn wird ihre Beute.

Die Fahne Christi scheint verloren. Aber selbst damals, wer das rechte erleuchtete Auge dafür gehabt hätte, die Dinge zu betrachten, würde aus manchen Anzeichen ersehen haben, daß auch in der schrecklichsten Stunde die Fahne Christi aufrecht stand. Seltsame, wundersame Anzeichen davon! Sie weht sogar über dem Kreuze. Oder ist nicht seltsam, unerklärlich die Inschrift, welche dreifach, in hebräischer, griechischer und lateinischer Sprache, als ob ihr Inhalt der ganzen Welt verkündigt werden sollte, über dem dornengekrönten Haupte Jesu am Kreuze steht? Die Inschrift rührt von des Pilatus eigener Hand. Sie nennt den Dorngekrönten, den Gekreuzigten einen König. Kein Wunder, daß die Juden ihren Augen nicht trauen; — lesen sie nur recht? Sie eilen zu Pilatus. Es ist keine Pedanterie, daß sie ihm das Pensum corrigiren wollen. Die

---

[1] Joh. 5, 28. [2] Luc. 23, 17. [3] Marc. 14, 15.

Inschrift geht ja gegen den Kaiser. „Schreibe doch," sagen sie, „der gesagt hat, er sei der König der Juden." Aber diesmal bleibt Pilatus unerklärlich fest. Es ist eine höhere Macht, es ist die durchbohrte Hand des Gekreuzigten, welche geheimnißvoll den Willen des schwachen, elenden Mannes hält und seine Hand zu höherem Zwecke führt. Unwillkürlich muß der Feind ihm Zeugniß geben. Wie oft ist dies seitdem der Fall! Sehet weiter!

Aus zahllosen Wunden rinnt das Leben des Herrn dahin. Mit einem Bilde in der Heiligen Schrift zu reden, er ist eine ausgepreßte Traube, deren Blut im Strome über die Kelter des Kreuzes fließt. Da aber erhebt sich auf einmal geheimnißvoll eine Stimme mit entsetzlicher Kraft. „Es ist vollbracht. Vater, in deine Hände empfehle ich meinen Geist." Und nicht so bald hat der Herr dies mit lauter Stimme gerufen, als er sein Haupt neigt und verscheidet. Es war, als ob der Tod sich fürchte, sich ihm zu nahen; es war, als ob er den Tod herbeirufe. Der Abschiedsruf ist ein Siegesruf. Hier ist eine andere Kraft als die kleine, versiegende Menschenkraft; eine andere, ungeahnte Quelle des Lebens springt hier, die bis dahin stille gelegen und sich nicht hervorgethan hatte: es ist eine unsterbliche Lebenskraft in dem sterbenden Herrn. Das ist die Kraft seiner Gottheit. Die Feinde wollen Gott tödten; Gott wollen sie begraben. Und wie oft haben die Menschen das gewollt! Sie wollten ihn begraben in den todten Buchstaben der Heiligen Schrift, den sie von der lehrenden Kirche abgetrennt hatten; aber die Gottheit Christi schreit hervor. Während er am Kreuze stirbt, von der Erde verstoßen, erschüttert er die Erde, daß sie erbebt. Er greift unsichtbar zum Firmamente hinauf und nimmt der Sonne ihren Glanz; eine tiefe, sternenlose Finsterniß deckt die Erde, da seine Augensterne brechen, die so liebevoll über der Welt geleuchtet. Seht ihr durch die Finsterniß die Fahne wehen? — Da kommen die Henker gegangen, welche nach dem Brauche mit Keulen die Gebeine der Gekreuzigten zu zerschlagen hatten. Was fragen sie, ob die Hingerichteten noch leben oder todt sind: ist noch ein Funken Leben da, so wird er unter ihren Schlägen vollends ausgehen. Ohne Mitleid zerschlagen und zertrümmern sie die Gebeine der Schächer, des gottlosen und des begnadigten in gleicher Weise; es ist da kein Unterschied zwischen den Auserwählten und den Verworfenen. Dröhnend mit zerschmetterten Gebeinen fallen die Leichen zur Erde. Aber es ist etwas wie ein geheimnißvoller, unsichtbarer Bann, der die rohen Hände der Henker von dem Heiland zurückhält. Was war dies? Es hatte schon in der Zeiten Tiefe der Prophet als den Willen Gottes verkündigt: „Sie sollen ihm kein Bein zerbrechen"; sie konnten den Leib des Herrn zerfleischen, zerreißen, ihm alle Schönheit nehmen; aber das Gebäude der Gebeine sollte nicht verletzt werden. Die Grundpfeiler und

das Gerüste dieses heiligen Tempels Gottes sollten in der Verheerung ungebrochen bleiben. Wenn man von einer verheerten Kirche noch die Säulen und Pfeiler ungebrochen aufrecht stehen sieht, so denkt man unwillkürlich an die Möglichkeit einer Herstellung. So sollte auch das ungebrochene Gebein des Herrn auf den wunderbaren Wiederaufbau am Ostertage hindeuten. Und es deutete noch weiter. Ihr wißt, daß auch die wahre Kirche, die katholische, der Leib Christi heißt und ist; sie ist Christi geistiger, mystischer Leib. Auch diesen Leib können die Feinde zerfleischen; sie können ihm Schmuck und Schönheit rauben, sie können ihn verheeren: aber sie können ihm seine Grundverfassung nicht nehmen, in welcher der Herr ihn aufgebaut. Nicht nehmen können sie ihm seine Gerüste und Knochengebäude, nicht den Papst, das sichtbare Haupt, nicht die Hierarchie, nicht die gottgegebenen Säulen. Das sagt der Anblick Christi am Kreuze, der Anblick dieses Gerippes; es weht Sieg um das Kreuz, um die Sache Jesu.

Der Verstorbene macht noch Propaganda, gewinnt noch Convertiten. Der Hauptmann ist hier auch ein Haupt**mann**, er legt laut und offen nach gerader Soldatenweise sein Bekenntniß für Christus ab. Juden, die zu dem Tode Christi wie zu einem Schauspiele, nach des Evangelisten Wort, gekommen waren, schlugen ernst an ihre Brust; furchtsame Anhänger — man konnte sie kaum Anhänger nennen — bekommen Muth. Nikodemus war früher nur in der Nacht zu Jesus geschlichen, daher ihn Gregor von Nazianz einen bloß nächtlichen Gottesverehrer nennt; ähnlich wie manche Hasenherzen das Kreuz im Knopfloch machen; es soll ja niemand es sehen. Nun sollte man meinen, der gute Nikodemus werde am Todestag Jesu den letzten Rest des Muthes verloren haben. Aber nein! Er steigt zum Kreuze hinauf und zieht die Nägel heraus. Und Joseph von Arimathäa sehen wir über Jerusalems Straßen eilen. Wohin? Er hat sich ein Herz gefaßt; sein Weg geht geradezu zu Pilatus. Kühn tritt er vor ihn und erbittet sich den Leichnam Jesu zum Geschenk.

Wo eine große Sache in ihrem tiefsten Falle und Niedergange solche Propaganda macht, wo ihr edle, treue Convertiten erstehen, wenn sie zu Boden geschlagen ist, da ist die Sache nicht verloren; die Fahne weht da noch frei und hoffnungsreich. So war es ja stets mit der Kirche in den Tagen ihrer herbsten Verfolgungen. Unter dem Schwerte machte die Kirche Propaganda und breitete sich aus. Das Blut der Martyrer ist der Same der Christen; es machte Propaganda, machte Convertiten in zahlloser Masse. Aehnlich geschah es in den spätern Jahrhunderten; ähnlich auch in neuerer Zeit. Denket z. B. an England, nur was in diesem großen Inselreiche vor sich geht. So sind denn die Trübsale keine Zeichen des Unterganges der Sache Christi; vielmehr mitten aus den Trübsalen erheben sich siegverkündende Zeichen. David, der gekrönte

Psalmensänger, schaute in der Zeitenferne den Erlöser inmitten der Feinde, von ihnen umringt und umstellt. Das bringt dem größten Held der Welt sicheres Verderben. Aber der Seher sieht wunderbar Christi Fahne ragen und ruft seinem Sprossen zu: *Dominare in medio inimicorum tuorum;* „Herrsche inmitten deiner Feinde!“ So hatte Davids Auge es geschaut.

Aber das Auge der Freunde Christi war durch die Trauer umschleiert und trübe; sie sahen die Fahne nicht mehr; sie gaben die Sache für verloren. Wir können leicht, zurückschauend in eine längst vergangene Zeit, jene Zeichen erkennen und deuten; das ist nicht schwer. Aber in gegenwärtiger Noth die hoffnungsvollen Zeichen erkennen und auf sie bauen, das ist wahre Weisheit. Nur eine auf Erden hatte dafür den Geistesblick gerettet, die wunderbare Mutter, welche gleich einer Palme, wenn auch mit Thränen benetzt, unter dem Kreuze stand und vertrauensvoll in die Zukunft schaute. So zeichnet sie uns die Ueberlieferung der Kirche; so zeichnet sie aber auch die Heilige Schrift, und zwar mit einem bedeutsamen Schweigen. Denn auf das Schweigen der Heiligen Schrift ist hier Gewicht zu legen; mit dem Schweigen spricht sie der Ueberlieferung das Wort. Das Evangelium des Festes erzählt von einzelnen frommen, edeln Frauen, Jüngerinnen Christi, wie sie Spezereien kauften und am heiligen Ostermorgen durch die dämmernde Frühe zum Grabe gingen, den Leichnam Christi zu salben. Sie wollten so die Leiche vor Verwesung bewahren; an Auferstehung dachten sie nicht. Das Evangelium nennt die Namen dieser ersten Pilgerinnen zum heiligen Grabe. Aber die Mutter des Herrn ist nicht unter ihnen. Wohl ist der Name Maria unter den Pilgerinnen vertreten, nicht nur eine, zwei derselben führen diesen Namen. Aber der Heilige Geist läßt den Evangelisten sorgsam bemerken, daß die eine Maria Magdalena, die andere Maria, die Mutter des Jacobus, gewesen. Hätte die Mutter des Herrn nicht mehr gewußt, nicht mehr erkannt als diese Pilgerinnen, gewiß, sie wäre unter ihnen gewesen; an der Spitze derselben wäre sie gewesen: dahin hätte sie die mütterliche Liebe gestellt. Den Frauen sagt der Engel mit gelinder Rüge: „Warum sucht ihr den Lebendigen bei den Todten? Er ist nicht hier, sondern auferstanden. Erinnert euch, wie er zu euch geredet hat.“ Die Gottesmutter suchte nicht den Lebendigen unter den Todten. — Also in den Tagen des Niederganges der Sache Christi die Zeichen ihres Sieges ins Auge zu fassen, das ist die Sache seltener Seelen. Den Menschen gewöhnlichen Schlages muß die siegende Fahne deutlicher vor den Augen wehen; sie bedürfen eines offenen Grabes, eines weggeschleuderten Felsblockes, einer sichtbaren Auferstehung, um die Betrübniß zu heben. Das gewährte der Herr in reichem Maße, in ganzer Fülle am heiligen Osterfest. Das läßt er uns schauen im Geiste der Betrachtung, so oft

Ostern wiederkehrt. Die Thatsache soll uns mit der Hoffnung erfüllen, daß die Fahne Christi unsterblich ist. Wir sollen mitschauen, miterleben; das wollen ja die Feste der Kirche. Was sehen wir? In einem blühenden Garten — ein Grab. Welch ein Contrast! Im Louvre zu Paris ist unter den Werken der Kunst, welche diesen Palast schmücken, ein viel bewundertes Gemälde eines großen Meisters aufgehängt. Das Gemälde versetzt in eine Frühlingslandschaft voll des Friedens und wunderbarer Schönheit. Aber im Hintergrunde schaut ein Grab hervor, und der Meister läßt das Grab die Worte sprechen: Auch ich gehöre in die Landschaft. In unendlich höherem Grade kann man Christi Grab dies Wort sprechen lassen: es gehört in Josephs von Arimathäa glänzenden Garten. Wer in aller Welt wüßte etwas von diesem Garten, wäre nicht das Grab darin gewesen! Aber welch ein Contrast! Die prangende Natur und das Grab, das die Verwesung birgt. Mit poetischen Redeblüthen und Floskeln läßt sich der schauerliche Ernst des Grabes nicht zudecken. Der Tod ist ein rauher Gesell, der sich mit sentimentalen Redensarten nicht besänftigen läßt. Der Volksmund sagt von der Nachtigall, der lieblichen Sängerin, wenn sie auf ihre Füße schaue, werde sie traurig und schweige; in gleichem sagt er vom Pfaue, daß er stolz einherschreite, wenn er das prächtige Rad seiner Federn aufgeschlagen; wenn er aber auf seine Füße schaue, werde er demüthig und ziehe das Rad schnell wieder ein. Und wahrlich, auch wir haben alle Ursache, ernst zu werden, wenn wir auf die Füße schauen, die uns über einen kurzen und unbekannten Weg zum Grabe tragen. Petrus und Johannes, sagt das Evangelium, liefen zum Grabe Christi am Morgen des Osterfestes. Johannes, jünger als Petrus, lief schneller; er stand vor dem Grabe stille und ließ dem Petrus den Vortritt, um auch damit, wie der große Bischof Bossuet bemerkt, den Primat des hl. Petrus zu ehren. So laufen wir alle, jung und alt, dem Grabe zu. Wenn das Alter eher am Grabe anlangt als die Jugend, so ist dies der Ordnung der Natur gemäß, aber oft tritt die Jugend noch eher ins Grab als das Alter; sie ist getrieben vom Geschicke des Todes, der keine Bescheidenheit kennt. Und diese Stätte des Todes, des Königs der Schrecken, der Felsblock, der das Grab verschließt, diese Pforte eines ewigen Gefängnisses: diese Stätte gerade hat der Herr sich auserwählt, seine Siegesfahne aufzupflanzen. „Er ist nicht hier", so spricht das Evangelium, so jubelt die Christenheit. Er war doch hier: er war doch begraben worden, seinen Tod zu bestätigen; es ist ein Artikel unseres heiligen Glaubens. Er ist nicht hier: er war doch eingehüllt in die Leichentücher, gebunden, wie er einst in der Wiege war. Ein Lebender hätte so nicht gehen können. Er ist nicht hier; „seht den Ort, wo sie ihn hingelegt haben." Da sind die Leichentücher wohl geordnet: ein Beweis, daß nicht eine eilende, nicht eine räuberische Hand hier ge-

schaltet hat. Magdalena sieht sich beinahe die Augen aus, es ist ihr, als müsse sie ihn hineinsehen ins Grab; er ist nicht hier. Nicht etwa den einmaligen Tod hat der Herr besiegt, nein das Sterben überhaupt; die Sterblichkeit liegt hinter ihm in einer unerreichbaren Ferne. Sein Sieg ist also der vollkommenste Sieg; hoch kann seine Fahne flattern. Er hat dem Tod für die Christen eine andere Gestalt gegeben; er hat ihm die Sense genommen und die Schlüssel gegeben, die selige Pforte zu öffnen. Des Siegers Fahne weht über alle Gräber. Am dritten Tage ist er auferstanden; er hat lange genug im Grabe geruht. Am ersten Tage in seiner Bestattung hat er unsern bittern Weg zum Grabe geweiht und versüßt; mit dem zweiten Tage, dem Sabbate, dem letzten Sabbate der Christenheit, hat er unsere Ruhe im Grabe geweiht; am dritten Tage erweckte ihn die Liebe, die immer eilt; denn er wollte seine Freunde nicht in ihren Thränen lassen. Er, die ewige Geistersonne, erstand noch vor dem Aufgange der Erdensonne. Denn frühe erhebt sich die Liebe, und darum hatten sich auch die frommen Frauen frühe von dem Lager erhoben; er jedoch noch früher. Es ist kein gutes Zeichen für eine Stadt, wenn die heiligen Messen in der Frühe wenig besucht sind und wenn die Liebe zur Familie nicht frühe zur Arbeit treibt. Ich gestehe euch offen: manchmal, wenn ich zu den Firmungsreisen, da die Sonne schon aufgegangen, durch die Straßen fuhr, kam es mir beinahe vor, als führe ich durch eine ägyptische Todtenstadt. So waren die Läden geschlossen, so herrschte ein Schweigen weit und breit, beinahe ganze Straßen entlang.

Lautlos, ohne ein Wort zu reden, vollbringt der Herr die erstaunlichste That, das höchste Wunder. Er erhebt sich aus dem Tode und zerbricht die Macht des Fürsten des Todes. Tausende hatten ihn kläglich am Kreuze sterben sehen: ohne bewundernde Zuschauer zu haben, ohne Weltgepränge entsteigt er dem Grabe. So ist auch sein Kommen zu den Seelen; so kommt sein heiliges, beseligendes Reich; nicht mit hohen Worten, nicht mit äußerem Prangen: mit stillem, sanftem Wirken, so kommt er als Erlöser. Einst zum Gerichte wird er kommen in seiner vollen Herrlichkeit und seine Engel mit ihm. Aus der zahllosen Engelschar sind nur einige am Grabe sichtbar. Die Soldaten, welche mit ihren Waffen eine eiserne Mauer um das Grab geschlossen hatten, sind verschwunden. Die Engel sind statt ihrer die Wächter und Hüter geworden. Die Engel werden vom Heiligen Geiste im Buche Job die geistigen Morgensterne der Schöpfung genannt: hier am Grabe sind sie auch für Christi Jünger freundliche Morgensterne. Die Morgensterne erglänzen, bevor die Sonne erscheint: so glänzten die Engel an Christi Grab. Ihre Lichtgewande, ihr Glanz, ihr jugendliches Erscheinen ist nur ein schwacher Widerschein der Herrlichkeit des Auferstandenen und jenes ewigen Lebens, wo kein Welken und kein Greisenalter ist. Den Leichenstein selbst weist der Auf-

erstandene einem Engel an als den Platz, von wo er seine Auferstehung verkündige. Sonst werden Siegesnachrichten wohl von ragenden Balkonen verkündigt: die höchste Siegesbotschaft wird der Menschheit von einem Leichenstein verkündigt; der Leichenstein ist Siegessessel. Das ist der Sieg Christi und seiner heiligen Sache am Osterfeste. Von nun an wird seine Fahne das Zeichen sein, um das sich die Völker scharen.

So hat der Prophet Isaias die Fahne Christi geschaut, beides innig verbunden; Christi Grab ist glorreich, und darum wird seine Fahne das Feldzeichen, um welches die Völker sich sammeln.

II.

Das Kreuz, wie es am Todestag Christi dastand, so traurig, so schimpflich, so schauderhaft, war nicht geeignet, sofort das frohe Feldzeichen der Völker zu sein. An dem Kreuze hat der Herr mit dem Opfer seines Lebens die Welt erlöst, an dem Kreuze hat er alle Verdienste erworben, und darüber hinaus gibt es keine Verdienste. Das ist wahr an sich, aber das leuchtete der Menschheit nicht in die Augen. Was nützt die Quelle des Lebens, wenn man sie nicht erkennt und darum nicht aus ihr trinkt, wenn man sie für eine Quelle des Todes hält. Eine bessere Zeit schien ferner als je. Sie war jedoch nahe, man dachte nur nicht daran. Die Farbe des Karfreitags ist die schwarze Farbe, und er ist kein eigentlicher Festtag. Denn versetzt man sich lebhaft in jene Leidensstunden, so empfindet man, wie dunkel diese Vorgänge sein mußten. Einzelne Seelen mit seltenen und außerordentlichen Gnaden wurden zu dem sterbenden Heilande hingezogen, aber das sind eben einzelne Seelen. Wenn aber alle Völker auf Jahrhunderte gesammelt werden sollen, so müssen auch die gewöhnlichen Gnaden genügen. Der Heiland hat ja gesagt: „Wenn ich von der Erde erhöht sein werde, werde ich **alles** an mich ziehen.“ [1] Es muß darum auf das Geheimniß des Kreuzes ein Licht fallen, das allen genügt. Dieses Licht geht von der Auferstehung Christi aus. Da sind die dunkeln Fragen gelöst; da erkennt man, daß das Opfer Christi am Kreuze seinem Vater unendlich wohlgefällig war. Die Ungerechtigkeit ist nicht Siegerin, sondern Besiegte. So zeigt es die Auferstehung. Die Kirche singt vom heiligen Kreuze: Vexilla regis prodeunt, fulget crucis mysterium: „Des Königs Fahne wallt hervor, hellleuchtend strahlt das Kreuz empor.“ Aber das Kreuz leuchtet und strahlt den Kindern der Kirche, weil sie wissen, daß der Gekreuzigte seine Auferstehung feiert. Ohne das würde das Geheimniß des Kreuzes nicht leuchten, sondern sehr dunkel und räthselhaft sein. Der hl. Paulus denkt sich nur einen Augenblick einmal, im ersten Briefe an die Korinther, die

[1] Joh. 12, 32.

Auferstehung Christi fort. Da ruft er aus: „Ist Christus nicht auferstanden, so folgt, daß unsere Predigt vergeblich ist, vergeblich auch euer Glaube. Dann seid ihr noch in euern Sünden.“ [1] Aber die Auferstehung macht die Erlösung am Kreuze gewiß und klar; klar und gewiß auch die ewigen Hoffnungen der Menschheit. So ist am Ostertage dies Kreuz zur Fahne der Menschheit geworden.

Und gegen die Osterfahne Christi, wie viele feindliche Fahnen und Paniere wurden wider sie im Laufe der Jahrhunderte aufgepflanzt. Allein, unangefochten hat sie niemals auf Erden geweht, aber immer siegreich. *Dominare in medio inimicorum tuorum:* „Herrsche inmitten deiner Feinde.“ „Erhebe dich, o Herr, und zerstreue deine Feinde“, ruft der Psalmist [2]. Seit er sich erhoben aus dem Grabe, zerstreut er seine Feinde. Sie sammeln sich aufs neue und werden aufs neue zerstreut, in die Lüfte verweht, ins Nichts zerstäubt. Zuerst stand die Feindesfahne der Juden wider ihn. Er zerstreute dies Volk durch alle Länder. Dreihundert Jahre waren die trotzigen Adler des Römerreiches aufgepflanzt wider Christi Fahne. Im Gerichtshofe des Pilatus standen sie; am Kreuze und am Grabe Christi waren sie wieder; sie standen wider Petrus und Paulus, wider die Apostel, die Martyrer dreihundert Jahre lang. Wo ist das römische Reich? Die Fahne des Auferstandenen weht. Aegypten zog zu Felde mit seinen Standarten, auf denen Leoparden und andere Thiere standen. Wo ist das Reich? All seine Macht ist zerstreut und verweht: die Fahne des Auferstandenen weht. Die römischen Adler erscheinen wieder in dem französischen Kaiserreich. Groß war ihr Flug; vieler Herren Länder überflogen sie. Aber wo sind sie geblieben? Wo ist derjenige, welcher sie seinen Soldaten gab? Gestorben, verweht bis zum fernen Eilande ist er; die Fahne Christi aber ist unsterblich, wie Christus selbst unsterblich ist.

Zu dieser Fahne seid ihr alle geworben, zu dieser unsterblichen Fahne habt ihr alle geschworen. Eure Kinder schwören dieser Fahne Treue. Bewahret dieser Fahne, d. i. der Sache Christi, die Treue! Der höchste Lohn ist euch dafür angeboten. Ihr müßt also auch sein, wo eure Fahne ist. „Suchet den Lebendigen nicht bei den Todten.“ [3] Da darf man also auch euch nicht suchen. Wo ist der geistige Tod? Wo die Sünde herrscht, wo der Glaube verläugnet wird, wo die Völlerei herrscht, wo Betrug und Diebstahl ihr Wesen treiben, wo die Ehe gebrochen, wo die falschen Eide geschworen werden, da sind die Todtenstätten. Da darf man also euch nicht finden. Haltet die Fahne Christi hoch! Amen [4].

---

[1] 1 Kor. 15, 14. 17. [2] Ps. 109, 2. [3] Luc. 24, 5.

[4] Diese Predigt war die letzte, die der hochwürdigste Verfasser gehalten. Kurze Zeit danach, am 30. Mai desselben Jahres, starb er.

# Ostermontag.

(1851.)

## Unser Wandern durch das Leben.

„Solange wir im Körper einheimisch sind, pilgern wir in der Fremde.“
2 Kor. 5, 6.

Ist es euch auch schon aufgefallen, Geliebte im Herrn, wie an dem fröhlichen, hochfestlichen Tage der Auferstehung unseres Herrn Jesu Christi Schmerz und Wehklagen, Trauer und Thränen frühe und spät, am Anfange und am Ende des Tages sich uns zeigen und so den fröhlichen Ostertag und seine Glorie mit stiller Wehmuth umsäumen? Es ist der Tag, da durch die glorreiche Auferstehung unseres Erlösers das alte Todesurtheil zurückgenommen worden ist, welches von Gott gegen Adam und Eva geschleudert worden war; und doch findet sich anfangs noch keine Freude, weder bei den Söhnen Adams noch bei den Töchtern Evas. Wir dürfen wohl annehmen, daß die Sonne, welche am Karfreitag am Leiden Christi theilgenommen und sich in Trauer gehüllt hat, auch theilnahm an der Verherrlichung Christi und am Tage seiner Auferstehung in vollstem Strahlenglanze aufging. Seit Jahrtausenden war ihr Licht in stätem Gange um die Erde gezogen und hatte die verschiedenartigsten Ereignisse beleuchtet; aber noch niemals hatte sie ein solches Schauspiel bestrahlt. Sie, welche sonst über die Erde wie über ein weites Leichenfeld schien, schien mit ihren ersten Strahlen in ein weitgeöffnetes Grab, in welchem Tod und Leben in wunderbarem Zweikampfe gestritten hatten, und welches die Stätte eines neuen, unsterblichen Lebens geworden war; sie beschien die Siegesstätte, wo das Leben den Tod überwunden hatte; sie beschien die Grabtücher, welche der Auferstandene von seinem Leibe abgestreift und in der Gruft zurückgelassen hatte. Der Leib Christi war ein verklärter Leib; diese Leichentücher, die Zeichen und Hüllen des Todes, sind seiner Unsterblichkeit, seiner Verklärung, fremd und ferne. Die Sonne bestrahlt zum ersten Male einen Leib, welcher zu unsterblichem Leben auferstanden ist, Wunden, welche schmücken und nicht schmerzen, verklärte Wundmale. Hier findet die Sonne vom Aufgange bis zum Niedergange nichts als Sieg und Glorie. Aber was findet sie in der Menschenwelt? Was für Stimmung trifft sie auf ihrem Gange im Kreise der frühern Freunde und Genossen Jesu Christi, des Auferstandenen? Ach! die ersten Strahlen finden die frommen Frauen, welche den Leichnam des

Herrn in heiliger Liebe salben wollen, schon wach. Sie haben sich bereits von ihrem thränenbenetzten Lager erhoben und gehen im ersten Dämmerlichte zum Grabe. Der Stein, welcher vor dem Grabe liegt, liegt auch schwer auf ihrem Herzen, und sie sprechen mit Kummer: wer ihnen wohl den Stein vom Eingange des Grabes wegwälzen werde? Bald darauf bescheint die Sonne die hl. Maria Magdalena, die wie festgewurzelt an diesem Grabe stehen bleibt, gramgebeugt, wie eine Trauerweide. „Warum weinst du?“ — fragen sie die Engel[1]; „Weib, warum weinst du?“ — fragt darauf sie Jesus selbst, den sie nicht kennt[2]. Sehet also, Klagen und Thränen machen gleichsam das Vorspiel, eröffnen den Tag. Und wiederum zeigen sich Klagen und Seufzer am Abend und es ist, wie wenn der Abend in sie verklingen sollte. Die untersinkende Sonne findet zwei Jünger, welche nach Emmaus wandern. Sie vertiefen und verlieren sich in traurige Gedanken und Gespräche. „Warum seid ihr so traurig?“ — fragt sie der Heiland. „Warum weinst du?“ — hatte er die Jüngerin am Morgen gefragt; „warum seid ihr so traurig?“ — fragte er die Jünger am Abend. Also Weinen am Morgen, Trauern am Abend. Der schönste Tag ist nicht schön, die schönste Abendröthe erscheint trübe, wenn man sie mit bethränten Augen ansieht. In der Menschenwelt, in den Herzen seiner Jünger, in seinem neu gestifteten Reiche ist trauriger Sonnenaufgang und trauriger Sonnenuntergang, eine trübe Morgenröthe und trübe Abendröthe.

Aber, wo Menschen am Tage der Auferstehung wehklagten und weinten ob der Wunden und des Todes Christi, da wurde auch in schnellem Umschwung ihre Traurigkeit in Freude und Jubel verwandelt. Die Wunden Jesu Christi sind die Ursache seiner Verherrlichung; wie aus einer Quelle strömt die Glorie über seinen Leib. Und diejenigen, welche an diesen Todeswunden mit Schmerz und Liebe hangen, werden beglückt durch das Anschauen dieser Herrlichkeit, durch die Gegenwart des Herrn, welcher im gemilderten Glanze seiner Verklärung sich vor ihre bethränten Augen stellt.

Wie das am Morgen des Auferstehungstages mit den heiligen Frauen geschah, welche zum Grabe gingen, das hat euch das Evangelium des ersten hohen Ostertages, das gestrige Evangelium, erzählt. Wie es am Abende den trauernden Jüngern widerfuhr, das erzählt in überaus rührender Weise unser heutiges Evangelium und zeichnet es so lebendig, als sähen wir es mit Augen. Gestern noch trat die Stimme der Wehmuth und des Schmerzes zurück, übertönt von lautem Jubel: heute aber wollen wir auch dem Schmerze, der Traurigkeit dieser Jünger, die nach Emmaus gehen, in unserer Betrachtung Recht widerfahren lassen. Es liegt wirklich

---

[1] Joh. 20, 13. [2] Ebd. V. 15.

eine ganz eigenthümliche Wehmuth auf unserem Evangelium. Die scheidende Ostersonne, die Wanderung im Abendscheine, die traurige Stimmung der Jünger, die wehmüthigen, schmerzbewegten Gespräche, der geheimnißvolle Fremdling, das plötzliche Erkanntwerden und Verschwinden: alles das macht das Evangelium unvergleichlich rührend und wehmuthsvoll. Vielgeliebte! sind wir nicht alle Wanderer? Und dieser Gedanke — versetzt er uns nicht auch in wehmüthige Stimmung? Wir wollen uns den Jüngern zugesellen, und wir können auf der Wanderung mit ihnen vieles lernen.

## I.

Ein gefeierter Meister und Lehrer der Lebensweisheit in alter christlicher Zeit, der hl. Abt Olympius, einer aus der Zahl der altehrwürdigen Einsiedler, welche in tiefer Einsamkeit die Welt und das Leben beschauten und die verborgenen Schätze der echten Weisheit ausgruben, wurde einst von jemand gebeten, er möchte ihm eine leichte Weise angeben, wie er sein Leben gottgefällig führen und eine vollkommene Heiligkeit sich erwerben könne. Da antwortete der weise, erleuchtete Einsiedler: Das wirst du leicht zu stande bringen, wenn du dich überall daran erinnerst, daß du ein Wanderer bist. Ist das vielleicht ein Gedanke, welchen der große Einsiedler im Grunde neu gefunden? O nein! Der hl. Apostelfürst Petrus hat ihn schon ausgesprochen. Wo er in seinem Sendschreiben die Christen zu sittlich strengem und heiligem Leben im Heiligen Geiste ermahnt, da hebt er mit den ernsten, bedeutsamen Worten an: „Ich ermahne euch als Fremdlinge und Pilger.“[1] Alle gottgetreuen Menschen, alle Gerechten, alle Heiligen, in beiden Testamenten, waren mit diesem Gedanken vertraut, haben in diesem wehmüthigen, ernsten, heilsamen Gedanken gelebt und gewebt; der hl. Abt Olympius ist nur ein Glied in der unermeßlichen Reihe gottgetreuer Menschen, welche mit tiefem Ernste als Fremdlinge, geistig gesprochen, mit Pilgertasche und Stab über die Erde ziehen.

Im hohen Greisenalter erschien der Patriarch Jakob vor dem Könige Aegyptens im Wanderkleide. Als der König ihn fragte: „Wie viele Tage zählen die Jahre deines Lebens?“ — da warf Jakob seinen Blick auf sein Leben zurück, und es erschien ihm, beleuchtet vom wehmüthigen Abendscheine des Alters, als eine kurze Wanderung. Nicht nur ist er jetzt ein Wanderer in seinen eigenen Augen, jetzt, wo er aus seiner Heimat in ein fremdes Land gezogen ist, nein, sein ganzes Leben ist ihm eine Wanderung; auch sein Leben in der trauten Heimat ist nichts als eine Wanderung gewesen. Aber auch seine Väter, welche länger gelebt haben, sind nur Wanderer in seinen Augen; er spricht: „Die Tage

[1] 1 Petr. 2, 11.

meiner Wanderschaft sind hundertunddreißig Jahre, wenige und böse, und sie erreichen nicht die Tage meiner Väter, als diese Wanderer waren."[1] Auch Saul wird bei der Harfe Davids von demselben wehmuthsvollen Gedanken bewegt. In einem der schönsten Klagegesänge des Psalters wird die Klage über die tiefe Noth und die schweren Verhängnisse des Lebens gesungen. „Erhöre mein Gebet, o Herr, mein Flehen, achte auf meine Thränen. O schweige nicht. Ein Ankömmling bin ich bei dir, ein Pilgrim, wie meine Väter alle"[2]; so sang David in seiner Jugendzeit, wo das Leben noch vielversprechend vor ihm lag. Mit diesen Worten schließt er nach längerer Zeit sein wechselvolles Leben: „Wir sind Wanderer vor dir und Ankömmlinge, wie alle unsere Väter. Unsere Tage sind wie ein Schatten, und es ist kein Bleiben drinnen."[3] Darum, weil wir nur Wanderer hier in der Fremde sind, konnte der Wunsch des hl. Petrus nicht erfüllt werden, welcher auf dem Berge der Verklärung so unwillkürlich ihm aus der Seele sprang: „Herr, hier ist gut sein; willst du, so laß uns hier drei Hütten bauen."[4] Der Herr heißt das nicht gut; er schweigt ernst zu diesen kindischen Worten. „Die Heiligen", ruft der hl. Bernardus aus, „haben keine festgebauten Hütten auf Erden, weil sie Wanderer sind." Darum nennt die Heilige Schrift das Leben hienieden das Wohnen unter Zelten. Die Häuser stehen fest und unbeweglich; die Zelte haben keine Fundamente, sie werden nur an hölzernen Pflöcken in die Erde geschlagen. Ein heftiger Windstoß wirft sie um; am Morgen werden sie zusammengerollt und auf der neu angehobenen Wanderung weitergetragen. Sie sind das rechte Bild unseres Wohnens auf Erden. „Mein Leben wird von mir genommen", rief Ezechias, König von Juda, „und zusammengewickelt wie ein Hirtenzelt."[5] So tönt und klingt aus der Heiligen Schrift wie mit tausend Stimmen Gottes Mahnruf und der Menschen Klageruf über das arme, bestandlose Wanderleben uns entgegen.

Tönt dieser Wehmuthsruf uns aber nur aus der Heiligen Schrift entgegen? — nicht auch aus dem gewöhnlichen Leben rings um uns her? Steht das nicht auch geschrieben in steinernen Buchstaben auf unsern Straßen, Plätzen, in unserer Stadt, der Landschaft, welche uns umgibt? Eine alte Stadt unseres deutschen Vaterlandes trägt auf einem ihrer Thore als Inschrift ein einziges lateinisches Wort, welches dem Wanderer beim Eintritt entgegenkommt; es heißt: Transierunt, d. h. auf deutsch: „Sie sind vorübergewandert." Wenn der Wanderer, der Fremde beim Eintritte durch dieses alte Thor im Herzen fragt: Wo sind diejenigen,

---

[1] 1 Mos. 47, 9. [2] Ps. 38, 13. [3] 1 Par. 29, 15.
[4] Marc. 9, 4. [5] Is. 38, 12.

welche in so vielen entschwundenen Jahrhunderten hier gewohnt und gelebt, gearbeitet, gehofft und gelitten? — so antwortet die sinnige Inschrift: Transierunt — sie sind durchgewandert, sie sind nicht mehr da. Sie hatten ja auch keine bleibende Stätte, keine feste Wohnung; sie haben übernachtet, sich umgesehen; sie sind weitergezogen in die unbekannten Fernen der grenzenlosen Ewigkeit. Wer weiß, wohin? Sie sind durch das Thor hindurchgegangen und haben andern Platz gemacht. Dieses Wort steht bei uns auf keinem Thore angeschrieben, aber es steht unaustilgbar eingegraben in den alten verwitterten Steinen, den Ruinen, den zerfallenen Palästen und Burgen, den alten Häusern mit den Abzeichen, wo früher andere Menschen gelebt, wo andere Gewerbe getrieben wurden, in den alten Kirchen. Die vor uns hier gelebt, hier gebetet haben, hier in diesem Dome, sie sind hindurchgewandert. Viele Jahrhunderte lang steht unsere Stadt durch Gottes Hand geschirmt; je länger sie aber steht, desto mehr weiß sie auch zu reden von vergangenen Tagen, von Menschen, welche früher gelebt, von Wanderschaft, von Pilgerthum. Der hl. Augustinus ermahnte in einer Predigt diejenigen, welche Häuser ererbt von Vater, Großvater, Urgroßvater und noch weiter hinauf, wo für die Häupter die Bezeichnung in der Sprache fehlt, die da meinten, darin könnten sie so ganz stark und bündig ausweisen, daß solch ein Familienhaus ihr festes, unbestreitbares Eigenthum sei: „Werdet ihr nicht vielmehr erschreckt, wenn ihr so viele mit Namen nennen könnt, welche durch das Haus hindurchgewandert sind? Je älter ein Haus, desto lebendiger predigt es ja, daß keiner es als bleibendes Besitzthum behält; je mehr eine Stadt ins Alterthum hinaufreicht mit ihren Straßen, ihren öffentlichen und Privatgebäuden, ihren verwitterten und bemoosten Ruinen, desto lauter verkündigt sie: Die vor euch hier gelebt, sind hindurchgewandert und ihr seid nicht mehr als eure Väter waren; ihr seid Wanderer, wie eure Väter alle." Wir sind Wanderer, eilfertige Wanderer, Wanderer, welche, ohne es zu merken, ohne es zu ahnen, große Strecken zurücklegen. Das verkündigt uns endlich unser eigenes Leben, unsere innere Erfahrung.

Aus einer Stunde eilen wir in die andere, aus einem Tage in den andern hinüber, von einem Jahr ins andere, ruhelos, unaufhaltsam, ohne Rast und Aufenthalt, wir mögen wollen oder nicht. Der Wanderer, welcher auf der Straße an uns vorübereilt, hat seine Ruhepunkte, wo er stille steht und ruhig sich umschaut; er hat seinen Ruhesitz, seine Herberge, wo er den bestaubten Pilgerstab niederstellt und ausruht. Aber auf der Reise durchs Leben gibt es keine Ruhe. Immerfort schlagen unsere Pulse, immerfort fließt unsere Zeit aus Gottes Urne. Während wir unsere Vergangenheit sinnend betrachten, wandern wir zugleich vorwärts in die Zukunft.

An dem Wanderer ziehen auf seinen Reisen rasch die verschieden-

artigsten Bilder vorüber; die Eindrücke lösen sich eilig einander ab. Städte und Dörfer, Einsamkeit und lautes Gewühl, Wälder und Fluren, Flüsse und Seen, Thäler und Berge, thronende Schlösser, Nähe und Fernen — sie fliegen an seinem Blicke vorüber. Vor den neuen Erscheinungen treten die alten zurück, sein Gedächtniß ermattet; er zeichnet sich die Gegenstände auf, aber die Farben erblassen. Geht es uns nicht auch so auf der Reise durch das Leben?

Der Wanderer sieht sich umringt von fremden Menschen, fremden Sitten und Lebensweisen, fremden Ansichten. Geht es nicht auch dem Menschen so? Wenn der Greis über die Straße geht und sich die Menschen und Wohnungen ansieht, so begegnen ihm immer häufiger fremde Gesichter; er geht an den Häusern vorüber, wo seine Freunde einst wohnten: jetzt wohnen Fremde dort, und alles ist ihm darin fremd geworden. Neue Ansichten sind aufgekommen, neue Wünsche, neue Bestrebungen, für welche er keine Anklänge, kein Verständniß mehr hat; er steht und geht als Fremdling umher. Und gehört denn ein hohes Alter dazu, um fremd zu werden? Wie oft werden durch schnelle Abrufung Gottes Vertraute, Freunde von unserem Herzen gerissen! Herbe Fügungen ändern die Lage des Lebens und zwingen dem wunden Herzen die Worte ab: „Ich fühle mich fremd.“ Man braucht dazu nicht zu reisen, nicht auszuwandern in fremde Gegenden; man kann unter dem Himmel wohnen bleiben, der sich über unserer Jugend wölbte, in der Straße, wo man die harmlosen Spiele der Kindheit trieb, und man wird dennoch fremd. Dann aber, wenn die Heimat fremd wird, erhebt sich in der Seele desto mächtiger ein anderes, ein heiliges Heimweh, das Heimweh nach der Ewigkeit, nach einem bessern Vaterland, welches eigentlich niemals ganz in der Menschenseele erstirbt. Und das ist unser eigenstes Bewußtsein, daß wir Fremdlinge sind, das tiefinnerste Zeugniß Gottes in unserer Seele, daß wir uns hier nicht in der Heimat, sondern in der Fremde befinden, daß wir auf der Wanderschaft begriffen sind. Uns befriedigt die Erde nicht mit all ihrer Zierde. Daß ein Wehe, ein Bedürfniß, ein Sehnen in unserer Brust lebt und so gewaltig sich dehnt, daß es uns auf Erden ist wie dem Pilger in bangen Stunden — das ist ein Zeugniß unserer Seele, daß uns, die wir hier keine bleibende Stätte haben, von Gott eine zukünftige bereitet ist, die wir als unser Ziel zu suchen haben. O daß der Gedanke: „Wir sind hienieden Pilger“ nicht nur ein unbestimmtes, dunkles, zurückgedrängtes und unterdrücktes Gefühl in uns sei, sondern uns immer klar, hell und mit aller Macht, deren er fähig ist, vor unserer Seele schwebte!

Der Wanderer, welcher seine Wege geht, weiß, daß alles, was er um sich her sieht, nicht sein eigen ist. Wohl freut er sich des Schönen und Lieblichen, wohl geht ihm die Seele auf beim Anblicke so vieler

Zierde und Anmuth, welche Gott in der Schöpfung hingestreut hat, aber er weiß, daß das alles ihn nicht näher angeht. Geziemt es dem Menschen, dem Christen, diesem Pilger mit dem Kreuzesstabe, nicht, das Leben so anzuschauen? „Der Wanderer", rief der hl. Vincenz Ferrerius aus, „wird sogleich an seinem einfachen, schlichten Reiseanzug erkannt." Allerdings; in prächtigen Kleidern, in köstlichen Geschmeiden und Zierden pflegte niemand zu reisen; lange Kisten und Gepäcke schleppt niemand gerne nach, ohne Noth nicht; ohne sie reist man sorgloser, leichter und behender. Soll nicht auch der Christ auf der Wanderung sein Herz leicht, seine Seele behend erhalten? Oder soll er sie beschweren und befrachten mit überflüssigen Sorgen? „Vergeblich wäre es," ruft der hl. Gregor der Große aus, „vieles mitzuschleppen, wenn das Ziel nahe ist, zu dem man geht." So war das Ziel nahe für die Jünger von Emmaus. Sie gingen aus, da die Sonne sich schon zum Untergange neigte; sie gehen im Abendscheine; groß kann ihr Weg nicht sein.

Ach, wir Menschen insgesamt gehen keine langen Wege; wir gehen alle im Abendscheine des Lebens. Kurz ist jedes Menschenleben; der Abendschein des Todes mischt sich schon mit dem Frühlichte der Kindheit. Er fällt auf unsern Lebensweg in Krankheiten, wenn wir nach der Arbeit Ermattung und Erschöpfung fühlen, wenn Kummer und Sorgen sich auf uns laden. Der wehmuthsvolle Abendschein breitet sich aus in den Todesahnungen, welche wie Schatten durch die Menschenseele ziehen; er fällt auf unsern Lebensweg, je mehr die Jahre sich neigen; da werden die Abendschatten immer größer. Da wir im Abendscheine kurzen Weg gehen, bis es Nacht wird, was sollen wir uns viel beschweren mit irdischen Sorgen?

Dem Wanderer steht sein Ziel vor Augen. Ihn fesselt nicht der Reiz der Fremde. Mehr als mit dem, was um ihn her geschieht, beschäftigt ihn die heimatliche Ferne; das, was er nicht sieht, mehr als das, was er sieht. Die Gedanken und Bilder der Heimat beschäftigen ihn besonders auf seinen stillen Wegen. Denn die stillen, einsamen Wege und Pfade in Wäldern, auf Bergen sind die Stätten sinniger Gedanken an die Vergangenheit, wo die Sehnsucht nach der Ferne auftaucht. Die Liebe zur Heimat hält ihn aufrecht bei den Beschwerden des Weges, in Kälte und Sonnenbrand, in Schneegestöber und Ungewitter; hinter den trüben Wolken leuchtet ihm das goldene Bild der Heimat. Und wenn er die Höhen erstiegen, steht er stille und blickt nach der Gegend, wo die Heimat liegt, nach den blauen Bergen der Ferne, welche sie umkränzen, oder wenn er näher ist, nach den Spitzen der Thürme, welche sie überragen. Er übersieht den Weg, welchen er gegangen, und berechnet die Stunden, welche er muthmaßlich noch zurücklegen muß. Um nicht irre zu gehen, frägt er sorglich nach dem rechten Wege. Die Heimat trägt er in seinem Herzen; sie schwebt vor seinen Augen, sie ist in seinem Munde. Soll das alles

nicht auch uns nahe gehen? Haben wir nicht für alles das die lauten, eindringlichen, immer wiederkehrenden Ermahnungen Gottes und seiner heiligen Kirche? „Wir haben hier keine bleibende Stätte, sondern suchen die zukünftige.“[1] „So lange wir im Körper einheimisch sind, pilgern wir in der Fremde, ferne vom Herrn. Denn wir wandeln im Glauben und nicht im Schauen. Wir haben aber guten Muth und vielmehr Lust, auszuwandern aus dem Leibe und beim Herrn gegenwärtig zu sein. Und darum befleißen wir uns, sei es abwesend, sei es anwesend.“[2] „Unsere gegenwärtige Trübsal, welche augenblicklich und leicht ist, bewirkt eine überschwängliche, ewige, alles überwiegende Herrlichkeit in uns, da wir nicht hinschauen auf das, was wir sehen, sondern auf das, was wir nicht sehen; denn was gesehen wird, ist zeitlich, was nicht gesehen wird, ist ewig.“[3] „Unser Wandel ist im Himmel, wo Jesus Christus ist“, so ruft uns einer der größten Wanderer zu, welche je über die Erde gegangen sind, der auch mit seinen Füßen durch viele Länder und durch drei Welttheile um des Evangeliums Christi willen gewandert ist, der hl. Paulus.

Und wenn wir fragen, ob der Weg noch weit ist, so spricht ernst und liebreich Johannes: „Kindlein, es ist die letzte Stunde.“ In alter Zeit wurden in den Städten am Abende die Glocken vor Thorschluß geläutet. Dann sah man auf den Wegen die Wanderer und Pilger sich beeilen und ihre Schritte beflügeln, um vor Thorschluß in der Stadt zu sein. Klingt das Wort des hl. Johannes nicht wie fernes Glockenläuten aus jener Stadt Gottes, welche unsere Heimat ist? Will es uns nicht daran erinnern, unsere Schritte zu beflügeln? Die stillen Wege in Wald und Einöde sind unserem Leben zu vergleichen. Hat nicht auch unser Leben seine stillen Wege, seine schweigende Einsamkeit, da wir dem Ziele uns näher fühlen und Ahnungen unsere Seele durchziehen? Von den Höhen der Berge winkt die Heimat. Hat nicht auch das Leben seine großen Ereignisse, seine bedeutsamen Abschnitte, seine Ruhepunkte, von welchen die Fernsicht sich ausdehnt bis in die Ewigkeit? Hat nicht Jesus die Jünger heute auf die Lichthöhen geführt? Haben wir nicht auch solche Lichthöhen? Sehen wir nicht im Geiste die Zinnen der Ewigkeit ragen? Haben wir nicht unsere heiligen Berge, unsern Karmel, unser Sion, von welchen wir in die heimatliche Ferne sehen? So viele Heilige Schriften, so viele Sonntage, Festtage, so viele Predigten: — so viele Lichthöhen, von welchen wir in die Ewigkeit schauen, eine ganze Bergkette. Sie heißt: Die Erlösung der Menschen durch Jesum Christum. Das

---

[1] Hebr. 13, 14. [2] 2 Kor. 5, 7—10. [3] Ebd. V. 17. 18.

ist die rechte Unterschrift des Bergbildes. Sie stehen, wie auch die Zeiten wechseln, diese Berge Gottes, den Fuß in Ungewittern, das Haupt in Sonnenstrahlen! Wenn wir uns als Wanderer auffassen, werden wir gerne nach der Heimat hinausschauen, von ihr reden hören; unsere Herzen werden entbrennen und in heiliger Sehnsucht glühen.

II.

Wir sind Wanderer. Wehe uns, wenn wir wandern ohne Ziel oder gar des Weges verfehlen. Kain irrte, nachdem er seinen Bruder erschlagen, ohne bestimmtes Ziel umher. Solches Wandern ist ein schmerzlicher, wahrhaft schrecklicher Anblick. Und doch wandern so in geistiger Weise viele Pilger auf Erden. O daß wir des Weges nicht verfehlen! Habt ihr nicht von Menschen gehört, welche in Nacht, in Nebel, in Wäldern den Weg verloren, hin- und hergelaufen sind, ängstlich, immer verwirrter wurden, sich todtgegangen sind?

Auch die Jünger, welche nach Emmaus gehen, haben das Ziel verloren und sind auf solchen Irrwegen begriffen, nicht mit Füßen, sondern mit dem Geiste, nicht auf dem Wege, dessen Ziel Emmaus ist, sondern auf den geistigen Wegen, welche aus dem irdischen Leben gegen Himmel leiten. Das könnt ihr hören, wenn ihr ihren Reden lauscht. Sie reden stille miteinander und reden sich immer tiefer in die Betrübniß hinein. Im Glauben an Jesus Christus sind sie irre geworden; sein hehres, heiliges Bild beginnt vor ihren Augen zu zerrinnen. Denn sehet, früher nannten die Jünger Jesus Christus „Meister und Herrn"; das war die Gewohnheit ihres Glaubens und ihrer Ehrfurcht. Der Heiland hat sie ob dessen belobt: „Ihr nennt mich Meister und Herr, und ihr thut recht daran; denn ich bin es."[1] So nennt ihn auch die weinende Magdalena am offenen Grabe; sie spricht zu den unbekannten Gestalten ins Grab hinein: „Sie haben **meinen Herrn** genommen, und ich weiß nicht, wohin sie ihn gelegt haben."[2] So sprechen unsere wandernden Jünger nicht zu dem fremden Reisenden; denn das Bild Jesu ist verdunkelt. Sie nennen ihn Jesus von Nazareth, einen Propheten, ein für Christus gar kleiner Titel; sie reden zu geringe von ihm. Ihnen fehlt der feste Glaube, die standhafte Liebe und damit die Entschiedenheit der Sprache. „Wir hofften", — sagen sie. Jesus Christus ist ihnen todt; er hat seine Stelle in der Geschichte gleich andern großen Menschen; er ist nicht derjenige, welcher ein ewiges Reich stiftet und dem alles zu Füßen gelegt wird.

Sie sagen weiter: „Wir **haben gehofft**." Auf der Pilgerfahrt durchs irdische Leben, was ist häufiger als unerfülltes, getäuschtes, betrogenes

---

[1] Joh. 13, 13. [2] Ebd. 20, 13.

Hoffen? Von den Frauen, welche im Frühlichte zum Grabe gingen, sagt der hl. Lucas in dem Kapitel, welches unserm Evangelium entnommen ist: „Sie fanden den Leichnam des Herrn nicht und wurden darüber bestürzt.“[1] Den Jüngern, welche nach Emmaus gingen, war die Hoffnung nicht erfüllt worden, und sie sind darüber gänzlich trostlos. Nehmet beides zusammen, und ihr habt zwei Hauptquellen des Schmerzes in diesem Leben: suchen und nicht finden, hoffen und nicht erlangen; sind das nicht die Hauptquellen der Unzufriedenheit, der Bestürzung, des Schmerzes, der Trostlosigkeit in diesem trugvollen Leben? Aber wer Heiliges, Himmlisches und Göttliches sucht, wie die frommen Frauen, der wird nie vergebens suchen, der wird mit einem überschwänglichen, überseligen Finden belohnt werden; größeres, als was er sucht, wird er finden. Gott wetteifert mit seinen Freunden und liebt es, ihre kühnen Wünsche zu überbieten. Nur die Leiche gingen die Frauen suchen, die stumme, todte Leiche, und der Herr Jesus erschien ihnen lebendigen Leibes, redete sie an und sprach ihre Namen mit dem altgewohnten, süßen Klange seiner Stimme aus. Und wer auf Gott und seinen Heiland und auf den Sieg seiner Sache hofft, dessen Hoffnung wird gewiß erfüllt werden. Die Jünger sprechen trostlos: „Wir haben gehofft“; nun ists vorüber. Und da sie dies sprachen, ist ihre Hoffnung erfüllt — und mehr, als sie gehofft.

Wie treu, wie richtig ist uns das Weben und Thun des menschlichen Herzens in diesen Worten gezeichnet, mit welchen die Jünger sich aufgeben! Sie hatten alles erfüllt gesehen, was Christus über sein Leiden und Sterben vorausgesagt hatte. Er hatte vieles vorausgesagt, vieles bis in die kleinsten Umstände; alles ist pünktlich in Erfüllung gegangen. Nur das eine Wort: daß er auferstehen werde, haben sie noch nicht in seiner Erfüllung gesehen. Dieses Wort sollen sie einstweilen noch glauben, ohne zu schauen. Aber dieses Wort ist die Klippe. Haben sie in der Erfüllung der andern Weissagungen Christi nicht allen Grund zu glauben, daß auch diese erfüllt werde? Sie kennen recht gut die Wunder, welche bei Christi Tod geschehen sind. Sie können sich gleichwohl zu diesem Glauben nicht erheben. Sie haben Christi Leiden gesehen; die furchtbare Katastrophe seines Todes hat auf sie einen ganz niederschmetternden Eindruck gemacht. O Geliebte! Leiden führen oft zu Gott; aber wenn die Leiden sehr groß werden, wenn sie riesenhoch wachsen, so werden sie für den armen Menschen zu einer großen Versuchung. Dann umziehen sie das Auge der Seele wie mit einem Schleier; dann ist es, als ob die Stützen zerrännen, an welchen die Menschen sonst so fest gehalten. So geht es diesen zwei Jüngern; so geht es leicht selbst gottgetreuen, festen Menschen ohne besondere Gnade.

---

[1] Luc. 24, 3.

Merkwürdig, wundersam! Der heidnische Hauptmann schlägt beim Tode Jesu an seine Brust und ruft aus: „Wahrhaftig, Gottes Sohn war dieser!“ [1] Und seine Jünger nennen ihn nunmehr einen Propheten. Der Schächer am Kreuze zu seiner Rechten erkennt im Gnadenlichte in dem gleich einem Wurme in den Staub getretenen Jesus Christus, den Herrn und König eines ewigen Reiches; er ruft zu ihm empor: „Herr, gedenke meiner, wenn du in dein Reich kommst.“ [2] Das thut der Schächer, und die Jünger zweifeln und werden hoffnungslos. Was sie verlangen, das ist, daß sogleich, auf der Stelle und in einer Weise, wie sie sich dieselbe gedacht, der Vater seinem Sohn und der heiligen Sache seines Sohnes zum Siege verhelfe. Das ist ihre Forderung.

Ergeht es nicht ähnlich vielen, welche mit uns in dieser schweren Zeit über die Erde wandern? Sie haben vor Augen die Erfüllung so vieler Weissagungen Christi: das für immer zerstörte Jerusalem, die Juden, unter allen Völkern zerstreut, dieses große Zeugniß, welches mit uns wandert, welches wir immer sehen; sie kennen die Zeugnisse der zahllosen Martyrer; sie sehen die Bekehrung der Welt, die Kirche über die Erde verbreitet, siegreich in allen Leiden; sie sehen den Stuhl des hl. Petrus zu Rom seit achtzehnhundert Jahren wie festgewurzelt, und nimmt es auch den Anschein, als sei er umgestürzt, so erhebt er sich sogleich in neuer Kraft; so viele Zeugnisse und Beweise für die Auferstehung des Herrn umringen sie und treffen ihnen überall die Augen; aber da ist ein Punkt, der ihnen Zweifel macht, ein Gegenstand, der ihnen unklar ist, der ihnen zur Klippe wird, daß sie nicht glauben. Statt nun zu denken: wo so große Beweise reden und zeugen, da wird auch das schon sich aufhellen, da wird auch diese Einwendung sich wohl widerlegen lassen, wenn ich es auch nicht kann, haften sie wie festgebunden, werden irre. Statt zu denken, Gott werde schon auf diesem Wege ihnen einen fröhlichen, guten Ausgang geben, wollen sie in sündhafter Ungeduld sogleich die Hilfe schauen, gerathen in die Irrgänge der Zweifel und in den Abgrund der Verzweiflung.

Höret die Ungeduld der Jünger: „Zu dem allem ist jetzt der dritte Tag, daß dies alles geschehen ist.“ [3] Ist das denn eine so lange Zeitfrist, der dritte Tag, für Gottes Eingreifen, für die Beschämung der Bösen, für den Sieg der heiligen Sache? Und soll man den Muth sinken lassen, den Glauben aufgeben, alles für verloren halten, wenn am dritten Tage noch nicht geholfen ist? Der Gott, welcher ewig ist, hängt nicht an der Stunde, hat immer noch Zeit, seine heiligen Rathschlüsse zu vollführen; der Gott, welcher das Leben seines Reiches auf

---

[1] Matth. 27, 54. [2] Luc. 23, 42. [3] Ebd. 24, 21.

Erden nach Jahrhunderten mißt, kann warten und zusehen. Aber die Jünger wurden so ungeduldig und desperat, weil Jesus voraus verkündigt hatte, am dritten Tage werde er auferstehen. -- Siehe nach der Sonne: sie neigt zum Abende. O Geliebte! Was Gott verspricht, das führt er aus. Und wenn der Tag, da es geschehen soll, zum Ende neigt und das Abendroth beginnt, ihn in seinen Fluthen zu begraben, dann wird die Erfüllung noch das Ende des Tages krönen. Darum sei ruhig, meine Seele, mein pochendes Herz! Wenn es im letzten Schimmer der Abendröthe geschähe, wäre Gottes Wort noch erfüllt. Aber er ist mit der Erfüllung großartig eilend. Gesagt hat er überhaupt: am dritten Tage, gethan hat er es schon im ersten Morgengrauen dieses Tages. Dann aber auch, wer sagt es denn diesen Jüngern, daß die heilige Urstände nicht schon geschehen? So ist es. Schon vor dem Morgengrauen hat der Herr sich erhoben, die ersten Sonnenstrahlen schienen in das verlassene, offene Grab. Aber wo hat der Herr sich dann gebunden, daß er nun sogleich diesen Jüngern erscheine, ihnen sogleich handgreiflich den Beweis liefere, daß er auferstanden? Kann er nicht früher den Frauen erscheinen, die in größerer Liebe zum Grabe wallen? Kann er nicht dem Petrus, den er zum Oberhaupte erwählt, der in seinen Thränen dieses Trostes mehr bedarf, früher erscheinen als diesen Jüngern, welche eine untergeordnete Stelle haben? Ist es also nicht ein Unrecht, eine Versündigung, daß diese Jünger so mit Gott hadern? Verdienen sie nicht den Vorwurf: „O ihr Unverständigen und langsamen Herzens zum Glauben"?

Sehen wir aber auch auf unser Leben! Hat Gott nicht oft schon vorgesorgt, wo wir noch zittern und zagen, wo wir mit ihm hadern möchten? Muß er uns arme Creaturen in unserem Erdwinkel immer von dem unterrichten, was er gethan? Diese Ungeduld ist insbesondere das traurige Los der Menschen, deren Sinnen und Hoffen auf Erdengüter und Erdenseligkeit steht. Natürlich, das irdische Leben ist kurz; wer nicht gleich seiner Güte und seines Glückes habhaft wird, der mag wohl zagen. Und auch diese Jünger Christi sind nicht geläutert vom irdischen Sinnen und Streben; ihre Hoffnungen gehen erdwärts. „Wir aber hofften, er werde Israel **erlösen**." Erlösung des Judenvolkes von der Knechtschaft der Römer, Herrschaft der Juden über die andern Völker, ein Wohlstand, der in tausend ungeahnten Quellen hervorbricht und alle glücklich macht: — das sind die Träume, an welchen ihre Seele hängt. Diese Wolkenpaläste sind allerdings auf ewig zerrissen. Die Jünger bedenken nicht, daß der Himmel das Vaterland der Erdenwanderer ist; sie bedenken nicht, daß dieser Himmel nirgends die Erde berührt, daß Jesus Christus uns die Brücke geschlagen in seinem Leiden, Sterben und seiner Auferstehung. Diese Brücke ist das Kreuz; das

Kreuz ist die hängende Brücke, welche den Himmel mit der Erde, das Jenseits mit unserer armen Zeitlichkeit verbindet. Ueber diese Brücke ging Jesus, der Herzog des Lebens, uns voran durch Leiden und Tod in seine Herrlichkeit; über diese Brücke müssen wir ihm ins Vaterland folgen. Schon die Israeliten hat Gott nicht auf ebenen Wegen, durch Gärten, liebliche Wiesengründe und schattige Wälder, sondern durch die Wüste ins gelobte Land geführt. Die zwei Jünger aber meinen, auf dieser armen Erde solle ein Paradies geschaffen werden. „Wir hofften, er werde Israel erlösen.“

Seht ihr nun die Irrwege, die falschen Richtungen, auf welchen diese Wanderer nach Emmaus gegangen? Müßt ihr nicht gestehen, diese und ähnliche Irrwege werden uns alle verlocken, wenn wir ohne rechten Führer sind? Wer wird dieser Führer sein? Der geheimnißvolle Fremdling, welchen die Liebe auf die Erde gezogen, um mit uns zu wandern und zu pilgern. Sind wir schon fremd auf Erden, er ist es in noch unaussprechlich höherem Grade gewesen, obgleich er der Herr von allem ist. In seiner Geburtsstunde war für ihn kein Platz in der Herberge; seine Wiege stand in dem Obdache der Thiere und war nichts Besseres als eine Krippe der Thiere. Wandernd zog er umher in den Jahren seines männlichen Lebens; ärmer als die Vögel, die ihre Nester, und als die Füchse, die ihre Klüfte haben, hatte er nicht, wohin er sein Haupt legte. Sein Sterbebett stand wieder einsam auf einer schauerlichen Anhöhe; und er starb nackt wie ein ausgeplünderter Wanderer. Und auch kein Grab hätte er gehabt, hätte die Liebe des Joseph von Arimathäa ihm das seinige nicht eingeräumt. Dieser Fremdling und Wanderer ist zugleich der liebevollste Vater, Führer und Beherberger der Wanderer auf Erden, er, welcher selbst als Wanderer die Barmherzigkeit der Menschen empfangen. Er ist das Auge der Blinden, der Stab der Lahmen, Schatten und Kühlung der Müden. Er ist selbst der „Weg“ geworden; er ist das selige „Leben“ und des Weges Ziel und Ende. Er gesellt sich zu den Jüngern, welche nach Emmaus gehen, und er führt sie wie auf Stufen zur Erkenntniß. Er lehrt sie lauschen, es fallen Lichtstrahlen in ihr Inneres, es wird helle, aber nicht nur hell im Kopfe, es dringt ins Herz, das Herz erglüht. Endlich erkennen sie ihn am Brodbrechen. Aber nun verschwindet er; denn er will nicht sichtbar, sondern als Fremdling, in anderer Gestalt mit den Pilgern ziehen.

So zieht er mit uns in seiner heiligen Kirche; er ist unser Führer und Leiter; er zieht mit uns in dem heiligsten Sacramente. Da werden unsere Augen gehalten, daß wir ihn nicht erkennen; er erscheint in fremden Gestalten, im Reisekleide, im Fremdenkleide, in dem unscheinbarsten, dürftigsten Gewande. „Täglich“, ruft der hl. Bernardus aus, „sehen wir ihn auf unsern Altären; er weilt unter uns in Fremdlingsgestalt.“

Und wenn wir ihn anflehen, daß er uns führe, uns unterstütze in unserer Wanderungsnoth, wird er es nicht verschmähen, wenn wir ihn bitten: „Herr, bleibe bei uns", er, der so gerne an der Pforte des Herzens steht und anklopft? Er hat uns das tiefe Gefühl des Mitleidens mit Fremdlingen und Wanderern ins Herz gesenkt. Das hat er schon bei den Heiden gethan durch die Stimme des Gewissens, bei den Juden durch die Gesetze der Gastfreundschaft. „Dem Fremdlinge sollst du nicht lästig sein. Ihr wißt, wie es dem Fremdlinge ums Herz ist, weil ihr selbst Fremdlinge waret im Lande Aegypten." [1] „Der Herr, euer Gott, liebt die Fremdlinge; er gibt ihnen Speise und Kleidung. Darum sollt auch ihr die Fremdlinge lieben; denn auch ihr selbst seid Ankömmlinge gewesen im Lande Aegypten." [2] Dieser Gott hat uns nun selbst in seinem Heiligen Geiste geoffenbart, daß wir alle Wanderer und Fremdlinge sind. Wird es ihn nicht rühren, wenn wir als Wanderer und Fremdlinge vor ihm erscheinen und seine Barmherzigkeit anflehen? Wird es Jesus Christus nicht rühren, wenn wir ihn anflehen: Bleibe bei uns armen Wanderern, laß uns bei dir bleiben; denn es will Abend werden, und der Tag hat sich geneigt? Amen.

---

# Fest der Himmelfahrt Christi.

---

## Erste Predigt.

(1845.)

### Die Himmelfahrt Christi eine Stütze des Glaubens, ein Trost im Leiden.

„Und der Herr Jesus, nachdem er mit ihnen geredet, ward in den Himmel aufgenommen und sitzet zur Rechten Gottes."
Marc. 16, 19.

Aus den ersten Jahrhunderten des Christenthums, den Zeiten der blutigen Verfolgung unseres Glaubens, hat uns die Geschichte die goldenen Worte einer edeln und heldenmüthigen Frau aufbewahrt, die Worte, mit

[1] 2 Mos. 23, 9. [2] 5 Mos. 10, 18. 19.

welchen die Mutter des heiligen Martyrers Symphorianus ihren Sohn zur Standhaftigkeit und Freudigkeit in allen Qualen anfeuerte. „Mein Sohn," sprach die zärtlich besorgte Mutter mit dem männlich starken Herzen, „denke nur an das ewige Leben; richte deinen Blick zum Himmel empor, schaue auf denjenigen hin, der zum Himmel aufgefahren ist und im Himmel regiert." Auch heute führt eine hehre und heilige Mutter diesen Spruch im Munde, tritt eine zartbesorgte, heilige Mutter mit diesem Spruche zu uns heran: es ist die heilige, katholische Kirche, die Mutter unser aller. Sie tritt heran mit besorgten Worten, und mit der klaren Sprache des heutigen Festes predigt sie dieselben und spricht: „Meine Kinder, denket ans ewige Leben. Heute, da der Himmel sich aufgethan, an dem Tage, da er zuerst nach dem Falle im Paradiese seine Pforten den Menschen aufgeschlossen und den Erstling der Menschen aufgenommen, heute sollen ganz besonders eure Gedanken im Himmel wandeln und wohnen; richtet eure Blicke zum Himmel empor!" Vor mehr denn achtzehnhundert Jahren standen am heutigen Tage die ersten Jünger der kleinen Kirche auf dem Oelberge; unverwandt waren ihre Augen zu den Höhen gerichtet, einem nachfolgend, der in die Höhen sich erhob; ihm folgten ihre Augen, ihre Sehnsucht, ihre Liebe nach, demjenigen, der durch die pfadlosen Lüfte den sichern Weg in die himmlische Glorie fand.

Diesen Jüngern des Herrn sollt ihr euch im Geiste beigesellen, im Geiste sollt ihr mit ihnen auf dem Oelberge stehen, mit euern Gedanken und euern Herzen dem folgen, den festhalten, welcher hochgetragen auf den Flügeln seiner Macht dem irdischen Auge in unermeßliche Fernen entschwand. Denket an ihn, der im Himmel regiert. Und wer ist dieser himmlische Regent, der zur Rechten Gottes thront, dem das Scepter der Macht über alle Creaturen gegeben? Wer ist der Wunderbare, der mit seinem menschlichen Leibe die Burg des Himmels erstiegen? Jesus Christus ist es, unser Bruder seiner Menschheit nach, unser Erlöser, unser Richter. Einstmals hat er, selbst ein Pilger, hienieden in tiefster Niedrigkeit und Armut gelebt. Aber unter der Hülle der Niedrigkeit barg er göttliche Macht und Hoheit; unter dem Kleide der Armut trug er einen unsichtbaren Reichthum von Liebe und Erbarmung, groß genug, alle Menschen zu erlösen und sich zum Eigenthum zu erkaufen. Nicht Gold und Silber konnten seine Hände geben, die Menschen zu erlösen, aber einen andern Schatz trugen sie; er streckte sie aus am Kreuzesbalken; er ließ sie öffnen von den Kreuzesnägeln und streute aus ihnen den kostbaren Schatz seines Blutes dahin, indem er in ausgezeichneter Weise erfüllte, was die Heilige Schrift von dem Barmherzigen preist: „Er hat seine Hand dem Nothleidenden geöffnet und seine Hände ausgestreckt zu dem Dürftigen hin."[1] Da er verlassen am Kreuze schmachtete,

[1] Spr. 31, 20.

da noch die wilde Lanze des Kriegsknechts sein Herz zerriß, in diesem Augenblicke des tiefsten Elends, welches die Welt je gesehen, ward er unermeßlich reich; da wurde die ganze Menschheit sein Eigenthum und er der Erlöser aller Creatur, welche auf Erden lebt. An dem Leidenstage, an welchem er die stechende Spottkrone von Dornen auf dem Haupte und das höhnische Scepter von Schilfrohr als fabelhafter König in Händen trug, zog er sogleich nach seinem Tode in die Vorhölle hinab, sich den Seelen, welche dort seiner harrten, als Erlöser zu zeigen. Wenn die Sonne unsere Gegenden verläßt, wenn über unsern Wohnungen die Nacht mit ihrem Drucke sich ausbreitet, geht das Gestirn des Tages zu andern hin, ihnen zu leuchten. So auch zog der Heiland, als seine Seele den Leib verlassen, zu jenen abgeschiedenen Geistern hin, kündigte ihnen die Erlösung an, zeigte sich ihnen als ihren König, stillte ihre Sehnsucht, löste ihre Bande und empfing ihre Huldigung. Und mit diesen abgeschiedenen Geistern zog er, der Erlöser und König der Menschen, der Heerführer des Lebens, am heutigen Tage, vierzig Tage nach seiner Auferstehung, zum Himmel hinauf. „Der hinabgestiegen ist, der ist hinaufgefahren über alle Himmel, damit er alles erfüllte." [1] — Er ist aufgefahren in die Höhe. An seinem Leibe trägt er die heiligen fünf Wunden; die bringt er aus dem Kampfe, welchen er mit der Hölle und ihren Mächten auf Erden gekämpft, als die Zeichen des Siegers, des großen Königs. In ihnen trägt er gleichsam sein Kreuz mit sich, und vor den Wunden, die er auf Erden erhalten, thun sich die Himmelspforten auf. Da erscholl auf den Zinnen des Himmels in himmlischen Weisen, was in schwachem, menschlichem Liede der prophetische Psalm ausgesprochen: „Hebet eure Thore, ihr Fürsten, erhebet euch, ihr ewigen Thore, daß einziehe der König der Herrlichkeit. Wer ist dieser König der Herrlichkeit? Der Herr, der starke und mächtige Herr, mächtig im Kampfe." [2] Draußen aber, außer dem Himmel und seinem Jubel, der an kein Menschenohr gedrungen, den kein Menschenherz empfunden, stehen die Jünger auf dem Oelberge in den Leiden und Gefahren dieser Erde. Aber sie denken vorab noch nichts. Mit unaussprechlichem Entzücken, im Drange gegeneinander kämpfender Gefühle schauen sie zum Himmel empor und sind so außer sich und in das Wunder aufgegangen, das sich vor ihnen begeben, daß es der Erscheinung von Engeln bedarf, sie daran zu erinnern, daß sie noch auf Erden leben. Da sie aber in die nüchterne, kalte Wirklichkeit auf Erden zurückgekehrt sind, hat die Himmelfahrt für sie einen Gewinn. Sie gibt dem Glauben die festeste Stütze, sie zeigt ihnen den Weg zum Himmel. Auch uns gewährt sie noch immer die nämlichen Gnaden: lasset es uns näher betrachten.

[1] Eph. 4, 10. [2] Ps. 23, 7. 8.

I.

Unter andern wunderbaren Thaten und Ereignissen, welche das Leben des Herrn verherrlichen, nennt die Kirche die Himmelfahrt vorzugsweise wunderbar. „Durch deine wunderbare Himmelfahrt erlöse uns, o Herr!" heißt es in der Litanei. Nun ist freilich das Leben des Herrn reich an Wundern, gleichsam ein einziges, immer fortgesetztes Wunder. Gehet Christi Leben durch von seiner Empfängniß im Mutterschoße bis zu seiner Ruhe im Schoße des Grabes, von seiner harten Wiege in der Krippe bis zu dem unendlich härtern, namenlos schmerzlichen Sterbebette des Kreuzes, von seiner Geburt zum sterblichen Leben, deren Wunder die Engel in fröhlichen Gesängen feierten, bis zur Auferstehung, die gleichsam seine Geburt zum unsterblichen Leben war und deren Wunder wiederum Engel verkündigten, gehet Christi Leben von Anfang bis zu Ende durch, und ihr findet die Wunder fast zahllos, die wie eine Krone den Herrn umziehen. Denket besonders an die drei Jahre des öffentlichen Lebens Christi, und ihr findet Wunder an Wunder gereiht; seine ganze Lebensstrecke leuchtet in Wundern vor euch. Und in diesem wunderreichen Leben, welches unendlich über das Leben aller andern Menschen erhaben ist, hebt die Kirche die Himmelfahrt heraus und nennt sie vorzugsweise die wunderbare Himmelfahrt. Ja, daß ein menschlicher Leib vor vielen Zeugen sich über die Erde erhebt, sich wie geflügelt in schwindelnde Höhen trägt, in Höhen, in denen die Gestirne unter seinen Füßen wandeln, und daß Christus auch nach seiner Menschheit mit dem Vater regiere — das ist unendlich groß und wunderbar. Die Himmelfahrt des Herrn kann von seiner Auferstehung gar nicht getrennt werden; sie ist die Vollendung der Auferstehung, bildet mit ihr ein Ganzes, gehört zu ihr wie der volle Triumph zu dem still errungenen Siege; sie ist die höchste Bestätigung dessen, was Jesus in der Welt gelehrt und angeordnet, die glänzendste Krone für die heilige Kirche, welche er in der Welt erbaut hat. Da der Herr noch in demuthsvoller Niedrigkeit auf Erden wandelte, hatte er über seine Herkunft und Würde außerordentlich Großes und Staunenerregendes gesprochen. „Ich bin vom Vater ausgegangen und in die Welt gekommen."[1] Und seine himmlische Abkunft zeigt er darin, daß er, nachdem er sein Werk hienieden vollendet, seinen Rückweg auf offenem, weit gesehenem Bergesgipfel vor vieler Augen antritt; daß er durch die Lüfte wie ein glänzender Himmelsstern seine Bahnen zieht und sich zum Vater aufschwingt. Da er noch demüthig auf Erden lebte, hatte er, das Judenland durchziehend, auf Wegen und Stegen in Worten gesprochen, welche sich wie andere menschliche Worte vernehmen ließen. Und was sind menschliche Worte? Sie hallen flüchtig aus dem

[1] Joh. 16, 28.

Mund, die Winde tragen ihren Schall davon; sie ziehen durch die Luft gleich dem Schiff durchs Wasser, es zieht Furchen, die sich sogleich wieder verlieren; so schwinden auch die Worte aus dem Gedächtnisse der Menschen. So aber sollte es mit seinen Worten nicht geschehen. Seine Worte sollen im Strome der Vergänglichkeit auf Erden wie unverwüstliche Felsen zu Tage treten, sie sollen stärker sein und länger ausdauern als die Erde und die Sterne am Himmelsfirmamente. Ja, wenn die Erde, welche so fest unter unsern Füßen steht, die uns mit all unserer Habe so sicher auf ihrem Rücken trägt, die Jahr für Jahr im Frühlinge sich erneuert, Grünes und Blüthen treibt, einst vergeht und die Sterne des Himmels, welche in Jahrtausenden ihren Glanz nicht verlieren, einst erlöschen und verschwinden werden, dann wird seine heilige Lehre, sein anscheinend schwaches und doch so starkes Wort noch stehen. „Himmel und Erde werden vergehen," spricht der Herr, „aber meine Worte werden nicht vergehen." [1] Welchen Eindruck machen diese Worte auf uns, wenn wir sie im Lichte der Himmelfahrt Christi betrachten? Ja, wenn der Herr mit seinem Leibe sich über die hinfällige Erde erhebt, wenn er die Himmelsräume durchdringt, so daß die Sterne dienend zu seinen Füßen ziehen, dann hat er auch die Macht, sein heiliges Wort in der Welt zu befestigen, es zu bewahren, selbst wenn Himmel und Erde vergehen, es immer wahr und in Ansehen sein zu lassen. Der zur rechten Hand Gottes thront, das will sagen, der auch nach seiner Menschheit Theil hat an Gottes Macht und mit Gott die Welt regiert, der die Zügel der Weltregierung hält, in dessen Händen sich alle Fäden sammeln, aus welchen sich die Geschicke der Erde spinnen, — ihm ist es ein leichtes, die Vorgänge der Welt, die traurigen und fröhlichen, die erhebenden und erschreckenden Ereignisse so zu lenken und zu führen, daß seine heilige Lehre ungekränkt und unverletzt besteht.

Er hat auf Erden die heilige Kirche gegründet. Sie stand da klein und schwach im Judenlande, in einem Winkel der Welt, als er gen Himmel auffuhr. Wenn Menschen große Anstalten gründen, dann kommt alles darauf an, daß die Stifter derselben sich eines langen Lebens erfreuen, daß sie selbst das Begonnene nach allen Seiten ausgestalten können, daß, wenn sie das Auge im Tode schließen, ihr Werk in gewisser Vollendung in der Welt dastehe. Nur dann kann man dem Werke Bestand und Dauer versprechen. Nur dreiunddreißig Jahre lebte Christus auf Erden; in der Fülle des Lebens, also in der Mitte, auf dem Höhepunkte des Lebens, in der Fülle des Wirkens gab er sich schon freiwillig dem Opfertode hin; nur die Zeit von drei flüchtigen Jahren hindurch berief er in öffentlicher Wirksamkeit zu seiner Kirche. Da verläßt er auch schon

---

[1] Marc. 13, 31.

die Erde. Aber welch ein Scheiden ist dies! Er scheidet nicht, wie Menschen scheiden; wenn der Tod sie aus ihrem Wirken hinwegreißt, wenn sie noch ihre letzten Worte mit verlöschender, bebender Stimme sprechen und dann keineswegs mehr sprechen, weil der Tod ihnen den Mund auf immer geschlossen, wenn sie zum letztenmal mit brechendem Auge die Freunde begrüßen, dann schließt sich das Auge, es bricht das Herz; nein, da Jesus scheidet, scheidet er in voller Kraft eines unsterblichen Lebens, eines auferweckten, verklärten, unverwelklichen Leibes. Darum stehen auch die Jünger nicht da, wie Kinder am Sterbebette der Eltern stehen; sie ringen nicht hoffnungslos die Hände; nein, mit großer Freude kehren sie nach Jerusalem zurück[1]. Denn der Herr hat scheidend den Aposteln und seiner ganzen Kirche für alle Zeiten das große, tröstliche Versprechen gegeben: „Ich bin bei euch alle Tage bis zum Ende der Welt."[2] — Jetzt wissen wir es, warum die kleine Kirche aus dem Winkel des jüdischen Landes heraus siegreich, allen Hindernissen trotzend, alle Schwierigkeiten überwältigend, über die Erde gegangen: Jesus Christus, der die Kirche gegründet, ist noch immerfort mit der Kirche verbündet. Droben von des Himmels Höhen schaut er wie von hoher Warte auf seine Kirche hernieder. Mit unsichtbarer Hand führt er sie über Wege und Pfade hin, zerbricht die Hindernisse, welche ihr im Wege stehen, ebnet ihr mit göttlicher Macht die Berge und füllt ihr die Thäler aus, daß alles Fleisch das Heil Gottes sieht. Jetzt wissen wir, woher es kommt, daß schon seit achtzehnhundert Jahren alle jene Fürsten und weltlichen Gewalten, welche Hand an die Kirche gelegt, gegen Christi Anstalt gefrevelt, ein Werk unternommen haben, welches ihnen selbst zum Verderben ausgeschlagen; warum alle Streiche, welche sie, mächtig ausholend, gegen die Kirche führten, schadlos von der Kirche abprallten und mit aller Wucht auf ihre eigenen Häupter zurückfielen. Von den heidnischen Kaisern an, welche in den ersten Jahrhunderten gegen die Kirche sich aufgelehnt, von den Kaisern späterer Zeit an, welche, mit großer Macht ausgerüstet, an die wehrlose Kirche Hand gelegt, sind alle von ihren Höhen herabgesunken, Gott hat ihre Kronen zerbrochen, und es wird oft nicht einmal mehr die Stelle gefunden, wo sie trotzig gestanden. Die Strafe liegt vor uns; in dem Gerichte, welches über sie ergangen ist, sehen wir das Strafschwert Gottes. Aber wo ist die Hand, welche das Strafschwert geschwungen, die Hand, welche die Feinde der Kirche gezüchtigt? Die Hand ist unsichtbar; es ist die Hand Jesu Christi, dessen Thron über den Wolken steht. Von ihm verkündigt heute frohlockend die Kirche, „daß er im Himmel herrsche zur Rechten des Vaters, daß seines Reiches kein Ende sein werde". Und was uns der

[1] Luc. 24, 52. [2] Matth. 28, 20.

Jubel der Kirche sagt, das bestätigt uns der Zeitenlauf von achtzehnhundert Jahren. An der Bewahrung seiner Kirche, an der Niederlage, welche die Feinde der Kirche jederzeit erlitten, können wir die ganze Höhe und Tiefe der Macht Christi bemessen; das Dasein der Kirche, ihre Kämpfe und Siege sind ein Denkmal dafür. Zu den Zeiten, da die Türken mit den Waffen in der Hand die christlichen Länder und die Religion des Heilandes bedrohten, zeichnete sich unter den christlichen Rittern, welche gegen diesen Erbfeind stritten, einer, Namens Georg Scanderbeg, durch tapfere Kriegsthaten aus. Er schwang sein Schlachtschwert mit so gewaltiger Kraft, daß er mit einem einzigen Streiche die Häupter der Feinde durchhieb. Da verlangte es den Großherrn der Türken, einmal das starke Schwert des berühmten christlichen Ritters zu sehen. Scanderbeg willfahrte dem Wunsche und schickte sein Schwert. Aber niemand am Hofe des türkischen Großherrn war im stande, das Schwert zu schwingen, trotz aller Kraftanstrengung. Da sandte der Großherr, der sich getäuscht glaubte, das Schwert mißmuthig zurück und ließ dem christlichen Helden entbieten, dies sei unmöglich das wirkliche Schwert, welches er in der Schlacht mit sich führe. Scanderbeg aber gab die Antwort zurück: „Allerdings ist dies mein Schwert, welches ich gesendet habe; aber den Arm, mit welchem ich es führe, den habe ich nicht mitgesendet." So sehen wir auch das große Wunder vor uns, daß die Feinde der heiligen Kirche, dieser Stiftung Jesu Christi, jedesmal im Kampfe gegen die Kirche sich verdarben. Da sehen wir gleichsam das gewaltige Strafschwert, von mächtigem Arme geschwungen: wo aber ist der mächtige Held und Schirmherr der Kirche, der so Großes vermag? Er selbst ist den irdischen Augen entrückt; seinen Arm zeigt er uns nicht sichtbar auf Erden. Aber Zeugniß von ihm, von seiner Macht gibt das Evangelium, wenn es sagt, daß er „zur rechten Hand Gottes sitze".

## II.

Von dem Patriarchen Jakob erzählt uns die heilige Geschichte, daß er in einer Nacht, da er als Fremdling auf der Wanderschaft zwischen seiner Heimat und Mesopotamien auf freiem Felde schlief, im Traumgesichte eine Leiter sah, welche mit ihrem Fuße auf der Erde ruhte, während ihre obersten Sprossen über die Wolken drangen und in den Himmel reichten. Auch dem heiligen Nachkommen des großen Patriarchen, Jesu Christo, wurde vom himmlischen Vater die Himmelsleiter gezeigt, welche er selbst besteigen, auf welcher seine Menschheit sich in den Himmel erschwingen sollte. Diese seine Himmelsleiter war das Kreuz. Dieses Kreuz schwebte Christus stets vor Augen, da er auf seiner irdischen Wanderschaft begriffen war. Von dieser seiner Himmelsleiter sprach er sehr oft zu den Aposteln zur Zeit, da diese es kaum noch fassen konnten; von

dieser Himmelsleiter des Kreuzes sprach er ahnungsvoll und den Schmerz voraus empfindend: „Ich muß getauft werden mit einer Taufe, und wie drängt es mich, bis es vollbracht ist!“ [1] Am lebendigsten, klarsten und schaurigsten aber stellte sich ihm seine Himmelsleiter dar, als er vor seinem Leiden am Oelberge war. Da erschaute er sein Kreuz und vertiefte sich in dessen Schmerzen. Da schauerte es ihn, die Leiter zu besteigen, und es fiel der blutige Angstschweiß zu Boden. Da beugte er sich in unbegrenztem Gehorsam vor dem Willen des Vaters und stand auf, die Himmelsleiter zu besteigen und sich so das Reich und die ewige Glorie zu erwerben. „Wenn ich am Kreuze erhöht sein werde, werde ich alles an mich ziehen“ [2], hatte er schon vorausgesagt; und der Apostel sagt: „Christus hat sich selbst erniedrigt und ist gehorsam geworden bis zum Tode, und zwar bis zum Tode des Kreuzes. Darum hat ihn Gott erhöht und ihm einen Namen gegeben, der da ist über alle Namen.“ [3] So seht ihr denn auch den Oelberg gerade als den Berg, auf welchem er dem irdischen Auge sich zu den ewigen Höhen enthebt. Jener Berg, auf welchem sein namenloses Leiden begonnen, auf welchem ihn das Todesgrauen umfangen, der seine Seufzer vernommen, seine Blutstropfen eingesogen, der ist auch vom Triumphe der Himmelfahrt umstrahlt. Der Oelberg hat den Herrn in seiner Erniedrigung gesehen, er hat ihn gesehen im Glanze seiner Erhöhung; und aus allen Erinnerungen, welche den Oelberg in der heiligen Geschichte umwallen, aus allen Erinnerungen, welche vom Oelberge zum christlichen Herzen sprechen, tönt uns der Spruch des Herrn entgegen: „Wer sich erniedrigt, wird erhöht werden.“ [4]

Darum seien uns die Leiden und Prüfungen des Lebens gesegnet. Sie leuchten und glänzen im Lichte der Himmelfahrt Christi; sie bilden die Sprossen und fügen sich, von Gottes Weisheit also geordnet, zu einer heiligen Leiter zusammen, die uns aus diesem Thränenthale der Erde zu den Höhen hinaufführt, wo die Wahrheit Gesetz ist, wo die Liebe regiert, wo die Freude ewig währt; sie bilden die Laufbahn, in welcher wir hineilen zu den von Gott uns ausgehängten, unverwelklichen Kränzen. Möchten unsere Gedanken und Herzen schon droben bei dem Herrn sein! Möchten wir mit ihm dort oben wohnen! Möchten wir erfüllen, was der Apostel uns befiehlt: „Unser Wandel ist im Himmel!“ [5] Der Pilger, welcher nach der Heimat zieht, eilt mit seinen Gedanken, seiner Sehnsucht seinen Schritten voraus. Während seine Füße noch auf fremdem Boden wandern, während ein weiter Wanderweg über Berg und Thal sich vor ihm hinzieht, wandeln seine Gedanken schon in der Heimat; es

---

[1] Luc. 12, 50. [2] Joh. 12, 32. [3] Phil. 2, 8. 9.
[4] Matth. 23, 12. [5] Phil. 3, 20.

ist, als ob er schon die Berge der Heimat sähe, die Stimmen der Heimat hörte, als ob die Thürme der Stadt ihm schon winkten, als ob er seine Freunde schaute. Entfernt von uns ist der Himmel, in welchem Christus sich in seiner Glorie zeigt; wenn wir uns aber als Pilger erkennen, so werden wir mit unserem Geiste auch schon im Himmel wandeln.

„Die Herzen in die Höhe!" ruft der Priester beim heiligen Meßopfer, und die Gläubigen erwidern: „Wir haben sie zum Herrn erhoben." Also von der Erde hinweg! Das ist das Gelöbniß, die Versicherung der Christen in der heiligen Messe, daß ihre Herzen über die Erde und den Scheinglanz ihrer nichtigen Güter erhoben sein sollen. Und wer sein Herz zum Herrn erhoben, der genießt auch den Frieden des Herrn. Wir sehen, daß die Gipfel der Berge im Lichte der Sonne glänzen, wenn Nacht und Dunkel noch die Thäler decken. Wenn in der Frühe des Morgens noch düstere Dämmerung auf den Niederungen liegt, glänzen die Spitzen der Berge im frischen Frühlichte; wenn die Abenddämmerung wie mit einem dunkeln Flor die Thäler umhüllt, glänzen die Höhen noch immer im Golde der Abendsonne. So ist es auch mit den Christen der Fall, welche mit dem Herrn in den Höhen wohnen. Befolgen wir die Mahnung des Weltapostels: „Trachtet nach dem, was droben ist, nicht nach dem, was auf Erden ist; wo Christus ist zur Rechten des Vaters." Amen.

---

## Zweite Predigt.

(1848.)

## Der Himmel unsere Heimat.

> „Der Sohn, welcher der Abglanz der Herrlichkeit des Vaters und das Ebenbild seines Wesens ist und durch das Wort seiner Kraft alles trägt, nachdem er uns von Sünden gereinigt, sitzet zur Rechten der Majestät in der Höhe."
>
> Hebr. 1, 3.

In den kirchlichen Festen und Gedächtnissen von Weihnachten an bis heute ist das ganze Leben unseres Herrn Jesu Christi auf Erden an uns im Geiste der Betrachtung vorübergegangen. Unser Blick ruhte bald auf seiner Erniedrigung, bald auf seiner Herrlichkeit und seinem Glanze, bald auf seinen Schmerzen und Freuden, seinem stillen Dulden und den gewaltigen Großthaten seiner Macht und Kraft, wie denn das alles in

überreichem Wechsel sich durch sein Leben schlingt. Das heutige Fest, Geliebte im Herrn, macht den Schluß des ganzen Erdenlaufes Jesu Christi, setzt dem ganzen Leben Jesu hienieden die glänzende Krone auf, indem seine heilige Menschheit, die bisher gleichsam zwischen Niedrigkeit und Herrlichkeit geschwebt, der Erde entrückt, für immer aufgenommen wird in das schönere Dasein einer andern Welt, die uns noch unter dem Schleier des Geheimnisses verborgen ist. Das ist ein Schluß, wie er allein zum Leben Jesu paßt, eine Krone, welche allein würdig ist, über den Tagen jenes Heiligen und Gerechten zu glänzen, in welchem die unendliche Gottheit mit der Armut und Niedrigkeit des menschlichen Wesens im höchsten Wunder, welches die göttliche Liebe und Erbarmung ersinnen konnte, vereinigt war. Das müssen wir uns gleich sagen: Der Gottmensch konnte nicht im Grabe bleiben; im Dunkel der Todtengruft konnte sich sein Leben nicht für immer verlieren; und nachdem er auferstanden war, konnte er nicht wieder in die Leiden und Nöthen der Erde zurückkehren und wieder sterben; sein Leben konnte nicht von neuem schwächlich verwelken und versiegen, sondern mußte im vollen Schmuck der Auferstehung und der Unsterblichkeit aus diesem Lande des Leidens und des Todes sich in eine andere Stätte emporschwingen, die Gott von Ewigkeit her seinem Sohne in seinem Herzen beschlossen, bis einst am Ende der Zeiten das geschieht, was die Engel den Jüngern auf dem Himmelfahrtsberge sagten, bis er wiederkommt, wie er hingegangen, in demselben Leibe, in derselben Kraft und unsterblichen Lebensfrische, um uns eine neue Erde zu gründen, auf welcher Gerechtigkeit wohnt.

So ist denn der heutige Tag der Tag der Erhöhung, der größten Verklärung Jesu Christi. Wir begehen ein Fest, in welchem der Himmel sich aufthut, in welches das Licht des Himmels hineinleuchtet, und in welchem die Luft des Himmels, die Luft unserer höhern Heimat uns anweht. Hier ist mehr als die Verklärung auf dem Berge Tabor. Dort leuchtete Christus in bescheidener Stille nur kurze Zeit in dem wunderbaren Glanze eines höhern Lichtes, und als er mit seinen Jüngern vom Berge wieder hinunterstieg, sprach er in ernsten, wehmuthsvollen Klängen von seinem bevorstehenden Leiden. Aber der Glanz, in welchen der Herr heute einzieht, erlischt nicht mehr in alle Ewigkeit, und die Worte, welche er auf dem Berge der Himmelfahrt spricht, haben nichts Trübes mehr, sondern sind lauter freudige Weissagungen von Wunderthaten, vom glorreichen Siege seiner Kirche; und da er in die Höhe steigt, erhebt er noch seine Hände über die Seinigen, und aus seinen durchbohrten Händen fällt sein Segen auf die Apostel und auf den Erdball nieder, der unter seinen Füßen liegt. Auf dem Berge Tabor erscheinen Moses und Elias und reden mit Christus: am Tage seiner Himmelfahrt aber zogen alle Gerechten des Alten Bundes, die sehnsuchtsvoll auf seine Ankunft gewartet,

mit ihm in den Himmel, zur seligen Anschauung Gottes jubelnd hinauf, um in ewiger Verbindung und Huldigung Christum zu umgeben. Staunend folgen dem Herrn die Blicke seiner Apostel auf seinem Zuge in die unermeßliche Ferne nach, und sie sind so entzückt und außer sich, daß es der Erscheinung von Engeln bedarf, um sie daran zu erinnern, daß sie noch auf Erden leben. Sie verließen aber den Himmelfahrtsberg mit höherer Erkenntniß, mit unaussprechlichem Troste.

Auch uns ist es, als ob wir auf den Himmelfahrtsberg erhoben seien und als ob der Heiland sich vor uns emporschwänge. Und wenn wir unsere Gedanken wieder zur Erde lenken, wenn wir vom Himmelfahrtsberge, auf welchen das heutige Fest uns geistig erhebt, niedersteigen, dann sind auch wir reicher an Erkenntniß, an Trost. Es ist uns über allen Zweifel klar und beinahe sichtbar geworden, daß dort oben unsere Heimat ist, wo Christus ist zu Rechten des Vaters; wir sind dessen getrost, daß wir in Jesu Christo einen Fürsprecher und barmherzigen Regierer haben. Das sind die Punkte, um welche sich unsere Betrachtung dreht.

## I.

Durch alle Zeitalter der Menschheit geht das Wort und die wehmuthsvolle Klage, daß unser Leben auf Erden eine Reise, eine Pilgerschaft, daß wir hienieden Fremdlinge seien. Als in altersgrauer Vorzeit der Patriarch Jakob in seinem hohen Alter, mit der Last von hundertdreißig Jahren beladen, vor dem Könige von Aegypten erschien und dieser ihn fragte: „Wie viele sind der Jahre deines Lebens?“ da schaute der Patriarch ernst-wehmüthig auf seine Lebensbahn zurück, welche er durchschritten, und erwiderte: „Die Jahre meiner Pilgerschaft sind hundertunddreißig, wenige und böse Tage, und sie reichen nicht an die Tage meiner Väter, da diese hier als Pilger gezogen sind.“ [1] Eine Pilgerschaft, eine kurze, nennt er bedeutungsvoll sein ehrwürdig langes Leben; und selbst das staunenswürdig lange Leben, welches vor ihm jene Menschen führten, die in der Urkraft unseres Geschlechtes viele Jahrhunderte in riesiger Stärke lebten und so weithin in der Menschheit die Träger der ältesten Tage und ihrer Geschichte waren, — es ist ihm nichts als eine Pilgerfahrt. „Wir sind Fremdlinge vor dir, o Gott“, ruft der König Salomon aus, „und Ankömmlinge, wie alle unsere Väter.“ [2] „Ich ermahne euch als Fremdlinge und Pilger“, spricht aus tiefbewegter Seele der Apostelfürst Petrus [3] zu den Christen. So schallt durch alle Zeiten die Mahnung an uns, daß wir Fremdlinge sind, und das wehmüthig-ernste

---

[1] 1 Mos. 47, 8. 9. [2] 1 Par. 29, 15. [3] 1 Petr. 2, 11.

Bild der Pilgerschaft wird uns vorgehalten als das treue, sprechende Bild unseres Lebens. Und wahrlich, dieses Bild ist treu und sprechend; schauen wir nur seine Züge uns näher an.

Den Pilger treibt eine innere Unruhe, ein mächtiges Sehnen vorwärts über den Weg, der sich vor seinen Füßen hinstreckt, unaufhaltsam durchs fremde Land. Aber ganz gewiß, so treibt keinen Wanderer die Unruhe unaufhörlich fort, wie unser Leben forteilt und unsere Zeit verrinnt. Vorwärts geht es über unsere Lebensstrecke unter Ernst und Scherz, unter Leid und Freud. Jeder Athemzug, jeder Pulsschlag gibt uns einen Ruck. Der heilige Papst Gregor I. faßte mit dieser Betrachtung einen sehr vornehmen, dem Irdischen hingegebenen Mann am Hofe des Kaisers seiner Zeit und versenkte ihn so sehr in die Tiefe des Lebensernstes, daß er den schimmernden Kaiserhof verließ, um sein Leben lang ausschließlich Gott zu dienen. „Warum", redete ihn Gregor an, „betrachtest du nicht, was unser Leben ist? Wir sind in unserem Leben Reisenden ähnlich, welche in einem Schiffe über die Fluthen dahingleiten. Sie mögen sitzen oder stehen, liegen oder gehen, das Schiff eilt mit ihnen dahin. So geschieht es auch mit uns. Ob wir wachen oder schlafen, ob wir schweigen oder sprechen, ob wir wollen oder nicht wollen, unser Leben fährt ohne Stillstand über die Wellen der Zeit dahin, um an dunklem Gestade zu landen."

Der Pilger, welchen ein weiter, langer Weg über Höhen und Thäler, durch Städte und Auen und über mancherlei Orte führt, steckt sich einzelne Ruhepunkte in Gedanken ab. Nach diesen geht zunächst sein Verlangen; nach ihnen blickt aus der Ferne vorschauend sein Auge. Aber hat er sie erreicht, dann befriedigen sie ihn nicht; denn sie sind doch nicht das Ziel seiner Reise; es treibt ihn weiter. So steckt sich der Mensch seine Ruhepunkte im Leben. Er schaut auf Zeitpunkte hin, welche einen bedeutenden Abschnitt im Leben bilden, und er meint, wenn er nur einmal die Stunde erreicht habe, so werde er beruhigt und zufrieden sich niederlassen und nichts weiteres begehren. Der Knabe hat schon seinen Tag in der Zukunft, nach welchem seine Sehnsucht hinstrebt; er hat sich sein Urbild aufgesteckt, welches er erreichen will; er wünscht die Stunden beflügeln zu können. Dem Jünglinge tauchen solche Tage und Bilder auf wie ferne, liebliche Inseln, und er schifft hoffnungsreich mit vollen Segeln ihnen entgegen. Aber sind die Punkte erreicht, ist das Ersehnte gewonnen, dann ist der Mensch doch nicht befriedigt; er hat das doch nicht gefunden, was er erwartete, was er eigentlich bedarf; ungestillte Sehnsucht langt weiter aus, und er denkt an ein ferneres Ziel.

Der Wandersmann, der Pilger kann nicht vorausbestimmen, wie seine Reisetage verlaufen werden. Da geht ihm freundlich lachend die Sonne auf und schmückt mit ihren Strahlen Thal und Höhe glänzend

aus. Aber dunkle Gewitterwolken rollen später sich über dem Himmel auf und Regengüsse stürzen nieder; die Bäche schwellen vor ihm auf und hindern seine Schritte; der Sturm erfaßt und schüttelt ihn. So hat auch unser Lebensgang für uns durchaus das Gepräge der Ungewißheit, der Unbestimmtheit. Unser Leben hängt von unzähligen, zum Theil sehr geringfügig scheinenden Dingen ab, welche wir Umstände nennen. Durch ihr Zusammentreffen, ihre Wirksamkeit gestalten sich die Lose, die Geschicke unseres Lebens. Gott freilich kennt jene Umstände, alle Veränderungen von Ewigkeit; ihn kann ihr Eintritt nicht überraschen; er trägt alle Fäden, aus welchen unsere Geschicke sich weben, in seiner allmächtigen Hand. Aber wir würden vergebens uns bemühen, sie in die Hände zu bekommen; wir können sie nicht lenken, nicht hemmen, nicht beherrschen. Was wir selbst wirken, unsere eigenen Worte, unsere Thaten werden unserer Gewalt entnommen und haben Erfolge, gute oder böse, welche wir nicht ahnten. Dieser Unsicherheit und Unbestimmtheit des Lebens gedachte selbst der heidnische Weise. Geliebte Zuhörer! wir alle leben in der Zeit der größten Ueberraschungen, in einer Zeit, da ein unvorgesehenes Ereigniß das andere jagt, da die Klugheit der Allerklügsten an jedem Tage beschämt wird, da niemand mehr wagt, etwas vorauszusagen, da wir ganze Völker als Spielbälle gewaltiger, blinder Zufälle ansehen müßten, wenn wir nicht wüßten, daß überhaupt über der Menschheit keine blinden Zufälle, sondern das klare Auge einer gnädigen Vorsehung waltet, und daß eine einzige Menschenseele in Gottes Hand viel zu schwer wiegt, als daß er sie zum Spielballe hingeben sollte. Nein! Spielbälle sind wir nicht; aber das sollen wir in dem gewaltigen, überraschenden Wechsel, in der gänzlichen Ungewißheit des Lebens dieser Zeit tief empfinden, daß wir Fremdlinge und Pilger hienieden sind.

Der Pilger zieht vorüber an fruchtbaren Fluren und dürren Einöden, durch reiche Städte und stattliche Dörfer; aber er zieht eben auch nur vorüber. Wohl freut er sich an dem Schönen, stärkt und erhebt seine Seele an dem Erhabenen; was er aber sieht, kann er nicht sein eigen nennen, das trägt er nicht mit sich; er trägt mit sich nur die mehr oder minder lebhaften Vorstellungen und Eindrücke davon, die wesenlosen Bilder davon hebt er sich gleichsam im Buche der Erinnerung auf. Und auch diese Vorstellungen und Bilder werden immer blasser, immer schwächer. So zieht auch an uns das Leben vorüber mit seinen großen und kleinen Ereignissen, mit seinem Glück und Unglück, seinen trüben, ernsten und heitern Stunden. Nur das Bild des Genossenen, des Erlebten, des Geschehenen bleibt in uns zurück, und auch dieses Bild verliert oft immer mehr und mehr sein Leben, seine Reize. Die Bilder der Kindheit bleiben am längsten frisch, sowie auch dem Wanderer die ersten sparsam ausgestreuten Merkwürdigkeiten seiner Reise am tiefsten sich einprägen. Nichts

aber auf Erden kann er festhalten. „Denn die Gestalt dieser Welt vergeht“, spricht der heilige Apostel Paulus[1]. Wenn auch die Welt bleibt, die Gestalten derselben sind in unaufhörlicher Bewegung, in rastlosem Wechsel begriffen; die einzelnen vergehen, die andern kommen; sie ziehen in buntester Mannigfaltigkeit an uns vorüber. Unter diesem beständigen Wechsel wird der Mensch am Ende ein voller Fremdling mitten in seiner Heimat, auf dem geliebten Boden seiner Heimat. So steht der Greis vor uns: seine Freunde, die Genossen seiner Jugend sind gestorben; er geht an den Häusern vorüber, wo sie wohnten; jetzt wohnen Fremde drinnen, und fremd sieht es um ihn her aus. Es sind andere Ansichten aufgekommen, andere Sitten und Lebensweisen; es lebt ein anders denkendes Geschlecht.

Ach, auf allen Wegen begegnet uns der Gedanke, daß wir wandernde Fremdlinge sind, daß wir uns auf einer Pilgerfahrt befinden. Und das ist ein hehrer, bedeutungsvoller Gedanke, dieser Gedanke, daß wir Pilger sind; das ist das heilige Gefühl, das Gefühl, in welchem wir uns hienieden fremd finden. Denn müssen wir bekennen, daß wir hier auf Erden Pilger und Fremdlinge sind, so sind wir damit auch angewiesen, anderswo unsere Heimat zu suchen. Und wo haben wir sie zu suchen? Unsere Heimat ist dort oben, wohin das heutige Fest uns weist; unser Gang ist dorthin, wohin heute der Heiland auf den Fittichen seiner Macht sich aufgeschwungen; unser Wandel ist gen Himmel. Das ahnt auch die ganze Menschheit. Schon ein alter, heidnischer Weiser sagt: „Wenn du über die Erde reisest, wirst du Völker finden ohne Bildung, Städte ohne Mauern, ohne Kriegsheer, aber du wirst kein Volk finden ganz ohne Gott, ohne Altar, Religion.“ Und worauf beruht sie, diese Religion, welche wir überall, unter allen Stämmen und Völkern finden? O, der Mensch fühlt und erkennt, daß er mit einer höhern, unsichtbaren Welt zusammenhängt, daß er kein bloßes Geschöpf des Staubes ist für den Staub; der Geist, den Gott uns eingehaucht, schlägt in jedem Menschen seine Flügel und will zu Gott. Wären wir bloß für den Staub geschaffen, dann wäre uns keine Religion nöthig, wie sie das Thier wirklich nicht kennt. Um zu essen und zu trinken, den Acker zu bebauen, sein Haus zu bestellen, einen Augenblick auf Erden zu schimmern und sich breit zu machen, dazu braucht man keine Religion. Hätten wir weiter nichts zu thun, dann hätte Gott uns nicht den Sinn und das Gefühl für Religion ins Herz gelegt; dann könnten wir die Kirchen schließen und die Kreuze aus der Erde reißen. Unsere Kirchen und Altäre sind die redenden Zeugen unserer höhern Bestimmung; jede Kirche ist für uns ein Vorhof des Himmels, ein treues Bild unserer höhern Heimat; das Thor der

---

[1] 1 Kor. 7, 31.

Kirche mahnt uns an das geistige, goldene Himmelsthor, dessen Riegel heute gefallen, das der Heiland heute uns geöffnet hat, da die himmlischen Scharen in höherer Weise das Lied singen, welches in schwach lallender, menschlicher Sprache die Weissagung des Alten Testamentes spricht: „Erhebet, Fürsten, eure Thore, thuet euch auf, ihr ewigen Thore, auf daß einziehe der König der Herrlichkeit.“ [1]

Und hätte unser Leben einen Sinn, wenn nicht dort oben für uns eine bessere Stätte bereitet wäre? Die ganze Erde vermag des Menschen Sehnsucht nicht zu stillen. Sowie wir Besseres gewinnen, wachsen unsere Wünsche, unsere Begriffe vom Vollkommenen selbst immer weiter in unermeßliche Fernen; immer neue Urbilder gehen uns auf. Als Alexander der Große mit seinen kühnen und gewandten Kriegsscharen weithin Länder und Reiche sich unterworfen hatte, weinte er heiße Thränen, daß die Erde ihm nicht genug Raum für seine Eroberungslust biete und er nicht dort oben am Firmamente seine Eroberungen fortsetzen könne. O, das menschliche Herz ist klein, aber die ganze Welt kann es dennoch nicht ausfüllen; dem Menschen, voll hoher, heiliger, unaussprechlicher Regungen in der Brust, ist alles nicht hinreichend, was vergeht; nur die Ewigkeit und die Unsterblichkeit ist ihm etwas; nur Gott, das unendliche Gut, kann seine unendliche Sehnsucht stillen. Darum ist der edle Mensch im stande und freudig bereit, sich irdisches Wohlsein zu versagen, wenn es mit seiner Pflicht streitet, seiner Tugend jeden Sinnenreiz zum Opfer zu bringen, ja selbst sein Leben heldenmüthig herzugeben. Wenn dem Menschen schreiendes Unrecht widerfährt, wenn seine Ehre ihm geraubt wird, und wenn er so vom Unrecht zerschmettert, von Schande bedeckt sein Auge schließt, dann wendet er sich hoffnungsvoll einem andern Leben zu, in welchem diese Mängel sich ausgleichen, und es schmiegt sich der Trost an sein Herz. Wenn der Mensch sich im Tode trennen muß von denen, mit welchen Bande ihn verbinden, von denen er nicht glauben kann, daß sie auf ewig zerreißen, dann verweist er mit der erlöschenden Stimme seines Mundes sich selbst und seine Angehörigen auf das Wiedersehen dort oben. Ja, sinnlos wäre des Menschen Leben, wenn es keine Pilgerschaft, kein Wandel gen Himmel wäre, und seine edelsten Gefühle gerade würden ihn irre führen; er könnte das Geschenk nicht begreifen, welches ihm mit denselben gemacht ist; er müßte sie erst ersticken, sich erst zur Thierheit herabarbeiten, um glücklich zu sein.

Das aber sei ferne, daß wir solches zu thun hätten. Heute schauen wir im Geiste der Betrachtung, wie Jesus sich gen Himmel erhebt. Das ist uns überliefert von denen, welche es mit ihren Augen gesehen haben und dafür gestorben sind. „Jesus Christus, der aufgefahren ist

---

[1] Ps. 23, 7. 8.

gen Himmel," so beten wir. Er ist wahrhaft und mehr als irgend ein anderer Fremdling und Pilger auf Erden gewesen. Die ganze Erde ist sein Eigenthum, aber er hat sich seines Besitzes entäußert. „Da er in sein Eigenthum kam, nahmen ihn die Seinigen nicht auf." [1] Als Fremdling ist er geboren worden im Obdach der Thiere; als Fremdling hienieden hat er nicht gehabt, wohin er sein Haupt lege; als Fremdling ist er gestorben unter freiem Himmel, verkannt, geflohen. Heute nun zieht er in seine Heimat ein; heute erhebt sich in ihm die Erde zum Himmel empor. In seiner Menschheit steigt er empor; in seiner Menschennatur schaute ihn später der hl. Stephanus in des Himmels Höhen: „Ich sehe den Himmel offen." Der Herr selbst hat es gesagt, daß er vorangegangen sei, uns eine Stätte zu bereiten, damit, wo er ist, auch wir seien.

Betrachtet Christi Jünger. Es ist ihnen gut, daß der Herr hingegangen. Früher hingen sie an Jesu menschlicher Erscheinung und Wandel; sie hingen an ihrem irdischen Vaterlande mit solcher Anhänglichkeit, welche zum Amte der Apostel nicht paßte; sie wollten die stille Berglandschaft Galiläas, wo sie geboren, den See Genesareth, die Zinnen Jerusalems, den Boden ihres Vaterlandes nicht verlassen. Nun aber Jesus sich erhoben, ist all ihre Liebe mit ihm hinaufgezogen; droben ist nun das gelobte Land, ihr Vaterland. Alle Punkte der Erde sind diesem Vaterlande gleich nahe; vom Festlande, von den Inseln im Meere aus hat man gleich weit zu ihm. Darum kann der Herr ihnen heute den Auftrag geben, welchen ich im Evangelium verlesen habe, aus ihrer Heimat aufzubrechen, die Grenzen ihres Vaterlandes zu überschreiten, an dem einfachen Wanderstabe über die Erde hinzuwandern und seine frohe Botschaft den Menschen zu verkündigen, allen Leben und Heil anzubieten. Nun, da Christus von der Erde hinweggenommen und droben im Himmel ihre Gedanken, ihr Verlangen, ihre Liebe sind, nun sind sie gestimmt, Christi Wort zu erfüllen, und damit sind sie denn auch in der Vorbereitung, den Heiligen Geist empfangen zu können. Nur wer im Himmel seine Heimat erkennt, ist großer Aufopferung fähig; nur der ist dessen würdig, daß auch der Geist von oben in seine Brust sich einsenke und ihn mit Gott verbinde, daß er eine höhere Kraft des heiligen Muthes, der Standhaftigkeit, der Aufopferung in sein Herz ausgieße.

## II.

In seiner wahrhaften Menschennatur ist Jesus Christus gen Himmel aufgefahren, und so schlägt im Himmel noch sein menschliches Herz in Liebe für die Menschheit. Aus der Mitte der Menschheit ist er hervorgegangen; er selbst ist ein Sprosse am großen Baume der Menschheit,

---

[1] Joh. 1, 11.

vielmehr dieses Baumes hehre, heilige Krone. So fühlt er sich auch im Himmel immer noch mit der Menschheit auf Erden verschlungen. In einem dreiunddreißigjährigen Leben hat er die Bitterkeiten der Erde erfahren und gelernt, Mitleid zu haben; auf der Erde ruhen die heiligen Erinnerungen seiner Menschheit. Die Wege, die er unter uns gewandelt, die Freuden, welche er hier erlebt, die Schmerzen, welche er in süßer Liebe erduldete — das alles steht in alle Ewigkeit vor seinem Gedächtnisse, das alles kettet ihn mit ewiger Liebe an diese Erde. Und diese seine Liebe ist im Himmel für uns thätig. Christus, in den Himmel erhöht, ist unser Hoherpriester, der für uns bittet, und der König, welcher uns regiert. Als Hoherpriester, lehrt der Apostel, hat Jesus Christus den Himmel durchdrungen, als Hoherpriester erschien er vor dem Angesichte des Vaters. Die andern Priester, welche hier auf Erden geopfert, sind jenseits keine wirklichen Priester mehr; sie halten kein Opfer mehr in Händen; da ihre Hände im Tode kraftlos niedersanken, ist auch das Opfer, das sie auf Erden darbrachten, ihren Händen entfallen: Christus aber hat sich selbst mit Leib und Leben für uns zum Opfer gegeben; und so ist er denn, indem er mit seinem Leibe gen Himmel aufgefahren, auch mit dem Opfer, mit dem heiligen, unbefleckten Opfer, vor Gott erschienen, mit jenem Leibe, der als Opfer mit den Wundmalen der Hände und Füße und mit dem durchbohrten Herzen gezeichnet ist. Seine heiligen Wunden zeigt er dem Vater, seinen heiligen Leib, welcher am Kreuze die Wunden aufgefangen, welche die ganze Menschheit treffen sollten, setzt er flehend zwischen Gottes Strafgerechtigkeit und unsere Sünden. Diesen seinen heiligen Leib, der im Himmel verherrlicht und verklärt ist, legt er immerfort in die Hände seiner Kirche, so daß auch in den Kirchen, auf unsern Altären jener heilige Fürsprecher und Hohepriester fürbittet und opfert, der im Himmel vor dem Angesichte des Vaters steht. — Und wohl, Geliebte im Herrn, bedürfen wir eines beständigen Fürsprechers und Hohenpriesters, der die Himmel durchdrungen und vor dem Angesichte des Vaters steht. Denn riesengroß ist die Schuld der Menschheit; eine schwere Sündenlast drückt die Erde. Auf allen Stufen der Bildung, durch alle Völker hindurch erscheint uns die Sünde in Millionen niederschlagenden Gestalten. Wer hält den Zorn Gottes auf, daß er diesen befleckten Erdball nicht hinwegstoße aus dem Bereiche seiner Liebe, daß er ihn vielmehr immerfort aufs neue mit seiner Gnade und Erbarmung kröne? Es ist ein Mensch unter uns erschienen, „sündlos, heilig, der von keiner Sünde wußte, unbefleckt, von den Sündern abgesondert. Einen solchen Hohenpriester zu haben, ziemte sich uns“, ruft der heilige Apostel Paulus aus[1]. Auf ihm ruht

[1] Hebr. 7, 26.

Gottes Blick mit Wohlgefallen und um seinetwillen auf der ganzen Menschheit, die in ihm erlöst und versöhnt ist. „Hat jemand gesündigt," so mahnt und tröstet uns väterlich der Jünger der Liebe, „so haben wir einen Fürsprecher beim Vater, Jesum Christum, den Gerechten, und dieser ist die Versöhnung für unsere Sünden, jedoch nicht allein für unsere, sondern für die Sünden der ganzen Welt." [1] Er ist uns vorangegangen in die himmlische Heimat und hält uns mit seiner Fürsprache Weg und Pforte zum Himmel offen. Auf die Erde mit seiner Macht herabgreifend, räumt er uns die Hindernisse des Heiles aus dem Wege und führt und leitet uns zum Himmel hinauf. Christus ist noch jetzt unser König, der vom Himmel herab als Menschensohn seine Kirche schirmt, regiert und die Menschheit leitet und führt; in seinen durchbohrten Händen liegt die Regierungsgewalt. Das will unser Glaubensbekenntniß mit den Worten sagen, welche es von Christus bekennt: „Aufgefahren gen Himmel, sitzt er zur rechten Hand Gottes." Gottes Hand ist Gottes mächtige Regierung und Herrschaft. „Er sitzt zur rechten Hand" heißt: Christus in seiner Menschheit hat Antheil an Gottes Weltherrschaft und Weltregierung. Darum konnte er vor seiner Himmelfahrt zu seinen Aposteln und ihren Nachfolgern ein Wort sprechen, dessen Gedanke vor Christus noch nicht in das kühnste Menschenherz gekommen, den Auftrag: auszugehen zu allen Völkern, allen Creaturen das Evangelium zu predigen, sie zu taufen, zu seinem Dienste zu weihen und sie als Unterthanen unter seiner Krone zu sammeln. Wer auf Erden Macht und Herrschaft besitzt, der hat sie nur auf beschränktem Raume. Kein Eroberer hat je die ganze Erde erobert. Die Erde würde durchaus diesem Plane widerstreben; den kühnsten und glücklichsten Eroberungen setzen Grenzen bald die Waffen angegriffener Völker, bald große Meere, welche Gott zwischen die Länder ausgegossen, bald die Wüsten, welche wie große Sandmeere nicht durchdrungen werden können. Kein Reich besteht durch alle Zeiten hindurch. Auch an den goldenen Kronen nagt der Rost der Vergänglichkeit, und die Throne zersplittern im Sturme der Zeit. Wer über die ganze Erde herrschen und wessen Reich durch alle Zeiten dauern soll, der muß über die Erde, über Raum und Zeit erhaben sein, der muß seine Krone in dem Firmamente des Himmels tragen, muß Wunder wirken können. Als einen solchen König stellt sich der Heiland dar. „Mir", spricht er zu seinen Aposteln, „ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden." [2] „Ich werde bei euch sein bis ans Ende der Welt." [3] Und daß sein Reich noch lebt, noch kräftig ist, noch zum Siege fliegt, das ist ein Beweis, daß Christus nicht gestorben ist, sondern lebt und Macht

[1] 1 Joh. 2, 2. [2] Matth. 28, 18. [3] Ebd. V. 20.

hat, daß er im Himmel thront und vom Himmel herab die Kirche regiert, daß alle, welche sie auf Erden regieren, nur seine Stellvertreter sind.

Glücklich wir, daß unsere Lose in seinen Händen ruhen, daß er die Zügel der Weltherrschaft führt! Wenn Wirrnisse über uns hereinbrechen, wenn die Ordnung in ihren Fugen erbebt, glücklich sind wir, daß über den Wirren Christus uns regiert, sein Auge in ungetrübter Klarheit auf uns schaut, seine mächtige Hand uns führt und leitet. Wenn Leid und Schmerz uns trifft, wenn Unglück mannigfaltig über uns hereinbricht, wir sind getröstet, daß einer uns führt, der aus eigener Erfahrung die Bitterkeit unseres Schmerzes kennt, welcher weiß, „Mitleid mit uns zu haben", daß unsere Lose in Händen liegen, deren Wunden Zeugen ihrer Liebe sind, in die wir eingezeichnet sind. Ja, wenn wir heute, da der Herr seinen Erdenlauf beschließt und hinter lichter Wolke sich uns verbirgt, sein Wirken für uns überschauen, dann müssen wir mit dem Psalmisten der Erde zurufen: „Erde, preise den Herrn!" Erde, als du im Dunkel des Irrthums lagst, hat er sein Licht angezündet auf dem dunkeln Erdenballe, ein Licht, welches immer wächst und um die ganze Erde kreist; Erde, als du dem Angesichte Gottes nur Sünden zeigtest, hat er ein Leben auf dir entfaltet, in welchem jeder Augenblick geheiligt, kein Athemzug ohne Segen war, hat er ein sündenloses, heiliges Menschenleben vor Gottes Auge gestellt. In die schreckliche Masse der Sünden hat er seinen heiligen Kreuzesbaum gepflanzt und an dessen himmelragende Arme sich selbst als seine Frucht, als Preis unserer Erlösung gehängt. Den Tod hat er in seiner heiligen Auferstehung überwunden und in seiner Auferstehung und Himmelfahrt hat er ein menschliches, irdisches Wesen in die seligen Räume hinaufgetragen, die Erde mit dem Himmel verknüpft, unsere Menschennatur aufs höchste erhoben und geadelt. Darum sei Preis ihm aus allen Herzen, von allen Lippen! Amen.

---

# Festrede bei Einweihung der drei neuen Altäre in der Jesuitenkirche zu Trier

am 25. Juli 1860.

„Gib mir ein huldvolles Zeichen."
Ps. 85, 17.

Was der gekrönte Sänger auf der Burg Sion zur Zeit großer und allgemeiner Trübsale im Namen der ganzen, damals tief gebeugten alttestamentlichen Kirche in den Worten unseres Vorspruches so heiß erfleht, was er als den Gipfel seiner Wünsche und Bitten bezeichnet, ein großes, durch die trüben Aspecte der Zeit hell leuchtendes Zeichen von Gottes Huld und Gnade, das ist uns, geliebte Festgenossen, das ist unserer ganzen, altehrwürdigen, glaubenstreuen Diöcese, welche in geistiger Theilnahme mit uns beim Feste vereinigt ist, das ist vor allem dem verehrten Oberhirten der Diöcese, durch dessen apostolische Hände die neuen Altäre für das alte und immer neue Opfer ihre Weihe empfangen haben, in einer herrlichen Weise, großartig und sehr bedeutungsvoll heute vom Himmel gewährt. Ein frohes, hell leuchtendes Zeichen göttlicher Gnade geht in dieser Feierlichkeit über uns und die ganze Diöcese auf, da diese Kirche, aus einer großen Läuterung und Erneuerung eben hervorgegangen, heute sozusagen ihren Auferstehungstag feiert und den ganzen, jugendfrischen Glanz reiner und edler Formen, welchen sie unsern frommen Voreltern vor sechshundert Jahren zu ihrer größten Freude zeigte, über alle Verletzungen späterer Zeiten triumphirend, uns wieder vor Augen stellt, da ihr schön geformter, steinerner Leib wieder wird beseelt werden durch denjenigen, welcher einzig und allein die belebende Seele der katholischen Kirche ist, durch den im Opfer und Sacrament gegenwärtigen Gott und Heiland, da sie so hergestellt und neu beseelt wiedergegeben wird ihrer Mutter, der katholischen Kirche, wiedergegeben wird ihrer erhabenen Bestimmung und eurer Andacht.

Ist es allgemeinhin schon als ein glückliches Zeichen anzusehen, wenn neue, würdige Kirchen sich erheben oder alte Kirchen in schönen Umbildungen sich erneuern und so herrliche Wohnungen Gottes unter den Menschen entstehen: so ist doch die Wiederauferstehung dieser Kirche in ihrer alten Zierde, die Wiedereinfügung dieser Kirche in den reichen Kranz der Gotteshäuser, welche unsere Stadt und unsere Diöcese schmücken, und unter denen sie eine mit keiner andern Kirche getheilte Bestimmung hat, ein besonderes, ein wahrhaft frohes Ereigniß zu heißen, weil es ein

vorzüglich schönes Zeichen der Zeit ist, weil der Fortschritt der Zeit zum Bessern, die Erstarkung des christlichen Geistes sich mehrfach in diesen Thatsachen spiegelt.

Das ist überhaupt ein eigenthümlicher Zug in der Geschichte dieser Dreifaltigkeitskirche und ein merkwürdiger, geschichtlicher Vorzug vor allen andern Kirchen, daß sie noch jedesmal, seit sie da ist, bei allgemeinen Zeitwenden auch zum glückverheißenden Zeichen neuer, göttlicher Erbarmungen wurde, daß sich der große Aufschwung zum Bessern an ihrer Geschichte spiegelte und sichtbar machte.

In diesem merkwürdigen Vorzuge vor allen Kirchen, in dem geschichtlichen Schmucke ihrer frohen, glücklichen Zeichen, ihrer Friedens- und Heilszeichen soll die Dreifaltigkeitskirche jetzt vor unser geistiges Auge treten zum Preise der göttlichen Gnade, zur Erweckung und Erhebung unserer frohen Hoffnung; ohne daß wir dabei irgend in schmerzliche Erinnerungen frischer Vergangenheit geführt werden, wenn wir jetzt dreimal an drei großen Zeitenwenden die Zeichen des Umschwunges zum Bessern an der Dreifaltigkeitskirche aufleuchten sehen, indem wie auf drei Stufen, welche regelmäßig durch den Zeitraum von ungefähr dreihundert Jahren voneinander entfernt sind, in der Zeit bis zu dieser festlichen Stunde hinabschreiten. Sechshundert Jahre ist diese Kirche alt. Zuvörderst steigt diese Kirche selbst schon in ihrem Ursprunge aus ihrem Fundamente als ein bedeutsames Zeichen auf, welches die frohe Kunde bringt, daß die Kirche Gottes aus tiefem Verfalle, aus drohenden Gefahren der Spaltungen sich aus sich selber in eigener Kraft, ohne großen Abfall zu erfahren, wunderbar errettet. Dann dreihundert Jahre später, im sechzehnten Jahrhundert, sehen wir diese Kirche, wie sie in Bewegungen und Stürmen, die nicht so gnädig vorübergeführt wurden als diejenigen des dreizehnten Jahrhunderts, gleich einem Leuchtthurm emporragt und so viele um sich sammelt, daß sie um ein Schiff erweitert werden muß, zwar nicht verschönert, aber gerade wie die bedrängte katholische Kirche unter den Bedrängnissen selbst damals sich ausbreitete. Endlich wieder dreihundert Jahre später, im neunzehnten Jahrhundert, im Anfange des Jahrhunderts in der ersten Wiederherstellung und in der jetzigen Gegenwart, zeigt uns die Geschichte unserer Kirche das erste, anfangs etwas schüchterne Wiederemporkommen des katholischen Geistes aus der Sturmfluth der französischen Revolution in unsern Gegenden und die Erstarkung dieses Geistes, jene ernstbewußten Bestrebungen, mit Beibehaltung alles Guten der Neuzeit an die großen Zeiten des Mittelalters, mit denen man leider gebrochen hatte, wieder anzuknüpfen, um von da aus mit wahrer Aussicht auf Erfolg weiterzukommen.

Der dreieinige Gott, dem diese Kirche geweiht, der alle Zeitalter der Geschichte verwebt, der in seiner Gnade auch tröstliche und frohe Zeichen,

der auch diese glücklichen Zeichen gegeben hat und will, daß wir auf diese Zeichen merken, er deute uns dieselben und bestätige sie durch seine Gnade in unserem Leben!

## I.

Als mit der Jahreszahl 1201 ein neues Jahrhundert, das dreizehnte nach der Erscheinung des Sohnes Gottes im Fleische, über diese Erde aufging, contrastirte die Kirche des eingebornen Sohnes Gottes sehr mit der Ziffer 1 und dem neu anhebenden Zeitabschnitte; denn sie schien nichts weniger als neu und frisch in ein Jahrhundert zu treten, sie schien vielmehr unter der Last der zwölf Jahrhunderte, die sie bereits getragen hatte, sehr gealtert und zu Boden gebeugt. Alle religiösen Anzeichen im Aufgange des Jahrhunderts waren so unheilvoll, daß wohl niemand hätte ahnen können, das neue Jahrhundert werde die glänzendste Zeit des ganzen Zeitalters werden, und es werde, wenn es mit seinem letzten Abende in den Schoß der Ewigkeit und Tausende seiner Schöpfungen hinter ihm drein in den Staub der Erde gesunken sein würden, sein Nachleuchten in seinen Resten noch im neunzehnten Jahrhundert, worin wir leben, ein überaus glänzendes sein.

Auf dem Apostolischen Stuhle zu Rom nahm Innocenz III. seinen schweren und verantwortungsvollen Platz ein, ein Mann, ausgestattet mit einem Willen und einer Begabung, die allerdings schweren Lebensaufgaben gewachsen waren. Wenn er aber von der Höhe seines Sitzes über die Christenheit Umschau hielt, so traf sein Auge fast überall auf die trostlosesten Erscheinungen. War es die politische Gestaltung der Dinge, die er ins Auge faßte, so sah er christliche Waffen im Morgenlande den mohammedanischen kläglich unterliegen; das Kreuz war von den Zinnen Jerusalems und den heiligen Orten, an denen die Helden der Kreuzzüge es nach unvergleichlichen Kriegsthaten aufgepflanzt hatten, gewichen. Niedergeschlagenheit, Hoffnungslosigkeit, Verzagtheit lähmte jede Thatkraft. Alles war in Parteien zerrissen, ohne Gemeinsamkeit. Wendete er seinen Blick von diesen unseligen Verhältnissen hinweg, die kirchlichen Kreise und Verhältnisse zu betrachten, sah er in die Klosterzellen hinein, in denen früher Generationen von Heiligen gelebt hatten, so erblickte er überall die Zunahme weltlicher Güter und Ehren, Abnahme des geistlichen und christlichen Sinnes. Verweltlichung und Erschlaffung lag wie eine Bleidecke über der Christenwelt. Irrlehrer, verwegene, äußerst gefährliche, begannen schon aus den verwesenden Gliedern des Leibes Christi sich zu erheben. Wie sollte der Papst, wenn er hinblickte in das Lager der Schlafenden, wenn er diese schlaffe Christenwelt überschaute, sich getrauen, eine so schwerfällige, träge Masse zu bewegen, einer Welt von Schläfern frisches Leben und thatkräftige Begeisterung einzuhauchen? Wie oft er

seufzend sein Auge aus diesen trostlosen Verhältnissen zum Himmel erhob, können wir daraus entnehmen, daß der Psalmenspruch, den wir zum Vorspruch der Predigt genommen haben, sein Wahlspruch, sein Gebet wurde: Fac mecum, Domine, signum in bonum. Er nahm den Spruch zu seinem Losungswort, zur Umschrift seines Siegels.

Und die Hoffnung seines Losungswortes wurde nicht betrogen. Ihm wurde ein solches huldvolles Zeichen. In einer Nacht, als der Papst in seiner Wohnung an der Kirche des hl. Johannes vom Lateran, der Mutterkirche der Christenheit, über traurigen Gedanken entschlummerte, sah er ein Gesicht, welches sich auf die geistige Nacht und den Schlaf der Christenheit bezog. Ihm kam es vor, die große Laterankirche fange an zu wanken und drohe den Einsturz. Zwei Männer aber, deren Gesichtszüge und Gewande er deutlich erkannte, stellten sich unter die wankende Kirche und hielten sie mit großer Kraft aufrecht. Die beiden Männer, deren Schattenbilder das nächtliche Gesicht ihm vor Augen gestellt hatte, traten bald in realer Erscheinung, mit Fleisch und Blut bekleidet, vor den erstaunten Papst. Es war der hl. Franciscus von Assisi und der hl. Dominicus[1]. Zu zwei und zwei sandte der Herr, wie das Evangelium erzählt, seine Jünger aus, und dieser Zug ist merkwürdig für die ganze Geschichte der Christenheit. Oft wurden große und heilige Männer zu zwei und zwei gesandt, aber selten so wie Franciscus und Dominicus.

Selten hat es wohl in allen Zeiten der Geschichte zwei Männer gegeben, die nach allen natürlichen Gaben, sonstigen Neigungen, Lebensrichtungen, Lebensführungen dergestalt voneinander verschieden, dabei aber in einem geistigen Lebensziele so zusammentrafen, von einem und demselben großen Lebenszwecke so ergriffen waren, in herzlichster Freundschaft und innigster Liebe und Eintracht und im seligen Austausch ihrer großen Gaben so vereinigt zu ihrem Ziele schritten wie diese zwei großen Männer, deren Größe so gleich und doch wieder so verschieden ist, die wie ein Doppelgestirn ihre Lichter vereinigen, ohne daß der eine durch den andern irgendwie verdunkelt würde.

Franciscus von Assisi, der sich mit aller Macht, deren ein gefühlvolles Herz fähig ist, in die Liebe Christi, in die Leiden und Wunden Christi, den beredtesten Ausdruck der Liebe, versenkt, der, ohne Studium der theologischen Wissenschaft, auf dem mystischen, geheimnißvollen Wege große Erkenntniß Gottes gewinnt, da alle Strahlen göttlicher Erleuchtung rein in seine von allem Irdischen gelöste Seele gehen, der durch das

[1] Die gemalten Fenster in der Jesuitenkirche stellen folgende Heiligen vor: den hl. Franciscus von Assisi, ihm gegenüber Ignatius von Loyola; den hl. Augustinus, ihm gegenüber Thomas von Aquin; in der Mitte den hl. Karl Borromäus und den hl. Franz von Sales.

Glaubenslicht zu wunderbaren Erkenntnissen, beinahe bis zur Anschauung vordringt, wird seiner großen Bestimmung unmittelbar, höchst einfach entgegengetragen.

Wie verschieden war er darin von seinem Genossen des außerordentlichen Berufes! Denn Dominicus, der Sprößling einer ritterlichen, erlauchten Familie, wird auf das sorgfältigste erzogen und von Kindheit an umgeben von allen Eindrücken einer feinen und wissenschaftlichen Bildung. Den Studien mit großer Liebe und enthusiastischer Begeisterung ergeben, schöpft er viele Jahre lang eine große philosophische und theologische Gelehrsamkeit an einer großen, berühmten Schule; er wacht die Nächte durch bei seiner Lampe über den Büchern, ohne daß darüber sein Herz, eines der edelsten und liebreichsten, die Gott je geschaffen, vertrocknet wäre. In einem Lebensalter, das nach der Zahl der Jahre zur Jugend gehörte, nach seiner Reife, Gelehrsamkeit und Weisheit aber ein vollkommenes Mannesalter, ja ein Greisenalter zu nennen gewesen wäre, tritt er als Lehrer auf. Nicht auf so einfachem und kurzem Wege wie Franciscus, sondern durch tiefes Nachdenken, großes Forschen, sodann durch langes Lehren und Predigen, durch große, apostolische Thätigkeit führt ihn Gott mit sicherer Hand seiner Bestimmung entgegen. Er war zwölf Jahre älter als der auf dem unmittelbaren Wege fortgezogene Franciscus, da sie in denkwürdiger Stunde beide sich trafen und eine Freundschaft schlossen, durch welche es Gott gefiel, seine heilige Kirche vom Verfalle zu erretten, und welche für die Geschichte der Kirche und der gesamten Menschheit eine unermeßliche Bedeutung gewann.

Franciscus stellt in seiner Person die Liebe zu Christo dar in ihrer Unmittelbarkeit, in ihrem Sichversenken in Gott, in ihrer Entäußerung von allen zeitlichen Dingen, in ihrer innigsten Vereinigung mit Christo. In diese Liebe wollte er die Welt wieder hineinziehen, damit sie dadurch erwärmt werde. Er selbst war so hineingezogen in die Liebe Christi, daß er die Wundmale, die Zeichen der höchsten Liebe Christi, der leidenden und sterbenden Liebe, mit seinem Erlöser theilte. So zeigt ihn uns sein schönes Bildniß dort im Fenster des Chores. In den Wunden trägt er das Zeichen des menschgewordenen Gottes. Die Entäußerung zeigt sein fahles, graues Gewand, das nicht nur jeden Schmuck, jede Bequemlichkeit abweist, sondern sogar jede bestimmte Farbe verläugnet. — Dominicus aber stellt vor allem den Glauben dar, die bewußte Erkenntniß, die tiefe Durchdringung der Glaubenslehren, die Beweisgründe, die Widerlegung der Irrthümer, die Vertheidigung des Glaubens gegen alle Angriffe, die Predigt und die Lehre. Da er über die erschlaffte Welt schaute, rief er mit Paulus aus: „Wie werden sie glauben ohne Predigt?“ [1]

---

[1] Röm. 10, 14.

Er wußte, wie große Gnaden an das gottgeweihte Wort der Predigt und Lehre sich knüpfen, wie mit dessen Fallen und Steigen das ganze christliche Leben sich senkt und hebt. Darum wollte er sich und sein Werk an den großen Patron der Gottesgelehrsamkeit aus der hehren Zeit der Kirchenväter, an den hl. Augustin, der als Patron der Theologie der alten Zeit neben Franciscus dort im Fenster steht, anschließen und in diesem Anschlusse einen großen Orden von Lehrern und Predigern bilden. Und daß sein Gedanke von Gott ausgegangen ist, erklärt Gott durch die Thatsache, daß er ihm den größten systematischen Lehrer der ganzen Kirche und aller bisher verflossenen Zeiten, den hl. Thomas von Aquin, zum geistlichen Sohne in seinem Orden schenkte. Dieser steht darum auch dort im lichtumflossenen Halbkreise der Heiligen in dem malerischen Gewande der Predigerbrüder dem hl. Augustin, seinem Lehrer, gegenüber; der größte Lehrer aber, der Heilige Geist, schwebt über seinem Haupte. In diesen zwei großen Heiligen ist die Zeit der Entstehung unserer Kirche dargestellt.

Noch nicht lange aber war durch die zwei großen Männer, Dominicus und Franciscus, das unaussprechliche, bedeutende Werk der Restauration, die Erneuerung des kirchlichen Lebens glückverheißend angefangen, als auch schon ihre Jünger, Männer, welche die großen Männer selbst gesehen hatten, angezogen von dem alten christlichen Ruhme unserer mit dem Blute der Martyrer geschmückten Stadt und dem angesehenen, ehrenvollen Range, den der Sitz unserer Oberhirten in den damaligen Weltverhältnissen behauptete, mit dem Gruße des Friedens und den Anerbietungen ihrer Dienste für das Himmelreich durch die Thore bei uns eintraten. Wie die Meister, wie die Orden vom Herrn gesandt waren zu zweien, so erheben sich auch bald ihre zwei Kirchen an entlegenen Punkten der Stadt, aber durch heilige Erinnerungen der Freundschaft verbunden. Die Jünger des seraphischen Franciscus haben unsere Kirche erbaut mit rüstigen Händen, mit kunstsinnigem Geiste, in dem schönen, einfachen gotischen Stile, wie er die Kirchen der beiden bedeutenden Orden in allen Ländern kennzeichnet.

So erhob sich die Kirche in ihrem Ursprunge, ein großes „signum in bonum“. Was dem Papste ein huldvolles Zeichen Gottes war, das Gesicht der zwei Männer, welche die Stütze der verfallenden, einstürzenden Kirche waren, das war unsere Kirche am Bischofssitze für unsere Stadt und einen großen Umkreis. In einer Zeit des Verfalles gab sie Zeugniß davon, daß Gott seiner heiligen Kirche die wunderbare Kraft gegeben hat, sich aus sich selber vom Verfalle zu erretten. Inmitten einer erkalteten Zeit stand sie da, das Zeugniß einer glühenden, seraphischen Liebe, die wieder auf Erden erschienen war und von der sie selber und das stille Kloster an ihrer rechten Seite ein Herd war, an welchem sich die

Herzen unserer Voreltern wieder erwärmten. Inmitten eines Reichthums, welcher der Kirche zur Gefahr und Beschwerung geworden war, pries sie das Glück und die Seligkeit derer an, welche die Armut sich erwählt haben. Sie war eine Stätte, wo der Reiche selbst die Armut sich erwählte, wo der Arme die Armut, welche bisher eine Nothwendigkeit war, durch freie Zustimmung für sich bestätigte und zu lieben begann. Als Tauler, der erleuchtete Lehrer, das berühmte, liebenswürdige Buch schrieb: „Von der Nachfolgung des armen Lebens Christi", war in dieser Kirche zugleich ein lebendiges Buch dieser Nachfolgung aufgeschlagen.

Es ist mir, als ob in der äußerlich erneuten Kirche auch alle diese Erinnerungen, die sich an den Ursprung der Kirche heften, durch die Restauration geweckt worden seien; als ob auch sie erneuert und aufgefrischt an diesen Säulen ständen, an jenen Gewölben schwebten, über die Altäre wehten und mächtig zu euern Herzen sprächen; als ob von der seraphischen Liebesflamme des hl. Franciscus ein Flämmchen noch auf dem Thürmlein leuchte.

In Franciscus und Dominicus wurde eine Erneuerung der Kirche aus der Kirche selber geboren. Damals waren äußerst gefährliche Secten entstanden, welche die Kirche für unfähig erklärten zu jeder Erfrischung, Erneuerung und Erhebung. Sie schlugen darum vor, aus der Kirche zu scheiden, andere Wege zu versuchen, die alt und schwach gewordene Kirche dem unausbleiblichen endlichen Lose des Alters zu überlassen. Gott aber erwies in seinen großen Dienern Dominicus und Franciscus und den staunenswürdigen Schöpfungen derselben, daß er aus dem Verfall zu erneuertem Leben erhebt, daß er mit der Stimme und dem Leben seiner Diener, ja selbst mit dem Getöse der fallenden Trümmer die Gewissen erweckt, daß er der Kirche eine Lebenskraft gegeben hat, mit der sie sich selbst rettet und restaurirt.

Wenn nun der heutigen Weihe der Altäre die Weihe der Diener der Altäre in dieser Kirche nachfolgen wird, so wolle Gott dieses Zeichen, welches unsere Kirche in ihrem Ursprunge an sich trägt, immer von neuem bestätigen. Auch jetzt bedarf die Kirche Gottes noch höherer geistiger Erhebung, noch schönerer Erneuerung an all ihren Gliedern, zuerst an ihren Hirten. Er wolle durch die Ausgießung großer Gnaden all diesen Dienern die Kraft geben, in ihrem Berufskreise zu sein, was Franciscus und Dominicus für den Erdkreis waren: Männer, in welchen und durch welche die Kirche sich errettet und restaurirt, auf daß mit dem Zuwachsen junger Priester auch das Reich Gottes wachse in äußerer Ausbreitung und innerer Vertiefung.

Wir arme Sterbliche erkennen das Göttliche und werden dessen gewiß nicht durch bloßes Studium und Forschung, sondern vorzugsweise durch das göttliche Licht, durch das Gnadenlicht. Durch dieses ist die

Welt zum Glauben bekehrt worden, nicht durch Forschung, nicht durch Studium. Nichts aber ist, was dieses Gnadenlicht heller und größer in uns macht als die wahre Liebe Gottes, welche von der Liebe zum Nächsten nicht getrennt werden kann. „Wer mich liebt, der wird von meinem Vater geliebt werden, und ich werde ihn lieben und mich ihm offenbaren", sagt der Heiland[1]. Gibt es für dieses Wort eine größere Bestätigung als Franciscus von Assisi und seine großen Werke und Schöpfungen? Die Liebe Gottes, wie er sie übte, nach der anfänglichen kleinen Erkenntniß Gottes — denn allerdings muß einige Erkenntniß der Liebe vorhergehen — hat ihn zu der größten Erkenntniß Gottes geführt. Sie hat das Studium ersetzt. Aber niemals noch hat das Studium die Liebe Gottes ersetzen können. Nicht umsonst ist ein flammendes Herz das Sinnbild des hl. Augustin und der Heilige Geist der Liebe, in Taubengestalt, das Zeichen des hl. Thomas von Aquin. Jedes Werk der wahren Liebe, jedes Dulden um derselben willen, jede Entäußerung, jedes Armwerden in seiner Liebe führt uns auch Schritt für Schritt in tiefere Erkenntniß Gottes.

## II.

Wir schreiten drei Jahrhunderte weiter, und die Geschichte schlägt eines ihrer großen Blätter um.

In den Tagen des hl. Franciscus und Dominicus hatte der drohende Abfall, die gefährliche Bildung von Secten doch nicht zu einer großen, durch Jahrhunderte dauernden Spaltung in der Christenheit geführt. Gott hat damals in seiner Barmherzigkeit mit dieser Geißel der Spaltung die Christenheit verschont und dräuende Ungewitter in Gnaden vorübergeführt. Aber nach seinem unerforschlichen und anbetungswürdigen Rathschlusse ließ er im sechzehnten Jahrhunderte nach vielen vorangegangenen drohenden Anzeichen neue Stürme über seine Kirche hereinbrechen. Was er im dreizehnten Jahrhundert schonend, gnadenvoll gethan, wiederholte er in diesem Zeitalter nicht; ach, vielmehr weithin sich erstreckender Abfall, tiefe, klaffende Spaltungen, eine immer größere Zerrissenheit in Sachen des Glaubens und der Religion sind die Signatur der Zeit. — Sie riefen nach neuer Hilfe. Die alten Männer und kirchlichen Institute, dazu von Ursprung an weniger angelegt, weniger geschlossen, um auf einer ganz großen Kampfeslinie, wie es jetzt erforderlich war, miteinander regelrecht zu kämpfen, weniger beweglich, um überall anknüpfen zu können, in tiefer Wissenschaft immer noch sehr kundig, aber für manches einzelne, was jetzt in Frage stand, gerade für manche zunächst bedrohte Punkte weniger fertig, vermochten die Lücken nicht ganz zu füllen.

---

[1] Joh. 14, 21.

Es war Bedürfniß und Platz für ein neues kirchliches Institut, es war Kriegszeit im Israel Gottes; es war um die Wahrheit und Güter der Kirche ein Streit entbrannt, dessen Grenzen und Enden nicht abzusehen waren. Da rief Gott einen Soldaten, der im weltlichen Kriege wie in einer Vorübung und einem Vorspiele sein Herz gestählt, die Vortheile des Gehorsams und der großen geschlossenen Verbindung kennen gelernt hatte, sein Schwert ihm zu weihen und eine geistliche Ritterschaft für diese geistlichen Kriege zu bilden. Das Crucifix, das Werkzeug, womit der Sohn Gottes in seiner Erniedrigung die Geister in den Lüften und jede Macht, die sich wider Gott erhebt, besiegt hat, in seiner Hand steht dieser Soldat in den Bildwerken der Fenster vor euch: der hl. Ignatius von Loyola, der Stifter der Gesellschaft Jesu.

In jenen hochbewegten Tagen wurde unsere Kirche wieder zuerst und vor allen in der Diöcese ein „signum in bonum“, ein siegverkündendes Zeichen. In ihr und an ihr ließen sich die neuen Streiter Christi nieder. Eine neue Rührigkeit bewegte sich in Kirche und Kloster. Mannhafte Herzen, jeder Weichlichkeit und aller falschen Sentimentalität fern und fremd, Männer, die keinen Feind fürchteten, klare, bestimmte Geister, Seelen wie mit einem Durste, mit einer Leidenschaft des Gehorsams, der Hingebung erfüllt, dieser Tugend, die in einem Kriege so wesentlich ist: so steht jeder auf seinem Posten, so geht jeder wie auf Commando zu seinem Dienste; so gehen diese ehemaligen Hüter unserer Kirche in ihrem zweiten Zeitalter in der Erinnerung an uns vorüber. Wie Soldaten Christi ruhen sie hier unten in ihren Grüften in Reih und Glied und harren, bis die Posaune das Zeichen gibt und ihr Kriegskönig, dessen Fahne des Kreuzes sie in ihren Meditationen so oft verehrt haben, zu dessen Fahne sie geschworen und so treu gehalten haben, sie aufruft.

Mit der zarten, innigen, seraphischen Liebe verbindet sich in der Erinnerung unserer Kirche dieser mannhafte, heroische Geist und er weht in der Erinnerung durch diese Kirche. „Krieger Gottes“ nennt schon der alte Dulder Job alle Menschen. „*Ein Kriegerdienst ist des Menschen Leben auf Erden.*“ Krieger Christi nennt der heilige Apostel besonders die Priester und Diener des Evangeliums, indem er an einen derselben, Timotheus, und unter dessen Adresse an uns alle schreibt: „*Kämpfe den guten Kampf, ergreife das ewige Leben.*“[1] Möchten wir in dieser durch solche Erinnerung geweihten Kirche unter der Fürbitte der Gerechten, welche, nachdem sie einen guten Kampf gekämpft, dort die Krone des Lebens empfangen, im Grunde unserer Kirche aber Ruhe für ihre Asche gefunden haben, durch die Gebete und Opfer auf ihren Altären diesen Geist erhalten; möchten wir als für uns hier zurück-

---

[1] 1 Tim. 6, 12.

gelassenes, geistiges Erbe auflesen den Mannescharakter, den Christen- und priesterlichen Muth, der Gott fürchtet und sonst niemanden, der nicht diejenigen fürchtet, die höchstens den Leib tödten, die Seele aber nicht; möchte uns bleiben der stahlfeste Wille, das tapfere Herz, das frei ist von aller Schwäche, falscher Schonung, von dem sündhaften Mitleid, das oft im Grunde die größte Grausamkeit ist, von der abgöttischen Rücksicht auf unsere Gesundheit und Behaglichkeit, welche so viele im Dienste Gottes lähmt, von der krankhaften Empfindsamkeit, welche, durch eine weichliche Erziehung, durch eine überspannte, phantastische Lectüre genährt, zu den großen geistigen Krankheitserscheinungen unserer Zeit gehört.

Daß mit dem festen, tapfern, kampfbereiten Wesen auch die zarteste, gefühlvollste Besaitung des menschenfreundlichen Herzens besteht, das verkündigt uns — um unter vielen nur einen zu nennen, aber einen ausgezeichneten — der milde, in frommer Liebe und Zartheit überfließende Sänger Friedrich von Spee, dessen Lied wie Nachtigallenschlag im Streit jener Zeit unter den Kriegszelten geklungen hat, der hier in seinem bescheidenen Grabe ruht und, jedes andern Denkmals in dieser denkmalreichen Zeit entbehrend, in dieser Kirche selbst, die liebevoll seine Asche birgt, ein schönes Denkmal hat.

## III.

Und wieder ging weiter die Zeit in ein drittes Jahrhundert. Da begann der revolutionäre Geist zu reifen. Aus der giftigen Saat früherer Zeiten reifte eine Frucht, welche zwar vorausgesehen werden konnte, welche aber von der in dumpfes Behagen versunkenen Welt nicht erwartet wurde. Anfangs regte der revolutionäre Geist sich in leisen Wellenschlägen, dann immer heftiger brandend, bis er verheerend weit über seine Ufer trat und die alten Ordnungen der Dinge in Kirche und Staat zerstörte.

Die ersten leisen Anklänge klopften und pochten schon an unsere Kirche; die ersten Wellen dieser neuen Sündfluth schlugen in diese Kirchenschiffe. Es verschwanden die bisherigen Hüter und Wächter des Heiligthums. Eine unruhige und höchst ungründliche Neuerungssucht begann sich hier zu regen, bis endlich mit vollem Ungestüm die Gottlosigkeit eindrang und es war, als ob unter ihrer Wucht diese Kirchenschiffe unrettbar untersänken.

Da aber die wilden Wogen vor dem starken Bändiger sich wieder legten und wenigstens auf einige Zeit in die Erde versanken, da tauchte auch diese Kirche gleich wieder empor. Fromme Verbrüderungen nahmen wieder diese Stelle ein. Sie wurde dann dem neuentstandenen Priesterseminar übergeben. So steigt sie empor zu Anfang unseres Jahrhunderts, eine Botin des heißersehnten Kirchenfriedens, wie die Taube mit dem Oelzweige des Friedens über den Wassern, ein großes signum in bonum,

ein Zeichen, daß die christliche, die katholische Kirche nicht mehr verfolgt wurde, daß die Religion wieder anerkannt war, daß wieder geordnete Zustände eintraten.

Und diese Kirche in ihrer Bestimmung trägt die kirchliche Signatur der neuen Zeit. Die religiösen Orden waren verschwunden und wurden damals nicht mehr auf den erneuten Boden des Landes zurückgebracht. Aber der Weltclerus, welcher in Frankreich während der furchtbaren Paroxismen des Fiebers von Unglauben und Gottlosigkeit sich die doppelte Krone des Bekenner- und Martyrerthums glorreich erworben hatte, trat, mit den Zeichen des Heldenthums geschmückt, die er sich so glorreich errungen hatte, wieder an seine Stelle. Es sollten vorab nur jene kirchlichen Lebensordnungen entstehen, welche unumgänglich nothwendig waren, durch keine außerordentliche Schöpfung von Instituten, auch nicht im Guten, sollte diese kranke Zeit des Uebergangs beunruhigt werden.

So wurde denn die Kirche dem Seminar gegeben, aus welchem von nun an der Weltclerus hervorging. Sie mahnt uns, daß der Weltclerus das tiefste Fundament der kirchlichen Ordnung ist, daß darum, wenn er heldenmäßig bleibt, die Kirche siegt. Seine Vertreter sind die Bischöfe Karl Borromäus und Franz von Sales. Mit Recht treten sie in den geweihten Halbzirkel. Wie sie in jenem Zirkel, von demselben Lichte durchflossen, gleich den andern Heiligen leuchten und dem Tabernakel und Kreuze ebenso nahe stehen: so sind sie nicht weniger von Gott mit Gnaden überhäuft, auch von niemanden übertroffen worden an Nächstenliebe, Herzensreinheit, Weltentsagung und allen schönen und heldenmüthigen Tugenden.

Aber wie man nur das Nothwendige, das Nothdürftige wiederherstellte, alles andere unterließ, so war auch das damalige Wiedererscheinen dieser denkwürdigen Kirche. Eine nothdürftige Herstellung durch Almosen, von frommen Händen gespendet, eine kaum ausreichende Ausstattung, keine bedeutende Zierde — so stand die Kirche und spiegelte die Zeit ab. Sie war nicht kunstsinnig, nicht schwunghaft, nicht reich an Mitteln, die Glorie Gottes zu verkündigen und den Schmuck seines Hauses zu entfalten; — aber sie bestand doch. Inmitten so vieler Zerstörungen ist es schon viel gewesen, noch da zu sein. Burgen und Schlösser waren geschleift, viele Kirchen in Schutt geworfen und der Boden planirt, auf dem sie gestanden hatten; viele andere Kirchen seufzten, daß sie ihre Bestimmung verloren hatten: zu bestehen war schon viel.

Der religiöse Geist aber, der Geist des Glaubens und der Kirchlichkeit, schritt durch Gottes Segen mächtig fort. Man liebte wieder die Zierde des Hauses Gottes und den Ort, wo seine Glorie thront. Und man fing wieder an, zu verstehen und zu fassen, Sinn und Gefühl, Liebe und Begeisterung zu haben für die großartigen, tiefsinnigen Schöpfungen der Kunst und Wissenschaft des Mittelalters. Heute steht diese Kirche,

zwar nicht in allem vollendet, doch in solcher Gestalt vor den Augen, daß ich von ihr sagen darf, sie zeigt sich wie eine Braut geschmückt für den göttlichen Bräutigam. Michelangelo besuchte die liebliche Kirche Maria Novella, welche die Predigerbrüder in dem kunstsinnigen Florenz gebaut, täglich, und nannte sie „la Sposa“, die Braut, und der Name ist der schönen Kirche bis auf diesen Tag geblieben. Ich glaube, er hätte auch diese von den Mindern Brüdern gebaute Kirche heute mit demselben Namen beehren können. Sie ist ein redendes Zeichen, daß mitten unter den Gefahren und im Kriegsgeschrei die katholischen Christen, welche in allen Ländern auf Gott vertrauend die Hände rühren, die Hoffnung haben auf eine bessere Zukunft. Sie ist ein laut redendes Zeichen, daß die gesunde Strömung der Geister in der Kunst wie in der Wissenschaft zu dem Alten zurückgekehrt ist, um so zum wahren Fortschritt in der Kunst zu gelangen. Sie ist ein glückliches Zeichen der Neubelebung, der Gerechtigkeit gegen die Kirche, der Regierung eines wohlwollenden, milden Fürsten und der kirchlichen Freiheit.

Geräuschlos, bescheiden, wie die heutige Consecration vorbereitet ist, tritt die Kirche heute wieder in die Reihe der trierischen Kirchen ein, Gott und den Menschen dienend. Sogenannte Demonstration zu machen, würde sie ihrer unwürdig halten. Sie macht nur eine Demonstration, und das ist die friedlichste und heilsamste, die es auf Erden gibt. Mit ihrer Schönheit und Zierde, welche sie aus allen Verletzungen der Zeit sich wieder errungen, beschämt sie uns, wenn nicht unsere Herzen so zierlich schöne Tempel des dreifaltigen Gottes sind. Sie ermahnt uns, daß wir „Tempel Gottes“ sind, kostbarer als alle steinernen, daß auch wir uns schmücken sollen nach dem innern Menschen, uns erneuern im Innern unseres Gemüthes, den Tempel Gottes restauriren und rein bewahren sollen, daß auch wir eine schöne, ewig bleibende Dreifaltigkeitskirche werden.

Und das geschehe! Die dreifache Gnade der allerheiligsten Dreifaltigkeit setzt der hl. Paulus in schönem Gruße wie eine dreifache Krone allen Christen auf das Haupt. Es ist der Gruß, womit früher die Prediger ihre Reden zu beginnen pflegten, womit aber vor allem die erste Versammlung in der Dreifaltigkeitskirche schließen soll: „Die Liebe Gottes des himmlischen Vaters, die Gnade unseres Herrn Jesu Christi und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen!“ Amen[1].

---

[1] Der hochwürdigste Herr Weihbischof von Trier, Dr. J. J. Kraft, hat diese Predigt als Musterpredigt in das von ihm verfaßte Lebensbild des hochseligen Bischofs von Trier, Dr. Matthias Eberhard, aufgenommen. Wir unterlassen es nicht, unsere Leser auf dieses ebenso wahre als erbauliche und mit großer Liebe allenthalben aufgenommene Lebensbild aufmerksam zu machen. Dasselbe ist erschienen in der St. Paulinus-Druckerei zu Trier.

# Predigt zum Schlusse der Männer-Exercitien in der Redemptoristenkirche zu Trier

am 28. Januar 1866.

## Schmach und weite Herrschaft der Menschenfurcht.

„Stehet fest im Glauben; handelt männlich und seid stark.“ 1 Kor. 16, 13.

Heilige Geistesübungen für Männer haben seit mehreren Tagen ernste, heilsbegierige Menschenseelen in großer Zahl hierhergezogen und die Räume dieser Kirche feierlich belebt; sie gehen an diesem Abende zu Ende. Heilige Geistesübungen für Männer, Männer-Exercitien, — was hat das Wort für einen vollen, erinnerungs- und mahnungsvollen Klang! Beim Klange dieses Wortes erinnere ich mich, daß ja die heiligen Geistesübungen in der Kirche Gottes zunächst und zuallermeist für Männer, für den männlichen Verstand und das mannhafte Herz gegründet worden sind. Ich erinnere mich, daß es Männer waren — und was für Männer! —, welche anfangs, in den sturmbewegten Tagen des hl. Ignatius von Loyola, die heiligen Exercitien zuerst für sich gehalten haben, und zwar mit weltüberwindendem Segen.

Ihr, geliebte Theilnehmer an diesen Geistesübungen, habt zum guten Theile dieselben ewigen Wahrheiten der Reihe nach betrachtet, welche jene Männer unüberwindlich machten. Ihr habt in dem ersten Vortrage mit männlichem Ernste dem Tode ins Auge geschaut, der so gewiß ist und zugleich so ungewiß; mit ernster Miene seid ihr bis zur Verwesung, zu den Würmern vorgedrungen, welche nur einige Fuß unter dieser blühenden Erde an unsern Leichen als Werkzeuge der Gerechtigkeit Gottes ihre schauerliche Arbeit thun. Aus den Gräbern, wo die Leiber modern, seid ihr sodann aufgestiegen und mit der Seele zu dem erschrecklichen Richterstuhle Gottes gegangen, vor welchem wir alle nach des Apostels Wort offenbar werden müssen, vor welchem alle Wege des Lebens, die Menschen mögen sich wenden und winden wie sie wollen, unvermeidlich auslaufen und endigen. Und wie am Richterstuhle alle Lebenswege zusammentreffen, so gehen sie von diesem Richterstuhle auf ewig auseinander: Himmel und Reinigungsort auf der einen, Hölle und Feuer auf der andern Seite. Ihr seid, da es noch Zeit ist, in der Stunde der Betrachtung zur Hölle gestiegen, um ihr in der Ewigkeit zu entgehen. Man

entgeht aber dem ewigen Abgrunde und ist in allweg weit von jeder Gefahr entfernt, in ihn zu stürzen, wenn man seine Schritte auf den Weg lenkt, welchen Jesus Christus selbst in seinem Leben mit seinen leuchtenden Fußstapfen uns ausgeprägt und vorgezeichnet hat. Darum wurde die Nachfolge Christi, insbesondere das bittere Leiden Christi und damit der enge, schmale Weg, welcher zum Heile führt, der Kreuzweg, die Abtödtung euch vorgestellt. Aber auch das Gegentheil, der breite Weg, das leichtsinnige, üppige Treiben und Taumeln in Genuß- und Vergnügungssucht, die nicht männlich, sondern weibisch ist und weibisch macht, wurde euch vorgestellt. Zu jeder Zeit waren nach Christi Wort viele auf diesem breiten Wege zu finden: wie viele erst in unserer Zeit, wo unersättliche Begierden die Menschen jagen und wo der Zügel des Gesetzes Gottes fehlt! Dem entgegen wurde euch gezeigt, daß es Gottes Wille ist, eurem Stande gemäß heilig zu werden, daß euer Beruf, euer Ideal die Standesheiligkeit ist, welche in der Erfüllung eurer Pflichten besteht; die Pflichten der Männer wurden euch vor Augen gestellt, und zum Schlusse, bei der Generalcommunion, wurden euch in den heiligen Sacramenten die Mittel gezeigt, mit welchen die Bürde süß, das Joch leicht, das Unmögliche durch die in den Sacramenten niedergelegte Gotteskraft möglich gemacht wird.

So haben denn die Vorträge sehr viel umfaßt; das Leben und das Ende des Lebens, die Zeit und die Ewigkeit, den Weg und das Ziel, den Zweck und die Mittel; ein schöner Kreis von Vorträgen ist geschlossen. So lasset mich denn an diesem feierlichen Abende, wo der Kreis geschlossen ist, wieder auf den Anfang kommen, auf das erste Wort in dem Namen, in dem Titel dieser Uebungen. Es ist mir immer ein Zweifel übrig; löset mir diesen Zweifel; jeder von euch kann mir mit Gottes Hilfe, welche euch nicht im Stiche lassen wird, an seinem Platze im Leben ihn glücklich lösen. Ich will euch den Zweifel vorlegen: Ich weiß nicht, ob das ganz so ist, ob es im vollen Sinne richtig ist, was die hochwürdigen Patres mir gesagt, ob nicht etwa mir zu viel gesagt ist. Exercitien für Männer, so wurde mir gesagt, wurden hier gehalten. Für Männer! Wenn das wahr, bei allen und bei jedem einzelnen, zu jeder Zeit und unter allen Umständen, im vollen Sinne wahr ist, dann ist es an den gehaltenen Vorträgen genug, genug und übergenug, und ich kann schweigen. Dann ruhen und wirken die vorgetragenen ewigen Wahrheiten in treuen, festen Herzen. Aber ich meine dann auch Männer, nicht nach dem Geschlechte, nicht nach den Bärten und der Zahl der Jahre, sondern im ganzen Sinne wie Gott und die Kirche es verstehen, wenn sie mit Ehre und Ruhm von „Männern" reden. Da thun die Jahre es nicht von selbst. Alles, was sich so „mit der Zeit", wie die Leute sagen, „von selbst machen soll", hat keinen sittlichen, keinen

höhern Werth vor Gott. „Schaue nicht die Größe seines Wuchses", sprach Gott zu Samuel [1]. Die Heilige Schrift nennt einmal einen Menschen von hundert Jahren einen Knaben.

Es ist also, was Männer betrifft, ein großer Unterschied zwischen Gottes Maß und den Angaben des Civilstandsregisters! O wenn David dem Abner sagte: „Bist du nicht ein Mann? Warum schützest du den Herrn deinen König nicht?" [2], da fühlt ihr, was das Wort „Mann" bedeutet. Wer furchtlos, mit Mannesmuth seinen Glauben vertheidigt, der ist ein Mann. Der hl. Paulus redet in seinem Briefe an die Ephesier zu lauter erwachsenen Leuten, theilweise Familienvätern, Greisen, und doch sagt er ihnen, sie sollten sich bestreben, in höherem Sinne Männer zu werden, nicht mehr Kinder zu sein. Und sich selbst schließt der große Apostel ein und sagt: „daß wir zum Mannesalter gelangen, nicht mehr unstät umhergetrieben von jedem Winde neuer Lehren und Menschenwitzes." [3] Höret! Dann erst sind wir wahre, vollgewachsene, gereifte Männer; wo nicht, so sind wir nur Knaben, nur Kinder. Judith, die heldenmäßige, heilige Frau, wird gerühmt: „Du bist der Ruhm Jerusalems, du die Freude Israels, du die Ehre unseres Volkes." Warum? „Denn du hast **männlich** gehandelt." [4] So singt auch die Kirche am Feste ihrer Martyrer: Poenas cucurrit fortiter et sustulit viriliter; „er litt für Gott mit hohem Muth und mannhaft gab er hin sein Blut." Und nicht einmal, nein — ich habe einmal gezählt — mehr denn zehnmal ruft die Heilige Schrift uns zu: „Handelt als Männer und seid stark." So tönt es durch die ganze Heilige Schrift; das steht mit gleichen Worten im Alten und im Neuen Testamente. Der sterbende Moses sagt es beim Scheiden in stiller Wüste [5], und ganz genau mit demselben Ruf nimmt Paulus von der lauten Weltstadt Korinth Abschied im Korintherbriefe [6]. Mit diesem Zurufe schließe auch ich eure Exercitien, die Männer=Exercitien. Die Exercitien sind vorüber; die Männer müssen bleiben; ja noch mehr Mann als früher müßt ihr aus diesen heiligen Uebungen hervorgehen. Das müssen die Exercitien bewirken; ils s'instruisent pour vaincre; es sind Uebungen, um im Leben zu siegen.

Ueberall verdammt mit dem Worte „Männer" der Heilige Geist die Furcht; gewiß nicht, die Gottesfurcht, welche der Anfang der Weisheit, der Antheil der edelsten Männer ist, sondern die Menschenfurcht, die knechtische, niedrige Menschenfurcht in Bezug auf die Sache Gottes und unseres Seelenheiles, die Menschenfurcht, welche um so größer wird, je

---

[1] 1 Kön. 16, 7. [2] Ebd. 26, 15. [3] Eph. 4, 13. 14.
[4] Judith 15, 10. 11. [5] 5 Mos. 31, 6. [6] 1 Kor. 16, 13.

kleiner die Furcht Gottes wird. Der Knecht niedriger Menschenfurcht ist in Gottes Auge kein Mann. Diese Menschenfurcht, dieses giftige Nest von Sünden, ein wahres, häßliches Raupennest, aus welchem vielfache Sünden auskriechen, ist allein im stande, alle Früchte der Exercitien, alle Wirksamkeit der Seelsorge, alle Blüthen der Gottseligkeit und der Tugenden, alles Heil zu vernichten, alle Würde, den Beruf des Mannes zu zerstören. Weil die Menschenfurcht nur Unterlassungen bewirkt, freilich zahllose, oft schwer sündhafte, darum ist sie wenig gekannt.

Damit das an uns nie geschehe, lasset uns unter dem Beistande des Heiligen Geistes, des Geistes der Stärke, der Kraft aus der Höhe, unter dem Schutze Mariä, welche wir grüßen als den geistigen „Thurm Davids", der kühn emporragt und nie vor den Feinden zittert, unter dem Schalle des apostolischen Wortes in unserem Texte betrachten, wie schimpflich die Menschenfurcht, und dabei, wie viel verbreitet, wie ausgedehnt ihre Herrschaft ist.

## I.

Die Menschenfurcht entzweit den Christen mit sich selbst in seinen heiligsten Angelegenheiten und spaltet ihm sozusagen das Herz im Innersten in zwei Stücke. Wie häßlich dieses Zerrbild vor Gottes Augen ist, sagt uns der Weheruf des Heiligen Geistes in der Schrift: „Wehe den Menschen, welche ein zweifaches Herz haben!"[1] Dem entschiedenen Ungläubigen und Gottesläugner, dem ausgemachten Bösewicht gilt dieses Wehe nicht. Ein solcher hat kein zweifaches, getheiltes Herz, sein ganzes Herz ist ein= für allemal von Gott abgerissen. Aber der Christ, der katholische Christ, welcher Gott, seinem Erlöser, seiner Kirche heimlich glaubt, sie im Innern heimlich schätzt und liebt und nach seiner Liebe leben möchte, wenn nur die andern nicht da wären, welche an Gott und die Kirche nicht glauben und sie nicht lieben, und der aus Furcht vor diesen verläugnet, was er glaubt, und mitmacht, während er innerlich zurückbebt, Beifall gibt, während er innerlich höchlich tadeln und mißbilligen muß: — der ist kein Mensch aus einem Gusse, kein Mensch mit einem Herzen. Ein gläubiges Herz, welches nicht weiß, wie tief es sich verbergen soll, und nicht so kühn ist, hörbar zu schlagen, und ein ungläubiges Herz, welches eigentlich nur von der Furcht angeheftet ist, aber in Wort und Leben pulsirt und laut schlägt, — das ist ein Widerspruch, ein peinlicher Gegenschlag, welcher nicht zur Ruhe kommen läßt, ein Brandmal der Lüge. „Wie lange hinkt ihr nach beiden Seiten?" ruft im Feuereifer der Prophet Elias[2]; schreitet gerade aus; entweder — oder; entweder hangt dem wahren Gott und seiner Kirche

[1] Eccli. 2, 14. [2] 3 Kön. 18, 21.

mit Herz, Mund und Leben an oder lauft zum Baal über; dann nehmt aber auch alles mit. Keine Halbheit!

Gott hat die Seele gerade erschaffen. Und darum will Christus keine Seelen, welche mit ihren heiligsten Ueberzeugungen hinter dem Berge halten und sich in Schlupfwinkel zurückziehen. Diese männliche Geradheit, diese edle Offenheit fordert der Heiland von uns. „Was ich euch ins Ohr gesagt, das verkündigt von den Dächern."[1] Also fordert der Herr eine freie, offene Publication, ein Bekenntniß von männlicher Brust weg mit herzhafter Stimme. „Niemand zündet ein Licht an und stellt es unter den Scheffel."[2] Das Licht scheint hell und klar, ringt mit der Finsterniß, durchdringt und verjagt sie. Die Menschenfurcht stellt das angezündete Licht, das Licht unseres heiligen Glaubens unter den Scheffel. „Der Glaube ist eine Gnade Gottes", „ein Licht", sagt der Katechismus, er soll aufleuchten. „Lasset euer Licht leuchten vor den Menschen!"[3] Siehe die Lichter in der Natur. Die Sonne streitet mit allen Dünsten und Wolken und dringt durch; das kleinste Sternlein an diesem dunkeln Abende ringt mit seinem Lichte eifrig und emsig durch die dunkle Schichte: auch wir sollen wie Himmelslichter leuchten in der dunkeln Welt. Das Licht auf dem Leuchtthurme, das kleinste Licht im niedrigen Zimmer ist unaufhörlich thätig, die Finsterniß zu verscheuchen, und mancher Reisende, der in dunkler Nacht sich verirrt hatte, wurde gerettet durch ein Licht in einer armen Hütte, dessen Schein aus weiter Ferne winkte; so kann auch ein einfacher Christ oft verirrte Seelen mit seinem kleinen Leuchten an seinem Standorte retten. „Lasset euer Licht leuchten!"

Die Menschenfurcht macht schwankend, unstät, fahnenflüchtig, charakterlos. Bei Gläubigen spricht man gläubig, gebärdet sich gläubig; da macht man ein großes Kreuz: bei Andersgläubigen aber macht man zaghaft sein Kreuz klein, ein schüchternes Kreuzchen im Knopfloche, damit niemand es sieht, oder man thut noch weniger als das. Im stillen Verkehre, in gläubiger Gesellschaft kennt man den Priester, drückt ihm die Hand: in ungläubigen Kreisen, wo man sein Kleid nicht gerne sieht, affectirt man, ihn nicht zu kennen. Der Mensch hat sich bei anderer Gelegenheit gläubig ausgesprochen, kirchlich fromm gezeigt: aber jetzt kennt man ihn nicht wieder; er ist ein fremder, ein anderer Mensch. Die Wahrheit wird im Stiche gelassen, welche uns so oft getröstet.

So werden durch die Menschenfurcht alle Bilder und Gleichnisse erfüllt, womit der Heilige Geist in der Schrift schwankende Menschen malt und mit Verachtung straft. So werden die Männer, wie der hl. Paulus sie zeichnet, den Kindern gleich hin- und hergetrieben von jedem Winde

---

[1] Matth. 10, 27. [2] Ebd. 5, 15. [3] Ebd. V. 16.

der Lehre; die Winde spielen mit ihnen. So werden sie „Schilfrohr", das ängstlich nach dem Winde fragt, bald rechts, bald links sich beugt, je wie der Wind geht, und wenn er stark geht, sich ganz niederduckt: und Männer sollen doch feste Eichen sein. So werden die Männer nach dem Bilde des Alten Testamentes veränderlich wie der Mond.

Wie unwürdig! Gott hat dem Menschen einen freien Willen gegeben. Diese Freiheit ist sein höchstes, natürliches Gut; durch sie steht er unter allen Geschöpfen Gott am nächsten. Durch die Freiheit seines Willens ist die Ewigkeit, Heil und Verderben in der Hand des Menschen, wie die Schrift sagt. Diese Freiheit des menschlichen Willens haben die Engel gerühmt, als sie auf Bethlehems Fluren sangen: „Friede den Menschen auf Erden, welche guten Willens sind."[1] Wenn der Mensch nur selbst will, ist Gottes Friede sein eigen. Diese Freiheit ist vor allem und über alles dem Menschen dazu gegeben, daß er seinen Gott bekenne, ihm diene; kein Mensch darf ihn darin hindern. Durch den Fürsten der Apostel hat Gott uns allen angekündigt: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen."[2] Das ist der ausgestellte Freibrief des Bekenntnisses der wahren Religion für die ganze Breite der Welt; das ist ihr Berechtigungsbrief. Diese erhabene Freiheit, Gott zu dienen, hat Christus in seinem Blute uns erkauft und geweiht; daher der Apostel sagt: „Ihr seid theuer erkauft und nicht der Menschen Knechte."[3] Gott liebt auf Erden, wie der große Lehrer, der hl. Anselmus, sagt, nichts so sehr wie die Freiheit der Kirche, des Bekenntnisses und des Lebens nach dem wahren Glauben in seinem heiligen Reiche. Daß diese Freiheit, Gott zu bekennen, ihm zu dienen, uns ungestört und unverkürzt bleibe, darum betet die heilige Kirche unabläßig.

Nun höre ich sagen, das Wort „Freiheit" sei der Silberton, welcher in unserer Zeit die Gemüther anlocke und bezaubere; die Menschen unserer Zeit können Schranken und Einengungen nicht leiden und rufen, schreien und dürsten nach Freiheit. Nun aber: die edelste und höchste Freiheit, die Freiheit, Gott und Religion offen zu bekennen und zu äußern, wird ihnen nicht mit Gewalt genommen, nein — wir leben nicht in den Zeiten der Martyrer — die verkümmern sie sich selbst, die geben sie von freien Stücken auf. Ist es nicht ein Widerspruch, eine große Schande, daß sie in Furcht vor Menschen sich beugen. Sie stellen sich schlechter als sie sind und werden damit schlechter. Denn es kann jemand wohl schlecht sein und gut scheinen wollen; das thut der Heuchler; aber niemand kann gut sein und schlecht scheinen wollen; und das thut der Knecht der Menschenfurcht. Jeder Spötter, jeder elende Witzbold hat sie in seiner Ge-

---

[1] Luc. 2, 14. [2] Apg. 5, 29. [3] 1 Kor. 7, 23.

walt; sie unterwerfen sich seinen Ansichten, seinen Irrthümern, seinen Frechheiten, seinen Launen. Sie treffen daher vielleicht in jedem Wirtshause einen Bezwinger ihrer Freiheit; bei keinem Schritte sind sie sicher. „Der Löwe ist draußen; ich werde mitten auf der Straße erwürgt werden“ [1], sagen sie furchtsam. Indessen nicht alles, was schreit, ist ein Löwe. Oft, sehr oft ist das Thier, welches schreit und vor dessen Geschrei man sich fürchtet, kein Löwe, sondern, wie die Fabel erzählt, ein anderes, dummes Thier in Löwenhaut: Schafe in grimmigem Wolfspelze. Heutzutage hat man sich nicht bloß zu hüten vor Wölfen in Schafspelzen, sondern man darf auch nicht erschrecken vor den einfältigen Schafen in Wolfspelzen. Die Knechte der Menschenfurcht tragen feige das Joch jedes etwas kühnen Menschen. Der Apostel sagt: „Ziehet nicht an einem Joche mit den Ungläubigen“ [2]; die Knechte der Menschenfurcht lassen sich sogar das ganze Joch umwerfen und werden gezogen. Sie lassen sich wie Maikäfer an dem Faden des Knaben dirigiren, wie Marionetten sich tragen und hinstellen, hierhin, dorthin. Sie lassen sich ein Schloß an den Mund legen. Kein Mensch zwingt sie dazu, nur die Menschenfurcht bringt sie dazu.

Von dem großen Raimundus Nonnatus wird in den Jahrbüchern seines Zeitalters, des dreizehnten Jahrhunderts, erzählt, wie der seeleneifrige Diener Gottes in den heißen Gefilden Marokkos den Mohammedanern lange Zeit voll Seeleneifer das Evangelium predigte. Sein Eifer, seine Erfolge, seine muthvolle, feurige Zeugenschaft stachelten den Zorn der Ungläubigen, und sie schritten zu einer gräßlichen Mißhandlung. Sie durchbohrten dem großen Zeugen Christi die Ober- und Unterlippe, zogen ihm einen Ring durch und hingen daran vor seinen Mund ein eisernes Schloß. Als der greise Apostel später befreit wurde und nach Barcelona kam, bereitete man ihm den ehrenvollsten Empfang, und Papst Gregor IX. bekleidete ihn, den Blutzeugen, mit dem blutrothen Gewande eines Cardinals. So erzählen die Jahrbücher des dreizehnten Jahrhunderts. Und was werden die Jahrbücher des neunzehnten Jahrhunderts erzählen können? Sie erzählen von vielen Menschen, welche sich selbst das Schloß an den Mund gelegt und geschwiegen, wo sie reden sollten, und noch wunders geglaubt haben, was sie Weises und Kluges thäten.

Der Wille, wie der hl. Thomas von Aquin lehrt, an sich eine blinde Kraft, hat dem Verstande, dem Lichte der Erkenntniß zu folgen. Von Männern fordert man mit Recht einen entwickelten Verstand, ein klares, solides Denken, ein richtiges Unterscheiden. „Als ich ein Kind war,“ sagt der hl. Paulus, „dachte ich wie ein Kind; nachdem ich aber ein Mann geworden, legte ich das Kindische ab.“ [3]

---

[1] Spr. 22, 13. [2] 2 Kor. 6, 14. [3] 1 Kor. 13, 11.

Wenn die wilden Völkerschaften aus Mangel an Unterscheidung und Urtheil schlechtes Glas von den Europäern annehmen und eintauschen und dafür Diamanten hingeben, so sagt man: Jene Völker stehen noch auf der Stufe der Kindheit: auf der Stufe des Mannesalters weiß man besser zu unterscheiden. Aber auch hier weiß man es nicht, wenn man im Gängelbande der Menschenfurcht geht. Da urtheilt und unterscheidet man nicht richtig und tauscht Blendwerk gegen solide Schätze ein; da trifft im vollsten Sinne das Wort des Heiligen Geistes in der Schrift zu: „Sie fürchten, wo nichts zu fürchten ist.“ [1]

Was immer die Welt uns verspricht und in Aussicht stellt als Läugnerlohn, als Memmensold, kann sie uns soviel versprechen, wie Gott uns verspricht, wenn wir ihm treu bleiben? Kann denn die Welt, wenn Gott nicht will, auch selbst das Kleine geben, was sie verspricht? Wenn wir unsern Gott und seine heilige Sache verläugnen, kann der ärgste Feind uns dann etwas Schlimmeres anthun als wir selbst? Der schlimmste Feind könnte doch nur den Leib tödten. Und von solchen sagt der Herr, um zu seinem Bekenntnisse zu ermuntern: „Fürchtet nicht diejenigen, welche den Leib tödten, die Seele aber nicht tödten können.“ [2] Tödten wir denn nicht mit Glaubensverläugnung unsere Seele, bereiten wir uns nicht den zweiten, den bittersten, den ewigen Tod? Kann ein Mensch, ein Teufel, kann irgend ein Geschöpf uns schaden, wenn Gott nicht will, wenn er ihm nicht die Macht gibt? Und wird er ihm die Macht anders geben als zu unserem Heile, wenn wir Gott treu bleiben? Haben wir nicht ganz recht, uns einen großen Begriff von der Macht Gottes und einen sehr kleinen von der Macht der Menschen zu machen? Ist es nicht besser, eine kleine Beschämung um der Sache Gottes willen von Menschen zu tragen als eine ewige Beschämung vor Himmel und Erde in Gottes Gericht? Ist es nicht besser, sich selbst verläugnen als Christum verläugnen und von ihm verläugnet werden? Und in unserer Zeit handelt es sich doch meist nur um kleine Beschämungen, um ein schnödes Urtheil, um eine Verunglimpfung, eine hämische Bemerkung, einen plumpen Witz. Sind das die Mittel, womit man Männer erschreckt? Kann man mit solchen Strohwischen Männer zittern machen?

Es sind jetzt ungefähr dreihundert Jahre her, daß man in den Niederlanden mit Feuer und Schwert wider den katholischen Glauben und seine treuen Bekenner wüthete. Da, in jener grauenvollen Zeit, saß eines Tages der protestantische Fürst Heinrich von Nassau mit vielen Herren, geistlich und weltlich, an der Tafel, als ein Holländer ankam und die Nachricht brachte, daß der katholische Priester und Ordensmann Karl von Spinola des Feuertodes habe sterben müssen. Den berühmten Spinola,

[1] Ps. 52, 6. [2] Matth. 10, 28.

aus edlem Geschlechte, noch edler durch seinen Seeleneifer und Heldenmuth, hatte man, nachdem er vier Jahre im Kerker geschmachtet, langsam eines qualvollen Todes sterben lassen. Man stellte ihn dem Scheiterhaufen nur so nahe, daß die Gluthhitze und die züngelnden Feuerbüschel ihn langsam verbrannten. Tausende standen umher und schauten zu. So starb Spinola den Martertod. Als der Holländer dieses erzählt hatte, bewunderte Heinrich von Nassau den großen Mann und sagte nicht ohne Seitenblick auf die Gesellschaft: „Ich kenne andere Leute, und es sitzen solche hier am Tische, die wollte ich mit einem einzigen brennenden Strohwische aus einer Religion in die andere jagen.“ An wie vielen Tischen und Tafeln, an wie vielen Trinkgelagen sitzen ähnliche Leute!

Warum erscheinen denn Männer so verächtlich, so lächerlich, wenn sie sich vor einem brennenden Strohwische fürchten? Nun, weil ein Mann mit starkem Arme und behender Bewegung den Strohwisch wohl von sich abwehren und auslöschen kann; nur ein Weib oder ein Kind hätte hier zu fürchten. Doch der brennende Strohwisch könnte auch einem Manne den Bart sengen oder die Haut brennen: aber so ein einfältiger Strohwisch von plumpen Wörtern bringt das nicht einmal fertig; es sind Worte, die nach Thomas von Kempen nicht einmal ein Haar aus dem Barte auszuziehen vermögen. Nur eine schreckhafte Phantasie kann solche Dinge fürchten; das Nachdenken, der Verstand, die Unterscheidung des Mannes kann es nicht. Fürchtet die Strohwische nicht! Wenn die Früchte im Garten, auf dem Felde reif sind und die Vögel hinzufliegen, so stellen Gärtner und Ackersleute oft Strohmänner und Flederwische auf den Feldern aus, um die Vögel zu verscheuchen. Aber die Furcht währt nicht lange. Verschmähet mein Gleichniß nicht: der Herr selbst nimmt von den Vögeln das Gleichniß. Und Menschenseelen, mit Verstand und Vernunft begabt, für die Ewigkeit geschaffen, sollen auseinanderstäuben, den christlichen Unterricht, die Predigt, die Seelsorge meiden, vor den Congregationen sich scheuen um eines leeren Popanzes willen, den man ausgesteckt hat? Wenn ein Feldherr mit seinen Truppen auszöge, dem Feinde entgegen, und seine Soldaten ohne Schwerthieb und ohne Geschoß schon vor Flederwischen oder beim Geräusche der Blätter auf den Bäumen auseinanderstäubten und die Fahne im Stiche ließen, würde nicht die Scham über solche ihm das Blut in die Wangen treiben? So würde sich nach den Exercitien euer Exercitienmeister schämen, wenn ihr aus Furcht vor den Menschen die gefaßten Vorsätze nicht ausführtet. Und ich meine hier besonders euren himmlischen Meister Jesus Christus. Er selbst sagt: „Wer sich meiner und meiner Werke schämt, dessen werde ich mich auch schämen.“ [1] Als Menschensohn erröthet er über

---

[1] Luc. 9, 26.

eure Fahnenflüchtigkeit. Er hat sich eurer nicht geschämt um eurer sonstigen Sünden willen; in der Generalcommunion hat er euch als Freunde umarmt: aber eurer Feigheit schämt er sich; er erröthet über euch. Vor dem Bekenntnisse Christi fliehend, wo flieht ihr hin? Ihr wollt der Schande entfliehen und lauft in die größte Schande hinein.

## II.

Schimpflich ist die Menschenfurcht. Und wie viele Christen sind mit diesem Schimpfe gezeichnet! Ein berühmter deutscher Feldherr unseres Jahrhunderts hat gesagt, er habe wohl viele Menschen kennen gelernt, welche kühn den Kugeln der Feinde entgegengegangen, aber desungeachtet habe er in seinem langen Leben nur zwei Menschen kennen gelernt, welche ganz frei von Menschenfurcht gewesen seien. Der hl. Augustinus aber, der größte aller Kirchenlehrer, erweitert seinen Blick über alle Menschenleben und sagt mit Recht, alle Sünden, welche auf der ganzen Welt begangen würden, hätten nur zwei Quellen: die Begierde und die Furcht. Keine Seelenkrankheit ist so allgemein und so schwer zu heilen. Die erste Lüge, welche der Knabe begeht, ist meist eine Sünde aus Menschenfurcht, und die Schamröthe auf seinem frischen Kindesantlitze zeigt, daß er die Schmach empfindet. Manche sind schon im hohen Greisenalter unbußfertig gestorben aus Menschenrücksichten, aus Furcht vor den Urtheilen der Menschen. Weil aber die Sünden der Furcht oft mehr Unterlassungs- als Begehungssünden sind, so merken die Menschen oft selbst nicht, wie gewaltig die sündhafte Furcht sie am Gängelbande führt, sie mit ihrem Thun und Lassen am Schlepptau zieht, und wie ihr ganzes Leben eigentlich nur aus furchtsamen Rücksichten zusammengesetzt ist. Wenn Furchtlosigkeit, Muth in Dingen der Religion ein wohlfeiles Gemeingut, eine Allerweltssache wäre, so würde der Heilige Geist nicht den großen Weltapostel bewogen und gelenkt haben, von sich zu schreiben: „Ich schäme mich des Evangeliums nicht“ [1]; so würde nicht als ewiger Ruhm des hl. Onesiphorus in der Heiligen Schrift stehen: „Er hat den Apostel Paulus im Kerker besucht und sich seiner Ketten nicht geschämt.“ [2] Das thut nicht jeder. Ich will euch wie im Fluge noch an andern Worten und Geschichten der Heiligen Schrift vorüberführen; vergleichet damit das gewöhnliche Verhalten der Christen. Da heißt es von Tobias im Alten Testamente, daß er in den trüben Zeiten der Gefangenschaft, in den ersten Jünglingsjahren, in den Jahren, wo wir nur als Compliment jemanden einen jungen Mann nennen, wirklich ein Mann vor Gott gewesen sei. „Denn“, sagt die Heilige Schrift, „als alle zu den goldenen Kälbern gingen, welche Jeroboam gemacht,

---

[1] Röm. 1, 16. [2] 2 Tim. 1, 16.

mied er allein die Gemeinschaft aller und ging nach Jerusalem zum Tempel des Herrn und betete daselbst den Herrn, den Gott Israels, an und opferte treulich seine Erstlinge und Zehnten."[1] Bedenkt: er allein; er scheut nicht, ein „Sonderling" unter den Schlechten, ein „weißer Rabe", eine „Eule unter den Vögeln" zu sein: er ist selbständig, unabhängig. So ist der Mann. Das ist ein Beispiel eines Ritters Gottes ohne Furcht und Tadel, vom Heiligen Geiste aufgestellt.

Ich ziehe das Gemälde enger zusammen und frage: Wer thut es ihm nach? Ei, wie viele in unserer Stadt haben den Muth, aus einer Schar von Gefährten, welche zu den Götzen des Tages wallen und zu ihnen schwören, herauszutreten und zu zeigen: Ich bin ein Mann? Wie viele haben den heiligen Muth, den Einsprechungen und dem Zuge ihres Herzens zu folgen und zu den Conferenzen zu gehen, während ihre Genossen lustig sind und jubeln? Ja, wenn man unsichtbar gehen könnte, wenn es einen unsichtbaren Beichtstuhl gäbe, wenn man unsichtbar in unsichtbare Congregationen und Bruderschaften eingeschrieben werden, wenn man eine Nebelkappe aufziehen und vermummt hingehen könnte in tiefer Nacht, wie Nikodemus, als er noch schwach war und Menschenfurcht hegte, zum Herrn kam, dann würden viele regelmäßig die Kirche besuchen, der Predigt beiwohnen, die heiligen Sacramente empfangen.

Ein anderes Beispiel. Der Psalmensänger sagt im Heiligen Geiste, im Geiste der Wahrheit von sich: „Ich habe von deinen Zeugnissen, o Gott, vor dem Angesichte der Könige gesprochen und habe mich dessen nicht geschämt."[2] Vor Königen! Vor feindseligen Königen! Wer thut es ihm nach, nicht vor Königen, sondern vor Subalternen, vor Bestellern der Arbeit, vor Meistern und Dirigenten der Arbeit, vor den kleinen Zaunkönigen, die im Wirtshause, beim Carneval den Scepter schwingen? Wer wagt's bei seinesgleichen, bei Halbgebildeten, Halbgelehrten, die in den Studien Schiffbruch gelitten, die mit dem Unglauben großthun, ob sie gleich ihren Katechismus nicht kennen? Im Psalme steht: „Ich glaube, darum rede ich"[3]; und der hl. Paulus greift diesen Spruch auf und sagt im Namen aller wahren Christen: „Wir glauben, und darum reden wir auch."[4] Sagt er es auch im Namen der heutigen Christen? Heißt es heute nicht umgekehrt: „Ich glaube, darum schweige ich, darum ducke ich mich, schäme ich mich"? „Ich bin ungläubig, darum rede ich, darum führe ich das große Wort in Gesellschaft und Zeitung; darum behaupte ich und spreche ich ab, wenn ich auch nichts weiß und nichts verstehe." „Ich glaube, darum verkrieche

---

[1] Tob. 1, 5. 6. [2] Ps. 118, 46. [3] Ebd. 115, 1.
[4] 2 Kor. 4, 13.

ich mich in die Schlupfwinkel mit Gebet und guten Werken; ich spreche der Sittlichkeit und dem Glauben Hohn; das thue ich offen." Ist das nicht die richtige Zeichnung?

Ihr kennt alle den Ausspruch des Herrn: „Wer mich vor den Menschen bekennt, den werde auch ich vor meinem Vater bekennen, und wer mich vor den Menschen verläugnet, den werde auch ich vor meinem Vater verläugnen."[1] Der Herr hat, wie der hl. Marcus in seinem Evangelium bezeugt, diesen Ruf zu seiner Fahne noch gesteigert und erweitert, indem er ihn auch so faßte, daß man dieses Bekenntniß nicht zurückhalten und sich dessen nicht schämen solle „vor diesem ehebrecherischen, sündhaften Geschlechte."[2] Was will der Heiland mit diesen neu eingefügten Worten sagen? Er will uns aufmerksam machen, daß der wahre Christ um so kräftiger seinen Glauben bekennt und um so freudiger die Fahne Christi wallen läßt, je schlechter die Welt um ihn her ist. Aber wie halten sich gerade in solchem Falle so viele Christen so klein! Die einen sagen: „Ja das wäre ganz recht für eine christlich fromme Umgebung; hier aber könnte es excentrisch erscheinen." Die andern sagen: „Mit den Wölfen muß man heulen." Wieder andere sagen in feiger Trägheit: „Es nützt nichts, wenn ich etwas thue; die andern thun ja auch nichts." Ja, thun andere etwas, so heißt es: „Ich brauche nichts zu thun; die andern thun es schon." Die Furchtsamkeit, die feige Trägheit hat immer eine Entschuldigung, einmal ist es überflüssig, ein anderesmal vergeblich. So legt doch, die ihr so redet und die Hände furchtsam in den Schoß legt, den Namen „Männer" ab; nehmet den Spinnrocken in die Hand.

O, die Knechte der Menschenfurcht sind um Ausflüchte und Vorwände, um Verhüllungen und Bemäntelungen nicht verlegen. Sie preisen ihre Feigheit noch als kostbare Ware, als zeit- und ortsgemäße Klugheit. Sie unterlassen vieles, um keinen Anstoß zu geben und nicht zu schaden, sie geben dem Schlechten nach, stimmen ihm bei und fallen ihm zu, um gerade damit das Gute zu retten.

Wie? ein erleuchtetes Bekennen und Wirken unseres Glaubens in Wort und That, in Rede und Beispiel soll Anstoß geben? Nun, wem das Anstoß gibt, der wird durch die Verläugnung gewiß nicht gewonnen; wen das gute Wort und Beispiel nicht erbaut, den wird das schlechte nicht erbauen; wen das Beispiel nicht erleuchtet, wen Muth, Entschiedenheit, fromme Aufopferung nicht fortzieht und erwärmt, den wird gewiß die Furcht und Feigheit, welche jedermann verachten muß, nicht in Bewegung setzen, nicht warm machen. Und man soll damit die gute Sache bei schlechten Leuten retten, daß man ein wenig, ein klein wenig das

[1] Matth. 10, 22. [2] Marc. 8, 38.

Schlechte zugibt und mitmacht? So hat Pilatus gedacht, dieses Urbild und größte Exemplar der Menschenfurcht. Er hielt Jesum nicht für schuldig; er wollte der tobenden Wuth der Feinde Christi, welche nach dem Todesurtheile heulten, den Herrn nicht überlassen: aber eine Concession wollte er doch machen. Zur Befriedigung der Feinde wollte er Jesum geißeln lassen. Weiter mitgehen wollte er nicht, keine Linie weiter. Aber er wurde weiter geschoben, weiter gedrängt. Man verhöhnte den Gegeißelten mit einem Purpurmantel, man umschnürte sein heiliges Haupt mit der Dornenkrone, und der Tod, das Kreuz, wurde darauf nur um so heftiger gefordert. Pilatus, der Knecht der Menschenfurcht, sieht, wie weit er gegangen. Er wäscht seine Hände über dem Wasserbecken, wie er meint in Unschuld; so blind macht die Menschenfurcht. Und wenn das ganze Weltmeer mit all seinen Wellen über diese Hände fluthete, es würde die Blutflecken nicht wegwaschen. Die Menschenfurcht zeigt das größte Schandmal des Blutes des Sohnes Gottes an diesen verruchten Händen, welche doch für unschuldig declarirt werden, weil sie immer gedrängt wurden, immer nur nachgaben. Unter der Menschenfurcht ist Christus gestorben; und so oft wir das Glaubensbekenntniß beten, werden wir ernstlich daran gemahnt: „Gelitten unter Pontius Pilatus.“ Darum ist Pilatus ins Credo gekommen. Wir bedürfen der Warnung. Pilatus ist nicht einzig in seiner Art; er hat viele Brüder und Nachtreter. Der hl. Thomas von Aquin, der große Lehrer der Kirche, aber lehrt, daß, nachdem die blutigen Zeiten des Martyrthums abgelaufen sind, diejenigen Menschen vor Gott das höchste Verdienst vom wahren Glauben haben, welche in Zeiten und in Umgebungen leben, wo viel Unglaube, viel Zweifel, viel Angriff und Kampf ist, und die in solchem Gedränge muthig und standhaft in Wort und That, mit Mund und Leben ihrem Glauben Zeugniß geben.

In solchen Zeiten leben wir. Je dunkler die Zeit ist, desto heller strahlt vom dunkeln Grunde das Glaubensverdienst, das Bekennerverdienst; seid Himmelslichter in dunkler Zeit. Zeugen Christi seien bei euch Herz, Mund und Werk, diese drei in Uebereinstimmung, in harmonischem Dreiklang. Das geschieht, wenn ihr im Sinne des Heiligen Geistes Männer seid, Männer aus einem Gusse, ohne den Riß der Menschenfurcht. So stehet denn fest im Glauben, handelt als Männer! Amen [1].

---

[1] In einer Anmerkung bemerkt der hochwürdigste Verfasser: „In den Exercitien der Männer wäre wohl angemessen, die heilige Firmung wieder zur Betrachtung heranzuziehen, weil die Knaben oft nur mit flüchtiger Andacht und unter zerstreuenden Umständen sie empfangen haben.“

# Festrede bei Einweihung der Mariensäule auf dem Marcusberge bei Trier

am 8. October 1866.

„Berge werden dem Volke den Frieden tragen und Hügel die Gerechtigkeit.“ So lesen wir Ps. 71, Vers 3.

Hochwürdigster Bischof, hochwürdige Priester und ihr versammelten Festgenossen alle!

Von prophetischem Geiste ergriffen schaute einst der Sänger der Psalmen hinüber in die Ferne der Zeiten, in das ausgebreitete Reich Jesu Christi und seiner heiligen Kirche. Er ließ sein Auge hinstreifen über die Orte und Länder, die Jesu Christo huldigen, so wie es ein Wanderer thut, wenn er mit dem Reisestabe die Landschaft durchschreitet. Und da haftete und ruhte das Auge des prophetischen Sängers ganz vorzüglich auf den Höhen der Berge. Die Berge, diese Zierden der Landschaft, die hervorspringenden Punkte und charakteristischen Repräsentanten der Länder, sah er geschmückt mit den lieblichen Insignien unserer Erlösung, sah sie umgeschaffen in Stätten des Friedens und der Gerechtigkeit. Entzückt rief er aus: „Berge werden dem Volke den Frieden tragen und Hügel die Gerechtigkeit.“

Dieser prophetische Ausspruch ist heute in dieser Stunde, auf dieser Höhe sozusagen buchstäblich erfüllt worden. Diese Höhe, diese Spanne Landes, schon von der Natur schärfer abgezeichnet auf unsern Bergen, die sonst so gleichmäßig mild und sanft sich schwingen, fernhin sichtbar, so charakteristisch hervortretend, scheint sozusagen in der Schöpfung vorherbestimmt, ein religiöses Zeichen, ein kirchliches Bauwerk zu tragen. Und zu diesem Dienste ist heute dieser Raum feierlich ausgeschieden worden. Heute ist diese Säule und das Standbild auf derselben, Widmung und Weihegeschenk unserer bischöflichen Stadt, der Diöcese und vieler Gläubigen ringsumher, durch die verehrten Hände, die den Hirtenstab über diese Diöcese führen, feierlich eingesegnet worden, und ihr alle, geliebte Festgenossen, alle in der Nähe und Ferne, die irgend beigetragen zu diesem Werke, haben sich zur Benediction der Säule vereinigt und durch Vermittlung der bischöflichen Hände sie Gott dem Allmächtigen zu seiner Ehre, zum Preise der unbefleckt empfangenen Jungfrau, zum Heil und Frommen der ganzen Christenheit aufgeopfert und für immer übergeben.

In diesem feierlichen, unvergeßlichen Momente ist es mir, als ob die Worte meines Vorspruches heller aufleuchteten und in goldenem Lichte strahlten: „Berge werden dem Volke den Frieden tragen und Hügel die Gerechtigkeit." Ja, dieser Berg, geliebte Festgenossen, er wird von nun an unserer Stadt, dem ganzen Volke Frieden und die Gerechtigkeit tragen. Denn diese Säule, die heute geweiht worden, vergegenwärtigt uns das Band einer mächtigen Einheit, sie zeigt uns das Bild lieblichen Friedens, und sie stellt vor unsere Augen eine ernste Richtschnur und Wegweisung der Gerechtigkeit. Ja, geliebte Festgenossen, Einheitsband, Friedensbild, Wegweisung der Gerechtigkeit — das ist die Bedeutung dieser Säule. Einheitsband: denn diese Säule ist der Ausdruck unserer innigen Anhänglichkeit, unseres herzlichsten Anschlusses an die Kirche, an ihr unfehlbares Lehramt und besonders an das sichtbare Oberhaupt der Kirche auf St. Peters Stuhl. Bild des Friedens: denn hoch auf diese Säule aufgerichtet ist Maria, die uns den Frieden vermittelt, die Königin des Friedens; ihre milden Hände drohen nicht, erschrecken nicht; sie sind gefaltet zum Gebete; das Gebet ist ihre Macht, ihre Herrschaft, ihre Eroberung der Welt. Ist das nicht das Bild des Friedens? Und diese Säule ist weiter eine Richtschnur, eine Wegweisung der Gerechtigkeit; denn von der Höhe des Berges herab ist sie eine ununterbrochene laute Predigt in das Land hinein, predigt sie ununterbrochen die Gerechtigkeit; der Hügel wird den Frieden tragen, er wird tragen die Gerechtigkeit.

## I.

Die Säule, geliebte Festgenossen, ist vorerst der Ausdruck unseres innigen und übereinstimmenden Anschlusses an die heilige Kirche Gottes, an ihr unfehlbares Lehramt und vor allem an unsern obersten Hirten auf St. Peters Stuhl. Geliebte Christen, Kinder der heiligen Kirche, ich stelle euch die Frage, was macht den Menschen, den Getauften, zum katholischen Christen? Um auf die Frage kurz und aus dem Grunde zu antworten, sage ich: Was den Menschen zum katholischen Christen macht, das ist der innige Anschluß an das kirchliche Lehramt der Gegenwart, wie es in seinen Lebenstagen besteht, und vor allem an den lebenden Papst. Wenn ich sagte, die Kirche im fünften, im vierten Jahrhundert, in der apostolischen Zeit habe richtig und wahr gelehrt, und wenn ich damit die Sache abgrenzte, dann hätte ich nicht den katholischen Geist. Ja, wenn ich sagte, die Kirche habe bis zum Jahre 1854 wahr gelehrt, bis zu dem Tage, da unser Papst Pius IX. die unbefleckte Empfängniß Mariä verkündigte, damals, von da an aber nicht, dann hätte ich nicht den katholischen Geist. Es kommt nicht darauf an, zu glauben, daß die Vergangenheit die Wahrheit lehrte, sondern daß das Lehramt

unserer Tage, unserer Stunde, die Wahrheit lehre. Wer nur an der Lehre der Vergangenheit festhält, hat den Geist des Katholicismus nicht: wer sich an die Kirche seiner Tage anschließt, der ist ein wahrer Katholik, wenn er auch manche einzelne Lehrpunkte nicht kennt und auch von der Vergangenheit überhaupt wenig weiß. So wollte uns der Heiland an die Kirche anschließen, da er sagte: „Ich bin bei euch alle Tage bis ans Ende der Welt.“[1] Höret, er sagt: „alle Tage.“ Und ihr könnt noch ganz im Sinne des Herrn den Stundenkreis des Tages durchmessen und beifügen: jede Stunde. So wollte uns der Heiland an die Kirche schließen, als er der Kirche den Heiligen Geist verhieß, daß er bei ihr bleibe in Ewigkeit. Ja, geliebte Zuhörer, in der lebenden, uns gegenwärtigen Kirche das ehrwürdige Gefäß des Heiligen Geistes anerkennen, in ihr den unfehlbaren Lehrmund Jesu Christi hören, in ihr denselben Heiligen Geist im Vorübergehen der Zeiten verehren, in den wechselnden Menschen nur die Werkzeuge dieses Heiligen Geistes sehen, welcher vermöge seiner göttlichen Macht und Weisheit mit allen Werkzeugen, ob mehr oder weniger gut, gleich correct wirkt, gleich zutreffend seinen Zweck erreicht, in der lebenden Kirche die gottgesetzte Bewahrerin und untrügliche Erklärerin und Auslegerin der göttlichen Offenbarung anerkennen — das ist der Grundzug, der tief unterscheidende Charakter des Katholiken. Wenn die lebende Kirche gesprochen hat, dann nicht schwanken, sondern entschieden sein, nicht unschlüssig, sondern resolut und schlüssig sein, nicht seine Zustimmung vertagen, sondern fertig sein, das ist die Losung der Katholiken.

Und in allen großen Zeitabschnitten hat das lebendige Lehramt der Kirche, die wirklich sprechende Kirche, sich zum Probirstein der Geister und zur Frage an die Seelen gemacht. So auch in unserer Zeit. Am 8. December des Heilsjahres 1854 hat unser Heiliger Vater, Papst Pius IX., von der obersten Warte der Christenheit herab feierlich erklärt, daß es eine Lehre der göttlichen Offenbarung sei und von allen Christen als Glaubenslehre anzunehmen: Die allerseligste Jungfrau Maria ist um der Verdienste Christi willen frei von der Erbsünde ins Dasein getreten. Das ganze kirchliche Lehramt, die gesamten Bischöfe der Welt, vorher schon angefragt vom Heiligen Vater über ihren Glauben und den Glauben ihrer Kirchen, stimmten freudig zu und verkündigten den Gläubigen diese Lehrentscheidung. Die Kirche hat gesprochen. Bis dahin, Geliebte, daß die Kirche sprach, war die Lehre von der unbefleckten Empfängniß Mariä eine Meinung, eine fromme Meinung, eine ausgebreitete Meinung, eine geliebte, eine bevorzugte, eine beschützte und beschirmte Meinung, aber doch immer nur eine Meinung. So war es, bis die Kirche sprach. Als

---

[1] Matth. 28, 20.

aber die Kirche gesprochen, die lebendige und gegenwärtige, da war es eine Lehre des Glaubens und für alle Katholiken ein großer Anlaß, daß ihr katholischer Geist antworte; sie sollten sich äußern, damit man sähe, was sie im Herzen glaubten. Schon Sokrates sagte zu einem schweigenden Schüler: „Rede, damit ich dich sehe", denn was im Menschen ist, kann man nur sehen durch die Aeußerung. Auch ihr, geliebte Festgenossen, solltet zeigen, was ihr glaubtet, ihr solltet antworten dem Heiligen Vater. Was habt ihr geantwortet? Hier steht eine steinerne Antwort. Als der hochselige Bischof Wilhelm beim Heiligen Vater erschien, entfaltete er vor den Augen des Papstes eine große Papierrolle; diese Rolle enthielt den Entwurf, das Concept dieser Säule. Damals habt ihr die Antwort im Concepte gegeben, heute gebt ihr sie in der großen Reinschrift, in Fracturschrift ausgemeißelt; jeder Stein ist ein Buchstabe, und so steht euer Glaubensbekenntniß unabänderlich da, wie es in dem Herzen steht. So steht es da Tag und Nacht, im Sonnenglanz und im Sternenlicht, steht da in heitern Tagen und in dunkelm Wolkengehänge, wir hoffen, Jahrhunderte hindurch.

Mit diesem Denkmal, Geliebte, schließt sich die lebendige Gegenwart würdig an die große Vergangenheit unserer Stadt. Die verschiedenen Städte auf dieser Erde sind die Repräsentantinnen verschiedener Zeiten. Es gibt Städte, die unter der augenblicklichen Gunst der Verhältnisse wie Pilze aus der Erde schießen; sie haben keine Vergangenheit, sie gedeihen augenblicklich, aber versprechen keine Zukunft, sie repräsentiren nur die flüchtige Gegenwart, sie sind nur für die Gegenwart. Andere Städte haben keine Vergangenheit, aber kräftig angelegt, versprechen sie eine lange und schöne Zukunft. Unsere Stadt ist vor allem die Repräsentantin der Vergangenheit, sie ist von großen, herrlichen, aber auch wehmüthigen Erinnerungen umweht; und vor allem ist sie eine christliche, eine kirchliche Stadt, Repräsentantin der religiösen Vergangenheit. Alle Zeitalter des Christenthums sind in unserer Stadt vertreten, ja sie sind schön und groß vertreten. Da sehe ich in der Kirche St. Matthias ein Apostelgrab, und der in diesem Grabe schläft, wurde noch gewählt im Saale zu Jerusalem, über dem die Lichter des Heiligen Geistes flammten. Auf den gegenüberliegenden Fluren zu St. Paulin sehe ich die Martyrergräber purpurn, glänzend im Blute der Martyrer. In dem großen Dome sehe ich die römische Zeit, wie das Christenthum Platz genommen hat in den Palästen der Cäsaren. In der Liebfrauenkirche, die einer meiner Vorgänger, der Weihbischof Enen, eine mystische Rose genannt hat, sehe ich die Blüthe des Mittelalters.

So sind alle vergangenen Zeiten der Kirche in unserer Stadt vertreten. Heute weihen wir ein Denkmal ein, das unsere Gegenwart würdig vertreten soll. Wenn ich durch den Schleier der Vergangenheit, der wie der Herbstduft

auf dieser Gegend ruht, auf die großen Vertreter des Lehramts der alten Zeit meine Augen richte, so sehe ich im Geiste einen Eucharius, Valerius, Maternus, Ambrosius, Hieronymus, Martinus, Bernardus durch diese Stadt und über diese Fluren wandern; aber in dieser Säule sehe ich das Lehramt der gegenwärtigen Zeit. In Löwenbrücken werde ich erinnert an Papst Leo IX., der demselben den Namen gegeben, in St. Matthias an Papst Eugen, der in Begleitung des großen Meisters Bernardus diesen Ort besuchte, hier aber an Papst Pius IX., der gesprochen hat in unserer Zeit, und es reiht sich das Denkmal der Gegenwart neu und frisch in den ehrwürdigen Kranz der Vergangenheit. Die Vergangenheit hielt am Lehramte ihrer Zeit und ihr, Festgenossen, haltet an dem unserer Zeit in gleichem Geiste. Die Vergangenheit hielt an ihren Päpsten, und ihr haltet an unserem Papste, der euch gesetzt und von demselben Heiligen Geiste geleitet ist. Und wenn auch die Zeiten dieses Papstes dunkel scheinen, sie sind doch nicht so dunkel, wie manche meinen; es brechen viele Lichtstrahlen hindurch. Wenn der Papst aber auch so arm und schwach gemacht würde, daß er einem Schatten gliche, so würde ich mich noch immer trösten; denn ich habe in der Apostelgeschichte gelesen, daß Gott durch das Schattenbild des hl. Petrus Wunder gethan. Das hat er nicht umsonst, sondern um des Petrus willen gethan; das hat seine große Bedeutung.

So unsere Gesinnung ausdrücken, gestehen wir es uns, das hätte eine Restauration unserer alten Kirchen nicht gekonnt. Wie trefflich sie auch gewesen wäre, den Geist der Gegenwart hätte sie unmittelbar nicht ausgedrückt; man kann ja auch etwas restauriren, ohne den Geist der alten Zeiten sich wirklich anzueignen; man versetzt sich nur kunstsinnig in jene Zeit zurück. Aber was die Gegenwart macht und unmittelbar hervorbringt, das entspringt dem Geiste der Gegenwart. Das, Geliebte, hat man auch überall gefühlt und darum hat man diesen großen Zeitabschnitt auch überall durch neue Denkmäler verherrlicht. Köln, Aachen haben ihre Denkmäler hingestellt in den Lärm und das Geklirr ihrer öffentlichen Straßen; eine Seestadt in Frankreich hat es hingestellt, ihrer Eigenthümlichkeit entsprechend, an den öden Strand, wo die Wellen des Meeres sich brechen. Wir, den Verhältnissen unserer Stadt gemäß, haben es hingesetzt in die idyllische Natur, die mit ihrer Anmuth wie mit einer Glorie unsere Stadt umzieht, und nirgends könnte das Bild schöner stehen. Denn friedlich ist die Natur umher, und auch das Bild ist ein Friedensbild und steht so mit der Natur in schönstem Einklange.

## II.

Oder sollte vielleicht jemand glauben, der Einklang sei nicht vorhanden? Sollte jemand glauben, unser Bild sei ein Mißklang in dem

Frieden der Natur? Wäre es wohl nöthig, unser Bild gegen ein Mißverständniß und ein Mißwollen zu schützen? Weil das Bild ein Bekenntniß unseres katholischen Glaubens ist, könnte man glauben, es sei ein aufregendes Parteibild, eine gehässige Polemik, gegen Andersglaubende hinausgeschleudert? Rücken wir heute diesen Felsvorsprung gleichsam schärfer hinaus in eine Welt, die zum Schmerze aller, die den Namen Christi anrufen, nicht des Glückes genießt, im Glauben einig zu sein? Nein, das will unser Bild nicht. „Berge werden dem Volke den Frieden tragen und Hügel die Gerechtigkeit.“ Die Verkündigung der Glaubenslehre von der unbefleckten Empfängniß Mariä hat gar keine Berührung mit den Vorgängen außerhalb der Kirche, ist von keinem Vorgange außerhalb der Kirche veranlaßt worden; diese Erklärung will nur die Katholiken selbst vereinigen, es ist rein eine innere Angelegenheit, eine Familienangelegenheit der Kirche, die niemanden verletzen kann. Dieses Bild macht gegen niemanden auf der Welt eine Demonstration, höchstens gegen uns selbst. Wenn wir die schuldlos Empfangene feiern und uns selber in unserem Leben immer tiefer in die Schuld verflechten; wenn wir den Sieg feiern über die Fortpflanzung der Sünde und selbst durch böse Beispiele und Aergernisse die Sünden auf der Welt fortpflanzen und vererben: dann macht diese Säule allerdings eine Demonstration, aber nicht gegen andere, sondern gegen uns, die Kinder der Kirche selbst. — Und betrachten wir auch, Geliebte, das ganze Leben der allerseligsten Jungfrau. Da ist alles so friedlich. In tiefster Stille hat ihr der Engel das Ave gebracht; über die Berge eilte sie zu Elisabeth, — diese Säule erinnert mich lebhaft an dieses Ereigniß; sie lebte zurückgezogen von dem öffentlichen, bewegten Leben Christi, bis sie unter dem Kreuze wieder erschien, ohne Klagen über die Menschen, der milde Abendstern vor dem Untergang der Sonne der Gerechtigkeit. Unter dem friedlichen Dache des Jüngers der Liebe hat sie ihre irdische Laufbahn vollendet. Wo wäre da Stoff zu Kriegsgeschrei?

Maria hat im Grunde nur einen Feind, und von diesem Feinde steht schon auf den ersten Blättern der heiligen Geschichte geschrieben: dieser Feind ist der Teufel, denn es heißt: „Ich will Feindschaft setzen zwischen dir und dem Weibe.“ Dieses ist die einzige Feindschaft, von welcher ich in der Offenbarung Gottes gelesen habe. Darum war ich sehr gerührt und ergriffen, daß man in einer Stadt am Ufer des Mittelländischen Meeres vom Feinde eroberte Kanonen sich erwarb zu dem Guß eines Bildes der allerseligsten Jungfrau, um so den Krieg selbst in den Frieden der unbefleckt Empfangenen zu verwandeln. Aber nicht die leblosen Kanonen allein, auch der schreckliche Herrscher der Kanonen, auch der furchtbare Kaiser der Schlachten wurde von dem Frieden der Friedenskönigin gerührt. Dieser Kaiser hat in seiner Gefangenschaft auf dem

Eilande, das den Namen trägt von der hl. Helena, die unsern Dom erbaute, eines Tages gesagt: „Unter den Dingen, die ich hier entbehre, ist eines der bedeutendsten das Glockengeläute und vor allem das Läuten der Angelusglocke. Niemals habe ich diese Glocke gehört, ohne daß mein Herz still im Innersten bewegt wurde, ohne daß meine Erinnerung zurückgekehrt wäre in die Tage meiner schuldlosen Kindheit. Oft wurde ich dann still; meine Begleiter glaubten, ich dächte nach über einen Schlachtplan; sie irrten sich: ich wurde still durch das Aveläuten, und mein Geist ruhte aus auf den Klängen des Angelus.“ Da habt ihr das Beispiel, daß Maria auch die widerstrebenden Geister mit ihrem Frieden zu rühren und mit ihrem Frieden zu beugen vermag. Das Bildniß ist ein reines und lauteres Friedensbild. Das zeigt mir auch die Stellung der allerseligsten Jungfrau auf dieser Stätte. Sie hat die Hände gefaltet, sie betet. Es gibt keinen größern Act des Friedens als den Act des Gebetes. Wenn der Mensch betet, dann legt er alle Zerwürfnisse der Welt in die Hände Gottes; wenn er betet, sammelt er sich selbst in Gott, dem ewig ruhigen Urgrund und Ende aller Dinge; das Gebet überspringt alle Scheidewände und Schranken dieser Welt. Wir beten für die Menschen, die wir gar nicht kennen, ja auch für diejenigen, die uns noch ferner stehen als die Unbekannten, weil sie unsere Feinde sind; selbst die Kluft der Feindschaft wird von dem Gebete überstiegen. Das Gebet ist ein noch weiteres Band der Menschheit, ein größeres als selbst die allgemeine Kirche. Menschen, die nicht eines Glaubens sind, können doch füreinander beten; das Gebet verbindet Himmel, Erde und Fegfeuer. Das Gebet ist der letzte Anknüpfungspunkt des verirrten Menschen an Gott, und wenn jemand nur den Anfang des Glaubens kann, so kann er schon beten, kümmerlich und zweifelhaft zwar, aber er kann doch beten. Welch eine Reihe von Betenden geht über die Erde, nicht bloß in unserer Kirche, sondern weit über unsere Kirche hinaus, und an der Spitze die allerseligste Jungfrau, die größte Beterin: sie kettet das Gebet an den Thron Gottes.

Wenn ich nun noch die Stelle betrachte, wo unsere Säule steht, dann ist das Friedensbild vollendet. Wenn man die Landschaft, mit der Säule gekrönt, anschaut, zur Zeit, da die Sonne aufgeht jenseits, wo das Kreuz unseres Erlösers steht, den wir noch mehr lieben als die allerseligste Jungfrau, oder zur Zeit, wo der Tag sich im Glanze der Abendröthe begräbt; wenn wir das Bild betrachten beim ersten Blinken und Wiederblinken der Sterne, oder wo es sich hell und klar im Wasserspiegel der Mosel abspiegelt: dann möchte ich jeden Menschen, dessen Herz zerrissen ist, einladen, dieses ideale Bild anzuschauen, und ihm zurufen: „Berge werden dem Volke den Frieden tragen und Hügel die Gerechtigkeit.“

III.

Unser Friedensbild, Geliebte, ist zugleich eine große Richtschnur der Gerechtigkeit. Maria predigt von dieser Säule herab dem Volke in Stadt und Land. Ihr werdet denken: sie hat ihre Hände zum Gebete gefaltet, sie betet zu Gott, wie predigt sie denn? Wenn ein Kind seine Mutter belauschen würde, wie sie für es betet, wäre dies Gebet nicht die eindringendste Predigt, die dem Kinde gehalten werden könnte? — Es steht dies Bild als eine beständige Predigt und Norm der Gerechtigkeit hingestellt in die schöne Natur. Es sagt euch, daß eine reine und schuldlose Menschenseele in ihrer Schönheit und Anmuth mehr werth ist als die ganze schöne Natur, und daß die Cultur der menschlichen Seelen mehr werth ist als die Cultur von Grund und Boden und die Beförderung der Schiffahrt, der Eisenbahnen, von Handel und Wandel. Das alles soll fortschreiten, aber vor allem die wahre Cultur der Seele. Dieses Bild auf seiner Höhe predigt weiter die Treue und Wahrhaftigkeit Gottes, der da zuerst der heiligen Jungfrau sagte, alle Geschlechter würden sie selig preisen. Wie von neuem bestätigt dieses Bild auf seiner Höhe, daß der Name und die Ehre der Menschen auf dieser Welt aufbewahrt sind in Gottes Hand. Seht diese Jungfrau, die immer verborgen gelebt, wie ist sie so beliebt geworden auf der Welt: sie wird auf Säulen gestellt. Wer ist im edelsten Sinne so populär auf der Welt — unsern Herrn Jesus Christus ausgenommen — als die allerseligste Jungfrau und Gottesmutter? Und dennoch war sie stets unbekümmert um Ehre und Ruhm und Ehrenrettung; ihre Ehre ruhte einzig und allein in Gottes Hand. Das Bild auf der Höhe zeigt auch, was die Menschen fertig bringen mit kleinen Mitteln durch Zusammenhalten zu guten Zwecken. Dieses Bild ist zugleich eine laute Anklage gegen die Menschen, welche im Leben die Frauenehre und Frauenwürde nicht achten, die Jungfräulichkeit verletzen und beleidigen; es verfolgt mit seiner Anklage alle, die im weiten Gebiete, welches dieses Denkmal überschaut, in Feld und Straßen, die Seelen zu verführen suchen, über welchen der Schutzmantel Marias weht; es geht diesen Sündern nach und läßt ihnen keine Ruhe. Ich bin überzeugt, daß manches Böse durch dieses Bild verhütet und getilgt wird. In diesem Bilde hier ist aufgestellt der Spiegel der reinen, ungetrübten Gerechtigkeit. „Du Spiegel der Gerechtigkeit", so beten wir ja zu Maria. Hier ist der Spiegel, damit ihr euer Leben schaut in Marias Vorbild. Hier seht ihr eure himmlische Mutter, die der Herr euch geschenkt hat unter seinem Kreuze, und die nach dem Blute Jesu Christi das größte Geschenk ist, welche der sterbende Erlöser in seinem Testamente den Menschen hinterlassen hat. Kinder Mariens! Ist es nicht recht und gebührend, daß ihr eurer Mutter gleicht, daß ihr eure Mutter nachahmt, daß ihr die Züge derselben euch aneignet, daß ihr hineinstrebt in diesen Spiegel

der Gerechtigkeit, Maria ähnlich werdet, wenn auch nur aus weiter Ferne. Es predigt das Bild über Stadt und Land, durch die Fenster der Häuser, dem Landmann auf dem Felde und dem Arbeiter auf den Fluren, sowie dem Wanderer, der hier seinen Weg vorbei nimmt; es predigt allen Menschen im ganzen Lande.

Und nun zum Schluß werft mit mir noch einen Blick auf unsere Landschaft in der Nähe und auf die Zukunft in der Ferne. Da sehe ich auch einen Prediger auf unsern Fluren stehen: es ist der Herbst, der große Prediger der Vergänglichkeit. Unter den letzten Scheideblicken der guten Jahreszeit ist dies Bild geweiht. Die Jahre werden wandeln, und viele Jahre noch Scheideblicke werfen auf das heute geweihte Bild und herab auf unsere Gräber. Wenn aber viele Jahre vergangen sein werden, wenn dereinst die Wetter dieses Bild gefurcht und gebräunt, wenn der Rost des Alterthums es in seiner Art ehrwürdig, und viele Gebete es noch ehrwürdiger gemacht, dann wird man sich erinnern des heutigen Tages, dann werden die Menschen künftiger Zeiten noch sprechen von dieser Einweihung. Sie werden sich des Bischofs erinnern, der vor sieben Jahren den Grundstein gelegt und dann unerwartet, schmerzlich schnell sich selbst in den Grund der Erde gelegt hat. Es ist mir, als blicke er heute im Verklärungsglanze vom Himmel herab, die Vollendung des Werkes zu begrüßen. Man wird auch gedenken des andern Oberhirten, des würdigen Nachfolgers, der heute das Werk gesegnet, und dem die allerseligste Jungfrau seinen Segen mit tausendfachem Himmelssegen vergelten wird. Man wird gedenken unserer Zeit, man wird sehen den Kunstsinn, den Fleiß, den frommen Sinn, der in unsern Tagen gewaltet hat; man wird gedenken der Männer, die in Staat und Kirche Säulen gewesen sind und das Schirmdach getragen, unter welchem die Ordnung, die religiöse und kirchliche Freiheit, die Bildung des Volkes und die Vollendung so schöner Kunstwerke möglich werden und gedeihen konnten. Man wird gedenken der fleißigen und kunstfertigen Hände, die an dieser Säule und dem Standbilde gearbeitet haben; man wird gedenken derjenigen, welche den schönen Weg zur Säule geschenkt hat, und aller derer, die irgendwie zu der Erstehung des Denkmals mitgewirkt und sich betheiligt haben. Dieses Standbild, Geliebte, mit seiner Säule, es wird ein Ehrendenkmal sein für unsere Zeit, das schönste Denkmal noch auf unsern Gräbern; es wird uns den letzten Dank gewähren, den wir von dieser Erde verlangen, wenn wir sie verlassen haben: es wird für uns beten.

In dem alten Aegypterlande gab es viele merkwürdige und geheimnißvolle Dinge. Unter diesen war eines der berühmtesten und räthselhaftesten die Memnonssäule. War es die sonderbare Natur des Steines oder eine geheimnißvolle, verloren gegangene Kunst: — wenn die Sonne ihre Strahlen auf die Memnonssäule warf, so fing sie an zu tönen in wunder-

samen Klängen, und die Menschen fanden sich von dieser tönenden Säule mächtig angezogen. Die tönende Säule, die „redende" Säule, wie man sie nannte, war eine Berühmtheit, ein Wunderwerk im Alterthum. Geliebte Festgenossen, hier ist mehr als Aegypten und mehr als die Memnonssäule. Von dieser Säule tönt wirklich eine Geisterstimme, eine Himmelsstimme in alle Herzen, soweit man das Bild sieht in der Nähe und Ferne, soweit man es erreichen kann mit dem Auge, mit dem Fernrohre. Ja es dünkt mir sogar, je weiter man entfernt ist, desto mehr noch spreche das Bild, desto inniger und sehnsuchtsvoller ziehe uns Maria nach einer höhern Welt. So stehe denn diese Säule unter dem Schutze Gottes zur Ehre der allerseligsten Jungfrau; ihre Stimme gehe aus über dieses ganze Land, und ihr Ruf bis an die Grenzen unserer Diöcese. Amen.

---

# Anrede bei Grundsteinlegung der Mariahilf-Kapelle am Fuße des Marcusberges

am 5. September 1867.

---

„Es wird eine Hütte sein zum Schatten bei Tag vor der Hitze, zur Zuflucht und zum Schutze in Ungewitter und in Regengüssen." So spricht der Heilige Geist im höhern Sinne der Worte und zum geistigen Verständniß beim Propheten Isaias, Kap. 4, Vers 2.

Hochwürdige Priester, in Christo, dem Könige der Ehren, geehrte Mitglieder des Bau-Comités und ihr geliebte Christen alle, die ihr aufgebaut seid auf Christus, den wahrhaften Eckstein, und Petrus, den unbeweglichen Felsen!

Es sind jetzt noch nicht ganz dreihundert Jahre verflossen, da trat eines Tages auf einer seiner großen apostolischen Wanderungen über Berge und Felsen der hl. Franz von Sales, der große Fürstbischof von Genf, auf eine hohe Felsterrasse seiner Diöcese hinaus, von wo er die berühmte Landschaft, die man Chablais nennt, übersehen konnte. Diese ganze Landschaft war damals mit den Bildern der Zerstörung erfüllt. Die Kirchen waren zerfallen und niedergerissen, die Kreuze an den Wegen waren zer-

brochen und mit Füßen getreten, die Bildnisse der allerseligsten Jungfrau Maria waren verstümmelt und geschändet, die Wege nach den Heiligthümern, die bisher und in frühern Zeiten soviel von der Andacht und Liebe der Gläubigen betreten gewesen waren, waren verwildert, mit Gras und Dornen bewachsen. Unsägliche Wehmuth ergriff das Herz des Heiligen bei diesem Anblick. Er legte seine Arme auf das Geländer der Felsterrasse, verbarg in den Händen sein thränennasses Angesicht und wiederholte die Worte des Propheten: „Welk und matt und abgestorben ist das Land geworden; welk sind die Völker und matt die Erde, weil die Wege nach Sion trauern, weil niemand mehr zum Feste kommt, und die Steine der Heiligthümer sind ausgestreut nach allen Straßenecken.“ [1] Dann aber erhob der Heilige wieder sein Angesicht und sagte zu seinen Begleitern: „Doch laßt uns Muth fassen und uns aufraffen in der Kraft Gottes, und wir werden es noch erleben, daß diese zerstreuten Steine wieder gesammelt werden und daß neue Heiligthümer Gottes in diesem Lande erstehen.“

Geliebte Christen! Wenn vor etwa siebenzig Jahren ein Bischof hier auf diesem Felsen, hier an der Stelle gestanden hätte, an der ich jetzt stehe, und wenn er von hier seinen Blick hätte schweifen lassen, er wäre von einer ähnlichen Wehmuth befallen worden wie der hl. Franz von Sales; denn damals ging auch über diese Landschaft ein Greuel der Verwüstung und der Geist der Zerstörung. Die Kirchen wurden in großer Zahl niedergerissen, die besuchten Heiligthümer des Volkes waren verödet, die Kreuze wurden umgestürzt und die Bilder der allerseligsten Jungfrau Maria verlacht. Auf dieser Strecke, die ich mit meinem Auge durchmessen kann, von dort, wo noch jetzt die öden Mauern jener Kartause wehklagen, bis nach Pfalzel hin, das lieblich aus der Ferne winkt, — auf dieser Strecke, die ich mit einem Blick des Auges überschauen kann, wurden nicht weniger als hundertachtzig Altäre zerbrochen und zertrümmert.

Sollten nun in solchen Zeiten die Menschen Gottes, die gerechten Menschen, sollten sie nicht verzweifeln und verzagen? O nein! Uns allen zum Troste hat das Christenthum in der Welt mit einer großen Kirchenzerstörung angefangen. Die größte und heiligste Kirche, die je auf dieser Erde gewesen ist, wurde im Anfange des Christenthums zerstört; denn eine heiligere Kirche hat es nie gegeben als die Menschheit unseres Herrn Jesu Christi, in welcher die Gottheit leibhaftig wohnte, und von dieser Menschheit hat unser Heiland selbst gesagt: „Brechet diesen Tempel ab, und in drei Tagen werde ich ihn wieder aufbauen.“ [2] Das war der erste Tempel in christlicher Zeit, den die

---

[1] Js. Kap. 24 und Klagel. Kap. 1 und 4. [2] Joh. 2, 19.

Feinde Gottes niedergerissen haben, und wie herrlich wurde er restaurirt, wie glorreich wurde er hergestellt in der Auferstehung unseres Herrn! Der Stein, den die Bauleute verworfen hatten, der, Geliebte, ist zum Eckstein und Grundstein geworden, auf dem das ganze Gebäude der heiligen Kirche ruht. Wir stehen auch in einer solchen Zeit der Auferstehung und Restauration der Tempel; aller Orten, in der Nähe und in der Ferne, entstehen neue Kirchen und werden alte hergestellt. Und ich hoffe zu Gott und glaube, daß sie auch sei eine Zeit der Auferstehung Sions und der geistigen Tempel in den Herzen der Menschen.

Hier stehen wir auch an einer Stelle, wo ein neuer Tempel ersteht. Ich habe den Segen Gottes herabgefleht, ich habe ihn kraft meines Amtes niedergeleitet auf diesen Grundstein, daß sich auf demselben ein Haus Gottes erhebe. Das Haus Gottes an dieser Stelle wird zwar kein Dom werden, es wird keine weitgedehnte Kirche mit großen Schiffen und Hallen werden, aber um diesen kleinen Bau wehen hohe, fromme Gedanken von besonderer Zartheit und Lieblichkeit, und Gott möge es mir jetzt verleihen, daß ich diese Gedanken bei jedem auch erwecke mit verständnißinnigem Herzen.

Ihr kennt alle die kleine und stille Baugeschichte hier an diesem Orte. Noch kein Jahr ist es her, da wurde dort oben auf ragender Höhe ein Standbild eingeweiht von den ehrwürdigen Händen, die damals den Bischofsstab über die Diöcese führten, die aber, wir haben es alle gesehen, schon zitterten unter der Last, und die jetzt schon ermüdet von der Arbeit dieses Lebens im Grabe ruhen. Kaum war das hohe Standbild dort oben eingeweiht, da bewies es schon seine mächtige Anziehungskraft auf die Herzen. Das Volk nahm das Bild dort oben nicht als ein Andenken, nicht bloß als ein Denkmal, das man in der Ferne betrachtet, nein, die Liebe und Andacht des Volkes schuf es um zu einem Heiligthum der Andacht. Das Volk wollte hinzutreten, es wollte nahe sein, es wollte dort beten. Darum fragte das Volk nach einem Wege zu diesem Bilde. Es wollte einen Weg haben, nicht den ersten besten, — es wollte einen Weg haben, welcher der Würde des Gegenstandes und der Liebe seines Herzens entspräche. O, wie begrüße ich das, Geliebte, daß das Volk einen solchen Weg zu seinem Heiligthum haben wollte! Ueberhaupt sind in der Welt die Wege Dinge von großer Bedeutung. Wenn ich auf meinen Reisen durch ferne Länder oder nur in andere Gegenden kam, habe ich immer auf die Wege geschaut, und nicht etwa aus Eigennutz wegen meiner Füße, sondern weil die Wege ein sehr bedeutsames Zeichen von der Cultur der Völker und dem irdischen Wohlstand sind. So sind auch die Wege, die nach den Heiligthümern der Völker führen, immer ein bedeutsames Zeichen. Der Heilige Geist hat sie uns selbst als ein solches Zeichen angegeben,

indem er spricht: „Die Wege nach Sion trauern und sind öde geworden, weil niemand mehr zum Feste kommt.“ Wenn die Wege nach den Heiligthümern verwildern, so ist das ein Zeichen, daß die Religion gesunken ist, ein Zeichen, daß niemand mehr zum Feste kommt. Darum begrüße ich mit Freuden und heiße es im Namen Gottes willkommen, einen würdigen Weg zu dem Standbild unserer Himmelsmutter und Herrin zu haben. Kaum hatte eine edle Hand aus der Stadt Trier die Strecke des Weges der allerseligsten Jungfrau geschenkt und gewidmet und sich so zur ersten Wegebahnerin gemacht, so wurde auch überall der Gedanke schon wach, daß man diesen Weg mit den Stationen der Schmerzen Mariä schmücken solle. So ist es recht. Der Friede und die selige Ruhe thronen auf dem Gipfel, und die Stationen der Mühen und Schmerzen führen den Weg hinauf; per aspera ad astra, durch Wehren zu Ehren, durch Mühen zum Blühen.

So muß es auch in unserem Leben sein, denn unser Leben auf dieser Erde, wenn wir es ernst nehmen, wenn wir die Bedeutung desselben auffassen, ist ein Bergsteigen. Unser Leben ist eine Reise, so sagt das Sprichwort, und wer wollte das läugnen! Unsern Reisestab und Reisepaß haben wir schon in der Wiege liegen, das wissen alle Menschen; aber daß unser Leben den Berg hinaufgehen muß, das wissen sie nicht alle. „Wer wird hinaufsteigen zum Berge des Herrn?“ fragt der Psalmist [1], und diese Frage ist an uns alle gerichtet. Wir müssen aus uns selber hinausgehen, uns selber überwinden, wenn wir selig werden wollen. Wir müssen hinausgehen aus unserer Trägheit und Saumseligkeit, aus der Sinnenlust und dem Freudentaumel, hinausgehen müssen wir aus dem Neid und dem Nergeln, wir müssen uns erheben aus der Kleinmuth und Verzagtheit, wenn wir selig werden wollen. Alles Große im Leben liegt vor uns auf einer Höhe: die Vorbilder, die wir erreichen wollen, die Ideale, die unsere Jugend erfreut haben, und die Sterne unseres spätern Lebens. Auf einer Höhe liegt das Gebet, denn schon der Katechismus, das Lesebuch für alle, sagt: „Das Gebet ist eine Erhebung des Gemüthes zu Gott“, ein Emporkommen aus der Tiefe in die Höhe. Auf einer Höhe liegen alle christlichen Tugenden: die Gottesliebe, die Geduld, die Sanftmuth, die Menschenliebe, die Herzensreinigkeit, und wie sie alle heißen. Die finden wir nicht in unserer Natur, die finden wir nicht, wenn wir uns gehen lassen, noch weniger, wenn wir uns fallen lassen, sondern die finden wir, wenn wir hinaufsteigen, wenn wir in die Höhe streben. Daher sagt der Heilige Geist: „Der Gerechte hat in seinem Herzen Aufsteigungen bereitet aus dem Thal der Thränen, denn er geht von Tugend zu Tugend“ [2]; also Aufsteigungen aus dem Thale, aus der

[1] Ps. 23, 3. Ebd. 83, 6—8.

Tiefe in die Höhe. Und das, Geliebte, schwebte schon den ersten Heiden, die es mit der Bedeutung des Lebens ernst nahmen, vor, daß das Leben ein Bergsteigen sei. Der heidnische Sokrates ging einmal mit einem Haufen Schüler durch die Straßen Athens; da trat ihm eine leichtfertige Dirne entgegen und sagte zu ihm: „Sokrates, du gibst dir viele Mühe, um diese Jünglinge zur Weisheit zu führen; im Augenblick will ich sie alle für mich gewinnen." Darauf antwortete Sokrates: „Darüber wundere ich mich nicht; meine Aufgabe ist schwer, ich führe die Menschen den Berg hinauf und du hinunter." Den Berg hinunter zu kommen, in den Abgrund zu gelangen, ist nicht schwer, da braucht man sich nur fallen zu lassen. — Am deutlichsten aber und mannigfaltigsten hat uns der dreieinige Gott in seinen Offenbarungen gezeigt, daß unser Leben ein Bergsteigen ist. Was anders hat uns der göttliche Vater in der Himmelsleiter gezeigt, die er Jakob vor Augen stellte, die in schwindelnde Höhe hinaufragte! Bei einer Leiter kann man nicht von der untersten Stufe zur obersten springen oder fliegen, man muß mühsam steigen, Schritt vor Schritt; nur so kommt man empor. Was anders wiederum hat uns Gott der Vater gezeigt, als er im Alten Testament die Arche Gottes mit ihren Gütern und Heiligthümern auf die Höhe des Berges tragen ließ, wie wir die Arche des Neuen Bundes, die allerseligste Jungfrau Maria, dort auf die Höhe getragen haben; was soll die Arche auf der Höhe anders sagen, als: Wollt ihr theilhaben an den Gütern, so müßt ihr Waller in die Höhe sein! Und wie der Vater, so hat es auch sein eingeborener Sohn, unser Heiland Jesus Christus, gezeigt, der zu Bethlehem auf einer Höhe geboren ward und damit uns sagte: Wenn ihr Antheil haben wollt an meiner Kirche, so müßt ihr Bergsteiger sein. So hat er auch die Bergpredigt von den acht Seligkeiten auf einer Höhe gehalten, und die Belohnungen, die er an sie geknüpft, gewissermaßen auf dieser Höhe niedergelegt und den Menschen gesagt: Wollt ihr sie haben, so gebt euch Mühe und steigt den Berg hinauf. Unser Herr und Heiland hat seine Verklärung auf Tabor gefeiert; nicht auf einer schönen Wiese, nicht auf einer bequemen Ebene, sondern auf der Spitze eines Berges, und er ruft uns allen zu: Wollt ihr eingehen in die Vervollkommnung des Lebens, dann steigt den Berg hinan. Als unser Herr und Heiland sterben wollte, da wurde auf Golgatha die Bergeshöhe der Sitz seines letzten Leidens, der Schauplatz seines Todes; dort auf der Höhe machte er sein Testament, dort vertheilte er seine letzten Güter, da gab er sein Gebet, seine Kleider, die allerseligste Jungfrau, sein Blut und sein Leben uns zum Geschenk und rief uns allen zu: Wollt ihr an meinem Testamente theilhaben, so steigt den Berg hinan und laßt euch die Mühe nicht verdrießen. Und dem Sohne schließt der Heilige Geist sich an, der immer in der Höhe erschienen, niemals in den Staub der Erde sich hinabließ, der als Taube

über den Wellen des Jordanstromes schwebte, der als lichte Wolke über Tabor stand und in der Gestalt feuriger Zungen über den Häuptern der Jünger und Jüngerinnen am Pfingstfeste erschien. Was will er damit anders sagen, als: Wenn ihr haben wollt die Gabe der Weisheit, des Rathes, der Erkenntniß, der Stärke, der Wissenschaft, der Gottseligkeit und der Furcht des Herrn, müßt ihr in die Höhe streben.

Aber, Geliebte, wir sind nicht allein dazu berufen, uns die großen Tugenden und Gaben zu nehmen, o nein, wir sind selbst dazu bestimmt, den höchsten Gipfel in der Höhe zu erreichen, wir sind bestimmt, unsern Gott dermaleinst selbst zu schauen und in dieser Anschauung ewige Seligkeit zu haben. Kann man sich eine höhere Höhe denken als die Anschauung des dreieinigen Gottes, der über allen Creaturen thront. Dahin sind wir berufen emporzukommen. Die Menschen klagen oft, sie kämen nicht empor, und sie wissen nicht, daß wir dazu berufen sind, die seligsten Emporkömmlinge zu sein. Es gibt auch irdische Emporkömmlinge, wie Papst Gregor der Große, — sein Vater war ein Zimmermann, und er wurde Papst; Sixtus V., — seine Eltern waren arme Hirten, und er wurde Papst; Piast war ein Bauer und wurde König von Polen. Aber wir alle sind berufen, Emporkömmlinge zu sein der edelsten Art, emporzukommen bis zu unserem Gott, ihn zu schauen und in ihm selig zu sein.

Wer wird hinaufsteigen zum Berge des Herrn? Gewiß wird niemand emporkommen, der bei seinem Bergsteigen den bequemen und trägen Schneckengang geht, der die Zeit des Lebens gering achtet, der sich verrechnet in der Höhe des Berges, und den die Nacht des Todes überfällt, ehe er ihn erreicht. Aber auch der Mensch mit den besten Schritten, mit dem größten Fleiße, wird aus sich diese Höhe nimmer erreichen, diese Höhe, zu der wir berufen sind, wir Emporkömmlinge dieser Erde, die wir in der Lehmgrube unser Stammhaus haben und doch in den Himmel kommen sollen. Diese Höhe können wir nur durch Gottes Hilfe erreichen, und Gott schickt seine Hilfe durch andere Geschöpfe, die er uns an die Seite gibt, die er uns zu Wegweisern und Tröstern macht. Solche Helfer sind die heiligen Engel, von denen geschrieben steht, daß sie uns auf den Händen tragen sollen, damit unser Fuß nicht an einen Stein stoße. Solche Helfer sind die Schutzengel, deren Feier wir am verflossenen Sonntag begingen. Die Helferin über alle Helfer aber ist die allerseligste Gottesmutter, die Königin der Engel; sie ist unser höchster Schutzengel, sie ist der Schutz der armen Menschheit hienieden. Was für einen größern Schutzengel haben wir als die heilige Mutterliebe! Und nun steht Maria nicht bloß droben, Maria harrt nicht bloß auf der Höhe in Friede und Seligkeit und winkt euch, sie steigt auch hernieder zum Fuße des Berges. Hier ist Mariahilf, und nicht allein das Bild dort oben, auch diese Kirche ist Marias Bild und stellt die allerseligste Jungfrau dar. Sagen wir

nicht in der Litanei: Du goldenes Haus? Dieses Haus ist ihr goldenes Haus. Aus weiter Ferne kann der Wanderer diese Kapelle sehen, und er bemerkt sie neben der Säule des Friedens und der Ruhe. Hier kann er Schutz finden vor der Sonnengluth und vor Regengüssen, hier kann der Wanderer rasten und sich wieder sammeln zu stillem Frieden und Gebete. Das alles stellt uns die allerseligste Jungfrau bildlich dar. Sie will mit ihrer Hilfe euch den Berg des Lebens hinaufleiten, sie will euch die Hand reichen, euch begleiten und sicher führen. Mariahilf heißt diese Stelle, und ich freue mich dessen aus ganzem Herzen. Ich möchte frohlocken und die Hände zusammenschlagen, daß jetzt auch in unserer heiligen Stadt Trier ein Mariahilf steht.

Ihr sagt: hier ist Mariahilf, und aus dem Gebäude schallt es nun: Helft auch ihr, ihr Erdenpilger, helft; das Gebäude sagt: Trier hilf, Bisthum hilf! Denn was kann euch die dargestreckte Hand Mariä helfen, wenn ihr sie nicht ergreift; was helfen euch Mariä Fußstapfen, wenn ihr nicht eintretet in diese Fußstapfen. Maria streckt euch die Hand entgegen: so ergreifet diese Hand; die Hand eurer Seele ist die Liebe. Wenn ihr Mariä Hand ergreifen wollt, so müßt ihr ihre Tugenden nachahmen: Liebe, Demuth, Sanftmuth, Nächstenliebe, Starkmuth, Herzensreinigkeit. Wenn ihr wollt das eine fassen, müßt ihr auch das Gegentheil lassen.

Und so flehe ich denn zu Gott, daß dieser Grund- und Eckstein eine Stufe werde zum Throne Mariä für alle Erdenpilger, die vorbeiwallen und zu dem hehren Standbilde hinaufziehen; ich flehe zu Gott, daß, wie hier dieser Grund- und Eckstein die Mauern vereinigt, durch Gottes Gnade sich beides verbinden möge, Marias helfende Hand und eure mitwirkende Hand. Amen.

# Register.

„Eberhards Predigtwerk ist wohl jene homiletische Erscheinung der Neuzeit, aus der man am meisten lernen kann. Es bietet — darin liegt sein Vorzug — nicht für jeden Prediger und jede Kanzel fertig zubereitete Reden, aber einen Reichthum gediegenen homiletischen Stoffes, ein homiletisches Kapital, das dem zufällt und Zinsen trägt, der das Werk studirt; es bewegt sich in einer Form, die ihm keiner nachsprechen kann, und doch ist es eine hohe Schule homiletischer Sprache. . . Die Eintheilungen und Beweisführungen sind scharfsinnig und solid, die Gedankenentwicklung bei aller Tiefe von lichtheller Klarheit, die Schilderungen durchhaucht von kräftiger, gesunder Poesie. . . Eberhard ist in allem neu und originell; was er uns bietet, bietet er aus der Tiefe seiner Seele; er hat die christliche Lehre sich so innerlich angeeignet, und die Heilige Schrift so in sich aufgenommen, daß er die Schätze beider aus seinem Eigenthum uns mittheilen kann. . . Vor allem begrüßen wir Eberhard als den nebst Förster einzigen ausgezeichneten Vertreter der Homilie. In seinen Predigten über die Bücher Mosis liefert er ein Muster, wie heute noch ganze Bücher der Heiligen Schrift ihrem Hauptgehalte nach dem Volke vorgeführt werden könnten. Seine Exegese und Verwerthung der Heiligen Schrift kann man nicht ohne höchsten Genuß lesen; sie erschließt den Geist der Heiligen Schrift gründlicher als manche gelehrte Exegese. . ."

(Prof. Dr. Keppler in der „Literar. Rundschau" 1882. Nr. 17.)

„. . . Man hat mit Recht den Verfasser ‚den Fürsten der deutschen Prediger der Neuzeit' genannt. Nirgends haben wir solch eine Fülle von profanem und geistlichem Wissen, solch eine Begeisterung, solch eine schöne, fließende und immer lebendige Sprache gefunden. Mit Freude kehrt man immer wieder zum Studium dieser reichhaltigen Bände, besonders der Vorträge über die Bücher Mosis, zurück. . ."

(Ecclesiasticum Argentinense [Straßburger Diöcesanblatt]. 1894. Nr. 2.)

„. . . Erfreulich ist es, daß innerhalb zehn Jahren die zweite Auflage dieser ‚Kanzel-Vorträge' nothwendig geworden ist, wie es unser besonderer Wunsch wäre, daß eine Empfehlung an dieser Stelle dazu beitragen möchte, dem schätzenswerthen Werke immer weitere Kreise zu eröffnen. Es sind ja hier nicht allein die Gedanken, welche dem Prediger den reichsten Predigtstoff bieten, sondern die vornehme Ruhe der Entwicklung, die Tiefe der Wissenschaft, die vorzügliche Behandlung der Heiligen Schrift, die Klarheit und oratorische Feinheit des Ausdrucks, die Wärme der Darstellung geben auch dem Inhalte eine äußere Formvollendung, welche die Vorträge zweifellos den Musterpredigten für die deutsche Kanzel einreihen und zum Predigtstudium in hervorragender Weise geeignet machen. . ."

(Pastoralblatt. Köln 1891. Nr. 12.)

„Wenn über Kanzelberedsamkeit die Sprache geht, wird unter den deutschen Vertretern derselben Bischof Eberhard von Trier immer mit Auszeichnung genannt werden. Er redet aus der Fülle eines Herzens, in welchem begeisterte Liebe zu Gott und der Kirche wohnt, und mit der Kraft eines Geistes, der tief in die heiligen Wissenschaften und in die Schätze der Heiligen Schrift eingedrungen ist. Natürlich kann ein Prediger die herrlichen Vorträge des Kirchenfürsten nicht so halten, wie sie sind; aber er findet reiche Ausbeute, glänzende Beweisführung, malerische und anschauliche Form, staunenswerthe Verwendung der biblischen Stellen u. s. w. . ."

(Prediger u. Katechet. Regensburg 1891. 5. Heft.)

P. Nisius S. J. bezeichnet in der „Zeitschrift für katholische Theologie" (1890 Seite 762) die Homilien und Predigten des seligen Bischofs Eberhard als das Schönste, was die neuere Kanzelberedsamkeit hervorgebracht hat.